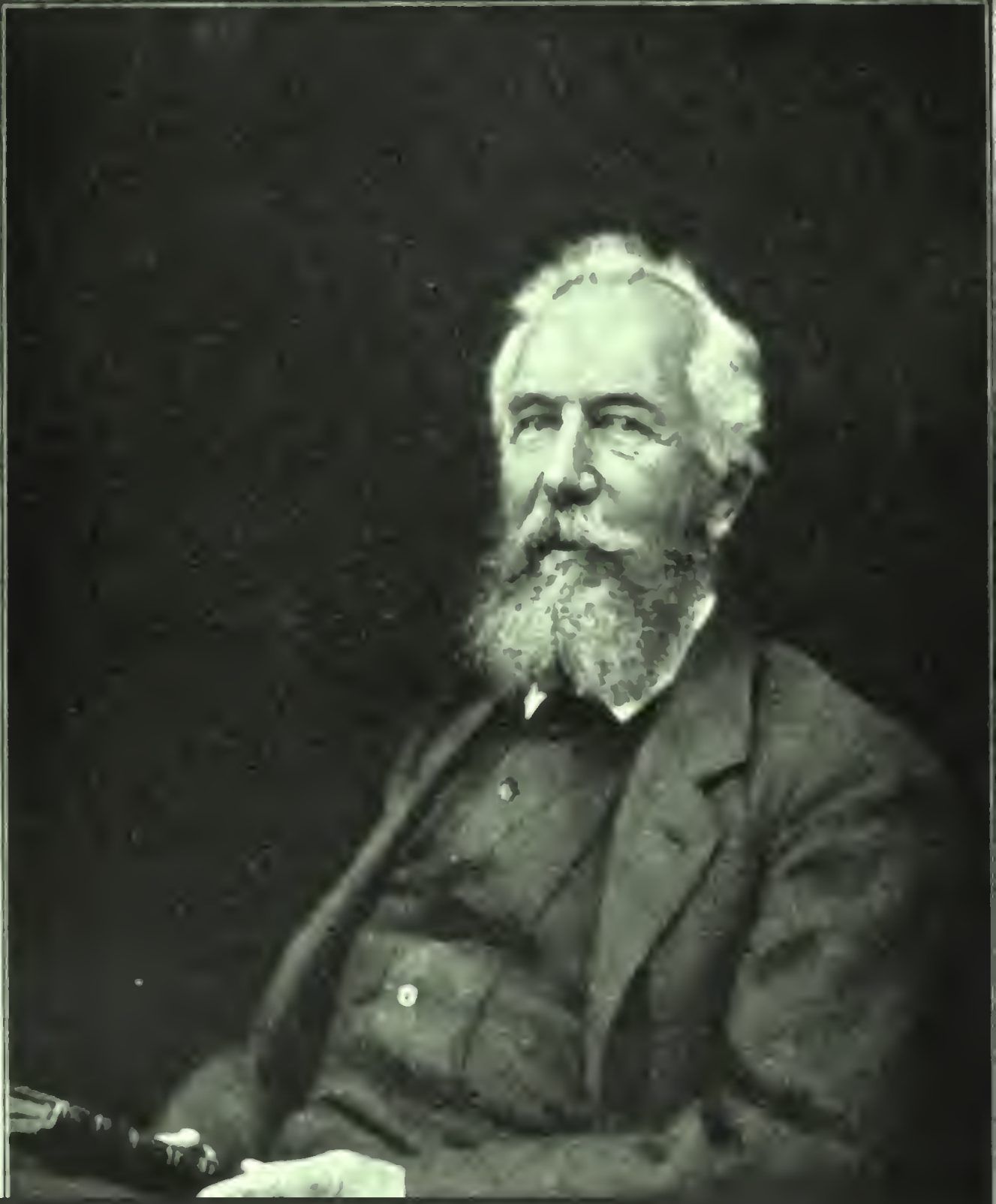


Die Gesellschaft

AP30
.G4
v.15
pt.3

Juliane Déry.

Digitized by Google

Die Gesellschaft.

Halbmonatsschrift

für

Litteratur, Kunst und Sozialpolitik.

Herausgegeben

von

M. G. Conrad und **L. Jacobowski.**

XV. Jahrgang. — 1899.

Band III.

INDIANA UNIVERSITY

Minden i. W. und Leipzig.

Verlag der „Gesellschaft"

F. C. C. Bruns.

310153

AP30
.G4
v.15
pt.3

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARY

Gedruckt bei J. C. C. Bruns, Minden in Westf.

A.L.F. (German)

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

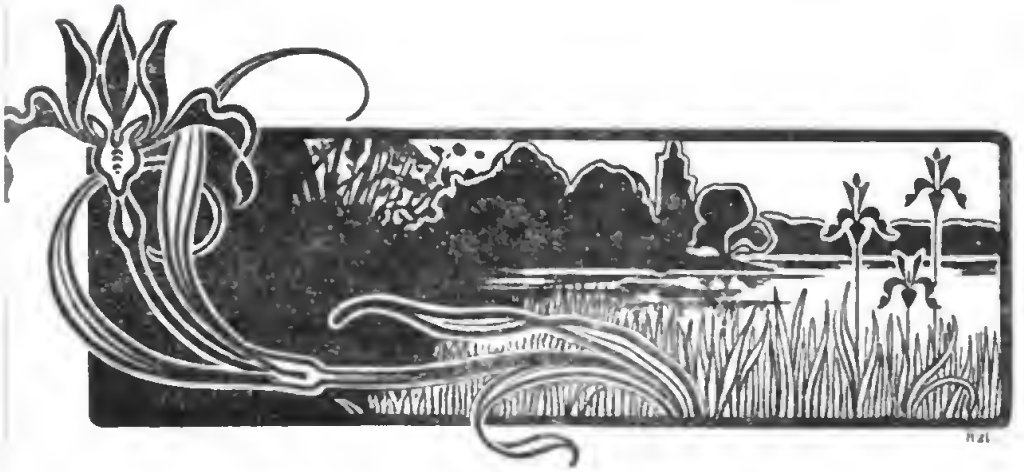
Auf die Mensur! 282, 426
Benzmann, Hans, Prager Dichter 95
Büchertisch 74, 147, 216, 284, 359, 425
Cable, G. W., 'Tite Poulette 186, 255, 304
Cavalotti, Felice, Weiße Rosen 176, 234
Chochlitz, Venus auf Reisen 110
Chrlstaller, Ein Beitrag zur Metaphysik der Geschlechtsliebe 149
Conrad, M. G., Als Kongressist in Italien 1
" " " Deutsche Kultur 77
" " " Goethe 217
Conradi, Herm., „Ich habe einheizen lassen" 132
Dauthendey, Elisabeth, Zwischen den Gärten 314
Déry, Julianе, Welthochzeit 21
Deutsche Lyrik (mit Beiträgen v. Boelitz, Braungart, Eck, A. Falkenberg, O. Falckenberg, Faktor, Greiner, Hagenauer, Hartmann, Heine, Lamprecht, Lange, Lasker-Schüler, Morgenstern, Öhquist, Pichler, Renner, Rilke, Runtemund, Rüthnlng, Schaukal, Scheerbart, Schüll, Schlaikjer, Schmitz, Scholz, Stöber, Trager, Trlepel, Trojan, Voigt, Walde, Witkop) 46, 92, 174, 243, 311, 381
Goehre, Paul, Rätsel hinter dem Tode 32
Gystrow, Ernst, Der Katholizismus und die moderne Dichtung 154, 263, 339
Heine, Anselm, Ein Passionsspiel im Norden 285
Jacobowski, Ludwig, Primitive Erzählungskunst 9
Kritik: Das Brockhaus-Lexikon: 420; Dichter und Kritiker: 215; Essays: 66, 143, 419; Frauenfrage: 207; Eine Goethe-Umfrage: 352; Kunstpflege: 144, 356; Kunstpolizei: 359; Litteraturgeschichte: 67, 205, 356; Lyrik: 141, 202, 272, 418; Musiklitteratur: 277; Philosophie: 64; Romane: 62, 203, 273; Vermischtes: 423; Weltgeschichte: 274; Deutsche Litteratur im Auslande: 357, 424; Englische Litteratur: 145; Französische Litteratur: 69, 357; Japanische Litteratur: 70; Nordische Schein-

Seite

größen: 423; Giebt es eine österreichische Litteratur?: 213; Spanische Litteratur: 209
Kunstbriefe (Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Leipzig, München) 58, 136, 194, 268, 346, 415
Lublinski, S., Der Liberalismus und die moderne Litteratur 81
Lyrik des Auslandes (mit Beiträgen v. Brandes, Macterlinck, Obuchowetz, Verlaine; Ungarische Volkslieder) 56, 109, 192, 321
Macasy, Gustav, Die Frau Direktor 324, 388
Maupassant, Guy de, Ein Sohn 36
Messer, Max, John Henry Mackay und die moderne Lyrik 374
Multatuli, Urgeschichte der Autorität 168, 248
Neruda, Jan, Er war ein Lump 125
Poe, Edgar, Morella 383
Schlaf, Johannes, Herbstgefühl 31
Steiner, Rudolf, Haeckel und seine Gegner 222, 291, 361
Tissot, Ernest, Henry Becque 49
Voigt, Helene, Gedichte 166
Wertheimer, Paul, Gedichte 28

Porträts:

Juliane Déry.
Ernst Haeckel.
John Henry Mackay.



Band III. * 1899. * Heft 1.

Als Kongreßfisk in Italien.

Von Michael Georg Conrad.
(z. B. Karlsbad.)

Der Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein hat mir die Ehre erwiesen, mich als Delegierten zu dem internationalen Journalisten-Kongreß abzuordnen, der in den ersten Aprilwochen dieses Jahres in Rom tagte. Bei meiner Ernennung ging der Verein wohl hauptsächlich von der Erwägung aus, daß ich als alter internationaler Kongreß-Praktiker nicht nur die Kongreßgeschäfte verstehe, sondern auch die französische Kongreßsprache beherrsche, was, in Verbindung mit meiner intimen Kenntnis des Italienischen, die ich durch einen siebenjährigen Aufenthalt im Lande selbst erworben, volle Gewähr für fruchtbare Teilnahme am römischen Kongresse biete.

In der That habe ich in meinen jungen Jahren wacker auf internationalen Zusammenkünften mitgethan und selbst bei schwierigeren Verhandlungen meinen Mann gestellt. Bei dem ersten internationalen Preßkongreß zu Paris, wo unter dem Ehrenvorsitze Viktor Hugos im Jahre 1878 die Association littéraire begründet wurde, war ich dabei und blieb dann jahrelang Vorstandschafts-Mitglied dieser noch heute mehr oder weniger blühenden „Association“. Auf dem zunächst folgenden Kongreß in London that ich mit und auf dem Kongreß in

Lissabon 1880 nahm ich als Vizepräsident an der Leitung teil und führte an Stelle des erkrankten Präsidenten Ulbach am zweiten Verhandlungstag den Vorsitz. Im Jahre 1883 besuchte ich zum erstenmal einen deutschen Schriftstellertag (zu Darmstadt), um dort mit feuriger Zunge das Evangelium der Jüngstdeutschen in die verduzte Versammlung zu werfen, an deren Spitze die feierlichen Litteraturgötter der Bourgeoisie: Bodenstedt, Roquette, Wichert u. s. w. erhaben thronten.

Dann brach die große Kampfeszeit der neuen Litteratur mit der Gründung der „Gesellschaft" an. Gleich den alttestamentlichen Juden beim zweiten Tempelbau mußten wir Jüngst- oder Gründeutschen, wie uns die liebe, alte Kollegenschaft titulierte, in der einen Hand das Schwert führen, um uns der Gegner zu erwehren, in der andern Hand die Kelle, um der Bundeslade der neuen Kunst und Dichtung eine sichere Heimstätte zu erbauen. Erst im Jahre 1894 fand ich wieder Zeit und Lust, mir einen deutschen Schriftstellertag zu besehen — es war der sehr glänzende und vergnügliche in der kaiserlich deutschen Republik Hamburg. Bei der Festtafel brachte ich einen Trinkspruch auf die edlen, kunstfördernden Pfefferſäcke aus, der heute noch manchem lustig im Ohre klingen soll.

Und nun 1899 als internationaler Preßkongressist in Italien, als Delegierter des Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins.

Ich bestieg den Schnellzug in München mittags halb zwölf und kam am nächsten Tag um halb zwei nach Rom. Keinerlei Bädeker im Reisesack, nicht einmal einen Eisenbahnfahrplan, aber zu einem Band Nietzsche ein kleines Neues Testament, das ich mir einst auf der Wartburg erworben, einige Bände italienischer Lieblingsautoren und das Kongreßprogramm — und das Nötigste: eine Anzahl deutscher Reichsbanknoten und reichliches Kleingeld in der Westentasche, damit nicht gleich am ersten italienischen Tage das Portemonnaie von dem ewigen Auf- und Zuklappen aus den Fugen geht. Die Linke soll wissen, was die Rechte thut, aber sie soll den Mund dazu halten und nicht über jeden Soldo raisonnieren, der der Armut, und über jede Lira, die irgend einem Vergnügen geopfert wird.

Durch das sabbathstille, glaubenseinige Land Tirol ging's wie im Traum, in Ala schmeckte ein gutes Abendbrot, und am nächsten Morgen früh sieben ein vorzügliches Frühstück am Bahnhof in Florenz. Dann zwischen Sonnenlächeln und Regenschauer durch das liebliche Umbrien und Erinnerungsgrüße getauscht mit den herrlichen Eichenhainen am trasimenischen See. Nicht zu vergessen einen schlanken Fiasko gol-

digen Rebenſaftes in Orvieto, Lieblingswein unſeres teuren Meiſters Arnold Böcklin. Mehrere Kongreſſiſten im Zuge lüpfen ihre Tarnkappe und ſtellen ſich mit den üblichen Phraſen vor. Die etwas monotone Fahrt durch die Marken wird mit klugen Geſprächen gekürzt. Die erſten, monumentalen Ruinen tauchen dunkel aus der grünen Landſchaft auf, der Gürtel einer koloſſalen Stadtmauer erſcheint in Bruchſtücken, der Regen legt ſeine grauen Schleier darüber — der Zug raſſelt in den römiſchen Bahnhof.

Zwiſchen Bergen von Gepäckſtücken arbeitet man ſich hinein in die drangvolle Enge des Wohnungsbüreaus. Drei nervöſe Herren an einem ſchmalen Tiſche ſind dem Anſturm kaum gewachſen. Der Hauptmacher ſucht ſich durch pikierte, zum Teil grobe Redensarten zu behaupten. Endlich komme ich an die Reihe.

Einer der Dreien: „Ah, der Conrad!“ Ich erkenne in ihm den Doktor Zacher von der Frankfurter Zeitung mit Vergnügen wieder und nicke ihm zu.

Der Hauptmacher: „Haben Sie telegraphiert?“

Ich: „Nein. Wozu telegraphieren? Ich wußte nicht —“

Der Hauptmacher mich unterbrechend: „Sie hätten telegraphieren ſollen. Wir haben Ihnen das Aviſo geſchickt, warum haben Sie's nicht gethan?“

„Ich habe nichts erhalten. Übrigens bin ich kein Neuling in Rom, wenn Sie nichts für mich bereit haben, finde ich mich allein durch.“

Der Hauptmacher, in Liſten und Stößen von Karten wühlend: „Sie haben gut reden, jetzt iſt in Rom alles überfüllt. Verſtehen Sie?“

Ein anderer von den Dreien: „Im Albergo Ceſari —“

„Gut,“ falle ich ein, „geben Sie mir Ceſari, da hab' ich früher wiederholt gewohnt, der Padrone iſt mein Freund — ein Zimmer zu modeſtem Preis, ich mache keine Anſprüche.“

Der Hauptmacher, Grobian aus Nervoſität: „Sie wollen's vielleicht umſonſt haben?“

Ich fixiere ihn: „Wer ſagt das?“

Doktor Zacher, müde an ſeiner Zigarette kauend, notiert Albergo Ceſari.

Der Hauptmacher: „Sie zahlen vier Lire.“

Ich entferne mich mit meinem Quartierzettel, ſchweigend. Das war mein Empfang als Kongreſſiſt am römiſchen Bahnhof. Nicht ſehr erfreulich, wie man ſieht.

Später habe ich's bei verſchiedenen Gelegenheiten beobachtet: das

Organisieren ist die starke Seite der Italiener nicht mehr, noch weniger das zähe Aushalten und Durcharbeiten oder gar die höfliche Ruhe im Drang der Geschäfte. Doch will ich nicht verschweigen, daß ich einmal von einem Ausschußmitglied des Vereins „Berliner Presse", als ich mir eine Karte zum Philharmonie-Ball holte, auch nicht sehr manierlich behandelt worden bin. Die Nervosität war dort anderer Art: Nervosität der kalten Schnauze.

Am Abend Empfang in den Prunksälen des Palazzo Wedekind, dem Vereinssitz der italienischen Journalisten. Kurze, kräftige Begrüßungsrede durch den Senator Bonfadini im Namen der italienischen Kollegen. Üppiges Büffet, Champagner in Strömen. Eine große Zahl deutscher Kongreßsisten sucht sich zu gruppieren, findet aber kein deutsches Ausschußmitglied, keins von unsern großen dirigierenden Kongreßtieren. Losung: Morgen früh Vorbesprechung der Deutschen im Grandhotel am Korso, behufs Einigung über die Wahl zum Ausschuß. Bis dahin kümmert sich kein Deutscher mehr um den andern. Jeder geht seinen eigenen Weg. Die übrigen Nationalitäten halten sich geschlossen oder wenigstens in größeren Gruppen.

Früh nach neun bin ich im Grand Hotel. Der Saal wimmelt von Landsleuten, Herren und Damen. Kennzeichen des Deutschen nach einem französischen Bonmot: Er reist immer mit seiner Schwiegermutter. Ich bin leider ohne Schwiegermutter. Ich halte mich still im Hintergrunde. Ich höre eine kurze Rede mit dünner, kreischender Stimme, von irgend jemand, den ich nicht kenne. Es ist jedenfalls eins von den großen, deutschen Kongreßtieren, nach dem Beifall zu schließen. Dann folgt polnischer Reichstag. Nach einer Weile etwas Ordnung: Namen werden vorgeschlagen und abgelehnt. Andere vorgeschlagen und angenommen. Akklamation. Die Sache ist erledigt. Alles drängt zum Ausgang. Das nennt man Vorbesprechung. Von irgend einer Stellungnahme zu den Kongreßgegenständen selbst, Nominierung von Rednern zur Tagesordnung, Beschlußfassung über etwaige Anträge — keine Spur.

Sofort begann die erste Sitzung im Palazzo Wedekind. Ich eilte hin: der Saal füllte sich rasch. Man merkt, Franzosen und Italiener sind in der Überzahl. Ungarn, Rumänier, Spanier, Portugiesen und verwandte Völkerschaften halten sich zu den Franzosen, die ihre Häuptlinge und Wortführer mit Aplomb vorschieben. Germanen tauchen da und dort auf. Vereinzelt Skandinaven, Engländer, Amerikaner. Einige Norddeutsche rücken zusammen. Ich trete hinzu. Ein

Berliner Chefredakteur sagt mir: „Wissen Sie, daß ich Sie in den Ausschuß vorgeschlagen habe? Aber man wollte keinen Belletristen. Ich ging fest für Sie ins Zeug, mit guten Gründen. Nein, hieß es, einen Süddeutschen schon, aber nicht den Conrad, der ist kein Journalist, ein wirklicher politischer Tagesschriftsteller muß es sein. Und da nahm man den Redakteur der Augsburger Abendzeitung. Sehen Sie, so sind diese Leute. Es ist nichts zu machen."

Inzwischen nehmen die vorbereitenden Verhandlungen ihren Gang. Ein Redner löst den anderen ab. Man versteht nur mit Mühe in dem allgemeinen Geräusch. Ein anderer Berliner Kongreßfist, einer von der Feuilleton-Sparte, begrüßt mich: „Na, Conrad, Sie wollen gewiß auch loslegen?" — „Warum nicht, wenn mich ein Punkt der Tagesordnung interessiert?" — „Na, hören Sie, das können Sie sich sparen, der Doktor Kastan vom Berliner Mosseblatt spricht für uns alle, der ist geladen bis daherauf."

Ein „Ah" der Bewunderung durchbraust den Saal: Catulle Mendez mit Frau Gemahlin aus Paris schreitet herein. Madame ist ein auffallend schönes Weib, in sensationeller Toilette. Monsieur lächelt süß und selbstbewußt, sieht aber alt und mitgenommen aus. Ich kannte ihn noch in seiner Sünden Maienblüte. Seine jetzige Frau hat er erst vor kurzem geheiratet, höre ich. Zu meiner Zeit in Paris, anfangs der achtziger Jahre, war ihm seine erste Gattin, die stolze Tochter Teophile Gautiers, trutzig davongegangen. Aber Catulle ist Catulle und die Kongreß-Franzosen werden nicht müde, ihn in Rom zur allgemeinen Bewunderung herumzureichen. Une des gloires de notre France!

In einer Fensternische sehe ich Hermann Bahr. Ich gehe zu ihm hinüber: „Grüßgott, alter Freund, wie gefällt Dir's?" — „Ich will's abwarten."

An der hinteren Saalthür ruht tief in den Polstern eines niedrigen Fauteuils Max Halbe. Meine Freude ist groß. „Du hier, Max? Ich wußte gar nicht —" — „Ja, ich bin mit meiner Frau und Neumann-Hofer schon einige Zeit hier, das heißt in Italien. Sag Du, Michel Georg, ist das der Kongreß da drin, die schreienden Menschen? Was wollen denn die Leute?" — „Sie beten gerade Catulle Mendez an." — „Ach, du lieber Himmel, laß uns doch zum Vatikan hinübergehen und den Papst grüßen." — „Geduld, das kommt alles noch." Wir stecken uns im Vorsaal etwas Rauchbares an und treten auf die

Veranda hinaus. Der Kolonna-Platz mit seiner mächtigen antiken Säule leuchtet im Sonnenglanz, der Brunnen rauscht. Gute Wetterzeichen.

Wir besprechen das Programm. Abends ist großer Empfang im internationalen Künstlerverein, morgen große Sache auf dem Kapitol mit dem König, dann mit dem Municipio, elektrische Beleuchtung der Venus und der übrigen Gottheiten, dazwischen ein wenig Kongreß, dann Festvorstellung im Costanze-Theater mit der Bellincioni, dann wieder etwas Kongreß, hierauf in den Kaiserpalästen auf dem Palatin großer Schmaus mit dem Unterrichtsminister Baccelli und lateinischen Tafelreden, dann wieder etwas Kongreß, diesmal Schluß, abends Monstrebankett im Kunstausstellungspalast, dann Ausflug in die Albanerberge, nach Frascati, nach Neapel, nach Sizilien — weiß Gott, wohin noch. Und überall Bankette. Warum sagen wir noch Kongreßsisten? Sagen wir doch gleich Bankettisten!

Und das verlief nun auch so. Man kam aus dem Frack und der Schmauserei und der Komödie der Nichtigkeiten gar nicht mehr heraus. Ist das der Zweck internationaler Journalisten-Kongresse, sich von Kochkünstlern, Kellermeistern und Festtafelschwätzern beschwipsen und beschwindeln zu lassen? Aber wer waren denn auch die Journalisten, die gastlich hier zusammen kamen? Waren es wirklich die führenden Geister der europäischen und amerikanischen Presse? Die vornehmsten und einflußreichsten Vertreter des Zeitungsgewerbes? Gewiß, von den Italienern waren die hervorragendsten Spitzen anwesend. Aber schon die Franzosen vermochten nicht mit der ersten Garnitur aus ihrer journalistischen Geistesschatzkammer aufzuwarten. Und die Deutschen? — Bei den Banketten, die stets reichlich ihr halbes Tausend Tischgenossen aufwiesen, gab es natürlich regelrecht eine erhöhte, prunkvolle „Ehrentafel" von kolossaler Ausdehnung, um all die Zelebritäten unterzubringen mit Kind und Kegel. Wer von den Deutschen an diesen Prunktafeln saß, will ich natürlich nicht verraten, damit nicht irgend ein gutmütiger, bescheidener Kollege daheim für seine ausländischen Kongreß-Ehren in den Verdacht des Größenwahns komme. Aber darauf brauche ich wohl keinen Eid abzulegen, daß wir — Belletristen (Max Halbe, Hermann Bahr und tutti quanti) sowenig des Vorzugs genossen, an die Ehrentafel der internationalen Presse geladen zu werden, wie unsere ausgezeichneten Publizisten und Gelehrten, die als schlichte „Korrespondenten" oder „Vertreter" unserer großen und reichen Zeitungen in Italien eine höchst wertvolle Thätigkeit entfalten und den

deutschen Geist im Auslande aufs würdigste repräsentieren: sie sind ja doch auch nur, um ein berühmtes Kaiserwort zu gebrauchen, „Handlanger", die in offizieller Schätzung hinter dem Chefredakteur des Schöppenstedter Lokalanzeigers oder dem Verleger des Pyritzer Intelligenzblattes rangieren.

Interessant wäre es aber doch, zu wissen, wer bei diesen internationalen Ehrentafeln die Liste der zu Bevorzugenden für die deutschen Teilnehmer entworfen hat — und wer sie in Zukunft entwerfen wird. Ebenso, wer die Sitzordnung bei den Festvorstellungen in den Theatern bestimmt. In Italien kam es vor, daß z. B. so eminente deutsche Theatermenschen wie Max Halbe und Otto Neumann-Hofer so schlechte Plätze zuerteilt erhielten, daß beide auf den Besuch überhaupt verzichteten, während die Ehrenplätze von den Schöppenstedter und Pyritzer Kollegen (ich fingiere, nomina odiosa) dekoriert wurden. Die Italiener trifft keine Schuld, sie sind meist naiv unwissend über Wert und Bedeutung der Gäste, die aus nichtfranzösischen Ländern zu ihnen kommen, und mit den Franzosen thun sie sich leicht: sie verehren in jedem in Bausch und Bogen einen überlegenen Halbgott. Bekamen aber meine belletristischen Freunde schlechte Theaterplätze, so ging mir's einmal noch übler — ich bekam überhaupt keinen, obgleich ich mich rechtzeitig gemeldet und legitimiert hatte. (Es war bei der Festoper in Venedig zu Ehren der internationalen Kongreßfisten und Kunstausstellen!) Eine ähnliche Erfahrung machte ich mit dem Ausflug nach Sizilien. Ich war vor 21 Jahren zum letztenmal dort und hätte sie gern wiedergesehen, die unvergleichlich interessante Insel, ich hätte auch eine Studie über sie geschrieben, mein Thema stand schon fest. Als ich mich melden wollte, hieß es, die Liste sei geschlossen und die Deutschen bereits im Besitz der auf sie entfallenden Kartenzahl. Schöppenstedt und Pyritz aber hatten ihre Vertreter sicher nach Sizilien imbarkiert. Ich frage wieder: Wer regelt das, wer siebt die Namen?

Aus der Reihe der Ehrengäste an den Prunktafeln erhoben sich auch die Tafelredner für die einzelnen Länder. War Deutschland in diesem Punkt nicht ergiebig und glänzend genug repräsentiert, so ist es jedenfalls nicht die Schuld derjenigen Kongreßfisten, die, obwohl sie der Zunge mächtig, von ihren im Ausschusse dirigierenden Landsleuten, den großen Kongreßtieren, geflissentlich ignoriert wurden. Wo es Ehrentafeln giebt, kann ein Mann der Feder und des Wortes, der sich respektiert, nicht aus einer beliebigen Saalecke oder von einem Katzentischchen aus sich als Redner melden. Der Vorwurf der Aufdringlich-

keit würde mit Recht von den Inhabern der Ehrentafeln gegen ihn erhoben werden können.

Ich verweile ſo lange bei dieſem Gegenſtande, weil er, trotz ſeiner ſcheinbaren Nichtigkeit, kennzeichnend für die Auffaſſung iſt, welche noch in der deutſchen Schriftſtellerwelt hinſichtlich der Solidarität ihrer Berufsintereſſen und der Wahrung der nationalen Ehre gegenüber den Ausländern herrſchend zu ſein ſcheint, genau wie zur Zeit der ſeligen Kleinſtaaterei und Krähwinkelei. Fürs erſte. Und zum Zweiten, weil er erklären hilft, wie die Franzoſen in Rom die Stirn haben konnten, am Schluſſe der Verhandlungen coram publico zu erklären: die internationalen Journaliſten-Kongreſſe exiſtierten, damit der romaniſche Geiſt ſeine Überlegenheit erweiſe und die ihm in der Welt gebührende erſte Stelle befeſtige — und ein deutſches Mitglied vom großen Kongreßausſchuß beklatſchte dieſes anmaßende Diktum des obſkuren franzöſiſchen Federviehs, das allerdings ein ſtarkes Gewicht in die Wage zu legen vermochte: das Bewußtſein ſeiner nationalen Bedeutung und Würde und den unerſchütterlichen Optimismus einer wie Stein und Stahl zuſammenhaltenden landsmannſchaftlichen Kameradſchaftlichkeit.

Als ich den erſten Vorſitzenden der deutſchen Abteilung gelegentlich unter vier Augen über dieſe Kongreßſchluß-Apotheoſe interpellierte und die Bemerkung machte: „Na, mein Lieber, das war ein ſtarkes Stück und für gewiſſe Leute ein blamables obendrein!“ da kreiſchte er mich an: „Ich muß bitten, wenn ich Sie anhören ſoll, daß Sie ſich wenigſtens in parlamentariſchen Formen bewegen!“

Ich notiere das zur Geſchichte der Deutſchen auf internationalen Kongreſſen am Ausgange des Jahrhunderts.

Primitive Erzählungskunst.

Aus einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie.[1])

Von Dr. Ludwig Jacobowski.
(Berlin.)

So lange die Urlyrik des primitiven Menschen, d. h. jenes Individuums, dessen Kulturstufe niedriger war als die der jetzt bekannten, tiefstehenden Völkerstämme Afrikas, Australiens und Südamerikas, nur aus einer fast reflektorisch erfolgenden Umwertung der Lust- und Unlustmomente in Laute und Lautreihen bestand, erfolgte sie spontan und ohne Rücksicht auf ein Publikum. Erst als diese Anfänge der Lyrik die Tendenz hatten, auf ein zweites Individuum einzuwirken, sei es, um es herbeizulocken, sei es, sein Gefallen zu erwecken oder es zu warnen ꝛc., haben wir die ersten Keime zu einer epischen Poesie.[2]) Lyrische Poesie im reinsten Sinne bedarf keines Publikums. Ihr geht es wie der primitiven Musik. Es giebt noch heute nicht wenig Stämme, deren Individuen sich damit vergnügen, eintönig, für sich allein, zum Klang eines unendlich einfachen Saiteninstrumentes, ein oder wenige Worte zu singen und diese naive Übung stundenlang fortzusetzen.

Es ist klar, daß die reinlyrische Poesie in ihren Anfängen nur wenig Variationen hatte. Der Gemütsinhalt des Naturmenschen ist von seinen Bedürfnissen und Erlebnissen abhängig, und so lange sich diese fern von dem Einfluß der Kultur zivilisierterer Nationen bethätigen, ist der Kreis der inneren Vorgänge bescheiden und eng und zeigt

---

[1]) Vgl. meine Studien: a. Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie. Dresden, 1890. 8°. 141 S. — b. Märchen und Fabeln der Basuto-Neger. Beilage zur Münch. Allg. Ztg. 11. März 1896. — c. Arabische Volkspoesie in Nordafrika. Beilage der Voss. Ztg. 10. März 1895. — d. e. f. Geschichten und Lieder der Afrikaner. Magazin für Litteratur, 1896. Nr. 30; Münchn. N. Nachr. 24. Juli 1896; Beilage der Voss. Ztg. 11. Okt. 1896. — g. Das Weib in der Poesie der Hottentotten. Globus. Bd. 70. 1896. Nr. 11 ꝛc. ꝛc.

[2]) S. „Anfänge der Poesie". Dresden 1890. S. 119 ff.

faſt gar keine Veränderung. Dazu kommt, daß das Seelenleben mit einem Schatz von Erinnerungen operiert, den es im Laufe von Jahren angeſammelt hat. Primitive Stämme haben aber ein ſehr ſchlechtes Gedächtnis. Wo keine Kultur iſt, iſt auch keine zu erben; wo keine Erlebniſſe ſind, ſind auch keine Erinnerungen feſtzuhalten. So kommt es, daß einfache Stämme weder wiſſen, was ſie vor Jahr und Tag erlebt, noch ſich Gedanken machen, was der morgige Tag bringen wird. Daher beiſpielsweiſe ihre faſt tieriſche Art, bei Nahrungsüberfluß ſo viel zu eſſen, daß ſie ſich nicht rühren können, ohne ſich Gedanken zu machen, ob ſie nicht morgen wieder Hunger leiden werden.

Man erkennt, daß der Gemütsinhalt des Naturmenſchen, weil er an geſtern wenig und an morgen gar nicht denkt, nur von den kleinen Erlebniſſen des Augenblicks bewegt wird. Seine Lyrik iſt daher von mehr als einfacher Eintönigkeit. Aber ſie gewinnt im Augenblick einen unendlich weiteren Rahmen, wenn ſie die Tendenz hat, ſich jemandem mitzuteilen, d. h. ein Publikum zu gewinnen.

Die Tierwelt bietet eine analoge Erſcheinung dazu. Der Hund hat ſeit ſeiner Domeſtikation in wenigſtens vier bis fünf verſchiedenen Tönen bellen gelernt.[1]) Der Wille, ſich mitzuteilen, hat dieſe Funktion in ihm ausgebildet. Ähnlich iſt es mit den Vögeln. Die Arten, die Singvermögen beſitzen, äußern und gebrauchen dieſes ſpontan. Aber die Lockrufe und der eigentliche Geſang iſt erſt das Ergebnis oft monatelanger Erziehung ſeitens der geſangskundigen Eltern oder Pflegeeltern.[2])

Bei der Entwicklung der Sprache iſt, wie Prof. Whitney richtig bemerkt,[3]) der Trieb der Mitteilung zwiſchen den Menſchen die lebendige Kraft, die bewußt oder unbewußt thätig iſt. Für die Poeſie und ihre Entwicklung hat dieſer Trieb der Mitteilung eine unendliche Bedeutung. Er iſt nicht nur die Urſache, daß die reine Lyrik einen größeren Kreis gewinnt, in dem ſie wirken kann, ſondern der Erzeuger der Erzählungskunſt und in weiterer Hinſicht auch der dramatiſchen Poeſie.

Wie entwickelt ſich die primitive Erzählungskunſt?

Erſt auf Umwegen iſt es möglich, darauf Antwort zu geben.

---

[1]) Ch. Darwin, Das Variieren der Tiere und Pflanzen im Zuſtande der Domeſtikation. 2. Aufl. Bd. I. S. 28.

[2]) Ch. Darwin, Die Abſtammung des Menſchen und die geſchlechtliche Zuchtwahl. 5. Aufl. 1890. S. 95.

[3]) Ebendaſ S. 94 f.

Man denke sich einen europäischen Reisenden einem fremden Negerindividuum gegenüber, von dessen Sprache er keine Ahnung hat. Kein Laut aus dem Munde des einen weckt ein Echo in der Brust des anderen. Nur die Augen beobachten einander scharf, Arme und Füße, Schultern und Kopf bewegen sich, und nach kurzer Zeit führen sie die lebhafteste Unterhaltung in Gesten und Mienen. Sie haben die einzige Weltsprache gefunden, die es giebt: die Gestensprache, in der sich auch Taubstumme verschiedenster Länder verstehen. Aber diese stummen Mitteilungen mögen für eine Entwicklungsgeschichte der Pantomime von hohem Interesse sein, für die der Erzählungskunst sind sie nur teilweise von Belang, aber immerhin wichtig genug, studiert zu werden. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die meisten einfachen Stämme auch beim verstandenen Sprechen die gleichen typischen Gesten beibehalten, so daß diese in ihrer strengen Genauigkeit ein kleines Hilfsmittel zur Erfassung primitiver Eigenart bilden.

Natürlich bleibt eine genaue Kenntnis der Eingeborenensprache das erste Erfordernis, eine Mitteilung oder Erzählung eines primitiven Individuums zu erfassen. Deshalb ist es für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie von Wichtigkeit, die Erzählungen der Eingeborenen in ihrer ganzen Ursprünglichkeit zu besitzen. Bearbeitungen von Erzählungen oder Fabeln sind gewiß rein stofflich von Wert, da aber sehr oft die Form eines poetischen Erzeugnisses namentlich tiefstehender Stämme mehr Eigenart zeigt, als der Inhalt, so muß man den Sammlungen volkspoetischer Erzeugnisse den Vorzug geben, die genau nach der Erzählung von Eingeborenen niedergeschrieben worden sind. Hierin ist noch nicht viel gethan, und sprachkundigen Reisenden, die auch Interesse für Volkspoesie besitzen, bleibt noch ein treffliches Feld zur Bearbeitung.

Daß zivilisierte Völker in Bezug auf die Schärfe der Sinne nicht mit den Wilden wetteifern können, ist eine bekannte Thatsache. Namentlich ist der Gesichtssinn wunderbar scharf ausgebildet. Das ist jedenfalls „die gehäufte und vererbte Wirkung eines viele Generationen hindurch verminderten Gebrauchs“,[1]) denn Rengger führt an, daß Europäer, die unter wilden Indianern aufgezogen waren und ihr Leben bei ihnen zugebracht hatten, ihnen nie an Schärfe ihrer Sinne gleichkamen. Dieser gesteigerten Sinnesthätigkeit, dieser Schärfe der Beobachtung der Außenwelt — die Innenwelt zu beobachten, ist erst

[1]) Ch. Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. 5. Aufl. 1890. S. 37.

ein Erzeugnis höherer und sentimentaler Kultur — entspricht in der Erzählungskunst eine Manier der Detaillierung, eine Freude an der epischen Breite, eine Lust zu fabulieren und zu schwatzen, welche diesen Anfängen der Novellistik ein ganz eigentümliches Gepräge verleiht.

Ein trefflicher Kenner der Individualität der afrikanischen Neger, R. Burton, sagt über sie [1]): „Ihr Geist ist auf Gegenstände beschränkt, die sich hören, sehen und fühlen lassen; er ist in den Kreis des sinnlich Wahrnehmbaren gebannt und kann darüber nicht hinaus . . . Der Afrikaner ist unglaublich schwatzhaft und zungenfertig . . .“ Die Schärfe der Beobachtung der Neger zeigt sich namentlich in der Anzahl Bezeichnungen, die sie für Dinge haben, die ihnen wertvoll sind. Manche Viehzucht treibenden Stämme haben für die verschiedensten Nüancen der Farben, die ihre Rinder zeigen, eine so große Zahl von Wörtern, daß keine Kultursprache sie treffend wiedergeben kann.

Bei der Erzählung einer Begebenheit hat der Eingeborene keinen Sinn für das Wichtige und keinen für das Nebensächliche. Jede Einzelheit, die seine scharfen Sinne beobachtet haben, erscheint ihm gleich wertvoll, und oft geht der Faden eines Berichtes verloren in einem Schwall unwichtiger Begleiterscheinungen. K. v. d. Steinen giebt uns einen Bericht von der Erzählung eines Bakaïri Zentral-Brasiliens, der ihm mitteilen sollte, wie weit es bis zum nächsten Eingeborenen-Dorf ist. Die Erzählung des Bakaïri ist in ihrer Art einzig und repräsentiert die tiefste Stufe in der Entwicklungsgeschichte der Erzählungskunst. Steinen giebt sie in seiner köstlich-realistischen Art wie folgt wieder: [2])

„Von uns bis zum zweiten Bakaïri-Dorf eine Tagereise, von dem zweiten zum dritten drei u. s. w. — nein, so raste man nicht weiter in der guten, alten Zeit, die ich hier erlebte. Zuerst setzt man sich in das Kanu, ‚pépi‘, und rudert, rudert, ‚pépi, pépi, pépi‘, — man rudert mit Paddelrudern, links, rechts eintauchend, und nun kommt man an eine Stromschnelle, bububu . . . Wie hoch sie herabstürzt: die Hand geht mit jedem bu, bu von oben eine Treppenstufe nach abwärts, und wie die Frauen sich fürchten und weinen: ‚pekóto äh äh . . . .!‘ Da muß das pépi — ein kräftiger Fußtritt nach dem Boden hin — durch die Felsen, mit welchem Ächzen, vorgeschoben werden, und die ‚mayáku‘, die Tragkörbe mühsam — 1, 2, 3 mal

[1]) Globus. Bd IV. S. 74 ff.

[2]) K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Berlin, 1894. S. 69 f.

an die linke Schulter geklopft — über Land getragen werden. Aber man steigt wieder ein und rudert, pépi, pépi, pépi. Weit, weit — die Stimme schwebt ih ....., so weit ih ....., und der schnauzenförmig zugespitzte Mund, während der Kopf krampfhaft in den Nacken zurückgebogen wird, zeigt, in welcher Himmelsrichtung ih ..... Darüber sinkt die Sonne bis: die Hand, soweit sie sich auszustrecken vermag, reicht einen Bogen beschreibend nach Westen hinüber und zielt auf den Punkt am Himmel, wo die Sonne steht, wenn man — lah ..... á — im Hafen eintrifft. Da sind wir bei den: ‚Bakaïri, Bakaïri, Bakaïri!' ‚Kúra, kúra', und hier werden wir gut aufgenommen. Vielleicht hat man auch noch eine Stelle mit gutem Fischfang passiert, wo ‚Matrinchams' oder ‚Piranyas' zu schießen sind: während die Wörter sonst den Ton auf der vorletzten Silbe haben, noróku, póne, wird er jetzt — wie wir Jahré sagen — auf die letzte verlegt, ‚norokú,' ‚poné' und der Pfeil schnellt, tsök, tsök, vom Bogen."

Dieser Bericht einer Reiseroute enthält alle Keime der Erzählungskunst und ist typisch für ihre Anfänge. Es heißt nicht, das Dorf ist zwei Tagemärsche weit entfernt, oder wie Stanley einmal die Antwort erhielt: „Dreimal Schlaf" [1]); nicht Anfangs- und Endstation wird bezeichnet, sondern die Entfernung wird in zahllose, kleine Routen, diese in zahllose Bewegungen aufgelöst, und jede einzelne ist der Gegenstand liebevollster Aufmerksamkeit und geschwätzigster Erzählung. Dabei wird keine der äußerlichen Thätigkeiten ausgelassen. Man rudert nicht, bevor man nicht gesagt hat, daß man sich in das Boot gesetzt hat. Das Rudern wird in die Thätigkeit der rechten und linken Hand zerlegt. Dabei haben sie nicht das Ziel vor Augen — Zeit ist in den Augen von Wilden nie Geld —, deshalb schießen sie, wo sie Gelegenheit haben, auch noch nach Fischen. Endlich sind sie angekommen. Von der ganzen Erzählung interessiert den Reisenden nur die Zeitangabe, dennoch muß er die Flut dieser Details über sich ergehen lassen und darf nicht mit einem Wort dem Redner in das Wort fallen, sonst beginnt die endlose Erzählung noch einmal.

Graphisch dargestellt würde der Satz: Von dem Bakaïri-Dorf A zum Dorf B sind zwei Tagereisen, einer geraden Linie gleichen, über welcher sich ein Polygon — die Eingeborenen-Erzählung — erhebt. Die Entwicklungsgeschichte der Erzählungskunst weist nun die Tendenz

[1]) H. Stanley, Im dunkelsten Afrika. Leipzig, 1890. Bd. I. S. 277.

nach, dieſes Polygon immer mehr der geraden Linie zu nähern. Die kürzeſte Entfernung zwiſchen zwei Punkten der Erzählung bleibt die grade Linie.

Denſelben Umweg in der Erzählung von Begebenheiten machen auch die Negerſprachen Afrikas. Max Müller hat behauptet: „In jeder Sprache findet beſtändig ein Kampf ums Daſein zwiſchen den Wörtern und grammatiſchen Formen ſtatt: die beſſeren, kürzeren, leichteren Formen erlangen beſtändig die Oberhand und ſie verdanken ihren Erfolg ihrer eigenen, inhärenten Kraft.“ [1]) Es wäre vielleicht möglich, auch für die Entwicklung des erzählenden Stils den Nachweis zu führen, daß die Kulturſprachen mehr im ſtande ſind, räumliche Thätigkeiten knapper und kondenſierter wiederzugeben, als Sprachen wilder Stämme. Das Verbum der Bantuſprachen Afrikas iſt mannigfaltiger und reicher und damit umſtändlicher, als etwa das griechiſche und arabiſche Verb, und J. G. Chriſtaller, einer der erſten Kenner der afrikaniſchen Sprachen, behauptet, es ſtehe an Reichtum der Formen vielleicht über dem Verb im Sanskrit. [2]) Nach denſelben Grundſätzen, wie die Gruppierung der Details der oben zitierten Bakaïri-Erzählung, verfahren auch die Negerſprachen. Chriſtaller bemerkt mit Recht: „Die Auffaſſung und Ausdrucksweiſe der Neger will alles ganz ſinnenfällig und anſchaulich haben. Wo wir verſchiedene Thätigkeiten in einen Ausdruck zuſammenfaſſen, dem wir die handelnden und leidenden Gegenſtände und die verſchiedenen Beziehungen und Umſtände künſtlich angliedern, reihen ſich dem Neger die Thätigkeiten nach ihrer Beſonderung und Stufenfolge aneinander, und wird jedem Gegenſtand und Umſtand beſondere Aufmerkſamkeit zu teil.“ [3]) Ein paar Beiſpiele aus der Tſchiſprache. [4])

Der Aſante-Neger ſagt ſtatt: „Ich ſchwamm ans Ufer“ die Worte: „Ich ſchwamm ich kam Meeresrand“. Hier iſt eine Thätigkeit in zwei aufgelöſt. Für: „Er ſpringt über den Graben“ ſagt er: „Er hüpft (empor) überfliegt Graben“. Wieder ſind zwei Thätigkeiten ausgedrückt, die unſere Sprache mit einem Verbum wiedergiebt und die nacheinander ſtattfinden. Statt: „Er ſprang vom Schiff ins

---

[1]) Nature. 6. Jan. 1870. S. 257. Bei Darwin, Abſt. S. 101.

[2]) J. G. Chriſtaller, Die Sprachen Afrikas. Stuttgart, 1892. S. 28 f.

[3]) Ebendaſ. S. 48.

[4]) Ebendaſ. S. 48 ff. Vgl. auch J. G. Chriſtaller, grammar of the asante and fante language (tshi), Baſel 1875, und deſſ. Verf. 3680 tshi (asante) proverbs, Baſel 1879.

Meer" sagt er: „Er hüpfte (auf) verließ Schiffsinnen fiel Meeresinnen"; d. h. erst springt man hoch, verläßt dann das Innere des Schiffes und fällt hierauf ins Meer. Drei Thätigkeiten werden in genauer Reihenfolge wiedergegeben, um das eine deutsche Verbum zu übersetzen. Graphisch dargestellt ist der letzte deutsche Satz eine Kurve, über der sich drei Seiten eines Rechtecks — die Tschi-Übersetzung — erheben.

Die Erzählungen der afrikanischen Neger zeigen dieselbe Eigenart. Nie wird direkt auf das Ziel losgegangen; in behaglicher Geschwätzigkeit zählt man die Nebendinge auf. In einer der wenigen aufgezeichneten Liebesgeschichten der Neger[1]) bewerben sich zwei junge Leute um eine Negerschönheit. Als sie zum Vater, einem Bornu-Neger, kommen und ihre Bewerbung vortragen, sagt er: „Bleibt und wartet auf mich, während ich gehe und ein Stück Tuch auf dem Markte kaufe, und dann, wenn ich es euch hergebracht habe, sollt ihr hören, was ich sage." Eigentlich interessiert nur die Situation der beiden Bewerber, die bei dem Negermädchen sitzen und warten. Für den gern feilschenden und schachernden Neger ist der Kauf des Tuches wichtiger. Aber es heißt nicht: „Der Vater kaufte das Tuch", sondern das Kaufen ist erst das Ergebnis einer Reihe von Thätigkeiten, die die minutiöse Erzählungstechnik des Negers uns nicht erspart. Also 1) der Mann erhob sich, 2) nahm er Geld, 3) ging er auf den Markt, 4) und zwar zum Platz, wo Tuch verkauft wird, 5) kaufte er ein Stück Tuch, 6) und kehrte er heim.

Dieser fast lückenlose Aufbau einer kleinen Begebenheit entspringt dem Bestreben nach Klarheit und Verständlichkeit. Der Neger, der abends am Lagerfeuer oder vor seiner Hütte als Erzähler unterhalten will, erfreut sich nur einer geringen Intelligenz und seine Zuhörer desgleichen. Er ist daher bemüht, Lücken zu vermeiden, die ihm und seinen Zuhörern Stoff zum Nachdenken geben. Denn das eine ist festzuhalten: auf eine intellektuelle Mitarbeit muß der Neger-Poet verzichten; sein Zuhörer-Publikum will nur die Freude am Hören haben und keine Denkarbeit verrichten. Daher erläßt die Erzählungstechnik dieser Neger den Hörern nichts.

In der bereits erwähnten Bornu-Liebesgeschichte giebt der Vater den beiden Bewerbern je eine Hälfte des gekauften Tuches mit der

---

[1]) S. W. Koelle, African native litterature. London 1854. 5. Erzähl. „Geschichte eines schlauen Mädchens".

Weisung: „Wer zuerst mit (dem) Nähen (eines Kleides) fertig ist, soll des Mädchens Gatte werden.“ Nun kommt eine hübsche Pointe. Das Mädchen muß für beide den Zwirn einfädeln, liebt aber nur den einen und fädelt ihm daher kurze, dem andern lange Fäden ein. Infolgedessen wird durch die Schlauheit des Mädchens der geliebte Negerjüngling ihr Mann. In der Erzählung heißt es nun: „Gegen drei Uhr nachmittags war der junge Mann, der die kurzen Fäden hatte, mit dem Kleidernähen fertig.“ Die naheliegende Folgerung, daß der zweite noch nicht fertig war, wird dem Negerverstande nicht erspart: „Aber der junge Mann mit den langen Fäden war noch nicht fertig.“

Eine zweite Erzählung der Bornu-Neger [1]) berichtet von einem reichen Manne, der vier Frauen und einen armen Freund hatte. Um die Treue seiner Frauen zu prüfen, nimmt er scheinbar von ihnen Abschied, um eine Reise zu machen, beauftragt aber seinen Freund, den Frauen abwechselnd einen Liebesantrag zu machen. Die erste weist ihn ab und die zweite auch. Nun heißt es in einer Deutlichkeit, die für den Negerverstand gar nichts Überflüssiges hat: „Nun hatte er die Antworten zweier Weiber gehört, und zwei blieben noch übrig.“ Auch die dritte weist ihn ab. „Nun hatte er die Worte dreier Weiber gehört, und eine nur war (noch) übrig.“

Dem Streben nach Klarheit und Verständlichkeit entspringt auch die Sucht des primitiven Erzählers, durch Wiederholungen eindringlicher zu wirken. Wiederholungen sollen das ungefüge Gehirn der Zuhörer bearbeiten, und die Anfänge der Lyrik sind ja auch nichts weiter als stundenlang wiederholtes Hinaussingen eines oder einiger Worte oder eines Satzes. [2]) Ein Suaheli-Erzähler konnte doch ganz gut in seiner Erzählung sagen, der Sultan Majnún hatte sieben Kinder, lauter Söhne, um damit anzudeuten, wie erfreut der Sultan war, dem als Muhamedaner jeder Sohn einen Segen, jede Tochter einen Unsegen bedeutete. Nein, der Suaheli-Erzähler berichtet [3]): „Sultan Majnún heiratete ein Mädchen, die Tochter seines Oheims, und sie gebar ihm ihr erstes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein zweites Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein drittes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein viertes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein fünftes Kind, einen Sohn; und sie gebar ihm ein sechstes Kind, einen Sohn; und ein

[1]) S. W. Koelle, African native literature. London 1854. 1. Erzählung „Eine Geschichte von der Freundschaft“. S. 123 ff.

[2]) S. meine „Anfänge der Poesie“.

[3]) Edw. Steere, Swahili tales, as told by Natives of Zanzibar. London 1889. 2. Aufl. S. 199.

siebentes Kind wurde geboren, das letzte, das sie gebar, ein Sohn. Der Sultan war sehr froh, solche Löwen zu bekommen."

Gewiß wird diese schier unerträgliche Wiederholung beim Vortrag ungemein gemildert. Der Sprachgesang der Neger giebt jedem Satze ein anderes Aussehen. Schon J. Zimmermann hat (1858), als er volkspoetische Erzeugnisse der Akra-Sprache aufzeichnete, es lebhaft bedauert, daß ihr eigentlicher Stil und Geist, der besonders im theatralischen Wechsel der Stimmen, in Sprachgesang, in der täuschenden Nachahmung von Stimmen und Geräuschen, in Interjektionen 2c. sich ausdrücke, bei der schriftlichen Fixierung verloren gehe. [1])

Von den Gesetzen der epischen Wiederholung hat diese Erzählungskunst keine Ahnung. Sie holt eine bereits erzählte Begebenheit nicht mit einer bloßen Andeutung herauf oder begnügt sich, sie im Wiederholungsfalle zu skizzieren, nein, bis auf die kleinsten Einzelheiten wird sie wieder vorgeführt, als wäre sie ganz neu. In der zweiten Bornu-Erzählung (s. Seite 16, Note 1) bekommt der junge Mann von der ersten Frau, der er im Auftrage ihres scheinbar abwesenden Mannes einen Liebesantrag macht, folgenden Korb: „Wenn Du mich fragst, ob ich Dich liebe, — Ich werde Dich nicht lieben: Du und mein Herr (ihr) seid Freunde gewesen von eurer Kindheit an, ihr seid aufgewachsen, habt das Mannesalter erreicht, ihr waret hinter die Mädchen her — wie ich es bei euch gesehen habe — und nun weil mein Herr heute nicht zu Hause ist, kannst Du Dich erheben, des Nachts kommen und mir sagen: „Liebst Du mich?" — — — Wenn ich dich, den Freund meines Herrn, lieben würde, wäre es nicht gut vor unserm Herrn in der ganzen Welt." Fast die gleiche langatmige und moralische Erklärung bekommt der Jüngling auch von der dritten Frau. Es genügt dem Erzähler nicht, einfach zu erklären, die Antworten der anderen Frauen lauteten gleich oder ähnlich.

Diese Wiederholungen finden wortgetreu statt, wenn es sich um Botschaften und Aufträge handelt. Das liegt daran, daß für diese die Neger ein treffliches Gedächtnis besitzen. Reisende waren oft erstaunt, wie stenographisch getreu ihnen Neger Botschaften überbracht haben. In der oben erwähnten Erzählung [2]) sagt der Vater zu den beiden Freiern: „. . . wer mit dem Zusammennähen zuerst fertig ist, der soll der Mann meiner Tochter sein." Der eine hat die Arbeit fertig und der andere nicht. Beide stehen vor dem Vater und harren der Ent-

[1]) J. Zimmermann, A grammatical Sceteh of the Akra- or Gã-Language. Stuttgart 1858. S. 203.

[2]) Koelle a. a. O. s. Anmerkung 15. S. 124.

ſcheidung. Als echter Neger-Erzähler läßt er es ſich nicht entgehen, die ganze Geſchichte zu wiederholen: „Meine Söhne, als ihr zu mir gekommen ſeid“ u. ſ. f. u. ſ. f., „da ſagte ich zu euch: „Wer zuerſt das Kleid fertig hat, ſoll der Mann meiner Tochter werden. Habt ihr das verſtanden?“ Die jungen Leute antworteten, indem ſie ſagten: „Vater, wir haben verſtanden, was Du geſagt haſt: ſieh, derjenige, der das Kleid fertig macht, ſoll der Mann des Mädchens ſein, der es nicht fertig macht, ſoll nicht der Gatte des Mädchens ſein.“

Eine höhere Stufe als dieſe wörtliche Wiederholung von Sätzen iſt die Variation eines Gedankens. Das kunſtreiche Verbum der Negerſprachen leiſtet hierin Außerordentliches. Als ob die Phantaſie des Negers mit dem einen einzigen Gedanken Fangball ſpielt, dreht und wendet ſie ihn, drückt ihn anders aus, zum Teil in dem geſchwätzigen Beſtreben, möglichſt deutlich und klar zu ſein, zum Teil in der naiven Freude, das ausführlich darlegen zu können, was er völlig beherrſcht. Eine Thatſache verſchieden auszudrücken, dazu bedarf es nicht nur verſchiedener Ausdrucks-, ſondern mehr noch verſchiedener Anſchauungsformen. Deshalb iſt die poetiſche Variation eines Gedankens an Stoffe gebunden, die der Neger völlig beherrſcht. Da verſtößt z. B. ein Mann ſeine Frau mit den Worten: „Steh auf und verlaß mein Haus, ich brauche Dich nicht mehr.“ Dieſer eine Satz genügt dem im Punkte der Weibverſtoßung ſehr kundigen Neger und er fährt fort: „Geh in Dein Haus. Wenn irgend jemand Dich mag, kannſt Du gehen und mit ihm zuſammenleben, wenn Du willſt; ich werde Dich nun nicht mehr „Frau“ nennen, noch können Dich meine Augen in meinem Hauſe wohnen ſehen; wenn alle Bewohner mich bitten würden, Dich wieder zu lieben, würde ich nicht auf die Bitte hören; wenn ich ſage: „Ich liebe Dich nicht mehr,“ ſo ſage ich damit die Wahrheit; geh' und ſuch' (Dir) einen Mann, wen Du auch immer willſt; was mich anbetrifft, habe ich nichts mehr mit Dir zu ſchaffen; thu', was Du willſt.“

Nicht minder erfahren iſt der handelskundige Snaheli-Neger in geſchäftlichen Dingen. Man höre daher, wie ein herumhauſierender Kaufmann, den man gewarnt hat, auf den Zuruf eines armen Mannes zu hören, die Warner abtrumpft. Der langen Rede kurzer Sinn iſt: Ein Kaufmann kann nicht wiſſen, wer kauft und wer nicht kauft. Die Rede lautet aber wie folgt[1]): „. . . ich habe Waren hergebracht; wer mich ruft, dem antworte ich, und wenn er ſagt: komm, ſo geh' ich. (Wie)

[1]) Steere a. a. O. S. 53—55.

soll ich wissen, ob der da ein Käufer ist und der da kein Käufer ist? Soll ich mich mit den Leuten herumstreiten? Ich habe Waren hergebracht; wenn ich gerufen werde, soll ich nicht gehen? Es ist die Gewohnheit eines Handelsmannes; wer ihn ruft, (zu dem) geht er, sei er klein, sei er groß, sei es ein Weib, sei er arm, sei er elend. Ich kenne das alles nicht; ich bin ein Handelsmann; wer mich ruft, zu dem geh' ich . . . Ihr Herren, ich werde (daher) hingehen und den anhören, der mich ruft, denn ich reiste von Hause fort, bis ich hier ankam, und viele Leute haben mich schon gerufen, nicht weniger als fünfzig, wenn nicht mehr, und nicht einer war darunter, der etwas kaufte. Und sie alle haben Eigentum u. s. f." Und die lange Rede endigt mit den Worten: „Es ist die Gewohnheit eines Handelsmannes, hierhin und dorthin gerufen zu werden, etwas hinzulegen und wieder aufzuheben; und ich ärgere mich nicht, denn es ist eben Geschäftsgebrauch; ihr wißt nicht, wer kaufen will; ihr sagt vielleicht, dieser da will kaufen, der da will kaufen, bis ihr einen Käufer findet, bis einer kauft."

Die charakteristischen Einzelheiten der primitiven Erzählungskunst, die ich bisher skizzenhaft angedeutet habe, beweisen, daß ein Teil der Erzählungen der Eingeborenen mit richtigen Beobachtungselementen operiert und darin starke Naturtreue, dargelegt mit breiter Geschwätzigkeit, bezeugt. Diese Erzählungen haben die Keime zur gesamten realistischen Erzählungslitteratur in sich. Es wäre aber vorschnell, zu behaupten, diese gut realistischen Anfänge seien die einzigen Quellen, aus denen sich die Kunst der Erzählung entwickelt hat. Eine zweite Art der epischen Volkspoesie von eingeborenen Stämmen hat lediglich in der Bethätigung einer schrankenlosen Phantasie ihren Sitz, und diese (Sagen, Märchen, Fabeln 2c.) verdienen eine gesonderte Stellung und Behandlung. Nur das Ergebnis sei vorweggenommen, daß diese Art der epischen, im Prosastil fixierten Volkspoesie ganz anderen Quellen entspringt und ganz andere Ziele verfolgt. Die Ansicht, daß die Schöpfungen in Prosa aus einer Wurzel stammen und diese mit dem Ursprung der lyrischen Poesie identisch ist, wird kaum vor einer genauen Prüfung bestehen bleiben.

Für eine Entwickelungsgeschichte der Poesie ist es stets von Wert, neben dem Studium der primitiven Völker auch die Erzeugnisse der kindlichen Seele aufmerksam zu verfolgen. Der Parallelismen zwischen der metapherbildenden Phantasie von Eingeborenen und der der Kinder giebt es viel. A. Keber erwähnt in seiner „Philosophie der Kindersprache", daß ein Kind ein ausgegangenes Streichholz ein „totes

Streichholz" genannt hat. Und der Hottentotte aus Südafrika hat für: „Lösche das Licht aus" die Metapher: „Mache die Kerze tot." [1]) Dr. H. Gutzmann hat darauf aufmerksam gemacht, daß es in der Sprachentwicklung des Kindes eine Periode der Schnalzlaute gäbe, die auffallend an die unnachahmlichen Schnalzlaute der Nama-Hottentotten erinnern. [2]) Auch die breite, behaglich beim Detail verweilende Geschwätzigkeit ist Kindern in gewissem Alter eigen. Dr. Gutzmann, der die Sprachweise vieler Hunderte von Kindern studiert hat, gesteht, die Sprachkunst der Kinder sei in einer gewissen Zeit ungemein groß, der kleine Mund stände kaum still, lustig und kunterbunt sprudelten die Worte hervor. [3]) Und ein Pädagoge, Georg Heydner, warnt die Lehrer vor der manchmal „ins Weite schweifenden, manchmal auch an Klatschsucht grenzenden . . . Lust zu fabulieren". [4]) Leider hat sich niemand genügend die Mühe genommen, den Gängen der kindlichen Phantasie und des kindlichen Stils nachzugehen. Die Anfänge dazu sind bei Heydner zu finden, und man muß ihm für das wenige dankbar sein, das er gesammelt hat. Eine Erzählung entspricht in ihrer Tendenz, lückenlos zu sein, dem weitschweifigen Stil primitiver Erzählungen. Ein kleiner Schüler liest aus dem Rückertschen Gedicht: „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt," die Zeile: „Er sieht die goldnen Blätter bald, er steckt sie ein 2c." Da wendet der Knabe ein: „Wenn er sie sieht, war er denn doch noch nicht dort!" „Nun, was fehlt?" fragt der Lehrer. Antwort: „Er ging hin und zupfte sie herunter." Das ist der gleiche Gedankenprozeß, den wir in der primitiven Erzählungskunst beobachtet haben. Eine Thätigkeit ist auch hier der Klarheit wegen in einzelne Thätigkeiten aufgelöst; nun erst ist die Beobachtungsgabe des Knaben beruhigt.

Erst in jüngster Zeit hat die Psychologie gelernt, sich bei wilden Stämmen und Kindern umzusehen. Hoffen wir, daß die Ästhetik und Poetik ihr folgen werden. Die Anfänge sind bereits gemacht, aber für die Erkenntnis der ästhetischen Funktionen des Kindes ist noch viel zu thun. Hoffen wir, daß die Zeit uns auch auf diesem Gebiete reife

---

[1]) S. J. Olpp, Mitteilungen d. geogr. Gesellsch. zu Jena. 1887. Bd. 6. S. 38.

[2]) Dr. H. Gutzmann, des Kindes Sprache und Sprachfehler. Leipzig. 1894. S. 72.

[3]) Ebendas. S. 29.

[4]) Georg Heydner, Beiträge zur Kenntnis des kindlichen Seelenlebens. Leipzig. 1894. S. 22.

Früchte bringt. Dann erſt wird es möglich ſein, die geſamten Keime der Poeſie klarzulegen, aus der der herrlichſte Baum erwuchs, der im Paradies der Erde gewachſen.

Welthochzeit.

Von Juliane Déry (†).

[Nachdruck verboten.]

Die Kati brachte den Kaffee.

„Ja, was haben Sie denn ſchon wieder, Herr Riedl? Jeſſes, was iſt denn geſchehen?“ Ganz entſetzt war ſie beim Anblick ihres Herrn. „Alſo wieder nicht geſchlafen?“

Er weinte ſchier:

„Kein Auge zugedrückt.“

„Wie kommt denn das nur? Iſt der Kaffee ſtark genug? Schmeckt er?“ Ein beſorgtes, zärtliches Lächeln ging über das breite Geſicht. „Noch ein Stückl Zucker?“

„Is ſchon recht.“

„Hätt' ich nur eine Ahnung gehabt! Warum haben Sie mich denn nicht gerufen?“

„Red' kein Blech daher!“

„Das muß vom Frühling kommen! Ganz gewiß! Das geht einem halt in die Säfte und dann iſt's aus mit der Ruh'!“

„Ah mit Deinem Frühling!“ Er ſtieß die geleerte Taſſe auf den Tiſch. „Dieſe Maleſizſtadt! Dieſe Nachtbummler! Dieſe vermaledeiten Nachtvögel! Es iſt um aus der Haut zu fahren!“

„Schrecklich!“

„Ja, ihr könnt euch was einbilden auf euer München! Nein, ſo geht's ja nirgends zu!“

„Armer Herr Riedl! Wirklich, ganz ſchlecht ſieht er ſchon aus.“

„Ruh' will ich haben! Schlafen will ich! Nur eine Nacht! Das möcht' ich noch erleben! Morgen fahr' ich aufs Land, meiner Seel'!“

„Morgen iſt eh Fronleichnam.“

„Ach was morgen! Das dauert mir zu lang! Noch heut' wird gefahren. Auf und davon. Nach Starnberg, faktisch!"

„Da möcht' ich auch gleich mit! Ach, Herr Riedl, ich sag' Ihnen, ich kann auch nicht schlafen."

Er wurde über und über rot.

* * *

Sein seliger Vater war geradeso gewesen. Wenn ein Kind zur Welt gekommen war — und fast jedes Jahr war eins zur Welt gekommen —, hatte sich der Herr Lehrer acht Tage lang nicht blicken lassen vor lauter Genieren. Als es einmal gar Zwillinge waren, hatte er sich hinter den Ofen verkrochen und mit rotem Kopfe dagesessen. Und mit rotem Kopfe hatten die Zwillinge, ein Mädchen und ein Bub, in der Wiege gelegen, als schämten sie sich auch. Der Bub war unser Riedl. Inzwischen war er ein Vierziger geworden und ein wohlbestallter Rahmenhändler, aber das rote, verschämte Kindergesicht behielt er bis heutzutage und von gewissen Dingen mochte er weder sehen noch hören. Ihm stieg das Blut zu Kopf.

Daß er z. B. beim Weggehen gleich auf ein Pärchen stieß, mußte ihn doch empören! Man konnte ja gar nicht mehr auf die Straße. Überall ein Männlein und ein Weiblein. Vor seinem Geschäft — wer stand da gerade? Eine dicke Köchin mit ihrem Soldaten. „Das könnt' mir fehlen! Bitte, meine Herrschaften, sich anderswo zu postieren!"

Zornig schloß er den Laden auf und hing die goldenen und silbernen Rahmen seufzend vor die Thür. Auch eine Existenz! Rahmen zu fabrizieren für das unmoralische Malervolk. Ja, die Herren Kunstmaler! Die verstehen's gar!

Die Luft war klar, als hätte sie nie Staub geschluckt. Der Marienplatz lag sonnenüberflutet da und noch morgendlich still. Man konnte jeden Laut hören, einen jeden Spatzen sehen. Um die Ecke bogen zwei Gestalten: ein Er und eine Sie.

Er flüchtete sich in den Laden, bis in die äußerste Ecke. Aber selbst dort hatte man keine Ruhe. Die Droschkenkutscher scherzten laut mit den vorbeigehenden Dienstmädchen. Schon in aller Herrgottsfrüh! Aber so ging es den ganzen Tag. Die Sonne schien herein, daß die Vergoldung an den Rahmen blitzte und strahlte. Vorbeihuschende Stimmen. Ein Lachen, ein Charmieren!

Eine Kundin. Ein Blondinchen, ein ganz junges Ding.

„Bitte dieſe Photographie einzurahmen," und ſie wird ganz rot dabei. „Aber nur ja recht ſchön!"

„Aber natürlich!"

„Wann wird es denn fertig? Ach bitte, recht, recht bald!"

„Wird ſchon! wird ſchon!"

Nun, das Geſchäft ging ja, Gott ſei Dank! Schon die dritte ſeit geſtern, die ihren Schatz einrahmen ließ — ach ja! ach ja!

Und draußen die Tauben, die ſich pickten und liebten und ſich nicht einmal von den Fuhrwerken einſchüchtern ließen, die ſakriſchen! Ein Dackel und eine Dackelin.

Er mußte hell auflachen. Über dem Platz vor dem Rathaus der lange, ſchwarze Kerl, wie der leibhaftige Teufel, mit hohem Zylinder, ein ruſſiger Rauchfangkehrer. Beſen und Leiter über den einen Arm und mit dem andern — ſein Schätzchen umfangend. Nein, ſogar der Rauchfangkehrer!

„Ich ſchließ' das Geſchäft ſchon früher!" nahm er ſich vor. „Was zu viel iſt, iſt zuviel!" Ihm wurde dumpf im Kopf, ſo eigentümlich. Es war ſchwül, und es wehte etwas in der Luft —

Gar gegen Abend, als er zum Bahnhof ging: unter allen Thoren blühten blaue Uniformen. Es wimmelte von Liebespaaren. Studenten mit avec, Maler mit Modellmädels. Wo München nur die vielen hübſchen Mädels her hatte? Das konnte man ſchon gar nicht mehr ruhig mit anſehen. Aus den Kellereien tönte Muſik. Der Abendhimmel blaute, als wollte ſich eine italieniſche Nacht herniederſenken, und am Karlsthor ſang der kleine Stiefelputzer das gewiſſe Lied —.

* * *

Ein Bekannter ſaß im Koupee, der Reſtaurateur Ellinger aus Tutzing, bei dem er ſich nun auch beſchwerte. „Nein, nein, das iſt nichts für mich! Gott bewahre!"

„Sie dürfen nicht vergeſſen, daß München ſich entwickelt," meinte Ellinger.

„Na, ich danke! Ein Skandal! Dieſe Liebesrendezvous! Im Hofgarten zum Beiſpiel. Man muß ja eine Stunde früher kommen, ſonſt kriegt man keinen Platz."

„Aus Ihnen ſpricht ja der Neid!" Ellinger brach in ein lautes Lachen aus, in das auch die anderen Paſſagiere mit einſtimmten. Aber vollends, als Riedl hitzig losfuhr:

„Ja, und daß man in den Zeitungen hinten die Neugeburten ankündigt — was geht das unsereins an?“ erhob sich ein so schallendes Gelächter, daß der dahinsausende Zug schier in Schwanken geriet.

„Heiraten Sie!“ kam es wie aus einem Munde.

Sie fuhren in Starnberg ein.

„Also adje, Herr Riedl, gute Nacht!“

„Hoffentlich!“

Ein frisches Mailüfterl wehte ihm entgegen. In blauer Dämmerung suchte er den Weg zum Gasthof. In den Baumwipfeln rauschte es.

* * *

„Der Herr bleibt über Nacht?“ fragte die bildsaubere Kellnerin, die ihm die bestellte Kalbshaxe und ein Maß Bier brachte. „Na, morgen wird's bei uns zugehen! Die Fronleichnamsprozession —“

„Aber ich möchte bald auf mein Zimmer.“

„Gleich! gleich!“

Es dauerte eine ganze Weile. Von Tisch zu Tisch flog sie mit ihrem leichten, eiligen, für alle Welt gelachten Lachen.

„Fräulein!“

„Gleich! gleich! O, Sie Schlimmer!“ Das galt dem graubärtigen Forstmeister am Stammtisch, der in ihren bloßen Arm kniff.

Ha, Starnberg scheint sich auch zu entwickeln, dachte Riedl.

„Fräulein!“

Endlich ließ sie sich herbei.

„Kommt noch wer? Sie wünschen doch ein Zimmer mit zwei Betten?“

„Im Gegenteil! Ein ganz stilles Zimmer. Das stillste.“

„Nach hinten hinaus?“

„Ja, das ist eine Idee!“

„Vielleicht nach dem Garten?“

Sie traten in eine große Stube. Tisch, Stühle, ein altes Kanapee, gehäkelte Gardinen. Durch ein offenes Fenster wehte Laub herein.

„Ah, da ist's schön still! Das ist ja köstlich! Diese Ruhe!“

Das Bett war auch frisch überzogen.

„Keine Inwohner?“ vergewisserte er sich.

„Gott bewahre!“

„Dann ist ja alles gut, wunderbar! Herrschaft, werd' ich da schlafen! Ich freu' mich schon darauf.“

„Soll ich das Fenster schließen?“

„Nein, wozu? Es ist ja so schön still. Und die Luft wie Balsam! Wie heißen Sie, Fräulein?“

„Resi.“

„Sie sind ein Engel, Fräulein Resi. A—h!“ und er begann sich schon den Rock auszuziehen. „Aber warum lachen Sie denn in einer Tour?“

„Sie müssen aber sehr müde sein.“

„Tot bin ich.“ Trotzdem fragte er noch in der Geschwindigkeit: „Wie ist denn bei euch die Prozession!“

„O großartig!“

„So? Kann man's ansehn? Rentiert sich's? Nun, dann wecken Sie mich um sieben. Pst, Fräulein Resi!“ rief er ihr vorsichtshalber nach. „Klopfen Sie stark, wenn ich zu fest schlafen sollte. Wissen Sie, tüchtig klopfen!“

„Ganz recht.“

Es war ein wunderschöner Abend. Abgeschieden von der Welt und Menschheit lag der kleine Garten. Hinter den Bäumen sah man hohe Mauern, Dächer und wieder Baumwipfel. Der Mond ging auf.

„Diese Stille! Diese Stille!“

Er gewahrte noch ein zweites Fenster, in den Hof hinaus. Ein Stück Bahngleise war zwischen Hecken sichtbar und weiterhin der See. Der Wasserspiegel glänzte.

Schwalben jubelten vorbei, heim in ihr Nest.

* * *

Beim Entkleiden vernahm er ein feines Gezirpe. Eine Grille im Garten.

„O du liebes Viecherl! singst du mir ein Eijapoppaja? Nein, ist das herzig! Es geht ja doch nichts über die Natur!“ und froh schlüpfte er in das feuchtfrische Bett. „Ah, wie gut!“

Zweistimmig zirpten die Grillen. — „Na, so anzustrengen braucht ihr euch doch nicht!“

Doch sie schienen sich zu vermehren wie Sand am Meere und zirpten immer lauter, immer dieselbe schrille Melodie.

„Die machen sich da, scheint's, Liebeserklärungen, na, sowas!“ Er legte sich auf die andere Seite.

Nach einer Weile klappten ihm die Augen wieder auf. „Was war denn das?“

In den Chorus der Grillen mischte sich jetzt ein breiter Ton: Quak! quak! quak! mit wunderbarer Akustik durchs Fenster hereinschallend, laut und lauter, hundertstimmig und so recht wie aus vereinter Kraft.

„Eine Froschliedertafel, meiner Seel.“ Alles in ihm drängte sich nach Schlaf. Allein das Gequake! Eigentlich ein Geklapper wie von tausend Ratschen, hell und heller, schrill und schriller, zuletzt ganz atemlos, in rasendstem Allegro, so leidenschaftlich und gefühlvoll —

„Kruzifix noch einmal!“

Über den Wettgesang der Grillen und der Frösche schlug fernes Hundegebell an sein Ohr.

Der Mond schüttete seinen Glanz über Bäume und Rasen. Der Garten glich einem hellerleuchteten Konzertsaal. Grillen und Frösche arbeiteten unsichtbar drauf los. Ein Chor antwortete dem anderen und dazwischen das Hundegekläff, das näher und näher kam. Trug es der Wind herbei, der vom See herüberschlug?

„Nun fangen die Kanaillen von Nachbarshunden auch noch an!“

Erst vereinzelt, dann von allen Seiten. Einer besonders hatte einen heiseren Ton. Manchmal schien es still zu werden, dann hob wieder einer an, ein zweiter sekundierte und bald ertönte es in der Runde zugleich aus allen Hundekehlen. Es hatte ja nichts Unharmonisches und paßte herrlich in die Mondscheinstimmung, aber —

„Schon gut! schon gut! jetzt ist Nacht, meine Herrschaften, jetzt wird geschlafen!“

Es kläffte fort und fort, kläglich, wütend, in allen Variationen.

„Ach ja!“ seufzte er wie angesteckt: „So kommt man in die Jahre, und was hat man davon gehabt? Nichts von hinten und nichts von vorn!“

Ein Täuber gurrte: Gru! gru!

„So einschichtig zu leben, so allein . . . .“

Die Spatzen piepten im Traum.

„O, ihr verfluchten Schwätzer! Aber die Kati ist gar kein so übles Frauenzimmer. Und dick wird die Person.“

Er stand auf und sah in den Garten hinaus. Fledermäuse huschten durch die Luft. Die Bäume schüttelten sich in Wind und Mondschein. Ein Erdgeruch und Blumenduft! Alles schoß ins Kraut. Pfingstrosen blühten unter dem Fenster, große, volle, im Mondschein schimmernd. Zwei saßen auf einem Stengel.

Er kroch wieder ins Bett. Aber das Schwirren der Käfer, das Rumoren der Mäuse — als wäre der Teufel los.

Was war denn das für ein Gebläse?

„Igel! Naja! Wartet, Miſtviecher, ich komm' euch! Was macht ihr da für verdächtige Sachen?“

Wieder ein Fauchen.

„Verflixte Kerle!“ — —

Eine Katze miaute.

„Die Katzen! Das ſind die Richtigen! Und dann laufen einem die kleinen Katzerln zwiſchen den Beinen —“

Er that einen Hopſer vor Schreck.

Ein Käuzchen rief fern vom See her. Nachts hat man ja ein ſo feines Gehör. Sogar das Rauſchen der Wellen vernahm er und den Wind in den Zweigen.

Ein ſchauerliches Miauen.

„Die Kerle ſind ja von von einer Schamloſigkeit!“ Ihm wurde ſo zornig ſehnſüchtig. Dazu das heiße Bett, die kalte Nachtluft!

Vibrierende Flötentöne.

Schnell das Fenſter zu!

Aber durch die Scheiben, durch Wände und Ritzen drangen die Klänge herein, weich und üppig. Die Nacht ſchien voll davon.

„Himmel Sakrament!“

Nein, nie hätte er geglaubt, daß die Nachtigall ein ſo fürchterliches Tier ſei; geradezu lebensgefährlich. Sie warf mit den Trillern nur ſo herum. Es gab ihm jedesmal einen Riß.

„Maul halten!“

Eine ſolche Stimmenfülle war ja noch nicht da! Man glaubte unter freiem Himmel zu ſein. Und immer gab ſie eine neue Nummer zu.

„Nun aber Schluß, vermaledeiter Brüllaffe!“

Ein ſchmetterndes Schluchzen und Jauchzen.

Da wieder ein ſüßzitternder, langer Ton. — Er fiel ſchwer in die Kiſſen. „Sakra —!“ Er konnte nicht einmal mehr fluchen.

Und es ſchlug zwei Uhr und es ſchlug drei Uhr.

Das Bett knarrte. Hier war ja alles muſikaliſch. Er fühlte ſich nicht mehr. Wahrhaftig, er ſchlief. Nur das Ohr wachte und jeder Nerv —

Ein Mövenſchrei.

Unten an der Landungsbrücke ertönte die Schiffsglocke. Das Dampfboot rüſtete ſich zu ſeiner erſten Morgenfahrt.

Auch im Hauſe wurde es rege. Thüren gingen. Schritte hallten. Im Hofe erhob ſich ein Gluckſen und ein Quackern. Man hörte Enten ſchnattern und mit den Flügeln ſchlagen.

Plötzlich ein furchtbares Gedonner.

Bum! Der erſte Böllerſchuß der feſtlichen Kanonade!

Er flog nur ſo aus dem Bett. Zugleich erſchollen Glockenklänge, weihevoll, jauchzend.

Bum! dröhnte es. Bum! Bum! umſauſte es ihn. Da ſtand er im Kugelregen, wie im vollen Feuer, als es an der Thür pochte und eine volle Stimme rief:

„Aufſtehen! Die Prozeſſion! Nicht verſchlafen!“

Er fuhr in die Kleider und lief zur Wirtin hinunter.

„Was koſtet die Geſchichte?“

Sie erſchrak bei ſeinem Anblick. Er aber warf das Geld hin und ſchrie:

„Wann fährt der Zug nach München?“ und ſtürzte hinaus in Sonnenſchein, Weihrauch und Glockengeläute.

* * *

Die Kati wunderte ſich nicht wenig: ihr Herr ſchon ſo früh zurück, und in welchem Zuſtand! Bis in die Küche ſtieg er ihr nach, nahm ſie um die Taille, und Dinge hat er ihr geſagt!

„Kati,“ hat er ihr geſagt, „dicke Trutzſchl, magſt mich, ja? Geh', ſchau', man muß ja mit den Wölfen heulen.“

Gedichte von Paul Wertheimer.

(Wien.)

Untreu'.

Geſchah es wirklich geſtern erſt,
Daß ich in Deinen Armen war,
Umſponnen von dem tiefen Haar? . . .

Dazwiſchen lebt' ich eine Nacht,
Die war von ſüßem, mattem Schein —
Ganz wie Dein dämmer-lichtes Sein . . .

Sie hatte Augen, feucht und blau,
Und trug den feinen Nacken bloß,
Und ſchritt wie Du ſo ſtill und groß.

Sie lächelte, die Augen zu.
Die Locken fielen ſchwer und dicht
Um ein beſchattet Angeſicht.

Sie küßte tief und bang wie Du.
Sie nahm mich leiſe bei der Hand
Und führte mich zum ſelben Strand —

Zum ſchmalen Pfad rings um den See,
Dort, weißt Du, wo die Erle weint ...
Da lagen wir ſo ſtumm vereint.

Dort trank ich meine Sommernacht
Und trank ſie ohne Qual beglückt.
Da ward' ich Deinem Kreis entrückt.

So ganz vergaß ich meiner Treu',
Daß Du mir heute ſeltſam biſt —
Als hätt' ich niemals Dich geküßt ...

Geſchah es wirklich geſtern erſt,
Daß ich in Deinen Armen war,
Umſponnen von dem tiefen Haar? ...

Geſchwiſter.

In derſelben Schale
Schlief der Blütenſtaub;
Wird mit einem Male
Jähen Windes Raub.

In umblaute Lande
Trieb die eine Frucht;
Hat im fremden Sande
Wurzelkraft geſucht ...

Boden fand die zweite
Im gemeſſnen Raum;
In der Kronen Weite
Wiegt ſich Traum an Traum ...

Und die dritte ſchweift noch
Windgetrieben hin;
Und zur Tiefe greift noch
Nicht der dunkle Sinn ...

Seelen.

Du weißt, wir bleiben einſam: Du und Ich.
Wie Stämme, tief in Gold und Blau getaucht,
Mit freien Kronen, die der Seewind küßt ...
So nah, doch ganz geſondert, ewig zwei.
Doch zwiſchen beiden webt ein feines Licht
Und Silberduft, der in den Zweigen ſpielt,
Und dunkel rauſcht die Sehnſucht her und hin ...

Erſcheinung.

Ein gutes Licht iſt heute mir begegnet.
In Städten irrt' ich ängſtlich und verdroſſen.
Da ward ich jäh auf freiem Meer geſegnet.
Der Himmel lag rotblühend ausgegoſſen.
Das Segel quoll, und Wind von allen Seiten.
Da ſah ich Dich ob den Gewäſſern ſchreiten
Gehob'nen Hauptes zu Unendlichkeiten —
Nicht betend, mit demütiger Geberde,
Wie Jeſus Chriſtus ſchritt ob Meer und Erde —
Nicht übergroß: ein Menſch an Haupt und Mienen,
Und jung wie ich — ſo biſt Du mir erſchienen — —
Goethe! ...

Oſtſee.

Da lieg' ich an dem weißen Oſtſeeſtrande . . .
Das Meer . . das Meer! Mein wahrgewordner Traum
Ich bin vergraben in dem feinen Sande
Und bin nur Wind und Welle, Sturm und Schaum . . .

Und meine Wunſch-Gedanken laß ich gleiten
Hinauf-, hinunterwärts die grüne Bahn . . .
O, meines jungen Traums Unendlichkeiten.
Ein Hauch bewegt der Sehnſucht gold'nen Kahn . . .

Mein Kahn iſt ganz mit Wein und Obſt beladen
Und voll Muſik: Von Gott und Welt und Mut,
Und von des Meeres königlichen Gnaden
Und von der Kraft, die lächelnd in mir ruht . . .

Freunde.

Du klagteſt vordem, wie ein Freund Dir fehle,
Mit ihm zu wandeln in den langen Nächten;
In ſeinen leiſe Deinen Arm zu flechten,
Ihm zu enthüllen, was Dich nächtens quäle.

Gefährten haſt Du jetzt mehr als ich zähle.
Gemein iſt Euch die Rede, Lachen, Sorgen;
Du aber hältſt noch fröſtelnder verborgen
Die nachtverſchwieg'nen Rufe Deiner Seele! . . .

Schmerz.

Auf meiner dunklen Seele ſpielt
Der graue Schmerz den Mollaccord;
Sein hagrer Finger wühlt und wühlt,
Da bebt die volle Saite fort . . .

Es bebt die ganze große Stadt
Vor dieſes wilden Spielers Leid;
Die Saite noch geklungen hat
Bis in die tiefe Dunkelheit . . .

Herbſtgefühl.

Von Johannes Schlaf.
(Magdeburg.)

Komm mit mir hinauf in unſern Berggarten!
Komm mit mir unter den Apfelbaum,
Unter unſern Apfelbaum!

Tief biegen ſich ſeine ſchweren Äſte,
Denn es iſt die Zeit der Fruchtfülle,
Tief nieder ins hohe Gras.

Wir wollen dieſe ſchönen Früchte ſehen und koſten,
Mit weißen, lachenden Zähnen
In dies köſtliche Sauerſüß beißen,
Ins Sauerſüße . . .
Und dann werden wir unſere Arme auf den weichen, gelben Mauerpfeffer legen
Und werden dann nur immer ſo,
Im Innerſten beruhigt,
Hinausſchauen auf dies tiefe, köſtliche Schollenbraun
Mit der ſchönſten Fröhlichkeit,
Mit der ſtillen, wiſſenden Endfröhlichkeit . . .

Die Nacht lächelt aus dem Braun,
Die Nacht,
Mit ihrem ſchönſten Mutterlächeln . . .
Und noch einmal zeigt ſie uns alles, alles
So wunderſam als ein Fertiges . . .
Wie ſie es zu zeigen pflegt,
O ſo, weißt du,
Daß es ſo wunderſam zu einem Geahnten, Kommenden wird:
Das eine, einzige Geſchick,
Das alle leben! . . .
Und unſer dunkles Lachen wird wie ein Weinen ſein,
Kinder wir, immer Kinder der einen,
Verzagend, hoffend, getröſtet, bang und fromm,
Und immer neu begierig,
Und immer verlangend! . . .

Herbſtgefühle wollen wir ſehen
Unter unſerm Apfelbaum,
Im Berggarten,
Trunken vom Sauerſüßen . . .

Rätſel hinter dem Tode.

Von Paul Göhre.

(Steglitz.)

Vorbemerkung der Redaktion. Paul Göhre ſendet uns nachſtehenden Aufſatz mit folgenden Zeilen: „Geehrter Herr Doktor. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen mit beifolgendem Manuſkript kommen darf. Es iſt die Beſprechung der Hefte über das Jenſeits. Es kam mir in die Feder, als Niederſchlag der Stimmung, in die mich die Lektüre verſetzt. Die Zeilen atmen bewußte chriſtliche Überzeugung, aber ſie ſind nicht kirchlich gebunden. Machen Sie damit, was Sie wollen. Ich ſchickte Ihnen den Aufſatz eigentlich nur in Blick auf Bruno Willes Aufſatz in Nr. 22 (1898 der ‚Geſellſchaft'). Kann der ſeine religiöſe Anſicht ausſprechen, ſo ich auch meine. Doch — Sie haben zu entſcheiden.

Herzl. Gruß Ihr Göhre."

Hinter uns liegt eine Zeit, da man von einem Rätſel nach dem Tode nichts mehr wiſſen wollte. Alles war ja einfach und klar. Erſt das Leben, dann das Vergehen, dann der Tod, dann — nichts mehr. Was brauchte man ſich da noch mit Rätſeln herumzuſchlagen? Und doch, manchmal ganz unverhofft, ſtand es auch vor dem Religionsloſeſten da, breitſpurig, aufdringlich, deutlich, mit höhniſchem Lächeln im Angeſicht, daß ſeine Seele darüber erſchrak, daß ſein Inneres ihn ſchmerzte. Freilich nur auf Augenblicke. Dann kam es lange Zeiten wieder nicht. Doch war es da; es hatte ſich „gemeldet"; es ging hartnäckig und heimlich auch mit denen, die es leugneten.

Und ſo iſt es ſchon mit allen Geſchlechtern der Menſchen zuſammengegangen, die je über die Erde gewandert ſind. Alle mußten ihm ins Auge ſehen, mußten es ſchließlich zu enträtſeln ſuchen. Beim Frieden ihrer Herzen mußten ſie es verſuchen. Und fanden doch weder die Löſung noch den Frieden. Nur Nebel, immer Nebel griffen ſie.

Bis einer kam, der da ſagte, er habe auch dieſes Rätſels Löſung. Der eine war Jeſus. Er lehrte, daß der Tod nicht das Ende, ſondern Anfang des Lebens ſei, daß der Menſch leben ſolle bei Gott, ewig, in unerſchöpflichem Lichte, heilig, ſündlos, ſelig.

Aber mit welchem Rechte lehrte er ſo? Womit bewies er die Wahrheit ſeiner Lehre? Allein durch ſich ſelber, mit ſeiner Perſon, ſeiner eignen Ewigkeitsgewißheit: ich bin der Weg, die Wahrheit und

das Leben; ich lebe, ihr sollt auch leben; wer mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. Das waren seine einzigen, unerhörten Argumente.

Waren es die Worte eines Wahnsinnigen? Die Juden sagten es: Er hat den Teufel. Und doch war er so vernünftig, so schlicht und nüchtern, so klug und klar, ganz der Welt und den Menschen zugewandt, scharfsichtig und schlagfertig, voll tiefster Leidenschaft und stärkster Selbstbeherrschung, rastlos und ruhevoll, zornig und heiter, kampffroh und friedlich — der denkbar harmonischste Mensch. Wer, der ihn kennt aus den Urkunden der Schrift, wagt heute, ihn einen Wahnsinnigen zu nennen?

Dann aber bleibt nur eine Erklärung seiner Ewigkeitsgewißheit. Sie ist die Erklärung seiner Persönlichkeit überhaupt. Er hat sie selbst oft genug gegeben. Es ist seine Gemeinschaft mit Gott. Mit Gott, den er seinen Vater nannte, wußte er sich ganz unauflöslich verbunden. Wo immer er war, er spürte ihn um sich, in sich. Er war ganz gottvoll. Daraus quoll alle Energie, alle Glut, alle überwältigende Originalität seines Wesens. Es ist das Geheimnis seiner Kraft, seiner Lehre, seines Lebens, und dieses selber die Probe auf die Realität dieser Gemeinschaft. Sie ist das Geheimnis auch seiner Ewigkeitsgewißheit. Wer Gott hat, den hat auch Gott; lebend und sterbend bleibt er in seiner Hand. Wer Gott hat, der hat auch ewiges Leben; denn Gott ist das ewige Leben.

Und seitdem ist Ungezählten das Rätsel wirklich gelöst gewesen. Sie sind Jesu Gewißheit teilhaftig und froh gewesen, und haben in ihr gelebt, die einen leichtsinnig wie auf einen großen Kredit hin, die anderen weltabgewandt in ängstlicher Hütung ihres Schatzes, die dritten aufrecht, frei und froh wie Jesus selber. Der Tod hatte keinen Stachel mehr für sie; der Engel der Ewigkeit winkte dahinter huldreich ihnen zu.

Nur eins hat auch Jesus nicht gesagt. Wie nämlich diese Ewigkeit beschaffen sei. Bald nennt er sie Paradies, bald Himmel, bald Vaterhaus. Aber niemals schildert er sie. Wußte er's selber nicht?

So ist die Phantasie derer, die nach ihm kamen, ihre eigenen Wege gegangen. Und des ewigen Lebens nun gewiß, haben sie kühnlich selber es sich ausgemalt. Schon Paulus, der Apostel, im Briefe an die Thessalonicher:

> Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und der Stimme des Erzengels und der Posaunen Gottes herniederkommen vom Himmel, und die in

Christo Entschlafenen werden auferstehen zuerst. Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit ihnen entrückt werden in die Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden *also* bei dem Herrn sein allezeit.

Anders, viel diesseitiger schon der Dichter der Apokalypse:

Und ich, Johannes, sahe einen neuen Himmel und eine neue Erde .... und sahe die heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel herabfahren .... Und sie hatte die Herrlichkeit Gottes und ihr Licht war gleich dem alleredelsten Stein, einem hellen Jaspis .... Und ich sahe keinen Tempel darinnen; denn der allmächtige Gott ist ihr Tempel .... Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie .... Und Gott wird abwischen alle Thränen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein ....

Und von da an endet's nicht mehr. Jede Zeit, jedes Volk, jeder einzelne Große beinahe hat sich seine Ewigkeitsvorstellung geschaffen, und das Höchste und Beste, das, was ihm am ersehnlichsten dünkte, hineingelegt. Zum Himmel gesellte man die Hölle, zur Hölle das Fegefeuer, auch sie mit unendlichen, unheimlichen Bildern und Gestalten bevölkernd. So strömt die Flut der Ewigkeitsvorstellungen durch die Jahrtausende hin. Und stets tragen sie das Gepräge der Welterkenntnis und Lebensideale, über die jede Zeit verfügte.

Eigentlich erst in unserm Jahrhundert, in unseren Tagen hat dieser Strom einmal gründlich gestockt. Im Zeitalter der Naturwissenschaft, da man nur noch die sinnliche Wirklichkeit schätzen mochte, schämte man sich, wie alles Übersinnlichen, so auch aller Ewigkeitsträume. Selbst auf den Kanzeln verstummten allmählich die Prophetien vom Jenseits; man besann sich, daß auch Jesus keine verkündigt. Und nur in einzelnen Gesangbuchsliedern sann und sang fromme Einfalt noch leise und zaghaft vom Leben im Himmelreich.

Nun aber scheint auch diese Zeit schon wieder vorüber. Schon wieder regt sich's, als wär's ein ewiges Bedürfnis der Menschheit, und redet in moderner Sprache zu den Menschen mit den modernen Herzen und profanen Gedanken vom ewigen Leben. Vor mir liegen zwei Büchlein eines mir Unbekannten, *Wilhelms von Lichtenau*. „Nach dem Tode" heißt das eine, „Im Himmel" das andere.*) Beide sind eine ernsthafte, ergreifende Ewigkeitsphantasie. Und das ist wohl das Charakteristische an ihr, daß sie sich die Kenntnis der heutigen Welt, unsere Vorstellung der Welten, die uns umgeben, des Äthers, der uns

*) Beide erschienen bei *Schall & Grund*, Berlin; jenes 2, dieses 1 Mark.

umflutet, der Gesetze, die alles zusammenzuhalten scheinen — daß sie das alles sich zu nutze, das ganze heutige Weltbild zum grandiosen Hintergrund ihres Ewigkeitsgemäldes macht. Dabei zeigen sich wohl auch spiritistische Anklänge, doch unaufdringlich. Alles aber ist eng, doch nicht gewaltsam, sondern wie natürlich verwoben mit urchristlichen Vorstellungen. Pauli Traum steht, aber original, eigentlich in ihr wieder auf. Die Toten leben in den Lüften, im Äther des unendlichen Weltraumes, körperlos und doch gestaltet, ohne Sinne, aber mit einer unendlich feinen, unmittelbaren Wahrnehmungsfähigkeit; gleitend, schwebend, sich schmiegend; eines tiefen Glücksgefühles voll; Gott in zunehmender Verklärung und Verseligung näher und näher kommend; von Jesus gegrüßt und gesegnet. Das alles ist ausgesprochen in einer Sprache, die wie Musik wirkt und eine Stimmung schafft, in der man sich fragt, ob es nach dem Tode nicht wirklich so oder ähnlich kommen könnte. Damit ist die Illusion fertig, die zu erzielen war. Der Dichter hat seinen Zweck erreicht; er kann zufrieden sein. Der Maler, Hans Loschen, hat freilich auch sein gut Teil Verdienst daran. Je zwischen zwei der wenigen Seiten mit ihren wenigen Sätzen darauf hat er immer zwei Vollbilder gestellt, gedankenreich, einige phantastisch-gespenstig, und doch nicht monströs oder abgeschmackt, in Helldunkelmanier die Stimmung des Dichters wundervoll interpretierend. Das schönste Bild von allen ist ein Christuskopf, der nach meiner allerdings unmaßgeblichen Meinung in die Nachbarschaft von Guido Renis Christus gehört.

Es giebt ein Wort, das lautet etwa so: Denen, die den Tod nicht fürchten, kann niemand in der Welt etwas anhaben. Vielleicht helfen die zwei kleinen Büchlein manchem, den Tod verachten und die Hoffnung des ewigen Lebens fester hegen.

Ein Sohn.

Von Guy de Maupassant.*)

[Nachdruck verboten.]

Die beiden alten Freunde gingen im blühenden Garten spazieren, den der Frühling mit heiterer Schönheit überschüttet hatte.

Der eine war Senator, der andere Mitglied der Akademie, beides gesetzte Leute, voll Überlegung, sehr logisch, aber feierlich, Männer von Bedeutung und von Ruf.

Zuerst schwatzten sie ein wenig über Politik, tauschten ihre Gedanken aus, nicht über die politischen Grundsätze, sondern über Menschen, da in der Politik die Persönlichkeiten doch immer der Sache vorgehen. Dann frischten sie alte Erinnerungen auf. Endlich schwiegen sie und gingen still Seite an Seite, etwas müde geworden von der warmen Luft.

Ein großes Beet strömte süße Düfte aus, eine Menge Blumen aller Sorten und Spielarten vermischten ihren Duft mit dem Windhauch, während ein Bohnenbaum, mit gelben Trauben bedeckt, seinen feinen Staub dem Winde überließ, eine Art goldiger Rauch, der nach Honig roch und wie Puder vom Parfümeur seinen duftenden Samen überall hinstreute.

Der Senator blieb stehen, atmete die fruchtbare Wolke ein, die durch die Luft zog, betrachtete den in Liebesgluten wie die Sonne leuchtenden Baum, dessen Keime davonflogen, und sprach:

— Wenn man bedenkt, daß diese unmerklichen, kleinen Atome, die so schön riechen, neue Existenzen, vielleicht hundert Meilen von hier schaffen werden, daß sie die Staubfäden und Säfte von weiblichen Bäumen befruchten und dann Wesen hervorbringen mit Wurzeln, große Bäume, die wie wir aus einem Samenkorn entstehen, sterblich sind wie wir und einmal durch andere Wesen derselben Art verdrängt werden, immer wieder wie wir!

Dann fügte der Senator noch hinzu, indem er vor dem strahlenden Baume stehen blieb, dessen belebende Düfte in alle Lüfte strömten:

— Höre mal, alter Schlingel, wenn Du über Deine Kinder Buch

*) Aus dem demnächst erscheinenden VIII. Bande von: Guy de Maupassants gesammelten Werken. Frei übertragen von Georg Frhr. v. Ompteda. 10 Bde. Brosch. M. 20,—, gebunden M. 27,50. Berlin, F. Fontane & Co.

führen ſollteſt, möchte Dich das hölliſch in Verlegenheit ſetzen. Der Kerl da macht ſie leicht und überläßt ſie ohne weitere Gewiſſensbiſſe ihrem Schickſal! Er kümmert ſich nicht weiter darum.

Der Akademiker fügte hinzu:

— Lieber Freund, das thun wir auch.

Der Senator begann wieder:

— Ja, das will ich nicht leugnen. Manchmal überlaſſen wir ſie ihrem Schickſal, aber wir wiſſen es wenigſtens, und darin beſteht unſere Überlegenheit.

Doch der andere ſchüttelte den Kopf:

— Nein, das wollte ich nicht ſagen. Sehen Sie, lieber Freund, es giebt wohl kaum einen Mann, der nicht Kinder beſäße, von deren Exiſtenz er gar nichts ahnt. Jene Kinder, „Vater unbekannt“, wie man ſagt, die er ebenſo gezeugt hat, wie dieſer Baum zeugt, beinahe, ohne daß er es wußte.

Ich glaube, wenn wir Buch führen ſollten über alle Frauen, die wir beſeſſen haben, ſo würde uns das in große Verlegenheit ſetzen, genau ſo wie es dieſem Bohnenbaum, den Sie eben da apoſtrophierten, einigermaßen ſchwer fallen dürfte, ſeine Nachkommen zu zählen.

Wenn wir vom achtzehnten bis etwa vierzigſten Jahr rechnen und alle flüchtigen Begegnungen, jedes Zuſammentreffen, das nur eine Stunde gedauert hat, mitzählen, ſo kann man wohl ſagen, das wir intime Beziehungen gehabt haben zu — zwei- bis dreihundert Frauen.

Nun, lieber Freund, wiſſen Sie denn wirklich, ob Sie bei dieſer Menge nicht mit dieſer oder jener ein Kind haben, und nicht irgendwo auf dem Straßenpflaſter oder im Bagno einen Kerl von Sohn beſitzen, der die anſtändigen Leute beſtiehlt oder totſchlägt, die anſtändigen Leute, das heißt — uns. Oder etwa eine Tochter, die in einem verrufenen Hauſe lebt, oder vielleicht, wenn ſie das Glück gehabt hat, von ihrer Mutter ausgeſetzt worden zu ſein, Köchin in irgend einer Familie iſt?

Dann denken Sie daran, daß beinahe alle Frauen, die wir öffentliche Mädchen nennen, ein oder zwei Kinder beſitzen, deren Vater ſie nicht kennen, Kinder, die ſie ſich zufällig bei einer Umarmung für zehn oder zwanzig Franken geholt haben. In jedem Berufe giebt es Verluſt und Gewinn. Dieſe Sprößlinge bedeuten den Verluſt. Wer iſt der Vater? Sie? Ich? Wir alle? Die Männer, die man anſtändig nennt? Sie ſind die Früchte unſerer fröhlichen Herrendiners, unſerer luſtigen Abende, jener Stunden, wo unſer üppiges Fleiſch uns zur erſten beſten Paarung treibt.

Diebe, Landſtreicher, alle Elenden ſind unſere Kinder. Und das iſt immer noch beſſer für uns, als wenn wir ihre Kinder wären, denn die Bande wird auch Vater.

Denken Sie nur, ich perſönlich habe eine ſehr böſe Geſchichte auf dem Gewiſſen, die ich Ihnen einmal erzählen will. Mir macht ſie fortwährend Gewiſſensbiſſe, ja, mehr noch, ein nie ruhender Zweifel quält mich, eine Unruhe, über die ich nicht Herr werden kann, die mich oft zur Verzweiflung bringt.

Als ich fünfundzwanzig Jahre alt war, hatte ich mit einem meiner Freunde — er iſt heute Geheimer Rat — eine Fußtour in die Bretagne unternommen.

Nach vierzehn oder zwanzig Tagen angeſtrengten Fußmarſches, nachdem wir die Cotes-du-Nord beſucht und einen Teil des Finiſtère, kamen wir nach Douarnenez. Von da aus erreichten wir in einem Tagesmarſche die wilde Spitze von Raz an der Toten-Bai und in irgend einem Dorfe, das auf „of" endigt, übernachteten wir. Aber als es Morgen war, fühlte ſich mein Freund außerordentlich müde und zerſchlagen, ſodaß er zu Bett blieb. Ich ſage aus alter Gewohnheit „zu Bett", obwohl unſer Lager einfach aus zwei Schütten Stroh beſtand.

Hier durfte er nicht krank werden. Ich zwang ihn daher aufzuſtehen, und wir langten gegen vier oder fünf Uhr nachmittags in Audierne an.

Am andern Tage ging es ihm etwas beſſer, und wir ſetzten den Weg fort, aber unterwegs ward er ſo elend, daß wir nur noch mit größter Mühe Pont-Labbé erreichen konnten.

Da fanden wir doch wenigſtens ein Gaſthaus. Mein Freund legte ſich zu Bett, und der Arzt, den wir aus Quimper kommen ließen, ſtellte ſtarkes Fieber feſt, deſſen Natur er nicht näher bezeichnete.

Kennen Sie Pont-Labbé? Nein. — Gut, das iſt alſo die bretoniſchſte Stadt dieſer ganz bretoniſchen Bretagne, von der Landſpitze von Raz bis Morbihan. Aus dieſer Gegend ſtammen ſo recht eigentlich Sitten, Sagen und Gebräuche der Bretonen.

Noch heute hat ſich dieſer Winkel des Landes beinahe gar nicht verändert. Ich ſage: noch heute, denn ich gehe jedes Jahr dorthin — leider!

In einem düſteren Teich badet ein altes Schloß den Fuß ſeiner Türme, die wilde Vögel umflattern. Dort entſpringt ein Strom, den die Küſtenfahrer bis zur Stadt hinunterfahren können. Und in den engen Straßen mit ihren alten Häuſern tragen die Männer den groß-

mächtigen Hut, die gestickte Weste und vier Jacken übereinander, die erste nur so groß wie eine Handfläche, die höchstens die Schulterblätter bedeckt, und die letzte bis an das Beinkleid hinunterreichend.

Die Mädchen sind groß, schön, blühend, ihre Brust ist in eine Tuchjacke eingezwängt, wie in einen Panzer, und so zusammengeschnürt, daß man von dem starken, gewaltsam zusammengepreßten Busen nicht einmal etwas ahnt. Sie tragen einen seltsamen Kopfputz: zwei farbige, bestickte Platten an den Schläfen umrahmen das Gesicht und drücken das Haar zusammen, das am Hinterkopf glatt herabfällt dann aber wieder oben auf dem Kopf zusammengenommen wird unter einer ganz eigenartigen Mütze, die häufig aus Gold- oder Silber-Geflecht besteht.

Das Stubenmädchen in unserem Gasthof war höchstens achtzehn Jahre alt, hatte blaßblaue Augen, aus denen die Pupillen wie schwarze Punkte herausſahen. Ihre kurzen, engstehenden Zähne, die sie unausgesetzt lächelnd zeigte, schienen gebildet zu sein, um Steine zu zermalmen.

Sie konnte nicht ein Wort französisch, da sie nur bretonisch sprach, wie die meisten ihrer Landsleute.

Mein Freund erholte sich noch immer nicht, und obgleich keine eigentliche Krankheit ausbrach, so verbot doch der Arzt die Weiterreise und ordnete vollkommene Ruhe an. Ich blieb also den Tag über bei ihm, und das Mädchen kam fortwährend herein, indem es entweder mir das Essen brachte oder ihm einen kühlenden Trank.

Ich neckte sie ein wenig und das schien ihr Spaß zu machen. Aber wir sprachen natürlich nicht miteinander, denn wir verstanden uns ja nicht.

Da eines Nachts, als ich ziemlich spät noch bei dem Kranken geblieben war, traf ich das Mädchen, als ich mein Zimmer wieder aufsuchte, wie sie eben in das ihre treten wollte.

Es lag gerade meiner offenen Thür gegenüber. Da packte ich sie plötzlich um den Leib, ohne eigentlich nachzudenken, was ich that, mehr aus Scherz, und ehe sie sich von ihrem Schreck erholt, hatte ich sie in mein Zimmer gedrängt und die Thür zugeschlossen. Sie blickte mich erschrocken, entsetzt an, wagte nicht zu schreien aus Furcht vor einem Skandal und wahrscheinlich vor allem aus Furcht, von dem Hotelbesitzer hinausgeworfen zu werden und dann vielleicht auch noch dazu von ihrem Vater.

Ich hatte das alles lachend gethan. Aber sobald sie in meinem Zimmer war, überkam mich die Lust, sie zu besitzen. Es war ein langer, schweigender Kampf, ein Kampf Leib an Leib, wie zwischen

Athleten, die sich mit den Armen fortdrängen, an sich ziehen, sich zerren, sich pressen, mit keuchendem Atem, mit schweißtriefender Haut. O, sie wehrte sich tapfer. Ab und zu stießen wir an ein Möbel, an die Wand, an einen Stuhl, und dann blieben wir eng umschlossen unbeweglich ein paar Sekunden stehen in der Furcht, daß der Lärm irgend jemand aufgeweckt haben könnte, und dann fingen wir unsere erbitterte Schlacht wieder an, ich im Angriff, sie in der Verteidigung.

Endlich war sie erschöpft und fiel hin. Da vergewaltigte ich sie, roh auf dem Fußboden.

Als sie wieder aufgestanden war, lief sie zur Thür, riß den Riegel zurück und entfloh.

Die folgenden Tage sah ich sie kaum. Sie ließ mich nicht nahe kommen. Als dann mein Freund wieder wohl war und wir unsere Reise fortsetzen wollten, kam sie mitten in der Nacht, ehe wir abreisten, in bloßen Füßen im Hemd in mein Zimmer, in das ich mich schon zurückgezogen hatte.

Sie warf sich mir um den Hals, umschlang mich leidenschaftlich, küßte und liebkoste mich, weinend und schluchzend, bis Tagesanbruch, kurz, sie gab mir alle Beweise von Zärtlichkeit und Verzweiflung, die uns eine Frau nur geben kann, wenn sie kein Wort unserer Sprache versteht.

Acht Tage später hatte ich dieses, auf der Reise gewöhnliche und häufig eintretende Abenteuer vergessen. Die Hotelmädchen sind ja in der Regel dazu da, den Fremden auf diese Weise gefügig zu sein.

Dreißig Jahre lang dachte ich nicht an das Abenteuer und kam nicht wieder nach Pont-Labbé.

Da kehrte ich zufällig auf einer Reise nach der Bretagne, die ich 1876 unternommen, um für ein Buch die Unterlagen zu schaffen und mir genau die Gegend anzusehen, dorthin zurück.

Nichts schien verändert zu sein. Das Schloß bespülte noch immer seine grauen Mauern im Teiche am Eingang der öden Stadt, und der Gasthof war noch genau derselbe, wenn auch in stand gesetzt, neu hergerichtet und mit etwas modernem Anstrich. Als ich eintrat, ward ich von zwei jungen Bretoninnen empfangen, achtzehn Jahre alt, frisch und nett, in ihre engen Tuchjacken eingeschnürt, die silberne Haube auf dem Kopf, mit den großen, gestickten Platten an den Ohren.

Es war sechs Uhr abends. Ich setzte mich zu Tisch, um zu essen, und da der Wirt sich die Mühe gab, mir die Speisen aufzutragen, ließ mich mein Verhängnis wahrscheinlich fragen:

— Haben Sie die ehemaligen Besitzer des Hauses gekannt? Jetzt

vor dreißig Jahren bin ich mal acht oder vierzehn Tage hier gewesen. Es ist lange her.

Er antwortete:

— Jawohl, das waren meine Eltern.

Da erzählte ich ihm, was mich damals hierher geführt und wie ich hier durch das Unwohlsein meines Freundes zu längerem Verweilen gezwungen worden. Er ließ mich nicht ausreden:

— O daran erinnere ich mich genau. Ich war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt. Sie wohnten in dem Zimmer nach hinten heraus und Ihr Freund in einem nach der Straße, das ich jetzt für mich selbst genommen habe.

Da erst kam mir plötzlich lebhaft die Erinnerung an das Mädchen und ich fragte:

— Erinnern Sie sich eines netten, kleinen Stubenmädchens hier im Hause, das damals bei Ihrem Vater in Dienst stand? Sie hatte, wenn ich mich recht erinnere, blaue Augen und auffallend schöne Zähne?

Er sagte:

— Jawohl, die ist einige Zeit darauf im Wochenbett gestorben.

Dann deutete er mit der Hand nach dem Hof, wo ein dürrer Mensch, der lahm war, auf dem Mist arbeitete, und fügte hinzu:

— Das ist der Sohn.

Ich fing an zu lachen:

— Na, schön ist er nicht und seiner Mutter sieht er wohl nicht ähnlich. Er schlägt wahrscheinlich nach seinem Vater?

Der Wirt sagte:

— Das ist wohl möglich, aber man hat nie 'rauskriegen können, wer eigentlich der Vater war. Sie ist gestorben, ohne es zu sagen, und kein Mensch hier wußte, ob sie einen Liebhaber gehabt. Das war eine schöne Überraschung, als man erfuhr, daß sie in anderen Umständen sei. Kein Mensch wollte es glauben.

Ich empfand ein unangenehmes Gefühl, es war einer jener peinlichen Momente, die uns zu Herzen gehen wie die Ahnung eines schweren Kummers. Und ich besah mir den Mann im Hofe. Er hatte eben Wasser gepumpt für die Pferde und trug hinkend, offenbar mit schmerzlicher Anstrengung des kürzeren Beines, die beiden Eimer in den Stall. Er war fürchterlich zerlumpt, sah gräßlich schmutzig aus und hatte langes, blondes Haar, das so verfilzt war, daß es ihm wie ein Bündel Stricke ins Gesicht fiel.

Der Wirt fuhr fort:

— Der Kerl taugt nicht viel, wir haben ihn aus Erbarmen im Hauſe behalten. Wenn er wie andere Kinder erzogen worden wäre, könnte vielleicht was Beſſeres aus ihm geworden ſein. Aber wie iſt das möglich: kein Vater, keine Mutter, kein Geld. Meine Eltern haben Mitleid mit ihm gehabt. Aber wiſſen Sie, es war doch ſchließlich nicht ihr Kind.

Ich ſagte nichts.

Ich übernachtete in meinem ehemaligen Zimmer und die ganze Nacht hindurch dachte ich an dieſen fürchterlichen Stallknecht und ſagte mir immerfort: Herr Gott, wenn das wirklich mein Sohn wäre! Sollte ich wirklich im ſtande geweſen ſein, das Mädchen zu töten und ein ſolches Weſen in die Welt zu ſetzen? Möglich war es ja.

Ich beſchloß, mit dem Mann zu ſprechen, um genau das Datum ſeiner Geburt zu erfahren. Wenn es nur um zwei Monate anders war, ſo war ich von meinen Zweifeln befreit. Ich ließ ihn am nächſten Tage kommen. Aber er verſtand auch kein franzöſiſch. Übrigens machte er den Eindruck, als kapiere er gar nichts, als hätte er keine Ahnung von ſeinem Alter, nachdem ihn in meinem Namen eines der Mädchen gefragt. Er benahm ſich wie ein Idiot in meiner Gegenwart, drehte fortwährend ſeinen Hut mit den ekelhaften Fingern hin und her, lachte albern. Und dieſes Lachen hatte eben etwas von dem der Mutter, in den Mundwinkeln und in den Augen.

Da kam der Wirt dazu und holte endlich den Geburtsſchein des Unglücklichen. Er hatte das Licht der Welt erblickt acht Monate und ſechsundzwanzig Tage nachdem ich in Pont-Labbé geweſen, denn ich wußte noch ganz genau, daß ich am 15. Auguſt in Lorient angekommen war. Der Geburtsſchein trug den Vermerk „Vater unbekannt“. Die Mutter hatte geheißen: Johanna Kerabec.

Da fing mein Herz an, heftig zu ſchlagen, mir war die Kehle wie zugeſchnürt, daß ich nicht ſprechen konnte, und ich ſah dieſes Scheuſal an, deſſen blondes Haar noch ſchmutziger war als der Miſt der Tiere da draußen. Und der Lump, den mein Anſtarren ſtörte, hörte auf zu lachen, wandte den Kopf ab und ſuchte zu entkommen.

Den ganzen Tag irrte ich am kleinen Flüßchen hin, in ſchmerzlichen Gedanken. Aber wozu nachdenken? Nichts konnte mir Gewißheit geben. Stunden und Stunden hindurch erwog ich alle Gründe für oder wider meine Vaterſchaft, kam zu unentwirrbaren Vermutungen, um wieder in die alte, fürchterliche Ungewißheit zurückzufallen und endlich

zu der noch schrecklicheren Überzeugung zu kommen, daß dieser Mensch wirklich mein Sohn sei.

Ich konnte nicht essen und zog mich auf mein Zimmer zurück. Lange floh mich der Schlaf. Als ich endlich einschlief, quälten mich fürchterliche Träume. Ich sah den Lümmel, wie er mich anlachte, mich „Papa" nannte, dann verwandelte er sich in einen Hund, biß mich in die Waden, und so sehr ich auch davonlief, er folgte mir fortwährend und schwatzte und schimpfte statt zu bellen. Dann erschien er vor meinen Kollegen von der Akademie, die eine Sitzung hielten, um zu entscheiden, ob ich wirklich sein Vater wäre. Und einer von ihnen rief:

— Es ist gar kein Zweifel. Sehen Sie doch nur, wie er ihm ähnlich sieht.

Und in der That gewahrte ich, daß das Monstrum mir wirklich ähnlich sah, und ich wachte auf mit diesem Gedanken und mit dem tollen Wunsch, den Menschen wiederzusehen, um zu entscheiden, ob wir gemeinsame Züge besäßen.

Ich traf ihn, als er (es war gerade Sonntag) zur Messe gehen wollte und gab ihm hundert Sous, indem ich ihn angstvoll betrachtete. Er fing wieder an auf ordinäre Art zu lachen und nahm das Geld. Dann beunruhigte ihn abermals mein Blick und er entfloh, nachdem er etwas gestammelt hatte, das ich nicht verstand, das aber wohl „Danke" heißen sollte.

Der Tag verstrich für mich in denselben Ängsten und Nöten wie der Tag vorher. Gegen Abend ließ ich den Wirt kommen und sagte ihm mit Anwendung von viel Vorsicht, Geschicklichkeit und List, daß ich mich für diesen von allen verlassenen Menschen interessiere und etwas für ihn thun wolle.

Aber der Mann sagte:

— Ach bitte, denken Sie doch daran nicht. Er taugt wirklich nichts. Sie würden nur Unannehmlichkeiten haben. Ich benutze ihn, um den Mist fortzuschaffen. Das ist alles, was er kann. Dafür gebe ich ihm die Nahrung, und er schläft bei den Pferden. Wenn Sie vielleicht eine alte Hose haben, geben Sie ihm die, aber in acht Tagen ist sie in Fetzen.

Ich drang nicht weiter darauf und wollte die Sache mit ansehen.

Der Lump kam abends total besoffen heim, er hätte beinahe das Haus in Brand gesteckt, schlug ein Pferd mit der Hacke tot und schlief endlich, dank meiner Freigebigkeit, auf dem Misthaufen mitten auf dem Hof im Regen ein.

Am andern Tag bat man mich, ihm ja kein Geld wieder zu geben. Der Schnaps mache ihn ganz verrückt, und ſobald er nur zwei Sous in der Taſche hätte, verſöffe er ſie. Der Wirt fügte hinzu:

— Wenn Sie ihm Geld geben, ſo treiben Sie ihn geradezu in den Tod. Der Menſch hatte nie Geld gehabt, niemals, nur vielleicht ein paar Centimes, die ihm ein Reiſender zugeworfen, und kennt keine andere Beſtimmung für dieſes Metall, als es in Alkohol umzuſetzen.

Da brachte ich Stunden in meinem Zimmer zu, ein aufgeſchlagenes Buch vor mir, und that, als ob ich leſe. Aber ich dachte immer nur an dieſes Vieh, an meinen Sohn, und ſuchte immer zu entdecken, ob er nicht etwas von mir hätte. Endlich meinte ich ein paar ähnliche Linien an der Stirn zu finden und beim Naſenanſatz. Und bald war ich überzeugt, daß wirklich eine Ähnlichkeit da ſei, die nur der verſchiedene Anzug und das fürchterliche Haar des Menſchen verberge.

Aber ich konnte nicht länger dort bleiben, ohne Verdacht zu erregen, und mit gebrochenem Herzen reiſte ich ab, nachdem ich dem Wirt etwas Geld dagelaſſen hatte, um das Daſein ſeines Knechtes zu erleichtern.

Nun lebe ich ſeit ſechs Jahren mit dem Gedanken, immer mit dieſem Gedanken, in dieſer fürchterlichen Unruhe, in dieſem gräßlichen Zweifel. Und jedes Jahr treibt mich eine unſichtbare Macht wieder nach Pont-Labbé. Jedes Jahr verurteile ich mich zu der Qual, dieſes Vieh im Miſt herumwühlen zu ſehen, mir einzubilden, daß der Menſch mir ähnlich ſei, zu verſuchen und zwar immer vergebens, ihm nützlich zu ſein. Und jedes Jahr kehre ich wieder dahin zurück, unentſchloſſener, voll größerer Qual, voll ſchrecklicherer Angſt.

Ich habe verſucht, ihm etwas beibringen zu laſſen. Er iſt unrettbar Idiot.

Ich habe mich bemüht, ſein Leben etwas freundlicher zu geſtalten. Er iſt ein unverbeſſerlicher Trunkenbold und verwendet alles Geld, das man ihm giebt, aufs Trinken. Er verſteht's ausgezeichnet, ſeine neuen Kleider zu verkaufen, um ſich Schnaps zu verſchaffen.

Ich habe verſucht, ſeinen Herrn mitleidig für ihn zu ſtimmen, daß er etwas freundlicher gegen ihn ſein ſoll, immer indem ich Geld gab, aber der Wirt war ſchließlich verwundert und ſagte ſehr vernünftig:

— Wiſſen Sie, alles, was Sie für den Menſchen thun, iſt nur zu ſeinem Schaden. Man muß ihn wie einen Gefangenen halten. Sobald er Zeit hat oder ſobald es ihm wohl geht, wird er bösartig. Wenn Sie wirklich Gutes thun wollen, giebt es anderwärts genug zu

thun. Es giebt ſoviel verlaſſene Kinder, wählen Sie doch eins aus, das Ihnen Ihre Sorge danken würde.

Was ſollte ich darauf ſagen?

Und wenn ich etwas verriete von den Zweifeln, die mich quälen, ſo würde dieſer Cretin gewiß unverſchämt werden, mich ausforſchen, mich kompromittieren, mich vernichten. Er würde mir ſein „Papa“ nachrufen, wie ich es geträumt.

Und dann ſagte ich mir: Daß ich die Mutter getötet habe und dieſes abgezehrte Weſen, dieſes Stallindividuum, das auf dem Miſt geboren und groß geworden war, dieſen Menſchen zu Grunde gerichtet habe, der, wie andere aufgezogen, vielleicht auch wie die anderen geworden wäre.

Sie können ſich nicht denken, welch ſeltſames, unerträgliches Gefühl mich beſchleicht, wenn ich ihm gegenüberſtehe und dann denke, daß das mein Fleiſch und Blut ſein ſoll, daß er durch jenes enge Band, das den Sohn mit dem Vater verknüpft, zu mir gehört, daß er dank dem furchtbaren Geſetz der Vererbung mein iſt durch tauſend Dinge, mit Fleiſch und Blut, und daß dieſelben Krankheitskeime, dieſelben Leidenſchafterreger in ihn ſchlummern, wie in mir.

Unausgeſetzt habe ich ein unſtillbares, ſchmerzliches Verlangen, ihn zu ſehen. Sein Anblick iſt für mich eine ſchreckliche Qual, und doch betrachte ich ihn vom Fenſter aus ſtundenlang, wie er hin- und hergeht und den Dünger der Tiere fortkarrt, und ſage mir dabei: „Das iſt mein Sohn!“

Und manchmal fühle ich den unerträglichen Wunſch, ihn zu umarmen. Aber ich habe ſogar niemals ſeine ſchmutzige Hand berührt.

Der Akademiker ſchwieg und ſein Begleiter, der Politiker, murmelte:

— Ja, man ſollte ſich wirklich etwas mehr um die Kinder kümmern, die keinen Vater haben.

Ein Windhauch ſtrich daher, der große, gelbe Baum ſchüttelte ſeine Trauben und umhüllte mit einer feinen, wohlriechenden Wolke die beiden Greiſe, die den Duft in tiefen Zügen einſogen.

Und der Senator ſchloß:

— Und doch iſt es ſchön, noch fünfundzwanzig Jahre alt zu ſein und Kinder zu zeugen, — ſelbſt auf dieſe Art.

Deutſche Lyrik.

Funken.

Es lohnt ſich doch, ſo hoch zu wohnen!
Nachtſturm wühlt in der Tiefe dunkler Bäume,
Vor meinem Fenſter ſauſen krauſe Kronen.

Sturmfinſternis iſt ganz hereingeſunken,
In Windespauſen praſſelt kalter Regen,
Im ſchwarzen Zimmer ſeh' ich graue Funken.

Nachleuchten eines Tages. Doch wie lange
Iſt nicht der Tag ſchon tief in Schlaf geſunken?
Licht aus des Blutes pulſend heißem Drange,

Du Licht in mir, giebſt Du mir nichts als Funken?!

Abendgang.

Das iſt unſer kalter Abendgang.
Herbſt. Blätter fallen wegentlang.
Wir gehen, ſo nah mich Dein Pelzchen läßt,
Dicht aneinander, warm und feſt.

Der Abend in Zweigen hängen blieb.
„Ich habe Dich ja wahnſinnig lieb."
„„Ich ſeh' Dein bittendes Aug' immerzu
Und finde keine Nacht mehr Ruh'.""

Die Brücke. Trüber Laternenſchein
Fällt ſchwankend in ſchmutzigen Schlamm hinein.
Vorüber. Dunkel wie Menſchen ſteh'n
Die Bäume und ſeh'n uns weitergeh'n.

München. Wilhelm von Scholz.

Bitte.

Weich doch von mir, du dumpfe Qual,
Verworren und verwirrend.
Komm endlich flügelſchwirrend,
Du helle Freude, auch einmal!

Und iſt dir meine Stirn zu trüb
Zu denkenskalt und faltig —
Du biſt ja ſo groß und gewaltig,
Mach mich zum Kind nnd hab' mich lieb!

Brünn. Richard Schaukal.

Erinnerung.

Wir gingen ſchweigend übers Feld,
Wir gingen Hand in Hand;
Im Frühling war's, als rings die Welt
Voll bunter Blumen ſtand.

Der Dornbuſch weiße Röslein trug,
Geſang ſcholl allerwärts,
Und unter deinem Herzen ſchlug
Ein anderes kleines Herz.

Berlin. Johannes Trojan.

Im Theater.

Im Theater frech und froh
Sitzt das Fräulein So-und-ſo,
Reizende Maitreſſe.
Ich daneben. Schwüler Duft,
Dämmerige Logenluft,
Feine Wangenbläſſe.

Hochmodern gefärbtes Haar,
Heißes, dunkles Augenpaar,
Weiße, ſünd'ge Brüſte —
Offene Lippen, feucht und rot.
Von Brillantenglanz umloht
Schwarze Seidenbüſte.

Auf der Bühne dunkles Stück
Von der Jugend Schmerzenglück,
Ernſte Feierſtunden. —
Mitleid ſchreitet ſtumm und hehr.
Abgrundtief, als wie ein Meer,
Sind Erlöſerwunden.

Prieſter ward ein Dichter hier.
Thränen ſind der Menſchheit Zier
Und verhärmte Wangen. —
Sank die Luſt in Armut hin,
Trank aus dunklem Kelch der Sinn,
Kommt ein Gott gegangen. —

Vorhang fällt und leiſe gähnt
Neben mir, zurückgelehnt
In die roten Kiſſen,
Meine Nachbarin und fragt,
Wie denn mir das Zeug behagt,
„Triefend" von Gewiſſen?

Nun, ich denke, fein und tief —.
Zieht den Mund ſie leiſe ſchief,
Schüttelt mit dem Fächer.
Lacht mit weißen Zähnen dann,
Sieht mich heimlich winkend an —
Armer Kreuzesſchächer!

Steht dann auf und rauſcht hinaus,
Wohlgeruch und Seidenbraus,
Draußen Raſſegäule.
Lächelt flüchtig „Guten Tag!"
Jean dabei am Wagenſchlag,
Stumm wie eine Säule. —

Zungenſchnalzen. Vorwärts dann!
Ein berußter Arbeitsmann
Muß zur Seite ſpringen —
Hallali! Die Stadt entlang!
Ein verbuhltes Lachen klang
Wie ein fernes Singen.

Steglitz. Erich Schlaikjer.

Olympia.

Theodoſius warf — die Pfaffheit nennt ihn den Großen! —
In den Tempel des Zeus höhnend den grimmigen Brand.
Jubelnd johlte das Volk, das erſt gehuldigt den Götzen,
Ihnen die Opfer geweiht, Segen am Altar erfleht.
Freudig grinſten die ziegenbärtigen Mönche, der Weihrauch
Duftete ſüß. Tedeum! brüllte fanatiſch der Schwarm.

Nicht mehr ſchüttelt die Locken der Gott und ſchleudert den Blitz nicht,
War der Adler denn lahm, welcher als Diener ihn trug?
Wie der Himmel geſtrahlt am erſten Tage der Schöpfung,
Leuchtet das Sonnenaug', birgt vor dem Frevel ſich nicht,
Ruhig ſchaut ihn der Gott, unſichtbar der raſenden Menge,
Läßt er die Trümmer zurück, ſchwebt zum Olympos empor.
Seliges Lächeln verklärt das Antlitz, wenn er entſchwindet,
Auf der Erde zurück ließ er den beizenden Qualm,
Der die Augen verſengt dem gläubigen Volke, den Prieſtern,
Daß ſie wie blind und taub taumeln im Leben dahin.
Doch unſterblich ſind und bleiben die Götter, ſie kehren,
Wenn die Zeiten erfüllt, endlich auf Erden zurück.
Zwar nach Hellas nie mehr, doch an den Tiber, den Arno,
Wo ein neues Geſchlecht wieder die Tempel erbaut,
Wieder der Schönheit weiht, ändert der Name ſich auch:
Ob man ſie Cypria hieß, ob man Madonna ſie heißt.

Innsbruck. Adolf Pichler.

Die Luft iſt warm . . .

Die Luft iſt warm, von Sonnenglanz durchwoben,
Die Hängematte wogt und wiegt mich ſacht
Und ehern ſtrahlt die blaue Wölbung droben.

Und wieder hab' ich Dein, o Lieb, gedacht,
Die mein Gemüt mit bitt'rer Glut entzündet
In jener unvergeſſ'nen Vollmondnacht.

Doch wie im Herbſt die junge Frucht ſich rindet
Und niederfällt, von reifer Schwere ſatt,
Wie durch den eignen Wert den Tod ſie findet,

So auch in mir in dieſen Frühherbſtſtunden
Hat, überreif, Erinnerungsſchmerz und -luſt
Durch zuviel Fülle jähen Tod gefunden.

Tief atmet auf nun die bedrängte Bruſt.
Getroſt erheb' zum Himmel ich die Hände,
Der neuen Freiheit innig mir bewußt —

Und ſtill erwart' den Winter ich — das Ende.

Berlin. Anſelm Heine.

Henri Becque.

Von Ernest Tissot.
(Paris.)

Es läßt sich nicht leugnen, daß das Interesse der jungen Schriftsteller für die Poesie und den Roman ziemlich erloschen ist und das Theater heute den Mittelpunkt des Interesses bildet. Es soll damit noch nicht gesagt werden, daß wir keine jungen Dichter und Romanschriftsteller hätten, — aber selbst bei ihnen ist der Wunsch rege geworden, sich auf dramatischem Gebiet zu versuchen. Wir brauchen nur Haraucourt, Paul Margueritte und andere anzuführen.

Ein Schriftsteller aber, der fast nur für die Bühne geschrieben hat und in dem die Naturalisten ihren Meister erkennen, ist Henri Becque, der Verfasser von „Die Raben“ und „Die Pariserin“, den wir erst vor kurzer Zeit begraben haben.

Er war eine Größe in der litterarischen Welt von Paris, und wenn seine Stücke auch niemals jene 200 Aufführungen erlebt haben, die ihn in wenigen Monaten zum reichen Manne gemacht hätten, so sind doch nur wenige Schriftsteller soviel bewundert und soviel kritisiert worden, wie er. Er hatte anfangs mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; es bedurfte einer lammfrommen Geduld und einer großen Geschicklichkeit, um die Aufführung eines seiner Stücke zu ermöglichen, und erst nach endlosen Unterhandlungen mit den Direktoren und Schauspielern gelang es ihm, „Das Weberschiffchen“ am Gymnase und „Die ehrbaren Frauen“ im Théatre français zur Aufführung bringen zu lassen. Eines Tages riß ihm die Geduld, er mietete sich das Theater Porte Saint-Martin, ließ auf seine Kosten „Michel Pauper“ aufführen und lief später wieder jahrelang mit dem Manuskript seiner „Raben“ unter dem Arm von einem Theaterdirektor zum anderen. Überall wurde er mit höflichen Worten abgewiesen: „Es geht wirklich nicht, es ist nicht unser Genre.“

Des Kampfes müde, beschloß Becque endlich, das Stück in Broschürenform erscheinen zu lassen, und an dem Tage, an dem die Drucklegung beendet war, ersuchte ihn Thierry, der Leiter des Théatre français, ihm das Stück vorzulesen. Es wurde angenommen, einstudiert, verbessert und endlich am 14. September 1882 gespielt. Dann ist nur noch ein dreiaktiges Stück „Die Pariserin" von Becque am 7. Februar 1885 im Theater Renaissance aufgeführt worden, und danach wurde er für mehrere Jahre Berichterstatter der „Revue illustrée", ein geistreicher und amüsanter Schriftsteller, dessen gallige Bitterkeit aber oft verletzend wirkte.

Becque ist erst spät und nach harten Kämpfen dazu gelangt, die Kunst als solche richtig aufzufassen. In seiner Jugend beschäftigte er sich vorzugsweise mit Soziologie und Politik und bereitete sich mit seinen damaligen Freunden für die diplomatische Karriere vor, aber der 4. September benahm ihm die Lust an diesen Bestrebungen und trieb ihn der Litteratur in die Arme. Seine Kenntnis von Dingen und Menschen überstieg die der anderen, die 20 Jahre damit verbringen, Sonette zu reimen, zweifellos bei weitem, aber es fehlte ihm auch wieder jenes unentbehrliche Etwas, ohne das Gedanken und Empfindungen unausgesprochen bleiben: es fehlte ihm an der geschickten, geistvollen Ausführung. Deshalb sind auch seine ersten Werke von so wesentlich geringerem Interesse und den letzten kaum zu vergleichen.

Henri Becques Leben und Werke sind ein schöner Beweis kluger und energisch durchgeführter Arbeit, aber es ist zu bedauern, daß seine Bemühungen keinen größeren Erfolg hatten, und daß er 12 Jahre brauchte, um 5 Akte zu schreiben. Flaubert hatte nur 7 Jahre für Madame Bovary gebraucht.

Aber schließlich, wie sagt Alceste: „Die Zeit thut nichts zur Sache, und es handelt sich nicht darum, viel zu schaffen, sondern viel zu denken und durch das, was man spricht, viel zum Denken anzuregen." — Henri Becques Werke behandeln mit dem Ernst derer, die zu denken wagen, einige der beunruhigendsten Probleme unseres modernen Lebens.

Seine dramatische Produktion beschränkte sich auf 7 Stücke, die zusammen 21 Akte ergeben.

„Sardanapal" ist nur eine Oper, wie es deren viele giebt, mit schlecht gereimtem, unerträglich überlebtem Libretto, wie Bellini und Donizetti es ehemals in Musik zu setzen pflegten. Das beste, was sich davon sagen läßt, ist, daß Christine Nilson die Rolle kreiert hat, und

die Musik von Victorin Joncieres war. Außerdem weiß ich nicht, wodurch „Das verlorene Kind“ und „Das Weberschiffchen“ sich von Labiches und Hennequins Stücken unterscheiden, noch inwiefern „Michel Pauper“ von den Ennerysschen Dramen verschieden ist, die das Publikum von Ambigue zu Thränen rührten und das des Théatre français zum Lachen brachten. Um ganz ehrlich zu sein, muß ich gestehen, daß ich wohl psychologische Intentionen, realistische Tendenzen darin gefunden habe, aber mir kommt es so vor, als wären die Intentionen durch willkürlich durcheinander geworfene Szenen, eine gesuchte, beißende Ironie und mangelhafte Durchführung stark geschädigt. „Das verlorene Kind“ hat operettenartige Stellen von unglaublicher Possenhaftigkeit: die Ermahnungen Bernadins an seinen nach Paris reisenden Sohn im ersten Akt, die ganze, auf Effekt berechnete, weitschweifige Beredsamkeit dieses Kleinbürgers, der an Stelle einiger liebevoller Worte eine endlose Rede hersagt, deren Albernheit einen Flaubert entzücken würde: „Meide die Journalisten, meide die Courtisanen, diese nutzlosen Wesen, die dem Staat ebenso wertlos sind, wie sich selbst, und die es nicht verstehen, sich für den Winter das in der schönen Jahreszeit verdiente Brot aufzusparen.“ — Und das dauert so lange, daß schon niemand mehr hinhört, und daß man beinahe den Zug versäumt. Und abgesehen davon kommt mir „Das verlorene Kind“ immer vor wie ein Intriguenspiel mit stetem Hin- und Herlaufen, viel offenen und verschlossenen Thüren, mit sehr viel bösen Unwahrscheinlichkeiten, sehr wenig Psychologie und gar keinem litterarischen Wert. „Michel Pauper“ ist komplizierter. Becque hat da mehrere an sich interessante Dinge zusammengestellt: die Studie eines Arbeiters, der auf dem besten Wege war, großartige Erfindungen zu machen und daran nur durch eine Leidenschaft gehindert wurde, die er im Trunk zu ertöten suchte; ein stolzes, leidenschaftliches und reines, junges Mädchen, und einige groß angelegte Charaktere. Außerdem hat er die Vorteile der bürgerlichen Klasse denen der arbeitenden geschickt gegenübergestellt und gute Wirkungen damit erzielt. Aber eine Anhäufung von Unwahrscheinlichkeiten, eine gewisse Ungeschicklichkeit des Entwurfs berechtigt viele, die „Michel Pauper“ gelesen haben, zu der Bemerkung, daß das Werk unendlich schlecht aufgebaut sei. „Das Weberschiffchen“ ist allerdings eine einigermaßen vertiefte Studie des Seelenlebens einer galanten Frau, aber die Szenenführung ist auch hier stets willkürlich und erkünstelt. Hier passieren in einem Einakter von 10 Szenen soviel Ereignisse (eine kleine Frau dreht sich zwischen den Liebhabern hin und

her), daß es ſchon einer gewiſſen Naivetät bedarf, um hier von Pſychologie oder anderen Dingen zu ſprechen.

Zwei Werke Henri Becques, in denen er ſich als Rhetoriker von ganz hervorragendem Wert erweiſt, ſind „Die Raben“ und „Die Pariſerin“. — Der Zweck des Theaters, ſo wie die Realiſten es auffaſſen, iſt entweder, große, wahre Begebenheiten des Lebens, mit irgend einer Intrigue verknüpft, auf die Bühne zu bringen, oder mit aller nur denkbaren Eindringlichkeit einen ſpeziellen, an ſich intereſſanten pſychologiſchen Fall zu ſtudieren. Die Stücke werden entweder Sittenkomödien oder pſychologiſche Studien. Dafür ſind gewiſſe Vorbedingungen erforderlich. Für die Sittenkomödie ein großes Aufgebot von Perſonen, mehrere größere Rollen, zwei oder drei ineinandergreifende Intriguen, ein geeignetes Inſzeneſetzen — alles Dinge, die dazu angethan ſind, die Illuſionen des Lebens zu erwecken. So hat es Becque in den „Raben“ gemacht, wo eine Bande anrüchiger und ſchlecht beleumdeter Geſchäftsleute den Ruin einer getäuſchten und vertrauensſeligen Familie herbeiführt. Daneben ſpielt der ſentimentale und verzweifelte Roman von Blanche Vigneron, die ihres Geldes wegen geliebt wird und von ganzem Herzen liebt, was ſie durch ihre zu früh erlangte Armut wieder verliert, — der noch traurigere Roman Marie Vignerons, der liebeleere Roman eines ſehr jungen Mädchens, das, um ihre Familie zu retten, einem alten Manne ihre Jugend opfert, — außerdem die in ihren Klavierlehrer verliebte Judith, und die galante und intrigante Madame St. Genis.

In der „Pariſerin“, dem Haupt- und Meiſterwerk Henri Becques, ſchildert er dieſe Ehe zu Dreien, die in Paris genau ſo an der Tagesordnung iſt, wie überall anders, und begnügt ſich dabei mit den unentbehrlichſten drei Perſonen: der Frau, dem Manne und dem Liebhaber — alles übrige zählt nicht, ſpricht höchſtens drei Worte und verſchwindet wieder.

Man muß nicht vergeſſen, daß die im Molièreſchen Stil geſchriebenen Luſtſpiele nur die konventionellen Details des täglichen Lebens aufweiſen: in drei Sekunden geſchriebene Briefe, in drei Minuten ſervierte Diners ꝛc. Es war ein großes Verdienſt Henri Becques, damit aufzuräumen, wenn auch die Unaufmerkſamkeit des Pariſer Publikums ihn hinderte, eine ſo eingehende Kopie des Lebens zu geben, wie die großen norwegiſchen Realiſten: Björnſon und Ibſen.

Henri Becque ſchildert das Leben in ſeiner gewöhnlichen Einfachheit und macht es außerdem pſychologiſch verſtändlich. Seine Perſonen ſind von einem ſo hervorragenden Egoismus oder von einer ſo weit-

gehenden Sorglosigkeit, daß die Wirkung eine ganz köstliche ist. Ob das gerade sehr menschlich ist, weiß ich nicht, amüsant ist's jedenfalls, — zuweilen aber auch tief ernst und psychologisch. — Ich möchte nur aus den „Ehrbaren Frauen" bei der Unterhaltung zwischen Geneviève und Lambert die Worte des jungen Mädchens anführen: „Ich werde den heiraten, den man mir bringt. Ein Mann bedeutet so wenig in einem Haushalt! Er kommt, geht, bleibt fort, hat seine Thätigkeit, seine Rendezvous, — man sieht ihn fast nie. Sehen Sie nur Frau Chevalier mit ihrem Gatten; sie sieht ihn sozusagen gar nicht." Und darauf Lambert: „Das ist vielleicht ihr größtes Glück." Geneviève: „Wohl möglich."

In den „Raben" die Unterhaltung zwischen Madame St. Genis und Blanche, zwischen Marie und dem alten Teissier, und sein versteckter Vorschlag, sie bei sich aufnehmen zu wollen: „Ich würde gerne eine kleine, einfache, liebe und angenehme Person zu mir nehmen, die sich in meinem Hause anständig beträgt .... ob verheiratet oder unverheiratet, bleibt sich gleich — für sie." —

Endlich in der „Pariserin": „Du bist Freigeist, ich glaube, du wirst mit einer Maitresse ohne Religion sehr gut auskommen. Wie gräßlich!" —

Man sieht, diese Worte Becques lassen auf psychologische Kenntnisse schließen. Er will nicht amüsante Handlungen, sondern Typen auf die Bühne bringen.

Henri Becque hat eine kuriose Welt studiert, deren Typen und Sitten — um nicht mehr zu sagen — mindestens sonderbar genannt zu werden verdienen.

Er hat die Pariser Gesellschaft nur getreu nach der Tradition der französischen Realisten auf die Bühne gebracht, und in diesem Sinne unterscheiden sich seine Werke denn auch nicht wesentlich von denen Zolas, Daudets und anderen. Auf der einen Seite die Kleinbürger mit ihren beschränkten Ideen, die mit ihrem mit Vorurteilen vollgepfropften Kopf gegen alle Wände und Thüren rennen; Vater Benardin mit seiner Waschfrauen-Beredsamkeit und -Beschränktheit, Frau Delannay, die sentimentale Kleinstädterin, Frau Chevalier mit ihren unerträglichen Prinzipien, die sie bei jeder Gelegenheit äußert, die arme Frau Vigneron aus den „Raben", die sehr gut und einfältig ist und es nicht begreift, wie man sich so naiv bestehlen lassen kann. Sie alle entstammen jenem schlecht unterrichteten, dummen, ruhigen und ehrbaren Kleinbürgertum, von dem Flaubert sagt: „es ekele ihn an", das aber, sympathischer geschildert, sicherlich weit weniger charakteristisch sein würde.

Auf der anderen Seite die Geschäftsmänner, die Geschäftsfrauen, die weder Gefühl, Grundsätze, noch Vorurteile haben, die „Raben", die, auf ihre Beute lauernd, das Vermögen der anderen abwägen und deren Ruf untergraben. Heinrich de la Roseraye nutzt das Genie der anderen aus, verspricht alles, hält nichts, wird durch falsche Spekulationen ruiniert und nimmt sich feige das Leben, Frau und Kind im Elend zurücklassend. Claissier, der große Kaufmann, geizig wie Shylock, schlau wie Machiavel, dessen Seele unter einer Hülle von Wohlwollen und Liebe abschreckend häßlich ist.

Und dann die vornehme Gesellschaft, die besonders vornehme, immer vornehme Gesellschaft, die wir bis zur Erschlaffung kennen, die in allen Komödien der Vorstadttheater auf die Bretter gebracht und in allen sogenannten Pariser Romanen seit und vor Balzac genau beschrieben, bewundert, kritisiert und geschildert worden ist, — diese Gesellschaft junger Gecken und feiler Dirnen mit rotem Haar, deren Grundsätze leichte Phantasiegebilde, deren Gefühle flüchtig und schwankend, eine Gesellschaft junger Geschöpfe, deren Armut ekelhaft und deren Alter trostlos, traurig und sinnlos ist. So ist Chevillard in dem „Verlorenen Kind", so Arthur im „Weberschiffchen", so Lambert in den „Ehrbaren Frauen", so Gaston in den „Raben" und Lasont in der „Pariserin", — der stets auf Liebesabenteuer ausgehende Mann Alfred de Mussets, der sich in dem Nest der anderen einen Platz zu sichern versteht; — ein hübscher, dummer Mensch, der nichts weiß und die Frage, die Antonia an Arthur richtet: „Sage mal, mein Lieber, bist du stark genug, um dich für etwas Höheres zu interessieren?" wohl verdient. Er wird geliebt, man weiß nicht weshalb, um seiner Jugend, seiner Schönheit, seines Geldes willen, oder einfach nur, weil Antonia nicht ohne Anton, Clothilde nicht ohne Lesont sein kann. Ein Zufall hat es so und nicht anders bestimmt, aber es hätte ebenso gut statt Arthur Armand sein können.

Den Frauentypus hat Becque besonders studiert und in Clarisse phantastisch, in Helene leidenschaftlich, in Antonia brutal und in Blanche poetisch zu gestalten verstanden. Es ist die echte Pariserin mit ihren Launen, ihren Toiletten, ihrer Anmut, wie sie Maler und moderne Romanschriftsteller so unvergeßlich geschildert haben. Zum Beispiel Clarisse in der „Pariserin". Sie gilt für anständig; ihr Mann schläft so fest. Sie geht zur Messe, ist eine gute Christin und hat trotzdem ihren Liebhaber. Sie hat ihn gehabt, hat ihn noch jetzt und wird ihn haben, aber sie ist so geschickt und lügt sicherlich, wie Frau von Moraines in

den „Lügen“, nur so wenig wie möglich. Und dabei kennt sie keine Leidenschaft. Zuweilen kommen ihr wohl Liebesworte auf die Lippen und wenn sie sich langweilt, wird sie sogar zärtlich. Dann sieht's vielleicht aus, als ob sie ein Herz hätte, aber diese Momente sind so selten — und sind sie wirklich aufrichtig? Sie ist kalt, verzweifelt kalt, und Lafont sagt ihr das auch betrübt, — dieser Lafont, den sie doch liebt, aber auf ihre Weise, wie sie es versteht.

Für Clothilde ist das Wort „Liebe“ nicht einmal soviel wie für die Kameliendame.

Schließlich bleibt das strenge Wort des Abbé Taconet über diese Frauen: „Ja, das sind arge Schandflecke“, durchaus wahr. Aber ehe wir uns diesem Urteil anschließen, wollen wir uns doch die Frage vorlegen, ob Jules Lemaître nicht auch ganz recht hat, wenn er fragt: „Wer von uns würde sich ärgern, wenn ihm auf seinem Weg eine Clothilde begegnete?“

Die Liebe, die diese so krankhaft komplizierten Wesen, die unbeständigen Männer und die leichtsinnigen Frauen vereint, muß ein seltsames Gefühl, oder besser gesagt, eine eigenartig launenhafte Phantasie sein. Ein Nichts entflammt sie, ein Nichts tötet sie, diese Liebe, die weder tragisch noch brutal, aber sehr skeptisch und sehr verlockend ist. Wenn Francesca da Rimini, Margarethe oder Donna Sol in diesen Kreisen gelebt hätten, würden sie sich nicht das Leben genommen haben; sie hätten schon Mittel und Wege gefunden, ihre Pflichten mit ihren Wünschen zu vereinen. Aber es giebt keine Francesca da Rimini, keine Margarethe, keine Donna Sol, denn es giebt keine Leidenschaft mehr. „Liebe, fatale Liebe,“ sagte Dante, und Clothilde dachte: „Liebe macht dumm.“

So hat Becque lächerliche und schwache, grausame und berechnende, verderbte und leichtsinnige Wesen, die sich zanken, lieben und unaufhörlich täuschen, in einfachen, monotonen und schrecklich desillusionierenden Dramen auf die Bühne gebracht und damit das Elend, den Jammer und die Lüge des Lebens in krassen Farben geschildert. Sein Lebenswerk wird eine große, in allen Stücken verteilte und von Zeit zu Zeit von allen Personen gehaltene mündliche Auseinandersetzung seiner Lebensauffassung. M. de la Roseraye sagt in „Michel Pauper“: „Ich weiß nicht, ob Sie ebenso darüber denken wie ich, aber wenn man mir den Vorschlag machen würde, das Leben von neuem zu beginnen, würde ich ‚nein‘ sagen, soviel Enttäuschung hat es mir gebracht.“ Helene setzt hinzu: „Ich weiß, was Leben heißt: satte

Befriedigung, Pflichten ohne Größe, eine Anhäufung von Alltäglichkeiten, mit denen Leidenschaft und Freiheit sich nicht vertragen."

So bezeichnet er unser Jahrhundert — man könnte glauben Barbey d'Aurévilly vor sich zu haben — „als das Jahrhundert der Anarchie, der Profanation und des Geschwätzes, das Jahrhundert der Schwätzer und Schmierenschriftsteller, die alle Dinge verhöhnen, alle Prinzipien umstoßen".

Endlich die hinterlistige Sprache des Kammermädchens: „Ausschweifungen bei den Reichen, Trunk bei den Armen! Ich möchte in Paris nicht alt werden; man sieht zuviel Gräßliches!" — Ich höre noch die in den „Raben" so oft wiederholte Mahnung von Frau v. St. Genis: „Mißtrauen Sie der ganzen Welt, der ganzen Welt!" — und in der „Pariserin" die typische Erzählung Clothildes: „Jedesmal, wenn es sich darum handelt, etwas zu vergeben, eine Stelle, einen Orden, eine große oder eine kleine Vergünstigung, auf die zwei Kandidaten reflektieren — auf der einen Seite ein anständiger Mann, nicht stark, aber bescheiden und verdienstvoll, und auf der anderen irgend ein Schwätzer, der nur seine Gewandtheit dagegen einzusetzen hat, so wird stets der Schwätzer den Sieg davontragen, und der anständige Mensch leer ausgehen."

Ich erwähne das hier, um zu beweisen, daß sein Pessimismus niemals zu bitterer Ironie gereizt war, wie bei Flaubert und Dickens, sich aber auch niemals in wohlwollenden und christlichen Worten, wie bei Tolstoi und Dostojewski, erschöpfte.

Autorisierte Übersetzung von R. Speyer (Berlin).

Lyrik des Auslandes.

L'Amour par terre.

(Paul Verlaine.)

Vom Sockel schlug der Sturm der letzten Nacht
Den Amor in des Parks geheimsten Hecken,
Den Bogenspanner mit den trotzig kecken
Hohnlippen — taglang hab' ich sein gedacht.

Der letzte Nachtſturm ſtürzte ihn. Im matten
Frühhauch der Stein zerbröckelt. Traurig leer
Der öde Sockel. Kaum erkennſt du mehr
Des Künſtlers Namen tief im Baumesſchatten.

Wie traurig doch der öde Sockel macht!
In meine Träume ſchleicht ein Qualgedanke
Und meine Seele ruft, die ſchwermutkranke,
Ein dunkles Zukunftsbildnis aus der Nacht.

Mir iſt ſo weh. Und du? Du ſtehſt bewegt,
Ob auch entheiligt deine Augen ſchimmern
Dem Falter nach, der über grauen Trümmern
Die goldumſäumten Purpurflügel regt.

München. Aus dem Franzöſiſchen von Leo Greiner.

Der Nordländer in Rom.

(Georg Brandes.)

Wie meine Liebſte heißt?
Blume des Berges! In römiſchem Grund
Blüht ſie, glüht ſie zur Stund.
Ewig blühe du fort!
O deine Küſſe, die ſüßen!
Deiner roten Lippe Grüßen!
Töne der Zither ein jedes Wort!

Wie meine Liebſte heißt?
Einfall und Lachen, Geſundheitspracht.
Ihr Feinen, ihr Bleichen, gut' Nacht!
Die ihr mich fangen gewollt
Mit Seufzen und Blicken und Thränen —
Sie kennt nicht Schmachten noch Sehnen,
Nein, ich kam, ich war jung, ſie war hold!

Wann unſre Hochzeit war?
Ja, Zeugen und Gäſte fehlten dabei,
Wir waren nicht mehr als zwei;
Ein ſtilles Hochzeitshaus.
Du ſchwiegſt, der Prieſter ſprach leiſe,
Du beichteteſt heimlicher Weiſe
Und bekamſt die Verzeihung voraus.

Wien. Aus dem Däniſchen von Rob. F. Arnold.

Die große Berliner Kunstausstellung.

Wie die Länder für sich, so haben auch in einem Reich, das, und darin liegt ja ein großer Vorteil, dezentralisierende Kunstpunkte hat, die in Betracht kommenden Städte eine bestimmte Blütepoche. Für Frankreich ist es gewiß kein Vorteil, daß alles Geistesleben auf Paris konzentriert ist; alle Schulen haben dort ihren Ausgangspunkt genommen, dort geblüht, sind dort gewelkt. In England war es nicht anders. So lange es eine Kunst hat, war London deren Boden. In den Ländern der reichsten Kunstblüte aber, in Italien, den Niederlanden, Deutschland, ist es von jeher anders gewesen. Die Kunst hat hier im Lauf ihrer Entwicklungsstadien ihren Sitz häufig gewechselt. Und in Deutschland ist dies noch in unserem Jahrhundert geschehen. Von Düsseldorf verpflanzte sie sich nach München. Die Entwickelungsmöglichkeiten, die ihr die eine Stadt nicht mehr bot, fand sie in der andern. Nach all dem Klassizistischen, dem Nazarenertum und Romantischen, das vornehmlich in Düsseldorf geblüht, wurde München die Pflanzstätte des deutschen Realismus. Nun aber ist auch in München seit geraumer Zeit ein Stillstand eingetreten, und man redet viel davon, Berlin werde höchstwahrscheinlich das deutsche Kunstzentrum werden. Warum, darüber ist man sich eigentlich wenig im klaren, denn es giebt wohl kaum einen Ort, der dem Kunstgedeihen das Notwendigste, nämlich alte, einheitliche Rassenkultur, weniger entgegenbringt wie Berlin. Und das Geld allein, das wenigstens den Kunstmarkt hier sichern soll und sichert, thut's doch auch nicht. Zudem hat sich, nach Münchens Stillstand, nicht nur Berlin emporgeschwungen, sondern mit ihm eine ganze Reihe anderer deutscher Städte, die der Kunst einen vortrefflichen Geist entgegenbringen, so daß eine Entwicklung von Lokalschulen im schönsten Entstehen begriffen ist; man denke nur an Karlsruhe, Frankfurt, Weimar, Dresden, Hamburg, Darmstadt. An all diesen Orten ist man rege am Werke, und das günstigste dort ist, daß das junge Kunstelement dort überwiegt und nicht gegen ein Heer von Mittelmäßigkeit zu kämpfen hat, wie dies in Berlin und Düsseldorf der Fall ist, wo die überwältigend grassierende Bourgeoiskunst von den mächtigen Kunstpöbelhäuptlingen Anton v. Werner und Peter Janßen gepflegt und beschützt wird. Hier in Berlin wollte man die Anzeichen der jungen Entwicklung vor allem in dem jung emporblühenden Handel erblicken, der bei seinen guten Prinzipien auf das Kunstverständnis ja auf die Dauer notwendig eine günstige Einwirkung haben muß. Viel war ja zudem schon dadurch gewonnen, daß dem ebenso beschränkten wie kühnen Kunstrhetor A. v. Werner, der sich und die seinen in einem Atem mit Rembrandt ꝛc. nennt, nicht ahnend, daß im Prinzip die von ihm bekämpften Modernen Rembrandt weit näherstehen, in der Person des Galleriedirektors v. Tschudi ein überaus feinsinniger und kunstverständiger Geist entgegengesetzt wurde, der sich trotz heftiger Angriffe mit seiner Diplomatie in seiner Stellung zu halten verstand und aus dem wirren und geschmacklosen Chaos, das bis zu seinem Amtsantritt die Nationalgallerie war, eine übersichtlich und fein organisierte Sammlung schuf. Wie dieser Umstand, sind die privaten Unternehmen, die eine Einwirkung auf die Hebung des Geschmacks ausüben können, gewiß nicht zu unterschätzen. Während z. B. früher

neben dem, vornehmlich dem Bourgeoisgeschmack huldigenden Kunstsalon von Schulte (wie verlautet, hat derselbe ja nun mit der Berufung des Hofrats Paulus von München nach hier auch die löbliche Absicht, sich zu bessern) nur Gurlitt wirklich künstlerische Prinzipien vertrat, sind in letzter Zeit mit ungeahnter Schnelligkeit drei neue Kunstsalons von großer Bedeutung entstanden: die Keller & Reiner, Cassirer, Ribera. Während Keller & Reiner, die sich durch die Einführung van de Veldes verdient gemacht, vornehmlich die modernen kunstgewerblichen Bestrebungen fördern, freilich nicht ohne in dem neuerbauten Oberlichtsaal beständig Kollektionen moderner Künstler vorzuführen, vertritt der Kunstsalon von Cassirer die moderne Kunst auf eine wirklich verständnisvolle und vornehme, wenn auch ein wenig einseitige Art, in dem er nur bestimmte Kunstrichtungen zu Worte kommen läßt, freilich solche, deren Bedeutung nunmehr unbestritten ist. Man merkt dem dort waltenden Prinzip an, daß der Geist Liebermanns in den Räumen herrscht. Im Prinzip fürwahr kein schlechter Geist, vor allem in unserer Zeit, da die Überhandnahme der dekorativen Begeisterung sich von ihrem wahren Gebiet oft allzu stark entfernt. Diesen beiden Ausstellungen hat sich als dritter der Salon Ribera würdig angereiht. Während also auf diese Weise ein nicht zu leugnender Aufschwung existiert, der auf die Erziehung des Publikums notwendig einen günstigen Einfluß ausüben muß, steht es im Innern der Künstlerschar bei weitem nicht so günstig. Nach langen Mühen hat die junge Partei der Sezessionisten, deren Zahl origineller und hervorragender Vertreter gewiß nicht allzu groß ist, den unumgänglichen Schritt gethan, sich auf eigene Füße zu stellen, um, getrennt von der alten Partei, zu zeigen, was sie sind und was nach ihrer Meinung die langsam wieder erstehende Kunst ist. Möchte es ihnen gelingen, mit viel Anstand und seinem Geschmack, wie es unlängst noch der Wiener Sezession gelang, sich in Szene zu setzen und sich zu behaupten, wenn die eigenen Leistungen dem guten Geschmack und Wollen auch noch nicht so gleichstehen, wie die phäakischen Patrioten dies sich glauben machen möchten. — Wie notwendig aber hier in Berlin eine solche Trennung war, das sieht man an der diesjährigen „Großen Berliner Kunstausstellung", deren Gemäldeanzahl, obgleich nicht so groß wie in früheren Jahren, dennoch ebenso groß wie schlecht ist, so groß und schlecht, daß man nicht versteht, wie die heute dort fehlenden sezessionistischen Künstler ihre guten Werke in jener Umgebung so lange von der Übermacht der Mittelmäßigkeit haben meuchlings erschlagen lassen, ja, sich schlechten Plätzen und Zurückweisungen so lange haben aussetzen können. — Die große Berliner Kunstausstellung ist schlecht, sehr schlecht, darüber herrscht nur eine Stimme. Es sind, wie gesagt, weit weniger Bilder wie früher, aber dennoch viel zu viel. Wozu diese Massenausstellungen, fragt man sich immer wieder, die den Beschauer nur ermüden, und wenn er noch dazu Kritiker ist, geradezu ärgern?! Wozu diese Massenausstellungen, da es eine Masse guter Bilder unmöglich giebt und die Massenvorführung schlechter Bilder doch nur eine gewaltsame Verstümmelung des guten Geschmackes ist, ein unüberwindbares Hemmnis zur Besserung desselben, da die wenigen guten Bilder nicht nur unter der Sturzwelle des Schlechten versinken, sondern ihren Wert vollständig einbüßen, jene wenigen guten Bilder, die aus einem geschlossenen Empfindungsinhalt hervorgegangen, und deren stille Innerlichkeit neben der verletzenden und marktschreierischen Mache und Phrase gar nicht aufkommen kann. Möchte daher die Ausstellung der Sezession, die nur solche tiefe, ehrliche und innerliche Werke vorführen will, dem Publikum deutlich den Unterschied

zeigen und das sein, was die am Lehrter Bahnhof nicht ist. Etwas Traurigeres wie diese Ausstellung am Lehrter Bahnhof läßt sich schlecht denken, und etwas Unerquicklicheres, wie ein Aufenthalt in ihren Räumen, ebenfalls nicht. Die moderne Kunst im Hahlspiegel möchte man diese Sammlung von Bildern nennen, die eine freche Lüge für den Fremden ist, der sich über das Gute, das in Deutschland noch geschaffen wird, ungetrübt unterrichten will. Wenn die Leiter dieser Ausstellung uns 1900 in Paris vertreten, können wir eine ungeahnte Blamage erleben. Man fragt sich notwendig, was soll diese Ausstellung? Es ist schlimm genug, daß soviele schlechte Bilder gemalt werden, müssen wir dieselben denn auch nach dem Publikum insgesamt vorführen?! Wir fragen weiter, giebt diese Ausstellung auch nur den geringsten Überblick über die sich in Deutschland langsam aus dem Argen emporringende Kunst? Nicht im mindesten! Ist diese Ausstellung ein Spiegel, aus dem uns das Wesen unseres Volkes verkörpert im Bilde der Kunst entgegenstrahlt? Die Fratze des Bourgeoisgeschmacks grinst uns dort entgegen.

Und nur hin und wieder in einem Winkel bemerkt man ein beachtenswertes Bild. Betrachten wir zum Beispiel das Porträt. Es ist geradezu erbärmlich vertreten. Um sich einigermaßen zu retten, hat man ungefähr ein Dutzend alter Bilder Lenbachs aufgehängt, die uns deutlich zeigen, was dieser gewiß nicht gewöhnliche Maler kann, und aber auch, was er nicht kann. Er ist geistreich, nicht tief; er ist geschmackvoll, aber beinahe weiblich kokett; er ist ein feiner Beobachter, aber auch ein gut Stück geschickter Poseur. Und alle diese Eigenschaften finden wir wieder in seiner Malerei, die durchaus nicht rein, eigen und ehrlich; sie ist geschmackvoll, geistreich und geschickt, — nicht aber tief empfunden und organisch belebt. Den lebendig gewordenen Geist der Gallerien, hat ein Kunstschriftsteller Lenbach genannt, die beste Bezeichnung, die bisher über ihn gefallen ist. — Neben Lenbach fällt unter der Menge des Schlechten das alte, gute Selbstporträt Thomas auf, — es scheint geradezu verwundert, was es in dieser Umgebung soll, es fühlt sich wirklich nicht wohl — fällt ein guter Lavery auf, sei allenfalls noch das Konerbildnis des Mendelssohn-Bartholdy genannt. Sonst fand ich von deutschen Bildnissen nur ein gutes: Alexander Marks schickt aus München ein Herrenbildnis, das eine direkt tüchtige Leistung ist. Man wundert sich, wie dieser Künstler — die auswärtigen Sezessionisten fehlen in dieser Ausstellung ja fast sämtlich — in diese Umgebung geraten. Er war mir bisher auch unbekannt. Man sieht seinem Bilde — das Kraft und Ruhe verrät und in dem Individualität und Persönlichkeit ineinander aufzugehen scheinen — an, daß er Holbein und Leibl liebt.

Die Landschaft ist nicht besser vertreten. Von Brown, Dupré, Mesdag und Segantini finden wir bekannte Bilder, die unter dem Wust der schlechten verschwinden und von einem ungeübten Auge gar nicht gefunden werden, während die Berliner Landschaften, z. B. die der Geyer, Melzer, Haffmann-Fallersleben, unvollkommene Kompromißbilder sind, in denen schwache, unpersönliche Begabungen nach Eigenheit und Innerlichkeit ringen. Was von auswärts geschickt wurde, ist nicht besser. Die Landschaften der Düsseldorfer Dirks, Jemberg und v. Wille gehören entschieden nicht zu den schwächsten, während die Lithographien von Heinrich Otta direkt bemerkenswert sind. — In einer Schreckenskammer nun glaubt man sich geradezu zu befinden, wenn man sich vor den großen Figuren befindet, seien es nun die Jahrmarktssensationen eines Rache-

groſſe, die phantaſtiſchen Stammeleien eines Fahrenkrog, oder die hiſtoriſchen Bilderbogen des Münchener Dieſſenbachen.

Wozu? fragt man ſich vor dieſen und vielen ähnlichen Bildern. Iſt in ihnen irgend ein Erlebnis oder auch nur die Spur eines Hauches lebendigen Fühlens zu finden, das irgend etwas in uns wachriefe und uns zu willigem Verweilen zwänge? Nichts, nichts von alledem. Tot und ſtumm bleibt es in uns, ja, eine Verſtimmung fühlen wir nach und nach, von der wir nicht wiſſen, woher ſie rührt, ſtatt des heiligen Schauern des erlebten Lebens, das aus einem wirklichen Kunſtwerk, gleichviel welcher Art, uns verklärt entgegentritt und überwältigt. Man iſt froh, nach dieſen nichtsſagenden Bildern das Auge eine kurze Weile auf einem guten Gari Melchers ruhen zu laſſen. — Um ſich aus der Verlegenheit zu retten, haben die Ausſtellungsführer eine ganze Reihe von Sonderausſtellungen veranſtaltet, von denen eigentlich keine not that. In Friedrich Scheuniß ſehen wir einen Künſtler, der gewiß urſprünglich eine ſtarke Begabung war, eine tiefe Naturempfindung beſaß, der aber, vielleicht weil er zu einer Zeit, wo man nur realiſtiſche Kunſt betrieb, ſchon neu-romantiſche Empfindungen beſaß, dieſe aber nicht zu ſeiner Gegenwartskunſt zu klären verſtand, in einen ariſtokratiſch-dilettantiſchen Salon-Romantizismus verfiel. In Teutwart Schnitzon, der 1863 ſchon in Frankfurt ſtarb, ſehen wir einen Tiermaler, der freilich für ſeine Zeit Vortreffliches leiſtete, viel zu wenig bekannt war, aber doch bei weitem nicht eine ſo ſtarke Begabung war, wie der in Düſſeldorf verkannt geſtorbene Kuhmaler Burnier, deſſen Bilder denen eines Trojan gleichkommen und auf den immer wieder hinzuweiſen man nie unterlaſſen ſollte. Die Sonderausſtellungen von Gehrts und Scheurenberg ſind ebenfalls nicht am Platze, die des erſteren, weil ſie aus Studien beſteht und er nur im fertigen Bilde ſeine ganze, nicht allzu große Kraft entfalten konnte, die des zweiten, weil ſie nur ein gutes Bild, eine Knabenporträtſtudie, aufweiſt, heſſiſcher Bauernjunge heißt es, wie ich glaube. Die Sonderausſtellungen von Rabes ꝛc. ſind nun geradezu eine Verirrung. — Um das Maß des Grauſens zu füllen, mußte notwendig die Skulptur ſo ſchlecht vertreten ſein, wie ſie dies iſt. Die bemerkenswerteſte Erſcheinung bleibt immerhin Tuaillon, deſſen „Sieger“ das Mißtrauen vollauf beſtätigt, das ich beim Anblick ſeiner Amazone in ſein Talent ſetzte. Dies Werk barg in ſeiner glatten, akademiſchen Reife alle die Gefahrſpuren, die ſolche Erſtlingswerke ſo oft bedenklich für die Zukunft des Künſtlers aufweiſen. Als ich die Amazone ſah, ſagte ich, entweder ändert der Künſtler ſich vollſtändig oder er verflacht in Wiederholungen. Das letztere hat ſich mit ſeinem Sieger beſtätigt. — Die Ausſtellung hat, gegenüber früheren Gewohnheiten, den Illuſtratoren einen ſehr breiten Raum gewährt. Weniger wäre auch hier mehr geweſen. Das Kunſtgewerbe, zum Schluß, iſt auch nur ſehr lückenhaft vertreten. Aber es macht ſich bei den deutſchen Vertretern doch auch immerhin der gute Wille bemerkbar. Man verſucht, nach van de Veldes Syſtem, bei den Möbeln vom Praktiſchen auszugehen und Schönheit und Geſchmack bei Tapeten, Polſterarbeiten, Bucheinbänden und Goldſchmiedearbeiten walten zu laſſen. Von letzteren ſeien vornehmlich die Hermann R. E. Hirzels erwähnt.

Alles in allem iſt „die Große“ eine Ausſtellung, die der wahren Kunſt mehr ſchadet als nützt und zu deren Begründung die Bildung einer Sezeſſion ein notwendiger Schritt war. Möge ſich um Gottes willen nicht erfüllen, was Prof. Koner

wohlmeinend bei Eröffnung der Ausstellung sagte, nämlich, daß in Zukunft, wie zu wünschen, die beiden Parteien bald wieder friedlich geeinigt seien. Das wäre gar nicht zu wünschen. Wenn irgendwo, so ist eine Sezessionsausstellung hier in Berlin am Platze, um öffentlich eine Scheidung der wahren Kunst von der falschen zu weisen. Die Ausstellung am Lehrter Bahnhof mag dann in ihrer Art fortbestehen — in Bälde hoffentlich als Abschreckungstheorie.

Rudolf Klein.

Kritik.

Frauen-Romane.

F. Rosen: Geheimnisse. Roman. Dresden, E. Pierson. Emma Böhmer: Sehnsucht. Roman. Dresden, E. Pierson. Helene Böhlau: Halbtier. Roman. Berlin, Fontane & Comp.

Numero eins und zwei Frauenzimmer-Arbeit in dem bekannten, bösen Sinne. Platte Fabulisterei, ohne dichterische Eigenart, ohne persönliche Weltauffassung. Das Ewiggestrige in Stoff und Stil. Grob herausgesagt: Buchschmiererei, keinerlei litterarische Kunst. Daß das in Deutschland immer noch so schwunghaft betrieben und von anständigen Verlagsfirmen unterstützt wird, daß man Kräfte, die anderswo nützlich verwendet werden könnten, in dieser Pseudolitteratur vergeudet und ungewitzte Leute, die gern etwas Romanlektüre haben möchten, mit diesen Produkten nasführt, um nicht zu sagen: betrügt — wahrhaftig, es ist ein Jammer.

Numero drei: Bravo! Aber ich hüte mich doch, in die Trostlitanei mit einzufallen: Ein Buch von der Böhlau macht viele Sünden gut und wiegt einen ganzen Zentner Schmieralien aus weiblicher Feder auf. Ich will auch nicht so verstanden werden, als ob Schmieralien aus männlicher Feder glimpflicher zu nehmen wären. Behüte! Ich will, daß männliche und weibliche Federn uns Kunst geben, nichts als Kunst, starke, echte Dichtung, in der der sexuelle Ton gerade soweit und gerade an den rechten Stellen so laut vorschlägt, als er in der Biologie und Kultur der geschlechtlichen Differenzierung begründet ist. Das macht die Bücher der Böhlau so gut und interessant: sie geben den Durchschnitt normaler Frauenkraft auf dem Felde heutiger Romandichtung. Diese Bücher könnte nie ein Mann geschrieben haben. Wer Instinkt für gesunde Artung in der Kunst hat, ist da nicht leicht irre zu führen und täuscht sich selten. Diese Bücher kann aber auch nur eine Frau geschrieben haben, die in der Entwicklung ihrer Weibnatur und der Kultur ihrer intellektuellen und ästhetischen Fähigkeiten, sagen wir kurzweg: Glück gehabt hat. Und den vorliegenden Roman „Halbtier" kann wiederum nur eine Frau geschrieben haben, die als Künstlerin nicht elementar, nicht genial zu schaffen vermag, aber eine ungemein feine Witterung für das Geniale und eine erstaunliche Annäherungskraft an

elementare Strömungen in der künſtleriſchen Zeitatmoſphäre beſitzt.

Im Vergleich zu ihren früheren Romanen iſt dieſer neueſte Böhlauſche Roman „Halbtier“, um einen altmodiſchen Ausdruck zu gebrauchen: modern geſchrieben. Aber wiederum nicht ſo modern, daß er wie die künſtleriſche Ausſchöpfung einer Aktualität ſenſationell wirkte. Hinſichtlich des Grades der geiſtigen Bewältigung des Problems ſteht er hinter ſeinen Vorgängern merklich zurück. Auch techniſch hält ſich „Halbtier“ nicht auf der Höhe. Die Expoſition iſt im Nebenſächlichen viel zu breit und überſieht wichtige pſychologiſche Momente, ſo daß im Seelenbilde viele Stellen dunkel und ohne Farbe bleiben. Die Handlung verläuft in lauter Epiſodenwerk, es fehlt allerorts an energiſcher Konzentration und Führung des dramatiſchen Entwicklungsgedankens, und der Schluß iſt da, einfach, weil der Romanband mit ſo und ſo viel Bogen abſchließen muß. Summa: es iſt keine geſchloſſene Kompoſition, es iſt ein Verſuch, zu einem Roman zu kommen, ein Romanfragment, wenn man will, kein rundes Kunſtwerk.

Aber welch ein Reichtum glänzender Einzelheiten, welch eine quellende Friſche in immer neuen Einfällen und geiſtreichen Wendungen, ſtellenweiſe welche Pracht der Diktion, welche ſprühende Laune, und wieder welche grundgütige, mütterliche Seelentiefe neben dem zackigen Aufſtieg einer etwas phantaſtiſchen, ihrer ſelbſt nicht ſicheren Emanzipationsluſt! In der That eins der famoſeſten weiblichen Bücher, das mir ſeit langem in die Hand gekommen.

Ich will einiges mitteilen. Es iſt die Geſchichte einer armen Künſtlerfamilie, in deren Mittelpunkt ein temperamentvolles, wildes, pikantes Mädchen ſteht, noch ganz Knoſpe, Iſolde. Der den Herrn des Hauſes ſpielt, der Vater dieſes wundervollen Geſchöpfes, iſt ein brutaler Lump, der uns nur ſummariſch als Schriftſteller und Reichstagsabgeordneter vorgeſtellt wird, ohne daß wir im Verlauf der Geſchichte weiter durch die Einzelheiten ſeiner Leiſtungen oder Nichtleiſtungen in der kühlen, aber entſchiedenen Abneigung alteriert werden, die uns die Verfaſſerin gleich in ſeiner Auftrittsſzene wirkſam ſuggeriert. Alſo eine Schablonenfigur, ein romanhafter Allerweltsmann, ohne herausgearbeitete Individualität. Viel bedeutender an pſychologiſchem Reiz iſt Iſoldens Mutter, eine aufopferungsvolle, ſanfte, duldende, bornierte Frau. Märtyrerin der Ehe, klänge pathetiſch. „Halbtier“, auch zuweilen „Nachttier“, klingt moderner. Nachts, wenn der Herr Schriftſteller, Abgeordnete u. ſ. w. betrunken, lärmend heimkommt, trippelt ſie in ihrem allerdings reizloſen Negligé dienſteifrig herum, kocht dem Lüdrian ſchwarzen Kaffee und ſucht ihn mit großer Energie vom Zimmer der Kinder fernzuhalten, damit dieſe den Zuſtand des ſauberen Patrons nicht ſehen ſollen. Und ſo noch eine Fülle von charakteriſtiſchen Einzelheiten. Meines Empfindens iſt die Schilderung dieſer Frau und Mutter die ergreifendſte und beſte Partie des ganzen Buches. Eine Schweſter Iſoldens tritt, als ſie heiratet, in die Fußſtapfen der Mutter, der jüngere Bruder, der ſtudiert, wird ein Lump in Folio, noch ärger, als der Vater. Auch dieſer Bengel iſt vorzüglich geſchildert, knapp, plaſtiſch, in überzeugender Wirklichkeitstreue.

Es kommen noch eine Menge anderer Leute vor: Bohémiens vornehmerer Marke, ein buddhiſtiſches Ehepaar, kurz, ein ganzer Tiergarten, etabliert am Starnberger See. Gut darin iſt namentlich eine etwas anrüchige Ausländerin, zum Glück reich und gaſtfreundlich, die den Verweſungsgeruch in Hirn und Herz

mit allerlei pseudogenialen Geistreichigkeiten zu parfümieren versteht. Ein weiblicher Talmi-Nietzsche. Aber alle diese Nebenfiguren, so breiten Raum sie auch einnehmen, sind nur zum geringen Teile gestaltet, zum größeren Teile sind sie bloß feuilletonistisch hingestrichen. Nur eine tritt kräftiger heraus, der Künstler Henry Mengersen, der denn auch in der zweiten Hälfte des Buches die offene oder verdeckte Führung übernimmt, bis er am Ende niedergeknallt wird von Fräulein Isolde.

Isolde betet ihn nämlich an, als Künstler und als Mann. Sie vergöttert ihn so blind und maßlos, daß die Geschichte einfach pathologisch wird. Diese Liebe ist die reine Tollhäuslerei. Isolde steht ihrem Abgott Modell, splitternackt. Er ist zwar erschüttert von soviel Enthusiasmus und Schönheit, hält aber nachträglich doch alles für Berechnung, um ihn zu fangen — er läßt sich nicht verblüffen, sondern geht hin und heiratet Isoldens Schwester. Isolde wird nun selbst plötzlich schöpferisch, arbeitet wie ein Narr, um die höchste Staffel der Kunst zu erklimmen. Natürlich kommen die Rückschläge und Abstürze. Hier ist manches überaus fein der Wirklichkeit abgelauscht und hübsch dargestellt, leider nur hübsch, nicht mit zermalmender, tragischer Gewalt, mit lähmender Wucht, wie sich's gebührte, um uns alle Schauer des unerbittlichen Schicksals übers Genick zu jagen. Man kann ganz behaglich die Katastrophe erwarten, keine Wimper zuckt. Das ist eminent weibliche Schriftstellerart, uns die grausigen Seelen-Katastrophen einzulöffeln, daß sie alle Schrecken verlieren. Geradezu dilettantisch aber sind die hier eingeflochtenen Exkurse und Visionen zur Frauenfrage.

Also schließlich erschießt Fräulein Isolde nicht sich, sondern ihren Schwager Mengersen, der sie, von Brunst gestachelt, in einem einsamen Gartenhaus überrascht und zwar in einem Stimmungsmoment, der, nach der tiefsinnigen These der guten Frau Laura Marholm, gerade „der richtige Augenblick" gewesen wäre .. Und dann läuft Isolde fort wie in einer Traumes-Apotheose, mit allerlei überschnappten Redensarten auf der Zunge. Wohin? In den Fluß? In eine Kaltwasserheilanstalt? Aufs nächste Polizeibüreau? Die Dichterin läßt uns freundlich die Wahl. Sie legt die Feder weg. Frau Böhlau glaubt, uns in diesem merkwürdig gemischten Buche das Weib als das „Halbtier" gezeigt zu haben. Ich habe den Eindruck, daß sie das Mannsvolk als Ganztier geschildert hat. Mit Ausnahme des edlen Buddhisten.

M. G. Conrad.

Philosophie.

G. Naumann: Antimoralisches Bilderbuch. Leipzig, H. Haessel. 1899.

„Der Heros dieses Buches ist Friedrich Nietzsche," sagt Naumann auf einer der ersten Seiten seines Buches. Und in der That enthält es kaum etwas anderes, als eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Beispielen zu Nietzsches antimoralischen Thesen. Ähnlich wie Swoboda in seinen „Gestalten des Glaubens" zeigt, daß fast alles, was geglaubt wurde und noch geglaubt wird, zu anderen Zeiten als Irrtum und Häresie galt, so beweist Naumann an der Hand einer Unzahl von Thatsachen aus der Geschichte und Ethnologie, daß die moralischen Wertschätzungen ebenso wandelhaft und unbeständig sind und einem ewigen Werden und Wechseln unterliegen. Gelingt also auf diese Art der Beweis, daß es kein absolutes Gut und Böse giebt, so bleibt noch die Frage: wie kam überhaupt die Unterscheidung zwischen Gut und Böse zu stande? Naumann beantwortet sie wieder ganz im Sinne Nietzsches und sagt: „Im Anfang war

die Sitte.“ Unter „Sitte“ ist jedoch nicht mehr zu verstehen, als die „herkömmliche Art, in bestimmten Fällen zu handeln“. Es ist Thatsache, daß die Sitte sich mit den Verhältnissen und Bedürfnissen ändert, freilich nur unter einem wirklichen Zwang, denn ihrer Natur nach ist die Sitte dem Trägheitsgesetz unterworfen. Sie will bleiben, dauern, ewig sein. Eine Änderung der Sitte wird von dem konservativen Teil ihrer Anhänger, der stets in der Mehrzahl ist, als gefährlich und schädlich empfunden. Die Sitte wird vor dem Umsturz geschützt, indem man sie heiligt. Die Sitte wird zur Sittlichkeit. Alle Moral ist „Sittlichkeit der Sitte“. Diese Umwandlung der Sitte zur Moral stellt Naumann an dem Beispiel: Mann und Weib, sehr schön dar. Er weist nach, daß die „Veredlung und Reinigung des sexuellen Verkehrs“ nur das Produkt gemeiner Nützlichkeits- und Bequemlichkeitsrücksichten ist. Ähnliche Entweihungen begeht Naumann am Christentum und an einigen anderen sehr ehrwürdigen Dingen der modernen Seele.

Max Messer.

Sophia von Matthieu Schwann. Verlag von C. G. Naumann, Leipzig. 1899.

Dieses Buch enthält kein philosophisches System, denn ein solches muß — wie der Verfasser in der Vorrede ausführt — von selber werden. Es wäre thöricht, es künstlich konstruieren zu wollen. Als das Resultat eines langen Denkerlebens sehen wir es organisch sich entwickeln; unabsichtlich und allmählich verketten sich Gedanken und Erkenntnisse, die ihrer Entstehung nach vielleicht um Jahrzehnte auseinanderliegen, im Gehirn des Philosophen zu einem abgerundeten, festgefügten System. Diese ehrliche Erklärung Schwanns, ein solches System nicht geben zu wollen, nimmt von vornherein für sein Werk ein und erspart dem Leser jede Enttäuschung. Wir werden eingeführt in ein Leben geistiger Kämpfe und Arbeit, in die Werkstatt eines mutigen und unermüdlichen Ringers um eine neue Weltanschauung: eine „neue“ Weltanschauung, insofern sie eine eigene ist. Denn wir alle sind ja überzeugt, daß die Erkenntnis unaufhaltsam fortschreitet, daß jede „neue Weltanschauung“ von heute nur die Vorstufe zur „neuen Weltanschauung“ von morgen ist. Der Kampf um die neue Weltanschauung ist nur ein Vorarbeiten am alten, ewigen Bau. Und jeder, der uns Neues vermitteln will, greift auch zurück nach Altem, längst Totgesagtem. Matthieu Schwanns Wurzelboden ist Nietzsche, Proudhon, Stirner, Schopenhauer und Dühring. Manche Nietzschekenner wird es überraschen, daß Schwann dessen unleugbar aristokratisch im antiken Sinne geformtes Ideal des Übermenschen zu einem demokratisch-altruistischen „Edelmenschen“, etwa im Sinne Proudhons, umzudeuten versucht. Freilich glaubt Schwann, daß Selbstliebe (zu unterscheiden von der verächtlichen Selbstsucht) einst erkannt werden wird „als die rein und fröhlich sprudelnde Quelle des Altruismus“. Altruismus selber aber sei nichts anderes, als „das stille, Länder und Völker umschließende Meer, in das alle Ichflüsse münden, und aus dem heraus die flüchtigen Gebilde steigen, die der aus der Tiefe sprudelnden Quelle neue, ewig neue Nahrung zuführen ...“ Schwann verwandelt das Ideal des Übermenschen zum Ideal des „Edelmenschen“, will die Einheit zwischen Egoismus und Altruismus aufdecken und die Lebensliebe zur Menschenliebe verwandeln. In diesen Versuchen wandelt er eigene Wege und hält sein Versprechen glänzend, Philosophie des Lebens ohne die trügerischen Hülfsmittel der Metaphysik zu schaffen.

Max Messer.

Essay.

Acta diurna. Gesammelte Aufsätze von Anton Bettelheim. Neue Folge. Wien, A. Hartleben. 312 S.

Eine Besprechung der „neuen Lyrik" beginnt S. 104 mit folgenden Sätzen:

„Wer in dem Wirrwarr unserer jüngsten Lyrik sich zurechtfinden will, hat eher über zu viel als zu wenig Wegweiser zu klagen. Es fehlt den Modernen nicht an eigenen Verlegern, eigenen Zeitschriften und marktschreierischen Lobrednern, die ihre eingebildeten Genies und echten Narren lärmend unter die Leute bringen wollen. Neuerdings haben sogar ernsthafter zu nehmende Kenner und Forscher den jungen Leuten besondere kritische Untersuchungen gewidmet, am besonnensten Alfred Biese ... am unbesonnensten Alexander Tille ... Angesichts dieser bald ehrlichen, bald windigen Betriebsamkeit zu Gunsten unserer ‚Neuesten' erwacht ab und zu selbst in ruhigen, urteilsfähigen Köpfen der Wahn, daß u. s. w." In diesen spaßhaften Überhebungston verfällt der gute Anton Bettelheim regelmäßig, wenn er von moderner Kunst und Dichtung spricht. Als wohlbestallter Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung", „Cosmopolis" und ähnlicher akademisch geaichter, geistig rückständiger Blätter, kann er sich ja solche Scherze erlauben; sie auch noch im Wiederabdruck in „Acta diurna" zu buchen, ist sicher ein Luxus, auf den die gescheiteren Leser seiner Sammelaufsatzbände gern verzichten würden.

Auch kleinlichere Kniffe verschmäht er nicht, um sich an den Modernen auszuärgern. So, wenn er ihnen vorrechnet, wie die alten, großen Dichter — er zählt auch den Dichter der Müllerlieder extra mit auf — in den deutschen Tondichtern „wohlverwandte Bundesgenossen" gefunden, so daß „die Melodie ihres Wortes auf Flügeln des Gesanges bis in die fernsten Fernen gehe". „Es ist ein schlimmes Zeichen für unsere Jüngsten, daß ein Gleiches nur selten einem der Ihrigen, wie dem begabten Detlev v. Liliencron, widerfährt." Dieses „schlimme Zeichen" übertreibt der gute Bettelheim bedeutend, ich weiß nicht, ob geflissentlich oder aus Unwissenheit. Auf meinem Notenpult liegen zahlreiche Lieder unserer Jüngsten, komponiert von ersten Meistern, verlegt von anerkannten Firmen: Lieder von Karl Henkell, Wilhelm Weigand, Hermann Conradi, Otto Julius Bierbaum, John Henry Mackay u. s. w.

Nächst den Modernen sind es besonders die bösen Zionisten — „Trutzjuden" tauft er sie — die seine Galle erregen. Ihnen widmet er mehrere Aufsätze mit den bissigsten Ausfällen auf Nordau und Herzl. Litterarisch gehören diese Artikel zu den genußreichsten Partien des Buches. Wertvoll sind auch seine Studien zur Altwiener Theater- und Kunstgeschichte. Da geht ihm sein Altwiener Philisterherz auf, und was er vorbringt, ist interessant, wissens- und liebenswürdig. Am schwächsten sind seine litterarischen Chroniken. Für die ganze umwälzende künstlerische Bewegung in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts fehlt ihm vollständig das Organ: Wagner, Nietzsche — um nur die zwei größten Umwerter zu nennen — sind ihm absolut verschlossene Welten. Er versteht sie nicht und liebt sie nicht. Also spricht er Thorheit, so oft er ihr Reich berührt. Warum bleibt er nicht bei seinen Altwienern, bei denen er geistig und gemütlich daheim ist? Warum reibt er sich an Dingen, die ihn nichts angehen? Weil er ein moderner Journalist ist, der seine Hände in allem haben muß. Das aber freilich ist das einzig Moderne an Herrn Bettelheim — und das ist auch für

uns von fragwürdiger Qualität und wird wohl niemals unſern Beifall haben.

M. G. Conrad.

G. Hauptmann in Italien.

Gerardo Hauptmann e l'opera sua letteraria di Cesare de Lollis. Firenzo Suce. Le Monnier 1899.

Von jenen lärmenden Märkten, in deren unglückſeliger Haſt um die armen Seelen der Dichter und Geiſter gefeilſcht wird, kommt heute ein Buch als neues Zeichen ihrer regen Lebendigkeit. Cesare de Lollis kennt die Welt und die Preſſe dieſer Tage, er rechnet mit Faktoren, die ihm bekannt ſind, die ihm keiner entwinden kann. Vielleicht mag es ſein, daß von jener anderen Warte aus, die von der räumlichen Entfernung als geiſtige Projektion gebildet wird, die Überſicht klarer und reiner erſcheint, daß der Italiener die Bewegtheit und Unruhe der geiſtigen Ströme unſerer nordiſchen Litteratur deutlicher erkennen, ihr Syſtem als organiſches Getriebe klarer zu durchſchauen vermag. Gewiß iſt, daß es ſogar für Näherſtehende nicht allzu ſchwer wird, die wechſelnde Entfaltung unſerer litterariſchen Neigungen in ihrem Zuſammenhange und in ihren einzelnen Urſachen, in ihrer ganzen Abhängigkeit zu begreifen, weniger gewiß jedoch, daß die Wirkung infolge ihrer Entſtehung aus tauſend Urſachen nicht diametral ihrer Veranlaſſung gegenüberſtehen könnte. Cesare de Lollis iſt nicht der erſte, der die verſchiedenen Zuſammenhänge zwiſchen den einzelnen Werken des blaſſen, ſchleſiſchen Dichters und den litterariſchen Erſcheinungen der Ibſen, Zola und Doſtojewski begriff. So durfte er ſich die Mühe ſparen, für original zu gelten, ſo durfte er noch einmal ſagen, was viele ſeiner Brüder und Kollegen ſchon herausgefunden, ſo konnte er ſich auch im Bewußtſein jener „kompakten Majorität", die er hinter ſich als von gleicher Geſinnung wußte, einen Ton aneignen und ihn durch alle Stufen ſeiner Kritikerweisheit hindurchführen, der ſiegesgewiß an Stelle des comprohendoro das damnare ſetzt. Adolf Bartels ſchrieb über Gerhart Hauptmann ein ſchlechtes Buch; ſchlecht, weil der Stil miſerabel und lückenhaft der Grund ſeiner Anſchauungen war; Ceſare de Lollis nahm ſich dieſen Rezenſenten zum Muſter und konnte ſo auf Erfolg rechnen bei einer Partei, die, von Mißgunſt nicht frei, am Äußeren haftet und den geheimen Gang der Zeit, den ſtillen Fortſchritt des Genies nicht deutlich zu ſpüren vermag.

Es iſt die alte Geſchichte: das „Promethidenlos" hat Childe Harold zum Paten; „Vor Sonnenaufgang" ſetzt ſich aus „Baumeiſter Solneß" und Strindbergs „Vater" zuſammen, Tolſtois „Macht der Finſternis" nicht zu vergeſſen; das „Friedensfeſt" ſcheint von Ibſens „Geſpenſtern" und wieder von Strindbergs „Vater" veranſtaltet; die „Einſamen Menſchen" ſind wahrſcheinlich ſchwächliche Kinder des Maeterlinckſchen „Aglavaine und Selisette", ſie ſtammen aus „Rosmersholm", „Solneß" und Hermann Bahrs „Die neuen Menſchen". Da iſt es ſelbſtverſtändlich, daß auch die „Weber" nicht Hauptmanns Eigentum zu nennen ſind: de Lollis erinnert an Zolas Terre, la bête humaine und Germinal. „Baumeiſter Solneß" muß auch die „Verſunkene Glocke" erklären helfen, Rautendelein nennt ſich im Norden Hilde Wangel, und Heinrich, dem Glockengießer, fehlt wie dem Luftſchloßbauer Solneß quella robusta coscienza, nella quale non possono, non del bono trovar posto i piccoli e immediati . . . „Sommernachtstraum", „Manfred", „Paer Gynt" werden nicht überſehen, „Fauſt" ebenſo-

wenig. Ja, auch den „Fuhrmann Henſchel“ weiß de Lollis aus „Rosmersholm“ und der „Macht der Finſternis“ zu erklären.

Es iſt in der letzten Zeit viel über Plagiate geſprochen worden, in Poris erſchienen einige Artikel, die durch ihren faſt unglaublichen Stumpfſinn, durch ihre natürliche Borniertheit ſich berechtigtes Aufſehen und Beachtung verſchafften. Es wäre über dieſe Art unſauberer Schnüffelei vielleicht zur Tagesordnung überzugehen, wenn nicht ein Teſtimonium in dieſer Erſcheinung zu finden wäre, dorüber wir erröten müßten. Es erfreut demnach, Herrn Ceſare de Lollis konſtatieren zu können, daß ſich in ſeinem Buche, das die Originalität eines Künſtlers ſchulmeiſterlich zu bemängeln verſucht, nicht eine einzige originale Anſicht finden läßt, daß vielmehr jedes Urteil, jede Anſicht ſich dem Bartelsſchen Buche anſchließt. Keineswegs wird man nun dieſem Italiener alles Recht abſprechen, ſeinen Volksgenoſſen deutſche Kritikerweisheit vorzuſetzen, denn er thut es geſchmackvoll und in einer nicht aufdringlichen Weiſe. Aber *wir* brauchen dergleichen Verſuche nicht und bedauern, daß Hauptmann in Italien keinen beſſeren Propheten fand. Sein Tiefſtes ſagt de Lollis bei Gelegenheit der „Verſunkenen Glocke“, er ſpricht dort von den großen Künſtlern und ihrer eigenen Welt, di quelli, che nell' oblio dell'arte senza fatica si spagliano della volontà del vivere. Er findet in Selin, dem Helden des Promethidenloſes, in Loth und Vockerath, im „Apoſtel“, in Heinrich die gleiche Perſönlichkeit, den geheimſten, intimſten Zug Hauptmanns, der mehr als Ibſen das Werden des Neuen ſchildert und weniger im Helldunkel des nordiſchen Geiſtes weilt.

Wir werden immer vor Ibſen wie vor einem Monument ſtehen bleiben, deſſen plötzliche Kraft und erſchreckende Rieſenhaftigkeit von unſerem Gemüt Tribut, Bewunderung, ja, Anbetung fordert; nicht weniger aber wird manchem von uns ſeine große Gewalt moraliſcher Potenzen als eine bizarre, groteske Entwicklung eines engen gotiſchen Zimmers vorkommen, das, durch die unwiderſtehliche Kraft des Genies emporgetrieben, ſich zum breiten, ehrfurchtfordernden Dom gegen unſeren Willen ausgereckt. So berührt in Hauptmanns Werk die ſcheinbare Abweſenheit faſt aller moraliſchen Tendenzen (von den erſten Werken wird hier naturgemäß abzuſehen ſein) nach der ungeheueren Starre der Ibſenſchen Imperative wohlthuend, es iſt eine heitere Natur in ihm, die Lieblichkeit der mitteldeutſchen Landſchaft. Und ſie iſt es, trotz der brutalen Lebenswirklichkeit ſeiner Dramen, denn ſeine Schilderung iſt ſo objektiv, daß man faſt bedauert, in ſolchen Rollen und Vorgängen nicht mehr individuelle Kraft verbraucht zu ſehen. Vielleicht merkte der Italiener es nicht ſo ſehr, daß ein eigentlicher „Sturm und Drang“, d. h. wahrhaft revolutionäre Kraft, die neue Worte ſchafft und mit den alten ſpielt wie mit morſchen Lavablöcken, in dem Dichter „des Mitleids“ kaum zu finden iſt, denn die „Weber“ täuſchen ... Und doch ſind gerade dieſe nur Schilderung, leider — *nur* Schilderung! — de Lollis hofft aber von Hauptmann, daß er, der doch in der Blüte ſeiner Jahre ſtehe, im Kampf gegen die Mode ſich ſelbſt finden werde: volere in arte non è certo potere: ma l'intima verietà dei propositi, che già traluce, è d'uopo confessaolo, dalla coscienza del H., presta dignità se non grandezza, all' opera d'arte. So ſchließt der Italiener mit günſtigeren Perſpektiven als Bartels. Hauptmanns wahrhaft klaſſiſches Werk „Fuhrmann Henſchel“ iſt das wertvolle Anzeichen einer kräftigen Zukunft. Man wird nicht ganz der Überzeugung ſein

können, daß Hauptmanns Kunst die unsere sei in dem Sinne, als das Gewitter unserer Zeiten seinen Sturm und seine Blitze fordert; gerade das fehlt ihm, was unser Tiefstes erregt, und wenn er uns schauern macht, so ist in uns immer noch ein stiller See, dessen Wellen sich nicht kräuseln. Und dieser See ist eben die Zentrale unserer geistigen Funktionen, und wer ihn erregt, der kennt unsere Not und unser Elend, unsere Kraft und Hoffnung, und je wilder er diese Wellen branden läßt, um so mehr sind wir sein, um so mehr wird er Heiland und Geist Gottes für uns, die wir vor ihm erschauern ... Ob Cesare de Lallis davon etwas ahnt? Ich glaube es nicht. Otto Reuter.

Französische Litteratur.

Georges Ohnet hat seinen siebzehn „Batailles de la vie“ eine achtzehnte folgen lassen, die sich von den Vorgängern in der Hauptsache dadurch unterscheidet, daß das bei Ollendorff erschienene Buch den Titel „Roi de Paris“ führt, im übrigen bedeutet diese jüngste „Lebensschlacht“ nichts weiter als eine neue Niederlage in dem litterarischen Feldzuge, den Ohnet nun an die zwanzig Jahre mit der in seinem Falle selten einhelligen Kritik führt: Man hat es sich längst abgewöhnt, die Romane des Schöpfers des „Hüttenbesitzers“ nach künstlerischen Maßstäben zu messen, aber so hülflos hat sich die Ohnmacht dieser abgewirtschafteten Fabulierkunst doch noch nicht offenbart wie in diesem „König von Paris“, einer Kriminalgeschichte schlimmster Sorte, mit der Ohnet glücklich auf dem Niveau des Gaboriau, Mantépin, du Boisgobey, und wie sie sonst noch heißen, die Meister der sensationslüsternen Feuilletonbelletristik, angelangt ist. Es verlohnt sich wahrlich nicht der Mühe, auf die plumpe, mit dem bekannten Schuß Frivolität und versteckter Lüsternheit gewürzte Geschichte näher einzugehen und all den bitterbösen und unmenschlich guten Gestalten beiderlei Geschlechts, die da von Ohnets Gnaden leben, lieben und ihr abenteuerliches Wesen treiben, kritisch ins Gesicht zu leuchten. Die absolute Wertlosigkeit der jüngsten Hervorbringung der Ohnetschen Muse überhebt einen glücklicherweise dieses peinlichen und unnützlichen Geschäfts.

Henry Gréville, Ohnets geistesverwandte Schwester in Apall, hat die nahezu fünfzig Bände umfassende Bibliothek ihrer Unterhaltungsromane um ein neues Buch vermehrt, das unter dem Titel „Villaré“ soeben bei Plan erschienen ist. Das ist ein Ereignis, das sich etwa alle sechs Wochen wiederholt und nur nach bei den Abonnenten der Leihbibliotheken Interesse zu erregen vermag.

Maurice Leblanc studiert das oft behandelte Ehebruchsproblem in einem prächtig illustrierten Roman, der den Titel „Voici des Ailes“ führt und bei Ollendorff zur Ausgabe gelangte, dem Zuge der Zeit folgend in idealer Konkurrenz mit dem Radfahrsport, ein Verfahren, das in jedem Falle den Reiz der Originalität für sich in Anspruch nehmen kann. Zwei befreundete Ehepaare, Guillaume und Madeleine d'Arjots und Pascal und Regine Fauvières, die im Trubel des gesellschaftlichen Lebens keine Zeit gefunden, intimere seelische Bekanntschaft miteinander zu machen, holen das Versäumte auf einer Radfahrtour, die sie zu viert nach Dresden unternehmen, so gründlich nach, daß sie unterwegs zu der Erkenntnis kommen, daß es besser ist, wenn Guillaume hinfort mit Regine und Pascal mit Madeleine weiter durchs Leben radeln. So geht alles gut und friedlich aus, und der nachdenkliche Pas-

cal, der wie allen Dingen auch dem verzwickten Organismus des Velocipeds tiefgründige, philosophische Betrachtung widmet und eine förmliche Ästhetik und Psychologie des Fahrradsports zu geben bemüht ist, hat allen Grund, der geliebten Maschine, die ihn von einer flatterhaften Frau befreit und zu einer passenderen Lebensgefährtin verholfen hat, einen neuen, begeisterten Lobhymnus zu singen. Das Schönste an der kecken, halb ironisch, halb ernsthaft erzählten Geschichte sind aber die reizenden Bilder, mit denen Lucien Metivet den Band geschmückt hat. So tritt das prächtige Illustrationswerk den von demselben Künstler illustrierten Büchern von Baldange, Catulle Mendès und Silvestre, die im Rahmen der Kollektion erschienen sind, als würdiger Genosse zur Seite und darf wie jene der beifälligen Aufnahme in der Bücherwelt gewiß sein.

Charles Foleys im gleichen Verlage erschienenen „Petites Amoureuses“ enthalten eine bunte Auslese von Skizzen, Novelletten und humoristischen Kleinigkeiten, aus denen allen das lustige Gekicher jener Gauloiserie herausklingt, die eine eigene Spielart des französischen Schrifttums herausgebildet hat.

Plons illustrierte Wochenschrift „La Revue hebdomadaire“, die sich andauernd in der Gunst des Lesepublikums behauptet, veröffentlichte in den bisher erschienenen Heften des siebenten Jahrgangs wieder eine ganze Reihe historischer und zeitgeschichtlicher Beiträge, unter denen die Schilderungen des Aufstandes auf Kuba, über den Baron Antomarchi als Augenzeuge berichtet, General Fleurys Kriegserinnerungen und die von Frau Loyer de Maronne herausgegebenen „Souvenirs sur Charlotte Corday par une amie d'enfance“ besonders hervorgehoben seien, unter den Romanen nenne ich neben Gladès' „Resistance“ und Jules Bretons „Ames satistes“, die von Bourget besorgte Übersetzung des „Pays de Cocagne“ von Matilde Serao und eine Übertragung des holländischen Meisterwerkes „Majesté!“ von Couperus. Interessante Reiseschilderungen, Chroniken und fesselnde Plaudereien bilden den weiteren Inhalt dieser selten reichhaltigen und abwechselungsreichen Zeitschrift.

Die „Revue du Palais“ eröffnet ihren zweiten Jahrgang mit einer hochinteressanten litterarischen Kuriosität, den nachgelassenen, geharnischten „Lettres d'exil“ des temperamentvollen Jules Vallès, daneben finden wir eine gehaltvolle Studie über Alphonse Daudet aus der Feder Georges Rodenbachs, Victor du Bleds wertvolle Untersuchungen über die französische Gesellschaft des 17. und 18. Jahrhunderts, Romane von Jean Pschari und Leo Claretie u. a. m. Wie dieses so lassen auch die folgenden Hefte erkennen, daß es sich die Schriftleitung mit Geschick angelegen sein läßt, der jungen Monatsschrift ihren eigenartigen Charakter und ihre Ausnahmestellung zu wahren und zu erhalten.

Alfred Götze.

Japanische Litteratur.

Geschichte der japanischen Litteratur. Von W. G. Aston, C. M. G., D. Lit. (London, William Heinemann. 61.)

Unter all den verschiedenartigen Serien-Ausgaben, wie sie uns jetzt so überreich beschert werden, nehmen nur einige wenige, dank einer in jeder Hinsicht tadellosen Ausführung, eine hervorragende Stellung ein, und unter diesen wenigen kennen wir wiederum keine bessere, als die „Short Histories of the Literature of the World“, herausgegeben von Mr. Edmund Gosse. Ein halbes Dutzend Bände sind bereits

erſchienen und jeder einzelne kann als ein Muſter von Vollkommenheit gelten. Nun hat die Serie der „Short Histories“ einen neuen Zuwachs erfahren und dieſes zuletzt erſchienene Werk, das die Litteratur Japans behandelt, wird ohne Zweifel zugleich mit einem gewiſſen Gefühl der Neugierde zur Hand genommen werden, da die Litteratur dieſes Landes doch noch für die meiſten Leſer ein unbekanntes Gebiet ſein dürfte. Gelehrten und den Leſern gelehrter Abhandlungen wurden wohl gelegentlich ganz flüchtige Einblicke in dieſe voluminöſe, über zwölf Jahrhunderte ſich erſtreckende Litteratur gewährt. Aber bei dieſen flüchtigen Einblicken blieb es auch. Zu einer folgerichtigen Darſtellung der japaniſchen Litteratur war bis jetzt noch nicht einmal der Verſuch gemacht worden.

Mr. Aſton, der eine Zeitlang japaniſcher Sekretär bei der britiſchen Geſandſchaft in Tokio war, fand darum ein völlig neues Feld für ſeine Arbeit vor und er bewältigte die Aufgabe mit einem Geſchick, das um ſo bewundernswerter iſt, wenn alle die Schwierigkeiten einer ſolchen Überſetzung in Betracht gezogen werden.

Eine der Hauptſchwierigkeiten beſteht darin, daß das japaniſche Wort ſich in vielen Fällen nur annähernd mit demſelben Wort in engliſcher Übertragung deckt, nicht ſelten aber auch ganz falſche Ideenverbindungen wachruft. So iſt zum Beiſpiel der Karaſu nicht eine richtige Krähe, ſondern ein Corvus Japonensis, eine größere Vogelart, als die unſere, mit anderem Schrei und anderen Gewohnheiten. Vom Kirſchbaum wiederum ſchätzt man in Japan nicht die Frucht, ſondern nur die Blüte, die als Königin der Blumen gilt, während man im Roſenſtrauch nichts weiter als einen Dornenbuſch ſieht. Und Baldrian, der in uns unwillkürlich die Erinnerung an Katzen wachruft, gilt dort, was die Roſenknoſpe bei uns gilt: als das Symbol erblühender Weiblichkeit. Was bleibt nun gar dem Überſetzer zu thun übrig mit jenen Blumenarten und Blumennamen, die dem Japaner ſo vertraut ſind, wie Maßliebchen und Narziſſen dem Engländer, für die ihm aber nur ſolch ſchlechtklingende Benennungen wie Lespedeza, Platycodon grandiflorum oder Deutzia scrabra zu Gebote ſtehen?

In der Denk- und Fühlweiſe iſt der Unterſchied, obwohl im erſten Augenblick weniger in die Augen fallend, ein noch ſtärkerer. Nehmen wir einmal das japaniſche Wort für Gewiſſen — honschin. Es bedeutet für den Japaner „das eigentliche Herz“ und er knüpft die Theorie daran, daß das menſchliche Herz abſolut gut und das Gewiſſen nur die Stimme ſei, die in ihm ſpreche. Und wenn die Worte, die der Japaner für Gerechtigkeit, Tugend, Keuſchheit, Ehre, Liebe u. ſ. w. hat, ſich auch im weſentlichen mit dem Sinn in unſerer Sprache decken, ſo bleiben doch immer noch eine Menge feiner Unterſchiede, die bei einer Überſetzung leider verloren gehen müſſen.

Die Geſchichte der japaniſchen Litteratur beginnt, nach Mr. Aſtons Einteilung, mit der „alten Periode“, d. h. mit dem Jahre 700 nach Chriſtus, einer Zeit, die zwar nur wenige litterariſche Merkſteine hinterlaſſen hat, die aber aus anderen Gründen von höchſter Bedeutung für die Entwicklung der japaniſchen Litteratur geworden iſt, weil erſtens in jene Periode die Einführung der Schreibkunſt fällt, die zugleich die erſte Bekanntſchaft mit Chinas Litteratur und Geſchichte vermittelte, und zweitens, weil zur ſelben Zeit die Verbreitung der buddhiſtiſchen Religion ihren Anfang nahm. Dieſe frühſte Periode iſt nur durch eine kleine Anzahl höchſt primitiver Gedichte oder Geſänge und einiger Gebete in Proſa vertreten, und all dieſen Ar-

beiten merkt man mehr oder weniger an, daß sie unter dem Einflusse chinesischer Litteratur entstanden sind.

Der Verfasser des Werkes hat sehr klug daran gethan, eine ganze Menge Übersetzungen von Arbeiten hervorragender japanischer Schriftsteller zu bringen, und die beste Empfehlung für sein Buch dürfte es wohl sein, eine dieser Übersetzungen hier zu bringen. Aus dem Kojiki, einer Sammlung alter Legenden, die aus dem 8. Jahrhundert stammen, giebt uns Mr. Aston folgende kleine, gewiß überraschende Erzählung:

Ein japanischer Perseus. Der Gott Haya-Susa no wo, der seiner Missethaten wegen aus dem Himmel verbannt wurde, stieg zur Erde hernieder und landete an dem Ufer eines Flusses in der Provinz Idzumo. Da gewahrte er ein Eßstäbchen, das mit der Strömung schwamm.

Seine Gottheit Haya-Susa no wo dachte, daß wohl stromaufwärts Leute wohnen müßten, und machte sich sofort auf, um nach ihnen zu suchen. Da fand er einen alten Mann und eine alte Frau, beide weinend. Ein junges Mädchen saß zwischen ihnen. Er fragte: „Wer seid Ihr?" Der alte Mann antwortete: „Dein Diener ist ein Gott dieser Erde und sein Name ist Ashinazuchi, der Sohn des großen Gottes der Berge. Der Name meines Weibes ist Tenadzuchi, und meine Tochter wird Kushinada hime genannt." Er fragte weiter: Warum weinet Ihr?" Er antwortete: „Ich habe acht Kinder gehabt, lauter Mädchen; aber die achtköpfige Schlange von Koshi kam Jahr auf Jahr und verschlang sie. Jetzt ist gerade die Zeit, wo sie wieder kommt, und darum weinen wir." „Beschreibe mir diese Schlange," sagte Haya-Susa no wo. „Ihre Augen sind so rot wie die Winterkirsche. Sie hat einen Körper mit acht Köpfen und acht Schwänzen, und der ganze Körper ist mit Moos, Tannen und Cedern bewachsen. Sie ist so lang, daß sie acht Thäler und acht Hügel bedeckt. Ihr Bauch ist immer blutig und entzündet anzusehen." Darauf sagte seine Gottheit Haya-Susa no wo zu dem alten Mann: „Wenn dies Eure Tochter ist, wollt Ihr sie mir geben?" „In Ehrfurcht sei es gesagt," erwiderte der alte Mann, „ich kenne nicht Euren wohlwerten Namen." „Ich bin der ältere Bruder der Sonnen-Göttin und jetzt auf die Erde gekommen," antwortete Susa no wo. Die Gottheiten Ashinadzuchi und Tenadzuchi sagten: „Wenn dies der Fall ist, geben wir Euch in aller Ehrfurcht unsere Tochter." Haya-Susa no wo nahm das junge Mädchen und verwandelte es flugs in einen vielzinkigen Kamm, den er sich ins Haar steckte, und dann sagte er zu den Gottheiten Ashinadzuchi u. Tenadzuchi: „Brauet jetzt einen saké von achtfacher Stärke. Auch macht einen Zaun hier herum und in diesen Zaun macht acht Thüren, und an jede Thür stellt Ihr acht Ständer, und auf jeden Ständer einen saké-Kübel und jeden saké-Kübel füllet mit dem saké von achtfacher Stärke. Dann wartet."

Nachdem sie alles vorbereitet hatten, wie es seine Gottheit befohlen, warteten sie. Die achtköpfige Schlange kam wirklich, genau so, wie sie sie beschrieben hatten. In jeden Kübel steckte sie einen ihrer Köpfe und leckte den saké heraus. Davon wurde sie betrunken und alle Köpfe legten sich hin, um zu schlafen. Nun kam Haya-Susa no wo schnell herbei, zog sein zehn Spannen langes Schwert aus dem Gürtel und tötete damit die Schlange, so daß die Wogen des Flusses sich mit Blut färbten. Aber als seine Gottheit auch den mittleren Teil des Schwanzes spalten wollte, brach die Spitze seines Schwertes ab. Neugierig, was wohl die Ursache davon sein könnte, zerteilte er den Schwanz und fand dort ein großes,

ſcharfes Schwert. Er nahm das Schwert, und da ihm die Entdeckung ſehr wunderbar erſchien, teilte er ſie der Sonnengöttin mit. Dieſes iſt das große Schwert Kuſanagi." (Herb-queller.)

In der japaniſchen Poeſie ſucht man vergebens nach langen Dichtungen. Da giebt es weder eine Iliade, noch eine göttliche Komödie oder ein Nibelungenlied, überhaupt nicht eine einzige Dichtung, die man auch nur annähernd epiſch nennen könnte. Die Erzählungen in gebundener Sprache ſind ſehr ſelten und ebenfalls kurz; man findet nur zwei oder drei Balladen mit einer Nüance ins Sentimentale. Didaktiſche, philoſophiſche, ſentimentale und ſatiriſche Gedichte glänzen durch vollkommene Abweſenheit. Die Muſe der Japaner giebt ſich mit ſolchen Dingen nicht ab und ſelbſt wenn ſie ſich damit befaßte, wäre ein Erfolg auch noch ſehr zweifelhaft. Erſt im 14. Jahrhundert erſcheinen dramatiſche Dichtungen, in denen ein beſtimmtes poetiſches Element verwertet wird.

Kurz, die Poeſie Japans beſchränkt ſich nur auf Lyrik, und da uns ein beſſeres Wort dafür mangelt — auf Epigramme. Urſprünglich wollte man nichts weiter, als Gefühlsbewegungen ausdrücken. Da giebt es heiße Liebesgedichte, Verſe, aus denen die Sehnſucht nach Heimat und Freunden ſpricht, Lodgeſänge auf Liebe und Wein, Elegien an den Tod und Klagen über die Unbeſtändigkeit des Lebens. Den meiſten Raum nehmen die Gedichte ein, in denen die Schönheiten der Natur geprieſen werden: der Wechſel der Jahreszeiten, das leiſe Murmeln der Bäche, der Schnee auf dem Berge Juji, die Wellen, die ans Ufer ſchäumen, der Seetang, der nach dem Lande treibt, das Singen der Vögel, das Summen der Inſekten, ſogar das Quaken der Fröſche, das Hüpfen der Forellen in den Bergbächen, die erſten Schößlinge, die das Farrenkraut im Frühling treibt, das Röhren der Hirſche im Herbſt, die roten Tinten des Ahorns, Mond, Blumen, Regen, Wind und Nebel ſind die Dinge, die der japaniſche Poet mit Vorliebe beſingt. Rechnen wir noch einige höfiſche und patriotiſche Ergüſſe, ein Unzahl mehr oder weniger hübſcher geiſtreicher Einfälle, und einige wenige Gedichte religiöſen Inhalts dazu, ſo dürfte die Aufzählung ziemlich vollkommen ſein.

Hochintereſſant iſt es, zu erfahren, welch' große Rolle weibliche Schriftſtellerinnen in der alten Litteratur Japans ſpielten, und der folgende kleine Auszug aus Mr. Aſtons feſſelndem Werke ſoll die Leſer mit der einen von den zwei größten und bemerkenswerteſten Arbeiten der klaſſiſchen Periode (800 bis 1186) bekannt machen. Beide Werke ſtammen von weiblichen Autoren. „Genji Monogatari" iſt ein Roman von erſchreckender Länge — er läuft über vier tauſend Seiten — aber Mr. Aſton hat es nachzuweiſen verſtanden, daß es trotzdem ein bedeutendes Buch iſt.

Murasaki no Skikibu, die eine der beiden Autorinnen, hat mehr gethan, als nur einen erfolgreichen Roman geſchrieben. Wie Fielding in England, kann ſie in Japan für ſich den Ruhm in Anſpruch nehmen, überhaupt die Schöpferin dieſer Gattung, d. h. der Proſaerzählung in Anlehnung an das wirkliche Leben zu ſein. Ihrer Art nach iſt ſie mehr Richardſon, dem großen Zeitgenoſſen Fieldings, verwandt. Vor ihrer Zeit finden wir ausſchließlich kurze Erzählungen, alle ſehr romantiſchen Charakters, weit entfernt von der Wirklichkeit des täglichen Lebens. „Genji Monogatari" aber iſt realiſtiſch im beſten Sinne des Wortes. Hier finden wir Männer und Frauen geſchildert, ganz beſonders aber Frauen, in ihrem alltäglichen Leben und ihrer alltäglichen Umgebung, ihren Empfindungen und Leiden-

ſchaften, Fehlern und Schwächen. Die Autorin geht nicht darauf aus, ihren Leſern Schrecken einzuflößen, aber ſie das Gruſeln zu lehren, ſie verabſcheut alles, was ſenſationell, unnatürlich oder unwahrſcheinlich iſt. Ein Held, wie ihn ſich Bakin Tametamo, ein Schriftſteller des 19. Jahrhunderts, leiſtet, der in jedem Auge zwei Pupillen hat, deſſen einer Arm länger iſt als der andere, und der, nachdem er von einem mehrere tauſend Fuß hohen Felſen hinabgeſtürzt iſt, ſich ſakart erhebt, als ob gar nichts geſchehen wäre, und einen meilenweiten Weg nach Hauſe zurücklegt, würde ihr ebenſo lächerlich erſchienen ſein, wie uns. Nur ſelten findet man Szenen, die ausgeſprochen auf dramatiſchen Effekt hingearbeitet ſind, und das wenige, was das Buch an Wunderbarem oder Übernatürlichem enthält, mag von den Leſern jener Zeit gern geglaubt worden ſein. Die Erzählung fließt leicht und ungezwungen von einer Szene zur anderen und bringt uns aus dem damaligen Leben und der Geſellſchaft Kiotas ſolch abwechſelungsreiche und minutiös gezeichnete Bilder, wie wir ſie aus dieſer Periode über kein anderes Land beſitzen."

Es iſt ſoviel Neues und Intereſſantes in Mr. Aſtons Werk, daß man Spalten zitieren möchte. Aber das Angeführte genügt wohl ſchon, um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit dieſes einzigartigen Buches zu geben. Mr. Aſton iſt ein Pionier auf einem neuen litterariſchen Felde, und darum verdient ſeine Arbeit umſomehr Beachtung. Lieſt man ſein Buch, ſo lernt man die Freude kennen, die die Erwerbung neuer Kenntniſſe ſtets bereitet. Die Litteraturgeſchichte Japans iſt, wie man aus dem Vorhergeſagten wohl ſchon erſehen konnte, mehr als ein trockenes Geſchichtswerk; ſie iſt durch die verſchiedenartigen intereſſanten Auszüge eine prachtvolle Unterhaltungslektüre, und macht auf die feſſelndſte Weiſe mit der Litteratur eines Landes bekannt, das man, nicht ganz mit Unrecht, ſchon das England des Oſtens genannt hat.

Aus „The Lit. World". Deutſch von Thea Kraus-Ettlinger.

Büchertiſch.

Adler, Friedrich, Neue Gedichte. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 88 S.

Barnè, J. M., Der kleine Paſtor. Roman. Deutſch von M. Barnewitz. Gr. Lichterfelde, Edwin Runge. 8°. 343 S.

Böttcher, Karl, Aus geweihten Landen. Reiſebriefe aus Paläſtina ꝛc. Leipzig, Bernh. Franke. 8°. 212 S.

Derſelbe, Rund um Afrika. Leipzig, B. Eliſcher Nfl. 8°. 209 S.

Derſelbe, Ausgewieſen. Drama in 4 A. Berlin, Ernſt Sieber. 8°. 104 S.

Claar, Emil, Weltliche Legenden. Gedichte. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. 199 S. Geb. M. 4,—.

Clemens, Juſtus, Strafrecht und Politik. Berlin, Otto Liebmann. 8°. M. 1,60.

Ewart, Felicie, Goethes Vater. Eine Studie. Hamburg, Leopold Voß. 8°. 104 S. M. 2,—.

Geijerſtam, Guſtao, Das Haupt der Meduſa. Roman. Deutſch von Françis Moro. 2. Aufl. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 8°. 284 S. M. 2,—.

Graf, Wilhelm, Leben im Leben. Gedichte. Worms, Julius Stern. 8°. 80 S.

Greinz, Rudolf, Über Berg und Thal. Geſchichten aus Tirol. 2. Aufl. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 8°. 332 S. M. 3,—.

Haushofer, Max, Allerhand Blätter. Geſchichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 8°. 291 S.

Hofmann, Ludwig von, Skizzen und Buchſchmuck a. d. Kunſtzeitſchrift „Pan“. Berlin, F. Fontane & Co. 4°. 19 Blatt.

Jahn, Ernſt Reinhold, Zwerchfelltupfer. Luſtige Geſchichten. Dresden, E. Pierſon. 8°. 396 S. M. 3,—.

Leſſing, Theodor, Einſame Geſänge. Dresden, E. Pierſon. 8°. 270 S. M. 4,—.

Lothar, Rudolf, Halbnaturen. Wiener Roman. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 335 S.

Nagel, Sgſr. Robert, Drollige Geſchichten. Dresden, E. Pierſon. 8°. 107 S. M. 1,70.

Pfungſt, Arthur, Neue Gedichte. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. 8°. 104 S. M. 2,—.

Penzoldt, Prof. Dr. F., Das Medizinſtudium der Frauen. Jena, Guſtav Fiſcher. 8°. 26 S. M. 0,60.

Pichler, Adolf, Allerlei Geſchichten aus Tirol. 3. Aufl. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 413 S.

Renner, Dr. Auguſt, Das lyriſche Wien. Eine moderne Leſe. Wien, Georg Szelinski. 8°. 60 S.

Schäfer, Theodor D., Evangeliſches Volkslexikon. Heft 3—6. Bieleſeld, Velhagen & Klaſing. 8°. Seite 129—384. à 0,50 M.

Schahheitlin, Adolf, Saturniſche Phantaſien. 2. Aufl. Berlin, S. Roſenbaum. 8°. 156 S. M. 2,—.

Derſelbe, Gedichte. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 208 S. M. 3,—.

Schaich, Roman, Armut. Schauſpiel in 3 Akten. Leipzig, Otto Weber. 8°. 82 S. M. 2,25.

Schlaf, Johannes, Helldunkel. Gedichte. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 8°. 108 S. M. 3,—.

Derſelbe, Die Feindlichen. Drama in 4 Akten. Ebenda. 8°. 99 S. Broſch. M. 1,50, geb. M. 2,—.

Seilnitz, Max, Meine Erfahrungen auf dem Gebiete des Spiritismus. Leipzig, Oswald Mutze. 8°. 107 S. M. 2,—.

Silberſtein, Auguſt, Der verwandelte Ahasver. Poetiſche Glas- und Rauchbilder im St. Peterskeller zu Salzburg. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 61 S. M. 1,80.

Smith, Dr. A., Über Temperenz-Anſtalten u. Volksheilſtätten für Nervenkranke. Würzburg, A. Stuber. 8°. 70 S. M. 0,60.

Sohnrey, Heinrich, Die Leute aus der Lindenhütte. Niederſächſiſche Walddorfgeſchichten. Bd. I. Friedeſinchens Lebenslauf. 3. Aufl. Mit Buchſchmuck von O. Ewel. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 439 S.

Stöcker, Helene, Das Mädchengymnaſium im preußiſchen Abg.-Hauſe. Berlin, Dr. A. Gebſere. 8°. 14 S.

Suttner, A. G. von, Die Tſcherkeſſen. Roman. Dresden, E. Pierſon. 8°. 448 S. M. 5,—.

Telmann, Conrad, Vaterrechte. Roman. Dresden, E. Reißner. 8°. 230 S.

Trojan, Joh., Hundert Kinderlieder. Berlin, Freund & Jeckel. 8°. 160 S. M. 2,—.

Wiegand, J., Leidenſchaften. Novellen. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 8°. 186 S.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Friederike Sophie. Memoiren. 10. Aufl. 2 Bde. Leipzig, H. Borsdorf. 221 u. 269 S.

Wolf, Carl, Geſchichten aus Tirol. 4. Samml. Innsbruck, A. Edlinger. 8°. 213 S. M. 3,20.

* Der Kyffhäuſer. Deutſche Monatshefte für Kunſt und Leben. 1. Jahrg. 1. Heft (April 1899). Schriftleitung: Hugo Greinz. Linz a. D. 4°. 32 S. pro Quart. M. 2,—(1 Fl. 20 Kr.).

* * *

Muſikalien (Lieder).

Ludwig, Auguſt, Gigerlette-Couplet-Walzer. (Bierbaum.) Op. 35, Nr. 18. Gr. Lichterfelde. Selbſtverlag.

Derſelbe, Walzerlied. (G. Falke.) Op. 45, Nr. 8. Ebenda.

Arzt, Hugo, zwei Lieder. (M. Greif, J. Wolff.) Mainz, B. Schott Söhne.

Frank, Max, Großmütterchen. (E. Buſſe.) Ebenda.

Gutheil, Guſtav, Lieder und Geſänge. (Dahn, Wolff.) Ebenda.

Jacobi, Martin, zwei Lieder. (Eggers, Kletke.) Op. 13. Ebenda.

Derſelbe. Aus der Kinderwelt. (6 Ged. F. Schanz, Flinzer, Trojan, Löwenſtein.) Op. 19. Ebenda.

Köhler, Bernhard, 3 Lieder. (K. F. Meyer, Köhler, Heine.) Ebenda.

Strauß, Oskar, 5 Lieder. Op. 39. (Brociner, E. Sylva, Mörike, F. Flemming.) Ebenda.

Weißheimer, W., 5 Lieder und Balladen von Goethe. Ebenda.

Derſelbe, 3 Lieder. (Bodenſtedt, Cornelius, O. Flemming.) Ebenda.

Pery, M., 6 Lieder. (Zoozmann, Abelmann, Schnakenburg.) Ebenda.

Derſelbe, zwei Frühlingslieder. (Nebwitz.) Op. 20. Ebenda.

Hermann, Hans, fünf Lieder. (K. F. Meyer, J. Grun.) Op. 9. Magdeburg, Heinrichshofen.

Hilbach, Eugen, 5 Kinderlieder. (G. Lang, Trojan, Hey, Lohmeyer.) Op. 21. Ebenda.

Derſelbe, 7 Lieder u. Balladen. (Roberich, Geibel, Grillparzer, Seidel, Buſſe, Toly, Stieler.) Op. 22. Titelbild von Fidus. Ebenda.

Derſelbe, Jeſuslied. Op. 23. Ebenda.

Fielitz, Alexander von, 4 Liebeslieder. (Neugriech. Volkslieder.) Op. 68. Ebenda.

Hermann, Hans, 7 Lieder aus der Jugendzeit. (Conrabi, Sylva, Vulpinus.) Titelbild von Fidus. Ebenda.

Hey, Julius, 4 Duette. Op. 13. (W. Hey, F. Güll, Gobin.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. Titelbild von P. Hey.

Gerlach, Theodor, Geſprochene Lieder. (W. Müller, Rückert, Baumbach, M. Schnitzer, Caſtelli.) Mit Klavierbegleitung. Op. 16. Heinrichshofen, Magdeburg.

Mauke, Wilhelm, 4 Geſänge von Max Bruns. Op. 34. Berlin, E. A. Challier & Co.

Krauſe, Karl Otto, 5 Lieder. (Hartleben, R. Ziegler, O. Welten, J. Kis.) Ebenda.

Bercht, Julius, 5 Lieder. (Weitbrecht, Dubois, Träger, Ambroſius.) Ebenda.

Landshoff, Ludwig, 6 Geſänge. (F. Evers, R. Dehmel, O. E. Hartleben.) Op. 1. Ebenda.

Der heutigen Nummer der „Geſellſchaft" liegt ein Proſpekt der Firma v. Zahn & Jaenſch, Antiquariat in Dresden, bei, worauf wir beſonders aufmerkſam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Weſtf.

Band III. * 1899. * Heft 2.

Deutsche Kultur.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Deutsche Kultur! Haben wir eine deutsche Kultur? Was verstehst du darunter? fragt man zurück. Ungefähr was Richard Wagner darunter verstand. Oder eine modernere Nüance, was Friedrich Nietzsche darunter versteht. Man erinnere sich an seinen typischen „Bildungsphilister", an den Steckbrief, den er ihm in „Strauß, der Bekenner und Schriftsteller", ausgefertigt. Das giebt ein sicheres Bild. Die Definition nach der Schulregel gäbe in diesem Falle nichts als Vorwand zu unendlichen und unnützen Wortgefechten. Wenn Ihr's nicht mit Augen seht, nicht mit Händen greift, nicht empfindet — was sollen Worte?

Wer nicht frei ist von nationaler Wehleidigkeit, kann da auch nicht mitsprechen. Seine Nervosität bringt gleich einen falschen Ton hinein, verlegt die Accente. Er kommt gleich mit konfusen Zwischenschiebseln und fragt halb empört, halb ironisch: „Haben denn die Slaven etwas, was sich mit deutscher Kultur nur einigermaßen vergleichen ließe? Oder die Romanen von heute? Oder ist etwa die angelsächsische Kultur soviel mehr wert, als die deutsche?"

Und dann will ein dritter beispringen und uns zu Gefallen sein mit allerlei Bosheiten, die er sich aus politischen Aktualitäten preßt:

„Ja, es muß was Schönes sein um die deutsche Kultur, wenn in der obersten Vertreterschaft der Nation, im deutschen Reichstag, Kunstdebatten à la Doktor Lieber, oder die Einbringung einer lex Heinze oder einer Zuchthausvorlage möglich sind."

Die Bosheit eines vierten zielt am Ende noch höher hinauf — wir bedecken uns schleunigst den gefährdeten Kopf und erklären die Debatte für geschlossen. Kultur so oder so, in Freiheit atmen, ist in jedem Falle doch das beste. Gewisse Strafisten sind in unserem lieben Vaterlande kompromittierender, als unreine Wäsche und schmutzige Fingernägel und vollständiger Mangel ästhetischer Bedürfnisse.

Und nun sind wir ja gottlob mittendrin in der deutschen Kultur. Ganz unvermutet. Und die geistige Feindschaft ist fertig. Die Wohlgesinnten — aha, kennt Ihr sie? — deuten mit dem Finger auf uns, damit uns die Polizei mit einem Vermerk beehre. Plötzlich sind wir verdächtig. Noch einen Schritt in die Öffentlichkeit und man legt uns geheime Schlingen oder schlägt mit journalistischen Knüppeln los.

Wie gesagt, in Freiheit atmen ist das beste. Nur daß auch der Atem nicht zu weit ausschwelle oder tönend und sonor werde. Es ist unglaublich, wie man sich bei den elementarsten Funktionen, bei den primitivsten Genüssen zusammennehmen muß, damit man ohne Anfechtung im Kulturstaate hausen kann.

Die kleine Maler-Exzellenz in Berlin wurde den deutschen Künstlern als hell leuchtendes Beispiel und einzig nachahmenswertes Vorbild vorgestellt, weil sie in ihren Bildern die hohenzollernsche Dynastie verherrlicht. Reinhold Begas ist unser Michelangelo. Artilleriemajor und Dramaturg Joseph Lauff wächst sich langsam, aber sicher, zu unserm Shakespeare aus.

Wir sind mittendrin in der deutschen Patentkultur — was wollen wir denn mehr? Wir wandeln in ihr wie in einer Siegesallee mit elektrischer Beleuchtung. Und unter jeder Bogenlampe stehen zwei Schutzmänner in voller Ausrüstung, damit keine Gesetzwidrigkeit passiert. Ich verlange gar nichts mehr.

In den Vereinigten Staaten schleppen die Eisenbahnen ganze Bibliotheken mit, damit die Verkehrsbeamten in ihren dienstfreien Stunden sich sofort ein geistiges Vergnügen leisten können. Wenn ein amerikanischer Millionär die Laune hat, etwas für die Kultur seines Landes springen zu lassen, schenkt er seiner Provinz eine pompös ausgestattete Hochschule oder baut auf den höchsten Berg eine Sternwarte oder gründet ein Museum mit den herrlichsten Sachen für Krethi und

Plethi. Von unsern Schweinszüchtern, Kohlenkönigen, Schnapsbrennern und ähnlichen wohlsituierten Herrenmenschen hat man noch nichts Ähnliches gehört. Ein Ost-Elbier als Universitäts- oder Museums- oder Bibliothek-Stifter — eher fiele der Himmel ein. Der versteht Kultur und Gemeinsinn ganz anders als sein amerikanischer Besitzkollege: wenn er ein elendes Schulhaus aufflicken oder den mit Hungergehalt angestellten Lehrer um einige Mark im Jahre aufbessern soll, dann nimmt er einen juristischen Sachverständigen, der mit allem Scharfsinn Gutachten und Berichte und Lamentationen anfertigen muß von Instanz zu Instanz, um die Schullast auf den Kreis oder den Staat abzuwälzen.

Ich kenne einen deutschen Schriftsteller, der wollte zur bleibenden Erinnerung an die goldene Hochzeit seiner Eltern seiner Heimatgemeinde, einem wohlhabenden fränkischen Bauerndorf mit an die tausend Seelen, eine gute Bibliothek von etwa 500 Bänden schenken und ein kleines Kapital dazu, um die nächsten Unterhaltungskosten aus den Zinsen zu bestreiten. Er machte eine entsprechende Eingabe an die Gemeindeverwaltung. Der Bürgermeister beriet sich mit seinen Leuten und dem Pfarrer über den merkwürdigen Fall. Ein Schriftsteller, ein Mann der Feder, ein Freigeist: — „Wos wara dees fer Bechli sen?“ (Was werden das für Bücher sein?) Und von kurzer Hand wurde das Bibliothekangebot abgelehnt: man habe weder im Rathaus, noch in der Schule, noch sonstwo einen geeigneten Platz für eine Bibliothek, auch sei kein Mann da, sie zu verwalten. Wenn der Schenkungswillige aber doch etwas zum Andenken spendieren wolle, so möge er eine Stiftung in die Armenkasse machen, oder für alte Leute und dergleichen. Furcht vor dem Geist! Für Bettler, Krüppel und Greise — ein blödes Almosen, ja, das geht. Mit Vergeltsgott. Aber eine frisch sprudelnde geistige Lebensquelle herrichten zur Erholung und Bildung der gesunden Gehirne in der Gemeinde — nein, dazu kann man die Hand nicht bieten.

Eine jüngere Dame mit kleinem Privatvermögen wird in eine süddeutsche, genauer südwestdeutsche Provinzstadt von fünfzehntausend Einwohnern verschlagen. Die Stadt hat eine starke Garnison, Realschule, humanistisches Gymnasium, in drei Parks wird abwechselnd wöchentlich dreimal Militärmusik gemacht, wobei sich die Offiziere mit der übrigen schönen Welt versammeln. Wie steht's nun da mit dem höheren Kulturleben? Die Dame schrieb mir gestern darüber folgendes:

„Die Stadt sieht nicht schlecht aus, es wird viel zu ihrer Verschönerung gethan. Aber geistig! Du weißt, ich bin in diesem Punkt ein wenig verwöhnt, ich muß immer etwas treiben, wenn mich nicht

gerade schwere Sorgen zu Boden drücken. So sah ich mich zunächst nach Lese-Gelegenheiten um, wo ich auch die besseren Werke der neuen Litteratur bekommen könnte. Man nannte mir das „Kasino", das nebenbei auch einige Bücher halte, das Konversationslexikon und so — aber das „Kasino" ist nur für die Auserwählten, und eine einzelstehende Dame hat keinen Zutritt. Dann wies man mich an eine Leihbibliothek. Von Nürnberg her hatte ich einen ganz anständigen Begriff von einer Leihbibliothek. Aber hier! Eine abgegriffene Sammlung von Schriftstellern, die vor fünfzig bis hundert Jahren einmal Mode waren, und dazu merkwürdigerweise drei Bände von Zola! Von neueren Deutschen nichts! Dann ging ich zu einem Buchhändler, von dem ich hörte, daß er wöchentlich unter Abonnenten eine Mappe mit Familienblättern und besseren Zeitschriften zirkulieren lasse. Was fand ich in der Mappe? Schund — und als Vornehmstes die „Fliegenden" und „Zur guten Stunde". Weder Velhagen & Klasings, noch Westermanns Monatshefte, weder Nord und Süd, noch die deutsche Rundschau — geschweige zu reden von der Gesellschaft oder der Zukunft oder dem Magazin. Nichts, nichts! Aber gar Jugend und Simplizissimus! An der Realschule habe ich einen befreundeten Lehrer gefunden, der besitzt eine ganz schöne Auswahl wissenschaftlicher Werke, aber für die schöne Litteratur hat er wenig Sinn, am wenigsten für die moderne. Er sei auch zu müde, wenn er sich in der Schule mit seiner Berufsarbeit abgerackert habe, gestand er selber. Er sagte mir, der vorige Lehrer für Deutsch am Gymnasium habe weder Fritz Reuter noch Storm anders als vom Hörensagen gekannt. Diese Zustände wären ja zum Lachen, wenn sie nicht zu traurig wären und auf das Interesse unserer „Gelehrten" und „Bürger" am vaterländischen Geistesleben so ein böses Licht würfen. Ich darf's hier den Leuten gar nicht verraten, daß ich anders bin, sonst würden sie mich für verrückt halten."

Ich denke, dieser Brief ist in seiner Schlichtheit ein beredtes Dokument vom Wesen der deutschen Kultur und ihrer Verbreitung. Wir sprechen immer von deutschen Zuständen so, als gäbe es außer der Reichshauptstadt und dem halben Dutzend von Halbmillionenstädten und anständigen Fürstensitzen nichts, wo ein geisthungriger und kunstdurstiger Kulturmensch auf dem Trockenen sitzen könne — und fünfzig Millionen Menschen sitzen so im Reich. —

Der Liberalismus und die moderne Litteratur.

Von S. Lublinski.
(Berlin.)

Wir sprechen heute nicht gern mehr vom Liberalismus, namentlich nicht in der Litteratur. Den einen ist er nicht idealistisch, anderen nicht naturalistisch genug. Das Ideal an ihm vermissen zunächst die bekannten „Edelsten der Nation", also die Herren Lieber, Bachem, Limburg-Stirum und Posadowski, die über einen nackten Fries oder eine nackte Statue schamvoll erröten und sich mit Abstimmungen gegen Goethe nicht zu blamieren glauben. Es ist ganz klar, daß mit diesen Herren die moderne Litteratur eben *nur* die Abneigung gegen den Liberalismus gemeinsam haben kann und weiter gar nichts. Im Gegenteil, vor dem Idealismus der Gesinnungsgenossen des Herrn Lieber empfand sie eine derartige tiefgehende Abneigung, daß sie geradezu in das entgegengesetzte Extrem verfiel und naturalistisch wurde. Man kann sogar sagen, sie wurde sozialdemokratisch, wenn man unter diesem Wort nicht eine Parteiorganisation, sondern eine Weltanschauung versteht.

Der philosophische Sozialismus hat seinen feinsten und, wie es scheint, dauerndsten Niederschlag in der materialistischen Geschichtstheorie gefunden. Auf die kürzeste Formel gebracht, besagt diese Theorie: der Geist ist eine Funktion des Stoffes. Erst muß ein neuer Stoff da sein, dann schafft er sich schon ganz von selbst auch einen neuen Geist. Und wenn ein alter, ausgelebter Stoff verschwindet . . . ja, alsdann . . . . Doch zunächst, bevor wir Schlüsse ziehen, erscheint es wichtig, das treibende Motiv dieser Theorie in das Auge zu fassen und bloßzulegen. Hier liegt ganz offenbar der Versuch vor, den uralten Dualismus des Lebens durch einen nicht minder uralten Kniff zu beseitigen, indem man von den beiden streitenden Faktoren den einen einfach ausschaltet. Der Geist fliegt über Bord und Alleinherrscher bleibt der Stoff, worauf dann freilich von einem Dualismus nicht weiter die Rede ist. Allerdings, so kraß drückt die materialistische Geschichtstheorie sich doch nicht aus, sondern sie hängt der Sache ein Mäntelchen um. Sie leuguet nicht den Geist . . . nein, nein . . . sie erkennt ihn sogar sehr lebhaft an als eine sehr wichtige Funktion der Materie! So

etwa, wie die Hand eine Funktion des Armes ist und wieder die Finger eine Funktion der Hand. Wenn der Arm abgestorben ist, dann fungiert natürlich auch nicht mehr die Hand, und ist diese tot, dann sind auch die Finger tot . . . also . . . aber nein, das stimmt nicht. Im Gegenteil, dieser scheinbar so radikale Materialismus giebt zu, daß geistige Erscheinungen, Religionen und Konfessionen zum Beispiel, noch lange fortbestehen können, wenn ihre leibliche Unterlage und Ursache längst verschwunden ist. Ich bekenne, daß ich nicht begreife, wie ein konsequenter Materialist ein solches Zugeständnis machen kann. Das käme mir vor, als wollte man definieren: das Bellen ist ja allerdings eine Funktion des Hundeleibes, was aber nicht ausschließt, daß es noch lange nach dem Verschwinden aller Hundeleiber der Welt eine Selbstexistenz behauptet und einen tiefgehenden Einfluß auf die Weltgeschichte ausübt! Dieses Zugeständnis der Materialisten ist von ihrem Standpunkt aus eine Absurdität, die sich nur dadurch erklären läßt, daß man gezwungen ist, sich in irgend einer Weise mit historischen Thatsachen abzufinden, die in die konsequent durchgeführte Theorie einfach nicht hineinpassen. In Wirklichkeit hält sich auch die Marxistik nur bei solchen Problemen auf, wo thatsächlich im allerhandgreiflichsten Sinn der Geist nur als ein Werkzeug und Handlanger der Materie erscheint. Daher diese intensive Vorliebe für wirtschaftliche Probleme, für Technik und angewandte Naturwissenschaft, sowie für organisatorische Gesellschaftsfragen! Ganz genau so macht es aber auch noch immer unsere moderne Litteratur. Auch sie greift Stoffe und Probleme auf, welche dem Geist und dem Gedanken nur die bescheidene Rolle eines Werkzeuges zugestehen.

Die Hochflut des Naturalismus ist ja allerdings vorüber, und manche geben sich sogar der tröstlichen Hoffnung hin, der Naturalismus wäre längst überwunden. Nein, das ist er nicht, und der angebliche Neuidealismus hat die Eierschalen seines sehr irdischen Ursprunges noch ganz und gar nicht abgeworfen. Ich nehme als Beispiel die scheinbar so exklusive, antidemokratische Kunst des jungen Wien, die fast schon bei dem bloßen Wort Naturalismus in Ohnmacht fällt. Was also bietet uns Jung-Wien, was bietet uns Hugo von Hofmannsthal? Sie bieten uns eine Kunst und Dichtung, in welcher das Wort, versteht sich das leuchtende und farbige Wort, Selbstzweck geworden ist. Nicht auf den nackten Zustand des Körpers oder auch der Seele kommt es diesen Künstlern an und auch nicht auf den Geist und Gedanken, der den irdischen Stoff durchdringt und modelt, sondern eben der Stoff bleibt die Hauptsache, das Gewand, meinet-

wegen Brokatgewand. Wenn bei Hofmannsthal gelegentlich nicht nur seine, sondern sogar auch tiefe Gedanken in einer geschmeidigen und doch, eben infolge der Gedankentiefe, stahlscharfen und eindringenden Form plötzlich durchblitzen, so habe ich immer den Eindruck: aha, die Probiermamsell!! Er kann so prächtige, so entzückende Kostüme dichten, dieser Wurth in Worten, daß es wirklich Schade wäre, wenn er den Effekt dieser Flore, Schleppen und Schleier immer nur an toten Holzpuppen erproben wollte, wie man sie meistens nur in den Modewarengeschäften findet. Aber freilich, eine so gut situierte und formvollendete Konfektion, wie die Firma Hofmannsthal, kann sich gelegentlich schon eine junge und lebendige Probiermamsell gefallen lassen — einen Gedanken. Das ist schön und wirkt auch, ändert aber doch nichts an der Thatsache, daß von einer Gleichwertigkeit zwischen Geist und Form oder gar von einer unlösbaren Einheit beider schlechterdings nicht die Rede sein kann, und daß auch hier der Geist nur als eine Funktion der Materie erscheint, wenn auch einer sehr vornehmen, sehr geschmackvollen, auserlesenen Materie. Ob aber Koth, ob Rosenwasser, das macht doch nur einen Grad- und keinen Artunterschied aus. Es giebt sogar Leute, welche sagen: wenn schon, denn schon! Soll durchaus nur der allein selig machende Stoff herrschen, dann lieber Düngerberge und Heuhaufen im freien Felde, als diese unerträglich parfümierten Boudoirs!

Viel energischer als Hoffmannsthal scheint mir Peter Altenberg aus dem nur Stofflichen herauszustreben und es um jeden Preis loswerden zu wollen — aber er wird es nicht los. Altenberg, der Poet, hat sich die Gunst namentlich solcher Frauen gewonnen, die trotz moderner und modernster Bildung sich soviel natürliches Empfinden bewahrt hatten, um die rein physiologische Auffassung und Darstellung der Frauennatur schroff zurückzuweisen. In der That, bei Altenberg fühlt man eine andere und idealistischere Auffassung der Frau recht gut wieder durch. Wir wären gewiß auch gern geneigt, uns das alte Lied, den uralten Glauben an die seherhafte Weibnatur, in moderner Weise wieder vorsingen zu lassen — aber gütigst ohne Physiologie! Die Geschlechtlichkeit wird allerdings nach wie vor in der Liebe zwischen Mann und Weib eine Rolle und sogar die Hauptrolle spielen. Aber wohlgemerkt, die Geschlechtlichkeit als Ganzes, als die ätherische Lebenslust, die selbst noch unsern verstiegensten und seraphischsten, scheinbar ganz abstrakten Gedanken Blüte, Duft und Leben bewahrt — nicht aber die Geschlechtlichkeit als ein Spezifikum, als eine besondere Funktion,

die für ihre technischen Zwecke auch noch einen handlangernden Geist zur Hülfe ruft. Es ist ganz klar, daß die Empfindungen und Ansichten eines Menschen von heute mit den Empfindungen der Menschen vor fünfzig oder hundert Jahren wesentlich kontrastieren. Und natürlich bleibt es ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß außer den Empfindungen auch noch die modernen Ideen ein Stück unseres ganz- und vollmenschlichen Lebens werden, insofern also auch geschlechtlich im weiteren und wahrlich nicht handwerksmäßigen Sinn des Wortes. Das nun scheint mir Altenberg zu fühlen und zu wollen. In ihm, wie ich glaube, steckt ein ganz entschiedener Idealist, der aber seinen überirdischen Düften gern irdische Blumen schenken möchte, vielmehr, der weiß, daß die Blume und ihr Duft ein einziges und untrennbares Ganzes bilden. Ihn selbst hat freilich erst der Duft herangelockt, und um sich nun zu beweisen, daß dieser Wohlgeruch, der ihm tief in die Seele dringt, trotz alledem an die Blume gebunden ist, — treibt er Physiologie der Pflanzen. Man hört sogar munkeln, daß er sich als einen philosophischen Revolutionär empfindet. Er hat nämlich die geradezu epochale Entdeckung gemacht, daß das eigentliche Fatum eines Menschen sein Körper wäre. Aber ich glaube, etwas Ähnliches hat Ibsen schon in den Gespenstern gesagt und Zola in den vielen, dicken Bänden seiner Rougons-Macquarts. Was aber geht das alles uns an? Der Körper mit seinen Krankheiten, mit seiner physiologischen Bestimmung, entweder lange jung zu bleiben oder rasch zu altern, ist ein Spezifikum, eine Einzelheit, die noch keineswegs das ganze, große Leben in seiner Einheit zur Darstellung bringt. Überdies läßt sich der Spieß umkehren, da ja auch geistige Kämpfe manches solide Nervensystem und manchen ursprünglich kerngesunden Körper gründlich ruiniert haben. Die Skizzen Altenbergs beschäftigen sich in geradezu drolliger Weise mit unendlichen Winzigkeiten, namentlich auch mit den Nahrungsmitteln seiner Männer und Frauen, weil er weiß, daß die Lieblingsspeisen eines Menschen recht gut sein innerstes Wesen bezeichnen können. Noch mehr wird aber umgekehrt ein Schuh daraus. Wenn wir des Menschen Kern erst untersucht und erfaßt haben, dann wissen wir nicht nur sein Thun und sein Handeln, sondern können ungefähr auch seinen Geschmack für Nahrungsmittel taxieren, ob er kompakte oder ätherische oder raffinierte Küche liebt, ohne daß wir nötig hätten, gleich einem sachkundigen Koch Rechenschaft über alle Einzelheiten abzulegen, die uns Altenberg nicht ersparen zu dürfen glaubt — der Küchenzettel soll uns in das Zentrum dieser raffinierten Seelen führen! Dabei kann es aber schon passieren,

daß uns der raffinierte Speisegeruch wichtiger als die raffinierte Seele erscheint.

Endlos lassen diese Beispiele sich häufen, und in Reichsdeutschland ist es wahrlich nicht anders. Einen allerdings möchte ich ausnehmen, bei welchem der Geist thatsächlich die Materie überwindet, und der darum besonders interessant für den Litteraturphysiologen ist und sich ganz herrlich als Versuchskaninchen verwerten läßt. Dieser eine, man höre und staune, ist kein geringerer, als unser aller Liebling — Otto Erich Hartleben. Dieser nämlich hat einen Geist, der sich über die Materie lustig macht. Warum auch nicht? Wir haben ja alle schon irgendwo erzählen hören, daß die Maus zuweilen mit dem Löwen spielt, und daß der König der Tiere, wenn er ein gutes Mittagsmahl in Ruhe verdauen möchte, sich dieses Spiel gemütlich gefallen läßt. Also spielt auch der Geist des heiligen Otto Erich mit dem Löwen Materie, wenn dieser gerade einen sehr massiven Bissen verschlungen hat. Er ist graziös, unser lieber Heiliger, und die Herrenabend- und Stammtisch-anekdote hat er wirklich zu künstlerischer Vollendung emporgeläutert. Trotzdem bleibt auch hier der Geist nur Maus, Diener oder Hofnarr des Stoffes. Manchmal freilich scheint er sich aufbäumen und sehr satyrisch-höhnische Herrenallüren annehmen zu wollen, — ach, auf wie lange? Das Beispiel Hartlebens beweist also gar nichts gegen den Naturalismus in der modernen Litteratur, ebensowenig wie das junge Wien, ebensowenig auch wie die versunkene Glocke — dieser letzte Trumpf der Neuidealisten! Aber auch diese bedeutendste Produktion des neudeutschen Idealismus hat ihre naturalistischen Eierschalen noch lange nicht abgeworfen.

Übrigens würde es noch herzlich wenig für eine Gesamtabschätzung der modernen Litteratur besagen, wenn aus der versunkenen Glocke ein vollkommenes und restloses deutsches Märchenspiel geworden wäre. Das Märchen ist ein einfaches und naives, liebes Geschöpf, das zwar, wie jede echte Dichtung, auch des Geistes bedarf, — aber nur soviel gerade, daß dadurch die schlichte Kinderempfindung nicht getötet, sondern vertieft wird. Demnach kann in ein Märchenspiel nicht allzuviel von der Welt der Ideen hinüberfließen, und zumal ein modernes Märchen wird sich damit begnügen müssen, ein paar spezifisch moderne und dennoch schlichte Gefühle und Gemütskonflikte im Symbol des Märchenhaften dichterisch zu verklären. Der gelungene Ausnahmefall der versunkenen Glocke würde also noch gar nichts beweisen, und überdies — von einem Gelingen ist nicht die Rede. Darüber, daß es ein Mißgriff

war, das schlichte Märchen mit dem Titanen- und Faustmotiv zu verflechten, dürfte jetzt wohl kritische Einstimmigkeit herrschen. Aber die Allegorie von den sieben Zwergen scheint mir außerdem noch zu beweisen, daß selbst im eigentlichen Märchen, da, wo wir, statt mit Faust und Baldur, es nur noch mit dem Glockengießer und seinem Rautendelein zu thun haben, ein Bruch zurückgeblieben ist. Allegorien sind Bastarde des Geistes und nicht seine legitimen Kinder. Darum, soviel im einzelnen, namentlich in den beiden ersten Akten, dem Dichter an wirklicher Märchenpoesie gelungen ist, — im ganzen überwiegt das realistisch-menschliche Element, das in diesem Fall Stoffliche, immer noch das in diesem Fall Geistige, das reine Märchen. Auch die versunkene Glocke ist keine gewonnene Schlacht gegen den Naturalismus.

Aber, könnte man einwenden — aber Nietzsche, aber die Begeisterung für Zarathustra? Und der moderne Individualismus? Vieles, ziemlich vieles ließe sich darüber sagen, und es würde alles nichts nützen, nichts klären, weil unter uns noch keine Systematiker und Nietzscheepigonen aufgetreten sind, die die verschiedenen Richtungen und Anregungen des Meisters einseitiger und isolierter, dafür aber auch im vulgären Sinn konsequenter weiterentwickelt hätten. Daher können zwei Leute, die sich beide nicht mit Unrecht als Nietzscheaner bezeichnen, im Grunde ganz entgegengesetzte Dinge darunter verstehen, weil die theoretischen Formeln fehlen, sich der Tragweite dieses Gegensatzes voll bewußt zu werden. Was ist denn nun vorzugsweise Nietzscheanisch — ist es der heroisch-imperatorische Zug oder der jauchzend-lebensfreudige des freigewordenen Individuums? Etwa beides? Gut, schön, sehr schön. Dann aber erheben sich sofort sehr gewichtige Rangstreitigkeiten über den Vortritt und die Erstberechtigung im Fall eines Konfliktes zwischen den beiden Empfindungen. Denn ein solcher Konflikt muß sich ganz unvermeidlich ergeben, weil der imperatorische Herrschtrieb sich immer gegen individuelle Triebe kehren wird, die ihm nicht passen und unbequem werden. Es finden sich genug Andeutungen, daß Nietzsche geradezu erwartet, die imperatorische Herrschernatur würde nicht nur die äußeren, leiblichen Feinde rücksichtslos vernichten, sondern auch, mit furchtbarer Härte gegen sich selbst, gewisse eigene Triebe und Instinkte, die der Folgerichtigkeit des Tyrannen gefährlich zu werden drohen. Nein, auf Rosen wird der Übermensch der Zukunft, wie Nietzsche ihn träumt, wahrlich nicht gebettet sein — eine furchtbare Aufgabe harrt auf ihn. Er soll alte Tafeln zerbrechen, soll die angeborene Milde und Güte seiner vornehmen Natur brutal vergewaltigen und mit dem schärfsten Messer tief in das

warme, zuckende Menſchenfleiſch ſchneiden, ohne daß die Hand ihm darüber zittert. Die Liebe zu ſeinen Nächſten ſoll er unterdrücken aus Liebe zu ſeinen Fernſten, ſoll das blühende Leben der Gegenwart einer unendlich fernen Zukunft opfern. Jawohl, er ſoll entſetzlich grauſam ſein gegen andere — mehr noch gegen ſich ſelbſt! Wie aber reimt ſich das mit der jauchzenden Lebensfreude des dionyſiſchen Individuums? Es läßt ſich darauf ganz gewiß eine ſehr plauſible Antwort geben. Der große, außerordentliche Menſch ſoll ſeine Größe mit allen ihren Schrecknissen ſchließlich als ein Glück empfinden lernen, ſoll die Leiden, die er ſich und anderen zufügt, ruhig ertragen und freudig auf ſich nehmen als den notwendigen Kaufpreis, den er und die Geſellſchaft, in der und für die er wirkt, für ſeine Größe zu bezahlen haben. Die providentiellen Männer der That, große Religionsſtifter, große Forſcher, große Staatsmänner, ſollen durch Kämpfe und Leiden rückſichtslos ihrem Genius folgen und wirken und ſchaffen, wie ihre große Natur es ihnen vorſchreibt. Diejenigen aber, die ſich an dieſem Genie erfreuen und ſeine Früchte genießen, ſollen dankbare Dienſttugenden offenbaren und die Schroffheiten und Härten der großen Natur mit in den Kauf nehmen. Dieſe heldenhafte Entſchloſſenheit in der Ertragung des eigenen Charakters ſoll und wird alsdann den Schmerz und die entſetzlichen Leiden nicht nur in Reſignation, ſondern in jauchzendes Hochgefühl verklären, und die Not wird nicht mehr nur zu einer Tugend werden, ſondern zu einer ſchwellenden dionyſiſchen Begeiſterung. Das iſt *meine* Erklärung, wie dieſe beiden Seiten, die imperatoriſche und die individualiſtiſche, in dem Syſtem Nietzſches zuſammenpaſſen. Freilich kann ich nicht wiſſen, ob dieſe Erklärung richtig iſt, da Nietzſche ſelbſt ſich nie bemüht hat, die Wechſelwirkung dieſer beiden Faktoren eingehend klarzulegen und ſie gegeneinander abzugrenzen. Daher konnte es kommen, daß Leute, die ganz und gar keinen imperatoriſchen Zug an ſich haben und oft ſehr lächerliche äſthetiſche Quietiſten ſind, ſich für Nietzſcheaner halten, und daß gerade alle autoritären Mächte in Deutſchland vor dieſer ganzen Philoſophie ein Kreuz ſchlagen, wie vor dem Gottſeibeiuns. Jedoch iſt und bleibt der Nietzſcheanismus, der im einzelnen immenſe Anregungen und Offenbarungen zu geben vermag, in ſeinen beiden Grundgedanken oder auch in der Einheit dieſer beiden Gedanken unfruchtbar für eine idealiſtiſche Fortentwicklung der modernen Litteratur — weil er dazu viel zu naturaliſtiſch iſt!

Das Genie, wie Nietzſche es verſteht, beruht vorzugsweiſe auf Raſſe, Zuchtwahl und Vererbung, und es ſoll eine phyſiologiſche Auf-

gabe der künftigen Menschheit werden, die naturgesetzliche Zeugung ganz in ihre Hand zu bekommen und mit vollem Bewußtsein Übermenschen zu züchten. Wenigstens wurde diese Konsequenz von seinen Anhängern gezogen, und in der That, sie läßt sich aus seiner Lehre wirklich ziehen. Dadurch, obgleich Nietzsche dem groben Materialismus feindlich gegenübersteht, wird thatsächlich doch die Materie, die physikalische Naturkraft, in den Vordergrund geschoben, und der Rassenzüchter wird das treibende Agens der Geschichte, wie bei den Sozialisten der wirtschaftliche Stoff. Eine folgerichtige Anhängerschaft in dieser Richtung muß darum gleichfalls schließlich zu einer begeisterten Verherrlichung spezifisch physiologischer Funktionen führen. Nun findet man ja allerdings bei Nietzsche auch starke Elemente eines geistigen Ideals, eben die Verherrlichung der großen Leiden, aus denen die großen Freuden erblühen. Aber dieses Ideal wird beschränkt auf das Genie, das gegenwärtig doch immer nur ein ungeheurer Ausnahmefall ist. Wird aber das Genie zum Selbstzweck, soll es systematisch herangezüchtet werden, dann — auch noch ganz abgesehen von der Unmöglichkeit einer solchen Zuchtwahl — hätten wir zunächst eine gründlich physiologische Epoche durchzumachen, würden also aus dem Naturalismus ganz und gar nicht herauskommen. Darum wird die moderne Litteratur, wenn sie wieder zu einer Höhenkunst gelangen will, sich andere Ideale suchen müssen, und ich stehe nicht an, auszusprechen, daß mir eine Renaissance des Liberalismus als das einzige und schlechterdings entscheidende Mittel erscheint.

Der alte Liberalismus kam herunter, weil er sich einen grenzenlos oberflächlichen und darum unerlaubten Optimismus skrupellos gestattete und überdies in der formalen Politik ganz aufging. Beides hing zusammen. Die formalpolitischen Rechte, als notwendige Vorbedingung für alles andere, mußten durchaus erkämpft werden, und es war nur menschlich, daß man in dem langen und erbitterten Kampf die Vorbedingungen mit der Hauptsache, die Form mit dem Wesen gründlich verwechselte. Und da solche schönen Sachen, wie Volksvertretung und Preßfreiheit, wirklich nicht zu den Unmöglichkeiten gehörten, so glaubte man zuletzt, daß alles möglich wäre. Das Parlament und die Presse waren einfach die Himmelspforten, welche geradeswegs in das Paradies führten. Ein Redakteur war ein Hoherpriester und ein Parlamentarier fast schon Gott selbst oder wenigstens einer seiner Engel. Natürlich kam der Zusammenbruch für diesen rührenden Kinderglauben, als endlich die heiß ersehnten Vorbedingungen erreicht waren. Und doch be-

gann sich gerade da erst das eigentliche Wesen des Liberalismus zu entfalten — die ihm immanente tiefe Tragik, durch die er sich immer wieder siegreich hindurchringt.

Die „verdammte Bedürfnislosigkeit" des deutschen Arbeiters bekämpfte einst der große Sozialistenführer Ferdinand Lassalle. Er wollte nicht zufriedene und idyllische Kleinbürger haben, sondern unzufriedene, verbitterte und darum revolutionäre Proletarier. Es kam ihm gar nicht darauf an, ob der einzelne, von ihm aufgerüttelte und also im Sinn seiner Gegner „Verhetzte", an innerem Glück verlor und sich Problemen und Gefühlserschütterungen gegenüber befand, denen er nicht gewachsen war, und die ihn zu Grunde richteten. Lassalle verfuhr so rücksichtslos, weil er an eine baldige Sozialreform glaubte, die alles wirtschaftliche Elend ein für allemal aus der Welt schaffen würde. Er hielt also die Unzufriedenheit und Verbitterung, das tiefinnerliche Unglücksgefühl des aus seiner „verdammten Bedürfnislosigkeit" Herausgeschleuderten nur für eine vorübergehende Krise, für einen unvermeidlichen Übergangszustand. Ganz anders denkt darüber der wirkliche, echte Liberalismus. Diesem liegt ja nicht nur die wirtschaftliche Frage am Herzen und auch nicht, wenn er sich auf sich selbst besinnt, nur die parlamentarisch-konstitutionelle, sondern ihm handelt es sich vor allem und in erster Reihe um ein ethisch-idealistisches Problem für jedes einzelne autonome Individuum. Jawohl, der Mensch *soll* unzufrieden sein, und mit einem ruhigen, bedürfnislosen Glück soll er sich *nicht* begnügen. Sondern er hat sich das große Wort von Faust-Goethe zum Leitstern seines Lebens zu erwählen:

> Was du ererbt von deinen Vätern hast,
> Erwirb es, um es zu besitzen.

Und wenn er es nicht erwerben kann, wenn seine innerste Natur diesem Ererbten ein für allemal widerstrebt, nun, dann soll er den ganzen Krempel einfach wegwerfen und sich eine eigene Welt mit Klauen und Zähnen zu erobern suchen — auf die Gefahr hin, daß er darüber zu Grunde geht. Denn, und diese Wendung muß ein moderner Liberalismus durchaus nehmen, eine feste Garantie des Sieges kann nicht geboten werden, und es ist gar keine Frage, daß viele dieser Vögel, welche ihr warmes Nest verlassen, um fliegen zu lernen, in der kalten Luft da draußen erfrieren werden oder sonstwie elend verkommen und verhungern. Gewiß nicht alle, da ja das Leben als solches unsterblich ist, und sich daher immer Individualitäten finden werden, welche stark

genug sind, auch das Äußerste zu überwinden und in den Hafen zu gelangen. Jedoch bleiben auch diese Menschen nicht ohne ein Manko an ursprünglicher Kraft und heller Freudigkeit, welche ihnen am Anfang ihrer Laufbahn noch zu Gebote stand! Denn gerade in der rücksichtslosen Selbstbefreiung und Entfesselung des Individuums, welche allen diesen Kämpfen vorhergehen muß, ist etwas enthalten, das unausbleiblich zu bitterer Enttäuschung führt. Unser Ich, um welches wir kämpfen, ist keine Ganzheit unserer Seele, sondern nur der Ausdruck ihrer dominierenden und vorzugsweise entwickelten Triebe. Vieles, was an sich schön und groß wäre, muß in uns welken, sterben und verderben, oder, was noch schlimmer ist, versauern, bevor unser eigentliches Ich, unsere eigenste Weltanschauung und damit auch unsere besondere Wirkungsfähigkeit zum Durchbruch kommt. Wir müssen Rom verloren haben, bevor wir im Dorf die Ersten werden. Je schwellender und reicher die Empfindung ursprünglich aufschoß, je üppiger alle unsere Triebe und Wünsche ursprünglich blühten, desto tiefer und schmerzlicher wird auch die Enttäuschung empfunden, die mir daher als eine unausbleibliche Folge des Liberalismus und der individuellen Autonomie erscheint. Diese Unvermeidlichkeit, verbunden mit der permanenten Gefahr des Unterganges für das hinausstrebende Individuum, muß ein für allemal ein gewisses Maß von Pessimismus und von Trauer in den modernen Liberalismus hineintragen. Der Schmerz, daß dem Menschen, wenn er wirklich Mensch sein will und keine vegetierende Pflanze, nur aus Schrecknis, Untergang und Tod, gleich einer Blume am Rande des Abgrundes, das Glück erblühen kann, muß als ein mitschwebender Oberton über jeder Glücksempfindung liegen und sie dadurch allerdings trüben, aber auch vertiefen. Man soll den Mut und das Talent zum Glück haben, jedoch eben deshalb auch den Mut und das Talent zum erbitterten Kampf und tiefsten Schmerz. Wenn der Liberalismus diese folgerichtigen Konsequenzen aus seinen Prämissen wirklich zieht, dann wird er nie der Gefahr erliegen, zu verflachen und zu veralten. Es ist hier nicht am Ort, nachzuweisen, daß dieser neue, spezifisch moderne Liberalismus bereits in Politik und Gesellschaft sein sehr hoffnungsfreudiges und zukunftsfrohes Wesen zu treiben beginnt. Aber was er für die Entwicklung der Litteratur zu bedeuten hat, verdient allerdings noch eine kurze Betrachtung.

Nämlich die moderne Litteratur würde von allem spezifisch Materiellen, ob es nun von wirtschaftlicher oder physiologischer Art ist, gründlich befreit werden, von allen jenen Theorien, die dem Geist nur

die Rolle eines Handlangers zugestehen. Sowohl die spezifisch wirtschaftliche Lage der Gesellschaft, wie auch die leiblich physiologische Beschaffenheit einer Rasse oder eines Individuums muß an höherem Interesse verlieren, sobald man sich überzeugt hat, daß das große Lebensgesetz, welches man bisher nur an einen wirtschaftlichen oder physiologischen Stoff gebunden glaubte, einfach für alle Gebiete des Lebens Gültigkeit hat. Man braucht weder speziell zum Proletarier, noch zum erblich Belasteten zu greifen, um die innere Tragik des Lebens zu enthüllen, den gefallenen Kämpfern Kränze auf das Grab zu legen und den Siegern die blutenden Wunden zu verbinden. Dadurch käme wieder ein höherer geistiger Zug in die Litteratur, ohne daß, wie in früheren Zeiten, der Geist den Körper zu vertreiben brauchte. Denn gerade die tiefe Empfindung von der Unvollkommenheit des Lebens und daß in jedem Einzelfall doch immer ein Bruch zurückbleibt, den die Darstellung natürlich nicht übergehen darf, würde jedes vage und vernebelnde Idealisieren von Anfang an verhindern. Und auch jedes Übermaß von politischer und sozialer Tendenz würde schwinden. Denn man glaubt ja alsdann nicht mehr an den allein seligmachenden Zukunftsstaat und auch nicht an den allein seligmachenden Parlamentarismus, sondern fortan handelt es sich einzig und allein nur darum, in welcher Weise und Form dieses oder jenes bestimmte Individuum die für alle Zeiten festgesetzte Aufgabe des Lebens durchführt und wie es die damit verbundenen Siege und Niederlagen zu ertragen und zu überwinden versteht. Dafür giebt es natürlich ebenso tausendfache Variationen, wie es tausendfache Individuen giebt, und von einer allgemein gültigen Tendenz, einem absoluten Rezept kann nicht die Rede sein. Allerdings wird wenigstens dieser eine Glaube, diese eine Weltanschauung von den modernen Dichtern gefordert werden, daß es Pflicht des Individuums wäre, sich zu befreien und zu entwickeln, daß es aber bei einer solchen Selbstbefreiung ohne Schmerzen und Gefahren nicht abgeht, daß immer ein Bruch zurückbleibt. Ich bin allerdings der Meinung, daß dieser Glaube und diese Weltanschauung ganz unentbehrlich sind, wenn die Litteratur wieder zu einer Höhenkunst emporgelangen soll. Darum würde ich als Kritiker mir gar kein Gewissen daraus machen, diesen Glauben von jedem modernen Dichter zu verlangen, ihn vorzugsweise danach zu beurteilen, danach ihn selig zu sprechen oder zu verdammen. Denn eine Idee, eine große Weltanschauung in irgend einer Form, muß eben jeder höheren Kultur und Kunst zu Grunde liegen, und ich weiß eben keine andere Weltanschauung, die zugleich jeder Einzelregung einen

ſo weitgehenden Spielraum gewährte und ſo vollkommen die Gleichwertigkeit von Geiſt und Stoff verbürgte, wie ein moderner, regenerierter Liberalismus.

Deutſche Lyrik.

September.

Du ſprachſt ein Wort, ich wurde ſtill.
Im gelben Laube ſchlief die Waldkapelle
In der verſunk'nen Broncehelle,
Wo deine Seele beten will.
Ich ſchwieg. In letzte Opferſchalen
Goß noch der Herbſt den gold'nen Wein,
Verlachte mit dem Flitterſchein
Die letzten Qualen.

Es war im Herbſt ein Sommertag.
Wie ſchwarze Kerzen, welche Flammen tragen
Von heißem Scharlach, ſah' ich ragen
Den Wald, der auf den Hügeln lag.
In dieſen Tempel laß' uns treten,
Die Opferfeuer ſind entbrannt,
Groß kommt der Tod durchs rote Land —
Wir wollen beten.

München. Leo Greiner.

Walpurgisnacht.

Trieb der Wind viel Nebelfetzen rauh
Durch das Abenddämmern. Wolkengrau
Barg den Himmel. Froſtig feuchte Hände
Lagen ſchwer auf bleichem Saatgelände.

Ging ein Regen nieder über Nacht,
Hat ſo lau den Schollenduft gemacht,
Leben allem Toten zugeſchworen,
Sacht aus Wintersſchoß den Mai geboren.

Leipzig. Helene Voigt.

Meine Glocken!

Meine Glocken läuten nicht mehr,
Und in meiner Seele iſt es ſo ſehr
Müde und öde geworden.

Und meine Glocken klangen einmal
Jauchzend zu Berg und kündend zu Thal
Im Morgen der Sonnenwende.

Meine Glocken weinten zum letztenmal
Da man ſie heimlich und einzeln mir ſtahl —
Die Oſterglocken der Jugend!

Prag. Eugen Trager.

Eine Sorte von Schmerzen . . .

Eine Sorte von Schmerzen giebt es —
Von niederträchtigen Schmerzen,
Die ſchleichend zu Deinem Herzen
Sich drängen mitten in tiefer Nacht;

Die Deine Pulſe lähmen,
Von Deinem Marke nehmen —
Aber ſie laſſen Dich leben,
Zwiſchen Hölle und Erde Dich ſchweben.

Eine Sorte von Schmerzen iſt das,
Eine ganz brutale Sorte,
Die auf Deinen Mund vier Siegel drücken
Und Dir vom Wege die Blumen pflücken.

Hannover. A. Falkenberg.

Damals.

Seh' ich Dein lachendes Antlitz,
Deine ſpitzbubenluſtigen Augen
Und den kecken, immerfröhlichen Mund, —
Dann denk ich wohl des frühen Sommermorgens,
Da Du aus heimlichen Dämmerträumen

Erglühend zum erſtenmal,
In meinen Armen erwachteſt,
Und mit bangen Augen und heißgeküßten,
Schmerzlichen Lippen
Immer wieder mich fragteſt,
Ob ich Dich liebe.

München. Otto Falkenberg.

Reminiscenz.

Weißt Du noch, Lieb, wie ich Dich weinend fand,
— Fern von den Gäſten im Marienzimmer? —
Ums Kruzifix, den einz'gen Schmuck der Wand,
Lag wie ein Glorienſchein des Mondes Schimmer.

Lautlärmend drang das Feſtgewog' ans Ohr . . .
Wie Äolsharfen ſturmdurchwühlt erklingen,
Brach jäh ein Melodienſtrom hervor
Und drohte alle Seelen zu verſchlingen . . .

Verwirrt zog ich Dich nieder auf die Bank
Und ſenkte meine Lippen, Dich zu küſſen . . .
Doch eh' mein Mund am Himmelsbecher trank,
War mir die ſüße Bürde ſchon entriſſen.

Du floh'ſt hinaus wie ein gehetztes Wild . . .
— Die Geigen klagten durch die Nacht . . . Noch immer
Lag über dem geweihten Chriſtusbild
Der märchenhafte, bleiche Mondenſchimmer.

München. Alfred Georg Hartmann.

Dämmerung.

Du Winterabend, nebeltoll,
Du tiefe Stille, andachtvoll,
Du halberſterbendes Verlangen,
Wie hältſt du koſend mich umfangen.

Vom ganzen Leben einen Tag,
Von allen Stunden einen Schlag,
Ein Ton von allen Geſängen,
Die ſich zu einem Liede drängen.

Ich ſeh' im Dunkel fern ein Licht,
Wie ein erbleichendes Geſicht,
Im Dorfe noch die Schmiede hämmern,
Ich lieb' dich, myſtiſch-weiches Dämmern.

Du biſt ſo ungeboren-jung,
Wie ſterbende Erinnerung,
Du dunkles Licht, du müdes Zagen,
Du Abſchiedsgruß von toten Tagen.

Neulenzbach (Öſterreich). Arnold Hagenauer.

Froſt.

Tiefhängender Himmel, Eiszapfen und Schnee,
graubleicher Dunſt über Wäldern und See;
erfrorene Finger und Naſenſpitzen,
nur manchmal ein flüchtiges Sonnenblitzen;
und Alt und Jung, und Mädel und Buben
fünf Monat lang in Kammern und Stuben;
und Menſchen und Tiere
in gleicher Dumpfheit, daß Gott erbarm'!
Das nennt ſich Leben und fühlt ſich warm. —
Ich friere . . .

In Kirche und Schule, in Klub und Verein,
Vorträge, Predigten und Zänkerei'n;
gegenſeitiges Lauern und Wachen
und Schieben und Drängen und Carrieremachen
und Rückſichten, Regeln und Formelkram
für jedes Gefühlchen in Glück und in Gram;
und in Herz und Niere
Feigheit und Bosheit, daß Gott erbarm'!
Das nennt ſich Leben und fühlt ſich warm. —
Ich friere . . .

Welt und Einſamkeit.

Schön biſt du, Welt, und tief, wie ein Ozean!
Schwingend ſtreck' ich den Arm und breche mir Bahn
durch die Wellen mit breiter, keuchender Bruſt,
tief aufatmend, zitternd, jubelnd vor Luſt. —
Raſenden Pferden gleich ſtürzt ſich, ſchäumenden Kamms,
rings über mich, ſpottend jeglichen Damms,
deiner Qualen brandender Wellendrang,
deiner Verſuchungen ſüßer Sirenengeſang. —
Stürmend reißt es mich hin im Wirbelorkan,
zündet in mir verheerenden Glutvulkan,
lüſterne Wünſche, die gleich befreiten Leu'n
ungebändigt und unfangbar dräu'n.
Tauſend Gedanken, irrend und haſtend und groß,
ringen, nach Worten ſuchend, ſich in mir los;
und im Tiefſten die kämpfende Lebenskraft
tobt und flammt in lodernder Leidenſchaft. —
Laß mich, Ozean! führ' mich dem Lande zu,
wende mein Schifflein zum ſichern Hafen der Ruh',
daß ich, entzückt von dir, in lindernder Stille
banne des drängenden Reichtums vulkaniſche Fülle,
daß ich, entzückt von dir, in ſchweigender Einſamkeit
Worte finde für meine Seligkeit!

Helſingfors. Johannes Öhquiſt.

Das Hochzeitsfeſt.

Sein Bräutchen führt ins Schloß der Königsſohn,
Das Volk bejubelt ſtaunend das Gepränge;
Nun ſteht das Hochzeitspaar auf dem Balkon
Und lächelt Dank der atemloſen Menge.

Und tauſendköpfig, Bruſt an Bruſt gepreßt,
Wie angeſchwemmt von einer Rieſenwelle —
So feiert mit das treue Volk das Feſt,
Nach Wundern dürſtend weicht's nicht von der Stelle.

Juchhe! es regnet Gold, der Kampf beginnt,
Im wilden Haſten kreuzen ſich die Hände;
Wer flink iſt und wer Fäuſte hat, gewinnt,
Kein Goldſtück fällt, das nicht den Sieger fände.

Ein Jauchzen hier, ein leiſes Wimmern dort
Zerſtampfter Kinder und erdrückter Frauen;
Das Fürſtenpaar ſtreut Münzen immerfort —
Von oben iſt es wunderbar zu ſchauen.

In meiner Seele ſchluchzt ...

In meiner Seele ſchluchzt es bang ...
Ich weiß nicht, iſt's ein Überſchwang?
Iſt es ein unbewußter Sieg,
Der wirbelnd mir zu Kopfe ſtieg,
Indes ich wirr von Luſt und Qual
Die Ruhe eines Mädchens ſtahl?
Ach nein, das iſt ein herber Klang:
Ich fühl's, es kämpfte in mir Tag
Mit ſchwarzer Nacht und unterlag —
In meiner Seele ſchluchzt es bang.

Prag. Emil Faktor.

Prager Dichter.

Von Hans Benzmann.
(Berlin.)

Noch immer iſt Prag die zweite Litteraturſtadt Deutſch-Öſterreichs. Unter den dortigen Poeten wirkt allerdings kein Mächtiger, kein Talent erſten Ranges. Es giebt dort auch keine litterariſchen Schulen, keine Richtungen, keine litterariſchen Caféhäuſer, wie etwa in Wien. Seit altersher aber herrſcht unter den Deutſchen dort ein reger litterariſcher Verkehr. Man hält die Tradition hoch, weiß aber auch das Neue, das von Norden und Süden kommt, wohl zu ſchätzen. Man bewahrt ſich dort vor allem einen kritiſchen Geiſt und in künſtleriſcher Beziehung eine nur leiſe von auswärts befruchtete eigene Kultur. Dazu ſind neuerdings einige Talente dort aufgetreten, die aus heimatlichem und perſönlichſtem Empfinden heraus geſtalten und deren Namen man ſchon jetzt dann und wann mit den beſten nennen hört.

Eigentümlich, die geringſte Anregung haben die Prager Dichter vom ſogenannten „Jungen Wien“ empfangen. Die tiefſinnige Kunſt eines Loris, die Decadencepoeſie eines Altenberg hat hier wenig Nachahmung gefunden. Die Wiener Kunſt iſt im Weichbilde Wiens geblie-

ben. Das ist sehr charakteristisch für sie. Vielmehr erkennt man in den Werken der Prager norddeutsche Einflüsse. Überhaupt zeigt diese Kunst im allgemeinen viel Verwandtschaft mit der norddeutschen. Allerdings, die Wienerische Kunst ist nicht die absolut österreichische. Diese war eine ernste, aus universalem und zugleich volkstümlichem Empfinden heraus gestaltende. Ich erinnere an Grillparzer, Raimund, Anzengruber, in gewisser Beziehung auch an Hamerling. Diese Dichter sind die eigentlichen Vertreter der österreichischen Poesie. In ihren Dichtungen lebt das universale Empfinden des deutschen Dichters, ein germanischer Geist und zugleich das Wesen des Süddeutschen, des Österreichers. An diese Namen könnte man eher anknüpfen, wollte man die Prager Kunst mit der österreichischen verbinden. Von jener alten, österreichischen Dichtergeneration lebt noch ein bedeutender: Ferdinand von Saar. Mit ihm zeigt innige Verwandtschaft in dem Ernste seines Empfindens und in seiner universalen Weltanschauung der bedeutendste von den älteren Dichtern Prags: Friedrich Adler.

Adler hat zwei Bände eigener Dichtungen herausgegeben: „Gedichte“ (im Verlage von F. Fontane & Co., Berlin) und „Neue Gedichte“ (im Verlage von Georg Heinrich Meyer, Leipzig). Adler ist ein durchaus moderner Geist. Mit heller Begeisterung tritt er für all das Schöne ein, das uns die neue Poesie gebracht hat. Er kämpft in seinen kritischen Aufsätzen gegen die Rhetorik, gegen das hohle Pathos, gegen die Wortweitschweifigkeit der alten Schule. Er rät den Jungen, das festzuhalten, was ihnen der Naturalismus als schönste Gabe geschenkt hat: Wirklichkeitsgefühl, Anschaulichkeit und Präzision in der Form. Aber er selbst vermag diese neuen Mittel nicht in rechter Weise anzuwenden. Ihm fehlen plastisch gestaltende Kraft und musikalisches Empfinden in Beziehung auf Wortwohlklang. Dagegen fehlt ihm nicht jenes edle Pathos, welches uns durch die Wucht und Kraft des Rhythmus fortreißt. Ihn begeistert die Leidenschaft eines Beethoven, und die Gedichte, die er diesem Großen gewidmet hat, sind voll erhabener Empfindungen und Gedanken. So gehört er als Dichter zu denjenigen, die uns eine Weltanschauung verkünden möchten, die bewegt werden von einer starken, sittlichen Leidenschaft. Er ist ein spätgeborener Vertreter der alten, echten österreichischen Kunst, ein Dichter und Denker, wie es Grillparzer und Raimund auch waren, ein Idealist, wie diese. So schafft er von innen heraus, und das Erlebte wird bei ihm zum Gleichnis des Gedanklichen. So schafft

er mit ſtillem Ernſt, und wenn er nicht immer das Tiefſte giebt, ſo giebt er doch ſtets das ehrlichſte Empfinden, ſo bleibt er ſtets er ſelbſt, ſo leuchtet aus allem, was er ſchafft, dieſelbe durch und durch geſunde und ehrliche Perſönlichkeit. Ein herber Hauch von Geſundheit und geiſtiger Friſche ſtrömt aus ſeinen Dichtungen. In ſeinen Verſen finden ſich oft Proſaismen, Lückenbüßer in Reim und Bild, geſchraubte Pointen. Manches mutet uns wie die Naivetät eines großen Kindes an. Aber wir möchten dies Eckige, dies Ungeſuchte gerade an dieſer Perſönlichkeit nicht miſſen. Was ſeinen lyriſchen Gedichten an Anſchaulichkeit und Klang fehlt, erſetzt er durch Innerlichkeit, durch Perſönlichkeit. Oft allerdings ſtört uns in ſeinen beſten Gedichten der lehrhafte Ton, der uns in anderen Gedichten wiederum geradezu an die entzückende Gedankenfriſche und an das Ebenmaß Goetheſcher Gedankenlyrik erinnert. Hierhin gehört das ſchöne Gedicht „Am Waſſerfall“. In dieſen Verſen folgt der Rhythmus gleichſam den Naturklängen:

„Und ein Schäumen, Toſen und Ziſchen,
Eine wirbelnd haſtige Flucht,
Und dazwiſchen
Dumpf mit ewig gleicher Wucht
Füllt des Aufſchlags Donner die Schlucht,
Der Fels bebt, darauf ich ſtehe.
Und ſtaunend ſehe
Ich die Waſſer fallen und wallen
In zerſtückenden Wellenkriſtallen,
Augen und Ohren
In den gewaltigen Takt verloren.
Berauſchend iſt dies ſchrankenloſe,
Wilde Gebrauſe und Getoſe,
Eine begeiſternde Bergespredigt,
Welche die Seele der Feſſel entledigt,
Der Feſſel, getragen
In Plagen und Klagen,
Der Feſſel, kaum mehr empfunden
Im Kreislauf pflichtiger Stunden.

Nicht mag ich mißachten
Das Sinnen und Trachten,
Das Sorgen und Wirken
In engen Bezirken —
Aber das Höchſte iſt doch die Kraft,
Die nicht ſinnt, nicht ſchafft,
Die hinbrauſt ohne Zweck und Ziel,
Keine Mühle treibt und trägt keinen Kiel,

Nicht die Tropfen zählt und nicht die Frist,
Herrlich und prächtig, weil sie ist,
Ungebunden und unbändig,
Weil sie nur lebt, doppelt lebendig!" (Aus „Gedichte".)

Bisweilen gelingt es dem Dichter, eine stille, weiche Stimmung festzuhalten. Ganz seltsam ergreifen uns dann zwischen all den ernsten Gedanken und Empfindungen die zarten, träumerischen Klänge.

Dämmerstunde.

Sprich nur, sprich!
Ich höre die Rede rinnen,
Ich höre dich.

Durch das Ohr nach innen
Gleitet die Welle;
Frieden trägt sie und Helle
Tönend mit sich.

Ich höre die Worte rinnen —
Ich will mich auf keins besinnen:
Ich höre dich. (Aus „Neue Gedichte".)

Zu diesen Gedichten gehören auch die tiefempfundenen Lieder, die der Dichter seinen jungen Töchtern gewidmet hat. Wie ein anderer Prager Dichter, Hugo Salus, und wie der Norddeutsche Gustav Falke, findet auch Friedrich Adler seine tiefsten Lieder in seiner Liebe zu Weib und Kind. Mit besonderer Andacht dichtet er aus seinen Erinnerungen heraus oder er findet bei der Betrachtung gewöhnlicher Erlebnisse eine poetische Anwendung derselben. Beides ist charakteristisch für ihn. Die besten dieser Gedichte enthält der Band „Neue Gedichte" (vgl. „Der Baumeister", „Mein Theekessel", „Vor dem Spital"). Hierhin gehören auch die Stücke, in denen er in rührender Weise Volkstypen schildert: den nimmermüden, immer geduldigen Dienstmann, den öffentlichen Klavierspieler u. a. Er zeigt oft einen feinen, bisweilen sarkastischen Humor (vgl. das amüsante Gedicht „Der Obmann" in den „Gedichten"). Gern verwendet er auch soziale Motive. Hier gleicht er dem Meister des sozialen Liedes: Ferdinand von Saar. Nur schildert er nicht so unmittelbar; er zeigt uns gern das Elend der Zeit im Spiegel der Geschichte. Eines der gelungensten dieser Art ist das schwungvolle Gedicht: „Mons sacer".

Vortreffliches hat Adler als Übersetzer geleistet. Bekannt ist seine Ausgabe der ausgewählten Gedichte von Jaroslav Vrchlicky (bei Philipp Reelam, Leipzig). In jeder Beziehung ist er diesem genialen Czechen gerecht geworden, der in seiner Vielseitigkeit, in der Kraft und im Wohlklang seiner Sprache, in der Tiefe seiner Phantasie, in seinem

universalen und nationalen Empfinden als Nationaldichter einzig dasteht in seinem Volke und sich den großen Europäern der Jetztzeit würdig anreiht.

Zu den begabtesten Dichtern des jungen Prag, ja, man kann sagen, der Modernen überhaupt, gehört Rainer Maria Rilke. Er ist ein echter Lyriker, ein ganzer Künstler, dessen Empfinden im Heimatsboden wurzelt, eine naive und doch komplizierte und gerade in ihrer Kompliziertheit ihre Naivetät oft am klarsten zeigende Dichternatur. Er ist ein ganzer Künstler: er hat alles erlebt, was er dichtet; er träumt sein Leben; er ist tief ergriffen von seiner Mission; er ist nur Dichter. Und so, überwältigt von seinem eigenen Wesen und Wirken, möchte er gern, daß wir alles, was er uns übergiebt, als Kunst hinnehmen. Aber er ist noch keine abgeklärte, ausgereifte Persönlichkeit, die uns nur Kunst übergiebt. Wir müssen auch in seinem letzten Werke das wahrhaft Große und Originelle von dem gesucht Originellen und Manirierten scheiden. Seine Wege weisen ihn zu jener feinen, romantisch-psychologischen und doch tief im Volks- und Heimatempfinden wurzelnden Lyrik, wie sie uns etwa J. P. Jacobsen, leider nur in Fragmenten, hinterlassen hat.

Drei Gedichtbücher hat er bisher herausgegeben. Schon in dem ersten: „Larenopfer“ (Verlag von Dominik, Prag) fesselt er durch fein hingestrichelte Stimmungsbilder. Hier ist er zunächst der Dichter des katholischen Prag. Er entstammt dem Katholizismus. Mit gläubigem Sinne nahm der phantasievolle Knabe die Wunder der Kirche hin. Seine Seele berauschte sich an all der Pracht, an der Mystik des Gottesdienstes, an der Architektur der Kirchen, an all dem altertümlichen Prunk, an den Legenden und Chorälen. Draußen sah er die kleinen Kapellen, die Heiligenbilder in der reizvollen, böhmischen Landschaft. Das alles war eine große, märchenschöne Stimmung, die in ihm den Dichter weckte, die in glücklichster Weise seiner Phantasie die Richtung gab. Nicht der Schmerz über Unverstandensein, die tiefe Empfindsamkeit der Jugend, nicht reflektierende Grübelei erweckte in ihm den Dichter, sondern die eigenartige, romantische Natur der Heimat, das bunte Leben, das ihn umgab, und eine gewaltige Empfindung: der Glaube. So führte ihn eine gütige Fee in das Land echter Dichtung. In seinem ersten Buche schildert er den altertümlichen Zauber böhmischer Städte. Arabeskenhaft, schillernd bunt, doch zumeist höchst plastisch wirkend, und bilderreich ist zunächst seine Kunst. Er verträumt die Stunden in den kleinen katholischen Kapellen,

durch deren Fenster sich die wilden Rosen drängen, sodaß sich ihr Duft mit Weihrauchdämpfen mischt. Über die vergoldeten Heiligenbilder fallen die seidenen, verblichenen Fahnen. Draußen singen die ezechischen Mädchen schwermütige Volksweisen, drinnen spielt die Orgel unendliche Hymnen. Und er lauscht und lauscht . . .

Wie von Steinen rings, von Erzen
Weit der Wände Wölbung funkelt,
Eine Heilige, braungedunkelt,
Dämmert hinter trüben Kerzen!

Von der Decke, rundgemauert,
Schwebt ob eines Engels Kopfe
Hell ein weißer Silbertropfen,
Drin ein ewig Lichtlein kauert.

So erzählt er uns auch gern von den Zierraten, von den Geheimnissen alter Häuser, er schildert die Brücken, den Hradschin, all die vielen Kapellen Prags. Aus dem ezechischen Volksleben, aus der großen Geschichte Prags nimmt er gern seine Motive. Der Cyklus: „Aus dem dreißigjährigen Kriege" enthält manch kräftiges, balladenartiges Gedicht, feine Impressionen, kleine Genrebilder und Szenen, die uns wie farbige Holzschnitte anmuten. Man sieht, wie alles aus einer großen, heimatlichen Stimmung emporwächst. Aber der Inhalt kommt nur von außen: Das Begreifen und die Verherrlichung einer eigenartigen Kultur. Wie die Heimat diesem Dichter Formen und Farben gab, so übernahm er auch das Empfinden seines Volkes, das sich vor dem Überirdischen, dem Unfaßbaren beugte, so übernahm er mit den Symbolen auch deren Inhalt. Und wir werden sehen, wie ihm das Symbolische als Eigentümlichkeit bleibt, wie ferner sein Dichten sich ganz in Bildern und Klängen auflöst und wie der Glaube ihm treu bleibt als eine stete, tiefe Sehnsucht. Und wir werden weiter sehen, wie erst allmählich eigenes, innerliches Empfinden in seinen Liedern die Oberhand gewinnt. Aus dem ersten Buche ist mir ein wunderbar inniges und tiefes Gedicht haften geblieben, das ich hier nicht übergehen möchte.

Volksweise.

Wenn ein Kind sacht
Singt beim Kartoffeljäten,
Klingt dir sein Lied im späten
Traum noch der Nacht.

Magst du auch sein
Weit über Land gefahren,
Fällt es dir doch nach Jahren
Stets wieder ein.

Wir dürfen aber bei aller Anerkennung dieses frischen Talentes seine Schwächen und Fehler nicht übersehen, zumal Rilke sie auch in seinem letzten Gedichtbuche noch nicht abgelegt hat. Offenbar bemüht sich Rilke, originell zu wirken. Diese Sucht artet oft zur

Manier aus. Das zeigt schon sein erstes Buch. Viel Gutes und Entsprechendes ist ihm in der Naturschilderung und Kleinmalerei gelungen. Man lese nur diese feine Abendstimmung:

Die falben Felder schlafen schon,
Mein Herz nur wacht allein;
Der Abend reffl im Hafen schon
Sein rotes Segel ein.

Traumselige Vigilie!
Jetzt wallt die Nacht durchs Land;
Der Mond, die weiße Lilie,
Blüht auf in ihrer Hand.

Daneben aber finden sich die gröbsten Geschmacklosigkeiten in Bild und Reim, unerträgliche Häufungen von Gleichklängen, ein unkünstlerisches Spielen mit seltsamen Reimen, Gedichte, die durch übereinandergetürmte und durcheinandergeworfene Bilder ungeheuerlich wirken. Dieselben Fehler finden wir auch noch im zweiten Bande „Traumgekrönt“ (Verlag von P. Friesenhahn, Leipzig), wenngleich auch nicht mehr in dem Maße, wie in dem ersten Buche. Es läßt sich in der zweiten Sammlung ein starkes Streben nach Einfachheit wohl erkennen. Die Farben sind weniger grell, die Stimmungen sind gedämpft, harmonisch abgetönt, das Empfinden erscheint mehr verinnerlicht als bisher. Eine andere Gefahr aber tritt dem Dichter in den Weg: Viele dieser einfachen Weisen sind nicht frei von Trivialitäten. Derartige Gedichte wie das folgende empfindsame finden sich viele in dem Bande:

Mir ist so weh, so weh, als müßte
Die ganze Welt in Grau vergeh'n,
Als ob mich die Geliebte küßte
Und spräch: Auf Nimmerwiederseh'n.

Als ob ich tot wär', und im Hirne
Mir dennoch wühlte wilde Qual,
Weil mir vom Hügel eine Dirne
Die letzte, blasse Rose stahl . . . . .

Der Dichter hat die Heimat verlassen. Er hat mit ihr einen guten Teil seiner Naivetät verloren. Vorüber ist die Jugendzeit, die Zeit der stillen, ahnungsvollen Träume, die von außen aus dem schönen Leben kommen. Die Seele erwacht und mit ihr der Zweifel und der Schmerz. Einsam geht der Dichter durch das Leben. Er sucht Sich. „Traumgekrönt“ ist ein Buch der Seele . . .

Wie, jegliches Gefühl verliesend,
Ein süßer Drang die Brust bewegt,
Wenn sich die Mainacht, sternetriesend,
Auf mäuschenstille Plätze legt.

Da schleichst Du hin, auf sachter Sohle,
Und schwärmst zum blanken Blau hinauf,
Und groß wie eine Nachtviole
Geht Dir die dunkle Seele auf . . .

„Traumgekrönt“ ist ein Buch der Schmerzen und Überwindungen, und das Selbstbekenntnis der Enttäuschungen, der Sehnsucht und der ersten ernsten Liebe. Alle diese inneren Kämpfe, dieses Ringen

nach einer Weltanschauung offenbart uns der Dichter in seiner Weise in zarten, melancholisch gestimmten Liedern.

Wie weit mit dichtem Demantstaube
Bestreut erscheinen Flur und Flut,
Und in die Herzen, traumgemut,
Steigt ein kapellenloser Glaube,
Der leise seine Wunder thut.

An das erste Buch erinnert uns nur die schöne Bildlichkeit und die tiefe Liebe für all die intimen Wunder der Natur, der Sommernacht und des schwermütigen Herbstes.

Das Bleibende nach diesem Kampfe ist eine tiefe Sehnsucht. So bedeutet dieses Werk ein Durchgangsstadium. Es offenbart uns viel Menschliches; aber keine große Persönlichkeit. Wir erkennen, daß dieser Durchgang nötig war: Der Dichter hat sein Gebiet, aber auch dessen Grenzen gefunden. Sein Weg weist ihn zur Heimat zurück, zu dem künstlerischen Empfinden, von dem er ausging, zu jener feinen Kunst, die die Tiefe, die Anschaulichkeit und den Klang des Volksliedes zu erreichen strebt. Daß Rilke seine Ziele erkannt hat, das beweist er in seinem dritten Buche: „Advent" (Verlag von Friesenhahn, Leipzig). Das Buch zeigt uns einen großen Fortschritt in der Entwicklung des Dichters: Das Heimatempfinden, diese seine ursprüngliche Empfindung, ist aufgegangen in einem größeren Gefühl, in der Vorliebe für romantische und volkstümliche Stoffe. Rilke zeigt in den besten Stücken dieses Buches eine Zartheit, Keuschheit und Kindlichkeit des Empfindens, eine Treffsicherheit bei größter Einfachheit des Ausdrucks und eine Einfachheit in der Darstellung prächtigster Phantasieszenen, wie sie nur den Dichtern des Volksliedes und einigen Romantikern eigen war.

Die Mädchen singen:

Alle Mädchen erwarten wen,
Wenn die Bäume in Blüten steh'n.
Wir müssen immer nur näh'n und näh'n,
Bis uns die Augen brennen.

Unser Singen wird nimmer froh,
Fürchten uns vor dem Frühling so:
Finden wir einmal ihn irgendwo,
Wird er uns nicht mehr erkennen.

Es sind nur wenige Stücke, die man vollendet nennen könnte, die so tief und harmonisch wirken wie das citierte, das nur am Schlusse eine Grübelei, ein Erdachtes leise erkennen läßt. Es finden sich aber prachtvolle Einzelstellen, romantische Szenerien und Träumereien in dem Buche, Klänge und Bilder von solcher poetischen Tiefe, wie sie etwa J. P. Jacobsen in seinen wenigen Gedichten hat . . .

Ein weißes Schloß in weißer Einſamkeit.
In blanken Sälen ſchleichen leiſe Schauer.
Tollkrank krallt das Gerank ſich an die Mauer,
Und alle Wege weltwärts ſind verſchneit.

Darüber hängt der Himmel brach und breit.
Es blinkt das Schloß. Und längs den weißen Wänden
Hilft ſich die Sehnſucht fort mit irren Händen ...
Die Uhren ſteh'n im Schloß: Es ſtarb die Zeit.

Das Buch „Advent" läßt uns erkennen, auf welchem Gebiete Rilke Vollendetes und Eigenartiges leiſten wird. Objektiv betrachtet iſt aber auch dieſe Sammlung noch ein ganz unfertiges Werk. Auch in ihr finden wir all die alten Fehler Rilkes, die unleidliche Manier, mit Reimen und Gleichklängen zu ſpielen. Einmal z. B. reimt er auf denſelben Ausklang fünfzehnmal. Er liebt es, innerhalb eines Satz- und Klanggebildes des Reimes wegen den Vers abzubrechen. Viele der Gedichte ſind improviſiert und wirken daher auch nur wie Improviſationen. Ob dieſer Hochbegabte ſich wohl jemals zu ſeiner Eigenart und Vollkommenheit ganz durchringen wird?

Zu den Dichtern Prags, welche in der Tiefe der Empfindung die meiſte Verwandtſchaft mit norddeutſchen Dichtern zeigen, gehört Hugo Salus. Er hat bisher zwei Bände Lyrik: „Gedichte" und „Neue Gedichte" (beide im Verlage von Albert Langen, München) herausgegeben. Allerdings, auch er übergiebt uns in ſeinen Dichtungen nicht die Offenbarungen eines univerſalen Geiſtes. Auch er iſt kein Verkünder einer Weltanſchauung. Ihn kümmern nicht die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit. Jene heilige Begeiſterung des Dichterpropheten iſt ihm ſo fremd wie Rilke. Er gehört zu den frühreifen, harmoniſchen Dichternaturen, die ſchon in ihrem erſten Auftreten als fertige erſcheinen und nur in künſtleriſcher Beziehung leichte Entwicklungen durchmachen. Ein gutes Stück Goetheſchen Weſens lebt in dieſem Künſtler. In Goethe vereinigte ſich in ſeltener Weiſe dionyſiſches und apolliniſches Weſen, univerſales und rein perſönliches, rein menſchliches, rein künſtleriſches Empfinden, Germanentum und Griechentum, Tiefe und Grazie, Ewigkeitsgefühl und Augenblicksempfinden. Die Spätergeborenen, auch die Modernen, charakteriſiert eine große Einſeitigkeit. Man überblicke z. B. das Schaffen Richard Dehmels und Guſtav Falkes. Welche Gegenſätze! Es iſt, als ſei den einen der Hang zum Dionyſiſchen, zu ſteter Entwicklung, den anderen das Beſtreben, nur harmoniſch zu wirken, angeboren ... Entſchiedene Ver-

wandtſchaft mit Guſtav Falke zeigt Hugo Salus. Jedes Hinausſtürmen, jede Disharmonie iſt ihm ſo unſympathiſch wie dieſem. Er iſt wie Falke ein feiner Beobachter des Lebens und des Menſchlichen, des Zufälligen und Augenblicklichen. Eine durch und durch harmoniſche Dichternatur, bevorzugt er die leichte, gefällige Form, die er muſikaliſch abtönt. Ein ariſtokratiſches, vornehmes Künſtlertum, das alles Häßliche und Schroffe von ſich weiſt oder nur in eigentümlicher, humoriſtiſcher oder ſatiriſcher Weiſe verwendet. Salus liebt es, das Erlebte mit ſeinen Gedanken und Reflexionen zu umranken oder friſch und flott zu fabulieren. Gerade dieſe Leichtigkeit des Schaffens beweiſt, daß dieſer Dichter mit einer natürlichen, ſtarken Begabung ausgerüſtet iſt. Ein friſcher Wind weht uns aus dieſen Gedichten erquickend entgegen! Ein ſchönes, klares Empfinden giebt ſich unmittelbar, nicht verſchleiert durch Naturſymbolik und Wortmalerei. Darin ſcheint mir der Wert dieſer Gedichte und die Eigenart ihres Verfaſſers zu liegen, daß überall die Anſchaulichkeit, die plaſtiſch wirkende Schilderung durch das Empfinden des Dichters durchbrochen wird, ohne daß etwa jene abſtrakte Art der Epigonen wiederholt wird. Salus iſt eine durchaus moderne Künſtler-Individualität. Er beginnt ſeine Gedichte zumeiſt mit einer lebendigen Schilderung der Situation, mehr und mehr aber kommt ſein perſönliches Empfinden zum Durchbruch, und die Gedichte ſchließen mit einem vollen Akkord ſtarker Empfindungen oder heiterernſter Gedanken. Eines ſeiner beſten Gedichte: „Kammermuſik“ iſt beſonders charakteriſtiſch für die individuelle Art des Dichters. Wir ſind in einer kleinen Stadt. Es iſt Sonntagabend. Bei dem alten Amtsrichter des Ortes ſind „zu einem Löffel Suppe“ der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und „der Großſtadtdichter“ geladen. Man ſpricht von dieſem und jenem; doch geſchieht es zuweilen, daß Minuten ohne Geſpräch enteilen. Da bringt die Hausfrau den Notenſtänder...

Ein jeder den Fiedelbogen nimmt,
Zwei Geigen, Viola und Cello. „Es ſtimmt.“

Und ſie ſpielen. Beethoven. Erſt etwas befangen;
Dann ſteigen Flämmlein in ihre Wangen,
Und herrlich durch das Zimmer zieh'n
Die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich ſitze und lauſche, aufs lieſſle erſchütterl;
Mein Herz wird mild, und die Seele erzillert.
Der Flügelſchlag der Kunſt durchrauſcht
Die Luft, der fromm die Seele lauſcht. („Gedichte.“)

Von ſolcher Gemütstiefe zeugen die meiſten Gedichte Salus'. Tiefe Empfindung, überleuchtet von einem feinen Humor, das iſt der Inhalt der meiſten Gedichte. Hieraus ſpricht eine echte, künſtleriſche Lebensanſchauung. Folgendes köſtliche Gedicht iſt ebenfalls ein echter Salus.

Ausſicht.

Über die Dächer hinweg und die Kirchturmſpitzen
Seh' ich durchs Fernrohr vom Fenſter aus
Fern auf dem Berge ein Dörflein blitzen,
Einen gelben Weg und ein Gotteshaus.

Auf dieſem Wege an ſonnigen Tagen
Zeigt mir mein Fernglas dann und wann
Einen rollenden Reiſewagen,
Einen winzigen Wandersmann,

Oder mit ſeiner Herde den Hirten,
Oder den Ackersmann mit dem Pflug,
Oder den Fäſſerwagen des Wirten,
Oder des Sonntags der Wallenden Zug.

Oft, wenn die Dächer der Stadt mich erdrücken,
Mach' ich durchs Fernrohr vom Fenſter aus
Meinen Ausflug mit ſehnenden Blicken
Zu dem Dorf und zum Gotteshaus.

Ja, mir genügt es, am Schreibtiſch ſitzend
Und gebannt in der Pflichten Kreis,
Daß ich im Sonnenſcheine blitzend
Dort in der Ferne mein Dörflein weiß! („Neue Gedichte.")

So iſt er wie Falke auch ein Dichter des Eheglückes. Die lauteren Weiheſtunden der Liebe und des ſtillen Glückes feiert er mit tiefempfundenen Verſen, wie es nur harmoniſch angelegte Künſtlernaturen vermögen:

Frühlingsfeier.

Ein Blütenzweig, blaßroſa, weiß und grün,
Die Welt hat tauſend ſolcher Blütenäſte,
Da darf der eine auch für uns erblüh'n
Und darf verblüh'n bei unſerm Liebesfeſte.

Befrei das ſchwere Haar von Kamm und Band
Und laß die ſchwarzen Fluten niederwallen
Auf dieſes blumenhelle Lenzgewand,
Und laß die neidiſchen Achſelſpangen fallen!

Nun nimm den Blütenzweig. — Wie wunderbar
Die Blüten glüh'n von deines Pulſes Schlägen —
Und rühre mir die Stirne und das Haar
Und ſprich dazu den heiligen Frühlingsſegen:

„Blick auf, der Lenz iſt kommen über Nacht,
Die Welt iſt voll von Liebe und Erbarmen!“
Ich blicke auf; der Frühling iſt erwacht;
Ich halt' den ganzen Frühling in den Armen. („Gedichte.“)

Aber ſeine Kunſt entbehrt auch der eigentlichen Stimmungstiefe und der gedanklichen Tiefe nicht. Er iſt ein feiner Beobachter der Natur, und man findet in einzelnen Gedichten Stellen, die in entzückender Einfachheit landſchaftliche Reize ſchildern. Man vergleiche hierzu die ſchon zitierten Gedichte. Hierhin gehören aus den „Neuen Gedichten“ ferner namentlich die Gedichte „Schwüle“ (ein echter Kalckreuth!), „Blick auf die Stadt“. Ein äußerſt feinſinniger und geiſtvoller Künſtler iſt Salus in einigen Stücken, in denen er uns im leichten Plauderton irgend ein Erlebnis oder eine Anekdote erzählt. Dieſe Gedichte erinnern mich direkt an jene feinhumoriſtiſchen und leichtſatiriſchen Stücke Goethes, die wir in dem Abſchnitt „Kunſt“ finden („Amor als Landſchaftsmaler“ und dergl.). Beſonders ſchöne Gedichte dieſer Art giebt uns Salus in den „Neuen Gedichten“: „An eine junge Frau“, „Mäcenas“ und „Der ſchöne Knabe“. Erwähnen möchte ich noch den Cyklus: „Acherontiſche Sizilianen“, deſſen tiefſymboliſches Schlußgedicht von überwältigender Wirkung iſt.

Die Fahrt.

Nun gleiten wir ſchon ungezählte Jahre
Und ſeh'n noch endlos ſich die Waſſer breiten.
Von Charons Ruder in die dunkel-klare,
Bewegte Flut ſeh'n wir die Tropfen gleiten
Und ſeh'n, ſie werden und ins dunkelklare
Und leis bewegte Waſſer niedergleiten.
Und dieſes iſt das große, wunderbare
Myſterium des Tod's: wir gleiten, gleiten ....

Von den jungen Prager Dichtern bleibt noch zu erwähnen: Alfred Guth. Die übrigen, von denen noch einige ſelbſtändiges Talent zeigen, erſchienen bisher nur in Zeitſchriften. Alfred Guth hat bereits mehrere Bändchen herausgegeben, von denen für uns nur die Skizzenbücher: „Am Wege“ (Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig) und „Draußen im Leben“ (Verlag von H. Storm, Berlin) in Betracht kommen. In beiden zeigt Guth ein zartes lyriſches Empfinden und ein ſtarkes Beſtreben, in einfacher Weiſe ſeine Proſa lyriſch zu ſtiliſieren. Er will Impreſſioniſt ſein. Er möge ſich hüten, daß dies Beſtreben nicht zur Manier wird. Hoffentlich ſchützt ihn ſeine

Natürlichkeit vor dieſer Gefahr. Auf ihn iſt die neue Wiener Kunſt nicht ohne Einfluß geweſen. Einige Anregung ſcheint er von Peter Altenberg empfangen zu haben. In dem erſten Buche werden — allerdings ganz leicht — dann und wann ſoziale Probleme geſtreift. Der Dichter verſucht es, durch einen feſteren Inhalt zu wirken. Im zweiten Werke dagegen löſt ſich alles in lyriſchen Stimmungen auf. Im allgemeinen hält ſich Guth frei von jenen überſenſitiven, oft unentwirrbaren Stimmungen Altenbergs. Dafür fehlt ihm aber auch die Gedankentiefe und Lebenserfahrung des letzteren. Dieſem hat er wiederum voraus Natürlichkeit und Naivetät. Ganz leiſe geht der Dichter ſeinen Stimmungen nach. Uns iſt, als folgten wir einem Kinde, das uns über ſtille Wieſen führt, wo viele weiße Blumen blühen, deren keuſche Herrlichkeit wir bisher nicht ſahen. Guth iſt ein feiner Landſchaftszeichner. Seine Kunſt iſt eine naturaliſtiſche Stimmungsmalerei in zarten, duftigen Aquarellfarben.

Blumen.

Um die weiße, kleine Villa ſchmiegt ſich ein Garten.

Von glitzernden Steinen umſäumt ragt aus weichgrünem Raſen ein Blumenbeet. Tulpen, Nelken, Roſen.

Die Tulpen blähen ſich auf, ſtrecken ihre dicken Köpfe herausfordernd über alle anderen und rufen ihre Schönheit aus — weit über den Raſen bis zum Zaun, an dem zwei Fliederſträuche Wache ſteh'n.

Die Fliederſträuche am Zaun breiten ihre weiten Arme aus durch die Eiſenſtäbe zum Thor und laſſen ihre ſchweren Trauben über den Eingang ragen. —

Die Roſen im Blumenbeet ſehen nach der weißen, kleinen Villa und ſcheinen hinzuſtreben über den Rand des Beetes. Dort an die Mauer und langſam zu den Fenſtern auf — um die Fenſter und dann in das ſtille Heim, zu den Menſchen. —

Sie träumen von Jubel und Glück. — — — — — — — — — — — — —

Zarte, blaßrote Blätter fallen auf den braunen Boden. —

Frühling, Sommer, Herbſt und Winter weiß er gleich fein abgeſtimmt und echt poetiſch, oft mit den einfachſten Worten, zu ſchildern. Allerdings zeigen die beiden Bücher faſt gar keine Entwickelung. Dieſe Dichtungen ſind Träumereien in ſchöner, einfacher Form; aber ohne Inhalt und Tiefe. Ob Guth dauernd den Dichtern Prags wird beigezählt werden können, das wird die Zukunft beweiſen. Bis jetzt erſcheint er uns nur als ein beachtenswertes, ſtrebendes Talent.

Ungariſche Volkslieder.

I.

Schön' Ilona.

Gott ſegne Euch, Herr Richter,
In Eurem Haus!

„Vergelt Dir's Gott, ſchön' Ilona,
In meinem Haus!"

Hab' auf die grüne Wieſe
Getrieben meine Gänſe;
Raſch kam der Sohn des Richters,
Mit Steinen hat er geworfen
Und ſo iſt es gekommen,
Daß der Sohn des Richters
Getötet mein ſchönes Gänschen.

„Schön' Ilona, was begehrſt Du
Für Dein ſchönes Gänschen?"

Herr Richter, ich begehre
Für jede ſeiner Federn
Einen Dukaten in Gold,
Für die zwei gehenden Füße
Zwei Löffel voll Gold,
Für die zwei fliegenden Flügel
Zwei Teller von Gold,
Für die ſchöne, ſingende Kehle
Eine Trompete von Gold.

„Schön' Ilona, Deine Wünſche
Sind ohne Zahl;
Gehenkt wird der Sohn des Richters,
Ich habe keine Wahl."

Dann ſoll eine aufblühende Roſe
Der Galgen ſein,
Und dieſes Galgens Arme
Die ſchönen zwei Arme mein!

II.

Das Weib des Räubers.

Hab' oft genug die Mutter und den Vater
Beſchworen, mich nicht auf den hohen, kalten,
Den hohen, kalten Berg hinaufzuſchicken,
Zum großen Räuberhauptmann der Gebirge!
Um dieſe Stunde ſtets am Kreuzweg hält er
Und giebt um elend Silber ſeine Seele.
Bin müde aufzuſteh'n im Morgengrauen,
Im Morgengrauen hin zum Bach zu laufen,
Zum klaren Bach und dort zu waſchen immer
Nur Kleider, die von rotem Blute triefen.
„Was ſoll Dein Weinen, ſchönes, junges Weib?"
Ich weine nicht, ich war nur in der Küche —
Vom Rauch der Eichen geh'n die Augen über.

Marburg a. d. Drau. Deutſch von V. Carneri.

Venus auf Reisen.

Ein Ausflug in das Gebiet der angewandten Ästhetik.

Von Chochliz.
(Warschau.)

I.

An einem heißen Junitage stieg im Louvre Frau Venus herab von ihrem Marmorgestelle.

Schon längst belästigte sie das ewige Gaffen der sie bewundernden Philister und deren Gemeinplätze über die Schönheit in Kunst und Natur, die ihre Ohren beständig umschwirrten.

Allmählich stiegen Zweifel in ihr auf an der Echtheit des Entzückens, das die Vollkommenheit ihrer Formen und Reize allgemein zu erregen schien.

Daher beschloß sie, sich inkognito in die Welt zu wagen, um doch einmal sich selbst zu überzeugen, ob in der That ihre göttliche Schönheit überall so angestaunt werde, auch wenn sie ohne den Lichtglanz des Ruhmes und unerkannt unter den Menschen erscheine.

Schon Horaz und Ovid heben That- und Willenskraft als den Haupt-Charakterzug der Göttin hervor.

Unverzüglich führte sie also ihre Absicht aus. Mit dem den Göttern bekanntlich zustehenden Vorrechte machte sie sich zunächst unsichtbar, um die Wachsamkeit der Gallerieaufseher zu täuschen und unbemerkt auf die Straße zu gelangen . . . .

Natürlich zog ihr Erscheinen auf dem Asphalte der Boulevards sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und bald war sie umringt von einer Schar Neugieriger.

In der That war dieses Auftreten ebenso verwegen als „Très chic“, oder „pschutt“, oder „v'lan“. Von allen Seiten strömte das Gesindel herbei, um seiner Skandalsucht zu fröhnen.

Die Männer umschwärmten die Göttin, um dies Wunder mit ihren Blicken zu verschlingen. Von den Weibern sahen die einen sie teils neugierig, teils neidisch sich an, mehr vielleicht entzückt über ihre Scham-

loſigkeit, als über ihren bezaubernden Liebreiz, während die anderen vor Scham oder Entrüſtung ſich von ihr abwandten. „O, là, là, une folle, une folle!“ rief das Geſindel mit ſchallendem Gelächter und umringte die Göttin ſo dicht, daß ſie keinen Schritt weiter kam.

Schweigend und ratlos blieb ſie alſo ſtehen und überlegte, ob ſie nicht entfliehen könne, zurück in ihren ſicheren Zufluchtsort, als zwei Polizeibeamte auf ſie zutraten . . .

„M'selle, s'il vous plaît!“ rief der eine und reichte ihr höflich den Arm, während der andere ohne weiteres ihre Rechte ergriff.

Dann riefen ſie einen fiacre herbei und ſetzten ſie hinein, die „Siegerin der Welt“.

„Au violon“, rief der erſte dem Kutſcher zu und ſtieg zu ihm auf den Bock.

Und fort rollte der Wagen mit der „Mater amorum invicta“ zum Polizei-Kommiſſar.

II.

Der Kommiſſar war zwar noch ein ſtattlicher Vierziger. Das Pariſer Leben aber prägte längſt in ſeinen Zügen und Bewegungen den Stempel des Blaſierten und Verlebten aus.

Unverkennbar war aus ſeinen halberloſchenen Augen zu leſen, daß jede harmloſe, ungeſuchte Freude, wie ſie das Leben bietet, für ſeine abgeſtumpften Sinne längſt allen Reiz verloren, und daß er, um dieſen wieder anzuregen, irgend einer Zuthat bedurfte und ſei es ſelbſt eines „haut goût“, der ſeinem Geſchmacke noch am meiſten zuſagte.

Sein Ideal konnte nur ein weibliches Weſen ſein, wie es ſoeben in ſeinem Kabinette ſaß: nicht mehr jung, ſchon etwas welk und ziemlich gewöhnlich, dafür aber ſorgfältig friſiert, geſchminkt und parfümiert, kurz, mit allem ausgeſtattet, was man „chic“ nennt und was ſo mancher höher ſchätzt als Schönheit.

Schläfrigen Blickes Venus muſternd, flüſterte er zu ſich ſelbſt mit mitleidigem Lächeln:

„Die Ärmſte iſt von Sinnen,“ und fragte ſie dann: „Wer ſind Sie?“

„„Das ſehen Sie doch, mein Herr,““ erwiderte ſie im Vollgefühl ihrer Schönheit.

„Allerdings, das ſeh' ich, möchte aber auch wiſſen, wie Sie heißen?“

„„Bevor ich darauf antworte, bitte ich um eine Erklärung, weshalb man mich hierher brachte.““

„Das ist doch offensichtlich! Wie konnten Sie so unbekleidet auf die Straße gehen?“

„„Weil ich durchaus nicht friere. Im Gegenteil, heute ist es drückend schwül!““

„Elle est impayable,“ flüsterte er seiner Freundin zu. „Und ist sie nicht verrückt, so kann man ihr einen gewissen ‚Chic‘ nicht absprechen.“

„„„Elle est rouée comme potence““, bemerkte lachend die Freundin.

„Freilich, freilich!“ wandte er sich wieder an die Arrestantin. „Heute hatten wir 25 Grad im Schatten. Wahrscheinlich führte diese Glut Sie zu dem Entschlusse. Fühlen Sie aber nicht trotz alledem, daß Sie ihn zu leicht gefaßt haben?“

„„Durchaus nicht, mein Herr! Ich fühle nichts von Kälte.““

„Natürlich, aber die Rücksichten auf die Moral,“ entgegnete er mit einem Schatten Würde.

„„Ist das die Schuld, die man mir vorwirft?““

„Was denn sonst? Sehen Sie dies denn nicht ein?“

„„Keineswegs!““

„So bitte ich, mir Ihre Ansicht auseinanderzusetzen.“

„„Mit dem größten Vergnügen, und ich bezweifle nicht, daß Sie mir zustimmen werden, da, was ich denke, meines Wissens allgemein anerkannt wird.““

„So lassen Sie hören!“

„„Zunächst erlaube ich mir die Frage: Bin ich schön?““

„Das ist Geschmackssache. Wenigstens, was mich anlangt, ich ziehe rotes Haar dem blonden vor, weil es neueste Mode ist.“

„„Darum handelt es sich nicht; ich frage nur, ob ich unbedingt schön bin?““

„Hm! Sonderbare Frage! Sei es aber so, was dann?“

„„Dann muß ich weiter fragen, mein Herr: Sind Sie Idealist oder Realist, Naturalist oder Verist, Impressionist oder Symbolist? Denn davon hängt es ab, was ich erwidern soll.““

„Genau genommen, hab' ich hierüber keine bestimmte Ansicht. Nehmen wir aber an, ich sei Idealist, was dann?“

„„Dann können Sie in meinem Auftreten nichts Abweichendes sehen: denn der Begriff des vollkommen Schönen deckt sich mit dem des Guten. Und deshalb kann jenes nicht unmoralisch sein!““

„Wie ich sehe,“ rief er, mit der Freundin um die Wette lachend, „lasen Sie eifrig Cousin.“

„„Allerdings, mein Herr!““ unterbrach sie ihn. „„Aber schon die griechischen Philosophen behaupteten die untrennbare Verbindung des Schönen mit dem Guten. Das haben Sie doch gewiß schon gehört.““

„Selbstverständlich. Nur ändert dies die Sache nicht. Sagen Sie mir endlich Ihren Namen und Ihre Wohnung!“ rief er und griff zur Feder, um eine Verhandlung aufzunehmen.

„„Ist dies wirklich durchaus notwendig?““

„Wie so? Ich muß doch wissen, wer Sie sind?“

„„Das muß Geheimnis bleiben.““

„Erbarmen Sie sich! Das ist ja rein unmöglich! Ich kann Sie doch nicht so herumlaufen lassen, sondern muß nach Ihrer Wohnung schicken, nach Kleidern.“

„„Ich habe keine Kleider.““

„Wie? Sie behaupten doch nicht etwa, daß Sie bisher sich ohne Kleider beholfen?“

„„So ist es aber.““

„Hm!“ murmelte er unwillig. „Dann erübrigt mir nur, Ihre Sache dem Polizeigericht zu überweisen, was mir sehr peinlich sein wird. Sergeant!“ rief er dann dem Posten an der Thür zu. „Besorgen Sie sofort aus dem Magazin Kleider für diese Dame und führen Sie sie in eine Isolierzelle!“ . . .

III.

Schweigend folgte die Göttin ihrem Führer. Unmöglich, so meinte sie, konnte der joviale Kommissar irgendwie grausame Absichten gegen sie hegen.

Weit drohender, als er, sah doch Gott Vulkan aus, als er ihr allzugroße Freundlichkeit gegen Mars vorwarf.

Der Herr erleuchte seine Seele! . . . Und dennoch ging dies alles vorüber: Zeus, Mars und Vulkan, sie alle starben, der ganze Olymp sank in Schutt und Trümmern. Sie nur lebte fort als die verkörperte Harmonie, als das Ideal des unwandelbar Schönen, ewig unbesiegt! . . .

Weshalb also sollte nicht auch die üble Laune des Kommissars vorübergehen, dessen Äußeres und ganzes Benehmen so deutlich dafür sprachen, daß er nicht grausam sein konnte gegen das schöne Geschlecht!

Gleichwohl befremdete sie das ihr widerfahrene Mißgeschick:

Die abgebrochenen Arme waren ihr, wie durch ein Wunder, wiedergewachsen.

Strahlend in der Majestät des vollkommen Schönen, hielt sie sich sicher vor jeder Gefahr . . .

Und jetzt saß sie in ihrer Zelle in Gefängniskleidern, angeschuldigt des Vergehens gegen die öffentliche Sittlichkeit.

„Wie sonderbar sind auch diese Menschen!“ dachte sie, das reizende Köpfchen auf die rosige Hand stützend. „Was wollen sie eigentlich von mir? Stimmt doch, was ich bisher gesehen, durchaus nicht mit dem überein, was ich aus ihrem Munde schon tausendmal gehört habe.

Auch der Kommissar sagt, er sei Idealist, und trotzdem setzt er mich in das Gefängnis. Verargen kann ich es ihm aber wirklich nicht. Mein erstes Auftreten auf der Straße erschütterte auch meinen Glauben an die Kalokagathie. Die Männer verzehrten mich fast mit ihren tierisch begehrlichen Blicken . . . .

Die Weiber sahen mich neidisch an oder wandten sich zornig und verächtlich ab von mir. Die Straßenjugend verhöhnte mich oder hielt mich für wahnsinnig.

All' diese Gefühle, die ich durch meinen Anblick erregte, aber sind zweifellos — unmoralisch. Wo also bleibt jene untrennbare Verbindung des Schönen mit dem Guten, von der die Idealisten faseln?

Trotzdem dürften diese Menschen mich nicht einsperren, wenn sie die Sache vom Standpunkt der Realisten und Naturalisten ansähen, die doch behaupten, in der Natur gebe es nichts Abweichendes.

„Wahrheit! Nichts geht über Wahrheit!“ schrieen sie aus voller Kehle.

Sind mein Antlitz und mein Körper, meine Hände und Füße etwa nicht Wahrheit?

Auch die Symbolisten dürften mich nicht verdammen, wenn sie erwägen, daß die Harmonie meiner Formen nur die Verkörperung und das Symbol sind der inneren Harmonie.

„Nein, nein! Sei unbesorgt!“ tröstete sie sich selbst. „So oder so muß ich vor ihnen Gnade finden. Unfehlbar hinken all' ihre philosophischen Systeme.

Die Sprachen verwirrten sich bei ihnen, wie einst beim Bau des babylonischen Turmes.

Hoch aber erhebt sich über all' dem lärmenden Streit der

Äſthetiker in ſeinem Glanze das vollkommen Schöne, allen ſichtbar und von jedem geehrt und empfunden.

Und im Namen dieſes vollkommen Schönen, deſſen Verkörperung ich bin, wird mich jedermann nicht nur freiſprechen, ſondern ſogar verherrlichen."

IV.

Alſo dachte bei ſich die Göttin in ihrer Zelle und in Gefängnistracht, als der Sergeant wieder eintrat, um ſie dem Kommiſſar vorzuführen.

„Auf die Bitte meiner Freundin", ſprach jener freundlich zu ihr, „will ich Sie freilaſſen. Da ſie an Ihrem Schickſal lebhaften Anteil nimmt, beſchloß ſie, Sie mit ſich und unter ihren Schutz zu nehmen.

Hoffentlich geben Sie ihr keinen Anlaß zu Klagen. Dann werden Sie auch zufrieden ſein mit dem Loſe, welches Sie getroffen.

Die Kleider aus dem Magazin ſenden Sie mir zurück, ſobald Sie neue beſitzen!"

Lächelnd ſah die Göttin ihre Gönnerin an, während dieſe ſie durch das goldene Lorgnon muſterte, mit den Augen des Juweliers, welcher den Wert eines Kleinods abſchätzt.

Anfangs wollte der Schützling ſeiner Beſchützerin um den Hals fallen. Der kalte Blick der letzteren aber mäßigte ihren Eifer.

Daher reichte ſie ihr nur die Hand und ſtammelte einige Worte des Dankes.

„Komm nur," rief die Freundin, „eilen wir heim, ohne Zeit zu verlieren. Noch heute beabſichtige ich, Dich mitzunehmen nach den Folies Bergère. Alſo mußt Du erſt dieſe häßlichen Kleider ablegen und Dich ordentlich herausputzen!

Au revoir, ma p'tit chien!" fügte ſie hinzu und reichte dem Kommiſſar die Hand.

„„„Au revoir, ma biche!"" rief er, den Händedruck erwidernd, und nickte dann auch der Göttin zu mit den Worten: „„„Au revoir mam'selle!""

Und fort trug bald darauf ein Wagen die beiden nach einer der vornehmſten Vorſtädte von Paris.

„T'es gentile, ma p'tite!" flüſterte die Gönnerin ihrem Schützling zu und drückte ihr zärtlich das Händchen. „Noch fehlt Dir zwar „du chien", doch dies findet ſich mit der Zeit.

Bald werd' ich Dich umwandeln nach unſerem Gefallen . . .

In Folies Bergère wirſt Du viel reiche Leute ſehen, die ganze feine Welt von Paris.

Unzweifelhaft findeſt Du dort bald Verehrer und machſt dann, wenn Du vernünftig biſt, ebenſo unfehlbar Dein Glück.

Wie Du weißt, iſt Paris die Hauptſtadt der Welt und zwar die Hölle der Pferde, dafür aber das Paradies der Frauen, d. h. ſolcher, wie wir, ça va sans dire!“

„„Was ſoll ich aber dort?““ fragte Venus geſpannt.

„O, das iſt Kleinigkeit! Dasſelbe, was wir: lachen und ſcherzen, die Männer en canaille behandeln, ſie berauben und ihnen das Fell abziehen. Das alles iſt uns ein Leichtes! . . .

Übrigens bezeugt Dein heutiges Auftreten auf der Straße und Deine Unterhaltung mit dem Kommiſſar, daß Du nicht nur pro forma Dein Köpfchen haſt und Du keck genug biſt, um zu wiſſen, was Du zu thun haſt in jeder Lage . . . .

Nun, ma cherie, wie iſt Dein Name?“ . . .

„„Venus!““

„Pfui! Wie häßlich! Das riecht ja ſchon von weitem nach Altertum! Fortan heißt Du Hulma, das iſt arabiſch. Solche Namen ſind gegenwärtig très bien portes, très sgoff.

Sieh, meine liebe Hulma, wer ſich an der Liebe erfreuen will, muß ihr den Zutritt zum Herzen wehren! Überdies werd' ich Dich überwachen und Dich getreulich in Schutz nehmen.

Du aber mußt dafür mir alles anvertrauen und mir nichts verhehlen. Verſtanden?“

„„Jawohl!““

„Bedenk alſo vor allem, meine Hulma, daß es für uns kein größeres Unglück giebt, als die Liebe! Verliebt ſich ein Weib unſeres Standes, ſo verliert es den Kopf und ſtürzt unrettbar in den Abgrund, der unter ſeinen Füßen gähnt. Und niemand bemitleidet es dann: ſolch tiefer Fall iſt nur eine Lächerlichkeit, nichts weiter!

Kennſt Du etwa ‚Ponſards Mädchen von Stein‘?“

„„Ich hörte nur davon.““ . . . .

„Sieh, ſolche ‚Mädchen von Stein‘ müſſen wir ſein, wenn wir die Schande vermeiden wollen.“

„„Auch ich bin ja nichts, als ein Mädchen von Stein,““ erwiderte lächelnd die Göttin . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihrer Behausung angelangt, bemühte sich Lea als Gönnerin eifrigst, die Göttin nach dem Vorbilde und dem Geschmacke der Pariserinnen umzuwandeln.

Venus aber wollte davon gar nichts hören, weder vom Rotfärben des Haares, noch von Atropin-Einträufeln in die Augen, noch von weißer oder roter Schminke, noch von chinesischer Tusche, noch von allem was dort „pschutt" hieß.

„Was bedeutete die Schönheit," rief sie, „wenn sie durchaus irgendwelcher Zuthaten und Künste bedürfte? Schönheit ist Wahrheit, nicht aber Lug und Kunst. Bin ich also wirklich schön, so werd' ich auch ohnehin gefallen!"

„„So thu, was Du willst!"" entgegnete Lea.

„„Vielleicht hast Du recht: die Pariser sind sehr veränderlich. Vielleicht machst Du gerade deshalb Eindruck, weil Du anders bist als andere und ohne jede Fälschung auftrittst, um so strahlender im wahren Glanze Deiner Schönheit.

Nur um eines bitt ich Dich: Leg' ein Schnürleibchen an von mir, ein hygienisches, welches gar nicht drückt.""

„Um keinen Preis. Laß mich damit zufrieden!"

„„Sieh nur, wie stark Du bist in der Taille, weit stärker als ich! Kein Kleid von mir wird Dir passen. Höchstens eins meiner vorjährigen,"" fügte sie mit tiefem Seufzer hinzu.

„So bitte, gieb mir eins!" erwiderte die Göttin.

„„Nein, nein! Das hätte keinen Sinn!"" warf Lea ein.

„„Damals konnt' auch ich kein Leibchen tragen. Du sähst darin aus, wie der Eifelturm, ganz ohne Figur.""

„Nicht um die Welt leg' ich solch Leibchen an!" . . .

Vergebens drang Lea in die Göttin. Als sie endlich einsah, daß sich diese nicht überzeugen ließ, fügte sie sich ihren Wünschen.

Jede also kleidete sich nach ihrer Art:

Die eine geschnürt, frisiert, geschminkt und parfümiert, daß sie duftete wie ein Moschusbeutel.

Die andere im vollen Liebreiz ihrer natürlichen Schönheit, aber in einfachem, weitem Gewande, welches die Anmut ihrer Formen durchaus nicht hervorhob.

So bestiegen sie den Wagen und fuhren nach dem vornehmen Ballsaale.

V.

Wie seltsam! Hier in der schwülen Luft voller betäubender Düfte, im scharfen Lichte der elektrischen Lampen, inmitten dieser nur von Menschenhand geschaffenen Pracht und unter Frauen, deren ganze Schönheit nur Kunst war und Täuschung, wurde der Liebreiz der Göttin nur verdunkelt.

Winzig klein erschienen ihre großen, blauen Augen im Vergleiche mit den schwarz untermalten der anderen; ihr Glanz erreichte nicht entfernt den der durch Atropin erweiterten Augensterne und ebensowenig der Alabaster ihrer Arme und Schultern den Puderschnee der übrigen.

Die Rosen ihrer Wangen verblichen im grünlichen Licht, und die Korallen ihrer Lippen sahen fahl aus gegen das frisch aufgelegte Karmin der Pariserinnen.

Die weniger als sie mit üppigem Haar ausgestatteten Schönen verdeckten ihre Armut mit künstlichen Flechten und Wülsten und übertrafen sie dadurch an Haarfülle.

Die Gesichtsfarbe der Göttin war matt gegenüber den mittels Ultramarin mit einem feinen Adernetze bemalten.

Die ernste Majestät ihrer Schönheit erlosch angesichts dieser Sirenen, die aller Augen auf sich zogen durch herausfordernde Blicke und lärmende, zügellose Ausgelassenheit.

Neugierig und befremdet sah sie sich um, als könne sie die Verblendung dieser Menschen nicht begreifen, welche die Wahrheit mieden und der Täuschung nachjagten.

Alles, was diese gedankenlose Menge entzückte, erschien ihr häßlich und gemein.

Und dennoch glühten rings um sie her alle Wangen, blitzten alle Augen und lächelten alle Lippen.

Augenscheinlich schwelgten diese Menschen hier in Wonne und Seligkeit.

Schweigend im Gefühl ihrer Überlegenheit durchschritt die Göttin an Leas Seite die Kieswege des Palmengartens.

Hier und da grüßten ihre Begleiterin ebenso wie diese herausgeputzte, geschminkte und von Brillanten funkelnde Damen.

Von Zeit zu Zeit näherte sich Lea auch irgend ein Herr mit verlebten Gesichtszügen und kecken Blicken, um einige Worte mit ihr zu wechseln.

Der Göttin selbst aber wandte keiner seine Aufmerksamkeit zu.

Nachdenklich und ganz unberührt von dem sie umgebenden Treiben schritt sie weiter.

„Sapristi!“ raunte ihr Lea in das Ohr; „Dégourdis toi donc! Sagt' ich Dir nicht, Du solltest Dich anders kleiden?

Du wolltest es aber nicht. Jetzt ist es zu spät! Steck' wenigstens jetzt eine andere Miene auf!“

All' diese Ermahnungen aber blieben ohne Erfolg. Endlich begaben sie sich nach dem Foyer und setzten sich dort auf einen Divan.

Bald näherte sich ihnen ein Herr in mittleren Jahren, dem man mit dem ersten Blick den Lebemann ansah, und flüsterte Lea zu:

„Ou diable as tu pêché ce Cendrillon?“

Dabei musterte er die Göttin mit ironischem Lächeln und rief, als ihm Lea erzählte, unter welchen Umständen sie ihre Begleiterin kennen gelernt, mit rohem Lachen:

„Unmöglich! Mit dieser unschuldigen Miene? Sie ist wohl nicht recht bei Sinnen?“ . . .

„„O, Baron, ich bürge dafür, sie hat gesundere Sinne als Sie und ich!““

„Merci du compliment!“ erwiderte er mit komischem Schmollen. „Gnädigste gestatten mir aber, das nicht zu glauben.“

„„Weshalb?““

„Weil ich sie in Ihrer Gesellschaft sehe und nur Sie, meine Gnädige, dabei gewinnen können!“

„„Farceur!““ rief Lea lachend und schlug ihn mit dem Fächer auf den Arm.

„Und was gedenken Gnädigste mit ihr anzufangen?“

„„Einführen will ich sie in die Welt. Sie ist bildschön; vielleicht findet sie hier ihr Glück.““

„Wissen Sie was? Führen Sie sie nach — Peking. Dort wird nächstens die Gemahlin für den Kaiser gewählt. Dabei könnten Sie ein glänzendes Geschäft machen!“

„„Baron, Sie faseln.““

„Keineswegs. Das ist reine Wahrheit. Hier ist doch nichts zu machen . . . .

Soeben sprach ich mit Raoul und James. Wir sahen Sie beide in den Garten gehen und waren alle darin einverstanden, daß Ihr Schützling hier keine Aussichten hat.

C'est une outsider.“ (Störrisches Rennpferd.)

„„Weshalb? Ist sie nicht jung und schön?““ fragte Lea hastig.

„Allerdings, aber ohne chic.“

„„Weil sie noch zu unerfahren ist: spröder Stoff, der erst mit der Zeit sich abschleift.““

„Wie naiv! Meinen Sie etwa, fin de siècle werde jemand sich an solchem Rohstoff die Zähne ausbeißen?“

„„Rohstoff? Rohstoff? Gebt ihr nur ein Hotel mit Dienerschaft und Equipage und Diamanten und Perlen, und ich stehe dafür ein, daß sie alle Sterne der Fashion in den Schatten stellt.““

„Nein, nein!“ rief er ironisch und drückte ihr die Hand zum Abschiede.

„Entschieden kann ich nur raten zu — Peking! Sie sollen sehen, einst werden Sie mir danken für diesen guten Rat!“

Hier drehte er sich auf dem Absatze herum und schritt nach dem Garten.

Beruhigt über das Gehörte, sah Lea sich um nach ihrer Begleiterin, die soeben noch neben ihr gesessen hatte.

Wie groß war ihr Erstaunen, als sie deren Platz leer sah.

Nur die Kleider, die sie ihr geliehen, lagen hinter dem Divan.

Kaum hatte die Göttin vernommen, was der Herr gesagt, und sofort war sie verschwunden ...

VI.

Durch welches Wunder Venus nach Peking gelangte, vermag ich nicht zu erklären.

Wahrscheinlich auf den Strahlen irgend eines Sternes aus dem „großen Bären“ oder auch nur durch eigene Willenskraft, etwa in der durch Flammarion in der „Urania“ beschriebenen Weise.

Jedenfalls befand sie sich am fünften Tage des Monats des „hölzernen Hundes“ und im ersten Jahre der Herrschaft des gegenwärtigen Kaisers von China, was vollständig der Zeit entspricht, in der sie die „Folies Bergère“ verließ, im Kaiserpalaste zu Peking unter jenen Tausend von Jungfrauen, aus denen die Gemahlin für den jungen Herrscher gewählt werden sollte.

Die Kommission, bestehend aus zwölf Räten, unter dem Vorsitze eines „Mandarinen mit dem Glasknopfe“, des Fürsten Beng-Ceng-Deng — ein dreifaches Tschyn seinem Namen! — sollte diese Wahl vollziehen.

Venus stand am rechten Flügel der Mädchenschar, um Haupteslänge ihre Genossinnen überragend, und sollte als „Nummer 1“ der erleuchteten Kommission vorgestellt werden.

„Welch' eine Riesin!“ rief der Fürst, ein kleines Herrchen, indem er die Göttin neugierig musterte.

„Gewiß kommt sie irgendwo von den Grenzen des Kaiserreiches, wo unsere Rasse sich nicht in unbefleckter Reinheit erhielt!“

„„Unfehlbar!““ bestätigte einer der Räte.

„„Die Gesichtsfarbe, so weiß wie Papier, ähnelt derjenigen der europäischen Barbaren.““

„Allerdings,“ bemerkte ein zweiter. „Die Farbe unserer Rasse ist die einer reifen Zitrone und läßt sich nicht so weiß waschen!“

„„Auch die Augen sind durchaus nicht geschlitzt,““ rief ein dritter. „„Schon deshalb kann ich ihre Schönheit nicht anerkennen.““

„Seht nur diese Backen!“ eiferte der Fürst. „Wie abscheulich glatt sie sind! Keine Spur von Knochen, die doch hervorstehen müssen!“

„„Und diese Füße!““ fügte ein vierter hinzu. „„Wie sonderbar! Man sieht, daß sie in der Kindheit nicht zusammengepreßt wurden!““

„Ha! ha! ha!“ lachte der Fürst. „Das sind ja die reinen Riesenstampfer! Ruinieren würde sie den kaiserlichen Schatz durch die Ausgabe für Pantoffeln!“

Schallendes Gelächter erregte dieser nicht gerade wählerische Witz des Mandarinen, und dessen Räte überboten sich in ähnlichen Spöttereien.

„Na, meine Lotosblume,“ entschied endlich der Fürst. „Kehre Du zurück zu denen, die Dich hierher schickten. Ha! ha! ha! Nicht wahr, meine Herren, diese Füßchen sind Anlaß genug, diese Bewerberin von der Wahl auszuschließen?“

„„Unfehlbar!““ riefen die Räte.

„Also, meine Liebe,“ begann der Fürst, brach aber sofort wieder ab. „Wo, zum Henker, ist sie denn geblieben? Sogar ihre Füße sind nicht mehr zu sehen, ha, ha, ha! Sie waren doch wahrlich groß genug! Wahrscheinlich versteckte sie sich vor Scham. Na, was hilft es! Die Zeit drängt.

Meine Herren! Prüfen wir sofort Nummer 2!“

VII.

Auch in den übrigen Ländern fand Venus nirgends Erfolg, obgleich sie auf ihrer Wanderung fast die ganze Welt besuchte.

In Holland, wo Rubensche Typen das Ideal weiblicher Schönheit sind, wurde ihr Liebreiz nirgends anerkannt, weil sie zu — mager sei.

Eine vollkommene Schönheit muß dort wenigstens 300 Pfund wiegen und so aussehen, wie aus Schmalz geformt.

Ähnlich wurde sie in der Türkei beurteilt. Denn auch dort ist Wohlbeleibtheit unerläßliche Bedingung der Schönheit.

Wo sie auch erschien, überall wurde etwas an ihr bemerkt, was den landläufigen Begriffen von vollkommener Schönheit nicht entsprach: hier war sie zu groß, dort wieder zu klein.

Bei den Hottentotten aber warf man ihr etwas vor, was sich nicht aussprechen läßt, ohne das bisher so geduldige Papier zu verderben.

Sogar in Deutschland, wo der Begriff der vollkommenen Schönheit, der „Schönheit an sich", wie die Philosophen sagen, entstanden ist, erwies man ihr keine Huldigungen.

Mit dem Zirkel maß irgend ein Anatom ihre Glieder und fand heraus, daß ihr rechtes Ohr etwas niedriger stehe, und die rechte Schädelhälfte etwas schmaler sei als die linke . . .

Es geht doch nichts über deutsche Gründlichkeit!

Ohne sich abschrecken zu lassen, geriet Venus zuguterletzt in — mein Dichterstübchen. Wie gelangte sie dorthin? . . .

Wahrscheinlich durch das Fenster auf den Strahlen des Vollmonds . . . Weshalb beehrte sie gerade mich mit ihrem Besuche? . . .

Das weiß ich nicht; vielleicht aber aus Dankbarkeit, weil ich stets ihr treuer Verehrer war.

Aber nein! Das ist unmöglich!

Dankbarkeit gehört nicht zu den weiblichen Vorzügen. Unfehlbar also war es nur eine Laune, die sie sich selbst nicht zu erklären vermochte.

Jedenfalls aber bin ich ihr dafür dankbar. Wer soviel schon im Leben gelitten hat unter Weiberlaunen, für den ist jeder freundliche Eindruck, den er einem Weibe verdankt, eine angenehme Überraschung.

„An Dich, mein Dichter, hätt' ich eine große Bitte," fuhr sie fort, nachdem sie mir all' ihre Reiseerlebnisse erzählt.

„Wie Du siehst, bin ich durchaus nicht entmutigt und kam hierher, um noch einmal inkognito mich zu überzeugen, wie viel Wahrheit an dem ist, was in Paris mir täglich zu Ohren kam, sowie ob das Entzücken der Philister, die mich seit Jahrtausenden so angaffen, wirklich echt ist und ob in der That der Begriff des vollkommen Schönen in jeder Menschenbrust lebt und jedem verständlich ist. . . . .

Und deshalb," fügte sie hinzu, indem sie die Hand mir vertraulich auf die Schulter legte und den Blick ihrer Saphiraugen auf mein Antlitz heftete, „deshalb bitte ich dich, der Du diese Stadt so genau kennst,

mir zu sagen, wo und unter welchen Bedingungen ich mich hier den Menschen zeigen soll, um meinen Zweck zu erreichen? Nachgerade langweilen mich meine bisherigen Mißerfolge und deshalb beschloß ich, Dich um Rat zu fragen."

Dies ihr Begehren versetzte mich nicht wenig in Besorgnis.

Abschlagen mocht' ich ihr nicht diese Bitte, die aus ihrem Munde mir Befehl war.

Und doch befürchtete ich, sie einer, soweit ich unsere Bevölkerung kannte, ganz unvermeidlichen Gefahr auszusetzen. Endlich erwiderte ich ausweichend: „„Machten wir öffentlich bekannt, Frau Venus sei hier eingetroffen, so könnt' ich bürgen für einen Riesenerfolg.""

„O, spotte doch nicht," unterbrach sie mich, „Du weißt doch, daß ich inkognito auftreten will."

„„Ah, so!"" lallte ich verlegen, „„vielleicht könnten wir sagen: Eine berühmte Schönheit, welche in Paris allgemeines Aufsehen erregte.""

„Was soll das wieder?" warf sie ungeduldig ein. „Ich erzählte Dir doch schon, was mir in Paris begegnet."

Was half also alles — ich mußte heraus mit der Sprache. „„Hohe Göttin!"" rief ich, „„hoffentlich bezweifelst Du nicht, daß ich Dein heißer Verehrer war ....

Unsere Bevölkerung aber, was soll ich dazu sagen? Sie gleicht einer großen Dame, die sich nicht gern abmüht mit dem — Denken.

Das überläßt sie am liebsten den Deutschen, den Engländern und besonders den Franzosen, denen sie am meisten Vertrauen schenkt.

Offen gesagt, sieht sie alles mit den Augen der Franzosen an und wartet immer erst ab, was Paris dazu sagt, um sich dann dessen Ansicht anzueignen.""

Nachdem ich dies ausgesprochen, blitzte mir plötzlich ein neuer Gedanke auf und hocherfreut rief ich aus:

„„Halt! Ich hab's!""

„Was denn?" fragte sie neugierig.

„„Wir haben hier einen Kreis von Männern, dem die Bevölkerung die Mühe überläßt, über alles nachzudenken, wovon man noch nichts aus Paris gehört hat.

Blindlings vertraut sie der Ansicht jener Männer, die hier Regen und Sonnenschein machen. Bitten wir also sie um ihre Meinung über Deine Schönheit.

Zweifellos werden sie entzückt sein von Deinem Anblick und

Deinen Ruhm überallhin verbreiten, so daß die ganze Bevölkerung Dir ihre Bewunderung nicht versagen wird!""

„Also kann sie, wie Panurgs Schafherde, ohne Reklame sich nicht behelfen?" fragte sie traurig. „Was Wunder auch, wenn diese Männer, ob mit Recht oder Unrecht, darauf mag ich nicht eingehen, ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen? Und wer sind diese Herren, denen Du das Urteil über meine Schönheit anvertrauen willst?"

„„O, das sind lauter ehrenwerte und aufgeklärte Männer, die bei uns jeden Wettbewerb entscheiden, und zwar die Herren"" ...

Noch bevor ich den ersten Namen genannt, brach ich plötzlich ab, da ich wahrnahm, daß die Göttin — nicht mehr bei mir, sondern verschwunden war: Abiit, erupit, evasit, wie unser Professor sagte.

Den Platz, wo sie soeben noch gesessen, umschwebte eine rosige Wolke, und der köstliche Lilienduft im Zimmer bezeugte mir, daß das, was ich gesehen, keine Täuschung war ....

Auf dem Fußteppich vor dem Divan lag ein duftiges — Heftchen, welches augenscheinlich die Göttin verloren hatte bei der schleunigen Flucht.

Mit zitternder Hand erhob ich dies Heftchen. Verehre ich an sich schon jede Schriftstellerin, so hob noch der Anblick dieser zierlichen Schriftzüge in meinen Augen den Zauber der Göttin Cyprias.

Auf dem ersten Blatte prangte die Überschrift: „Ausflug in das Gebiet der angewandten Ästhetik". Die übrigen Blätter enthielten nur kurze Sinnsprüche, geschrieben au hasard de l'inspiration und in nur losem Zusammenhange miteinander.

Einige derselben mögen hier folgen in der Hoffnung, daß irgend ein späterer Philosoph auf dieser Grundlage eine „Ästhetik der Zukunft" aufbauen werde:

Die sogenannte „Philosophie des Schönen" gleicht dem Schatten eines Pferdes, auf dem der Schatten eines Streiters sitzt.

Mit demselben Rechte, mit dem man ein System dieser Philosophie aufstellt, könnte man dies thun mit einer Philosophie der Mode, des Zufalls, der Weiberlaunen, der Lotteriegewinne u. s. w. — —

Es giebt weder Schönheit, noch Häßlichkeit auf der Welt.

Diese Begriffe sind nur zufällige Eindrücke auf das menschliche Gemüt. — —

Für den Affen ist das Ideal der Schönheit der — Affe. — —

Würde der Mensch mit sechseckigem Kopfe geboren, so erschiene ihm ein ovales Gesicht als das häßlichste, aber nur so lange, bis er sich an diesen Anblick gewöhnte. — —

Der größte Philosoph war, wer zuerst sagte: „Nicht das Schöne ist schön, sondern nur, was einem gefällt.“ — —

Die Franzosen sind die Chinesen der Veränderlichkeit und die Chinesen die Franzosen der Beständigkeit. — —

Im allgemeinen verändert sich der Begriff des Schönen nach Zeit und Raum.

Auch diese Erklärung ist aber nicht erschöpfend. — —

Der Begriff des Schönen ist rein persönlich. Soviel Menschen auf der Welt, soviel Arten giebt es von Ästhetik.

Auch dies ist jedoch nicht wörtlich zu nehmen. Denn dasselbe, was dem Menschen schön erscheint, wenn er sich freut, erweckt nur zu leicht seinen Widerwillen in trüben Stunden.

Jeder sieht im gegebenen Gegenstande nur das, was er selbst hineintrug zu gegebener Zeit. — —

Der Ästhetiker ist oft ein — Charlatan, die schulgerechte Kritik ein — Papagei, der nur nachplappert, was er nicht versteht. —

Die sogenannte „sachliche“ Kritik ist eine Seeschlange. Jeder Mensch, der kein Heuchler ist, sieht mit eigenen Augen und urteilt nach eigenem Verstande. — —

Die heutige Ästhetik ist nur ein — Loch, zu dem das Metall fehlt, um eine Kanone daraus zu machen. — —

Kurz gesagt: die Theorie des Schönen hat keine Daseinsberechtigung.

Es giebt nur eine Kritik der — Eindrücke.

Er war ein Lump.

Von Jan Neruda (†).

(Prag.)

Berger ist bereits tot. Sein Ableben beklagt niemand, denn sie kannten ihn auf der ganzen „Kleinseite“ *). Auf der „Kleinseite“ kennt übrigens einer den anderen sehr gut, vielleicht deshalb, weil

*) Stadtviertel von Prag.

er überhaupt nicht mehr Leute kennt, und als Berger starb, da sagten sie zueinander, das sei ganz recht, da hiedurch seiner braven Mutter das Leben erleichtert würde und dann, „weil er ein Lump war".

Berger starb im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, „plötzlich", wie es in der Sterbematrikel hieß, dort war auch sein Charakter nicht angegeben, und das deshalb, weil — wie der Herr Provisor in der Apotheke sich so sehr witzig ausdrückte: „ein Lump überhaupt keinen Charakter habe". Freilich, wenn so der Herr Provisor gestorben wäre! Über den und von dem wußte niemand etwas Böses! Bergers Leichnam ward mit anderen Toten zugleich aus der Gemeindekapelle hinausgeführt — „wie das Leben, so das Leben", meinte der Herr Provisor — und hinter dem Wagen ging nur ein ganz kleines Häuflein, der Mehrzahl nach aus ein bischen sonntäglich gekleideten und deshalb noch mehr kenntlichen Bettlern bestehend. In diesem Geleite waren nur zwei Menschen wirkliche Leidtragende: die alte Mutter des Verstorbenen und ein sehr elegant gekleideter, junger Mann, der sie führte. Er war sehr bleich, sein Gang zittrig und unsicher, ja, es hatte ganz den Anschein, als ob er zeitweise vom Fieber geschüttelt würde. Die Kleinseitener beachteten die schluchzende Mutter weiter nicht, denn durch den Tod ihres Sohnes war ihr ja viel leichter ums Herz und wenn sie weinte, so that sie dies nur anstandshalber, als Mutter, oder vielleicht gar aus Freude, den Lumpen endlich einmal los zu sein. Der junge Herr aber war jedenfalls aus einem anderen Stadtviertel, da ihn kein Mensch kannte. „Der arme Hascher! Der braucht selbst eine Stütze! Wahrscheinlich geht er nur der alten Berger zu Lieb' mit! . . . ." — „Was? Sein Freund? — I, wer wird sich denn zu so einem Lumpen melden?! Und dann hat Berger schon von Jugend auf keinen Freund gehabt — er war eben immer ein Lump! — Die arme Mutter!" — Und die Mutter weinte herzbrechend während des ganzen Weges, und dem jungen Herrn rollten reichliche Thränen über die Wangen, trotzdem daß Berger schon von Kind auf ein Lump gewesen!

Bergers Eltern waren Greißler. Es ging ihnen nicht schlecht, wie es Greißlern ja überhaupt verhältnismäßig gut geht, wenn sie dort einen Kram haben, wo viel arme Leute wohnen. Die Kreuzer und Groschen für verkauftes Holz und Schmalz verkugeln sich allerdings, wenn man — der Kundschaft wegen, ein paar Brösel Salz oder Kümmel „zugiebt", dafür aber kommt wieder so mancher Gulden zusammen, und die kleinen Ankreidungen werden regelmäßig abgezahlt. Zudem hatte die Berger Gönnerinnen, sogar unter den Beamtenfrauen, die

ihre ſchmackhafte, appetitliche Butter nicht genug zu loben wußten. Sie nahmen auch ſehr viel und zahlten um den Erſten jedes Monats.

Bergers Franzl war faſt drei Jahre alt und trug noch immer Kinderkleidchen. Die Nachbarinnen behaupteten einſtimmig, es ſei das ein „häßlicher Fratz“. Die Nachbarkinder waren faſt alle älter, und Franzl wagte es daher nur ſehr ſelten, mit ihnen zu ſpielen. Einmal johlten die Kinder hinter einem Juden her, Franzl war dabei, ſchrie aber nicht mit; der Jud' ſprang auf einmal unter das Rudel, erwiſchte den Franzl, der gar nicht fortlaufen wollte, und führte ihn ſchimpfend zu deſſen Eltern. Die Nachbarsfrauen wurden faſt ſtarr vor Entrüſtung, was dieſer kleine, häßliche Franzl ſchon für ein Lump ſei!

Die Mutter erſchrak und beriet ſich mit ihrem Manne.

„Prügeln werd' ich ihn nicht,“ ſagte dieſer, „zu Hauſ' aber, unter den Kindern, könnt' er leicht verwildern, weil wir nicht Obacht geben können, — wir ſchicken ihn alſo in den Kindergarten.“

Franzl bekam Hoſen und ging weinend in den Kindergarten. Dort blieb er genau zwei Jahre lang. Im erſten ward ihm um die Prüfungszeit herum als Lohn für ſein Stillleben ein Kipfel zuteil, das andere Jahr hätte er ein Bildchen gekriegt, wenn es ihm nicht quer gegangen wäre. Am Tage vor der Prüfung trottete er nämlich mittags nach Hauſe. Dabei mußte er am Beſitztum eines wohlhabenden Bürgers vorüber. Vor dem Gebäude nun, in der ziemlich ſtillen Gaſſe, lief allerhand Geflügel umher, mit dem ſich Franzl ſchon ſehr oft herzlich unterhalten hatte. Heut ſpazierten dort ein paar welſche Hühner, die Franzln überhaupt noch niemals zu Geſicht gekommen waren. Er blieb alſo ſtehen und ſah wie verzückt dem Trubel zu. Es dauerte nicht lange, und ſchon hockte er auch mitten unter ihnen und begann lebhafte und wichtige Diskurſe. Er vergaß ſein Mittageſſen, er vergaß auch die Schule, und als am Nachmittag die Kinder tratſchten, daß Franzl, ſtatt in die Schule zu kommen, mit den „Krutern“ ſpiele, ſchickte der Lehrer das Dienſtmädchen fort, um den Pflichtvergeſſenen herbeizuholen. Bei der Prüfung erhielt Franzl gar nichts und der Herr Lehrer ſagte der Mutter, ſie möge ihn ſtrenger halten, er ſei jetzt ſchon ein fertiger Lump.

Und thatſächlich war Franzl ein ausgemachter, ordentlicher Lump! In der Schule ſaß er neben dem Söhnlein des Herrn Inſpektors und zappelte mit dieſem Hand in Hand nach Hauſe, um bei Inſpektors zu ſpielen. Dort durfte Franzl das Jüngſte wiegen und bekam dafür ein Töpfchen Kaffee. Das Söhnchen des Herrn Inſpektors trug

immer schöne Kleider und einen schneeweißen, steifgebügelten Kragen. Franzl hatte einen zwar reinlichen, aber geflickten Rock; übrigens fiel es ihm gar nicht sonderlich auf, daß er ein schlechteres Gewand besaß, als sein Schulkamerad. Einmal nach der Schule blieb der Herr Lehrer bei den beiden Knaben stehen, streichelte des Herrensöhnleins Wange und sagte: „Schau, Konrad, was für ein hübscher Junge Du bist, weil Du Deinen Kragen vor Verunreinigung zu bewahren verstehst! Richte eine schöne Empfehlung an Deinen Herrn Papa aus!“

„Ja,“ erwiderte Franzl ganz unschuldig.

„Mit Dir rede ich nicht, Du Zusamm'geflickter!“

Franzl sah nicht gleich ein, warum sich der Herr Lehrer seinem Vater wegen des geflickten Rockes nicht empfehlen lassen könne, aber er ahnte doch, daß ein gewisser Unterschied zwischen ihm und dem Inspektorssprossen vorhanden sei und er walkte diesen deshalb weidlich durch. Daraufhin wurde er als ein unverbesserlicher Lump aus der Anstalt gejagt.

Die Eltern gaben ihn also in die deutsche Schule. Franzl verstand beinahe kein einziges deutsches Wort und machte infolgedessen sehr fragliche Fortschritte. Die Lehrer hielten ihn für einen Taugenichts, obgleich er sich genug quälte, und für einen unmoralischen Rangen, weil er sich immer wehrte, wenn ihn die anderen Schüler hänselten, und er sich wegen seiner Balgereien auf deutsch nicht gut rechtfertigen konnte. Und seine Mitschüler hatten in der That vollauf, womit sie ihn aufziehen durften. Alleweil verredete er sich in der deutschen Sprache und bot auch sonst übergenug Gelegenheit zum Auslachen und Verspotten. Eine Haupthatz aber war es, als er einmal in die Schule kam und auf seiner kuchenförmigen, grünen Mütze ein etwa fingerdickes und wagerecht abstehendes Schild hatte. Sein Vater war extra deshalb in die „Altstadt“ gegangen, um ihm etwas „ganz Besonderes“ auszusuchen. „Das bricht nicht, und die Sonne kann Dir nichts anhaben,“ sagte er, indem er das Schild annähte, und Franzl dachte wirklich, er besitze etwas ganz besonders Wertvolles und ging damit stolz in die Schule. Unauslöschliches Gelächter empfing ihn, die Knaben hüpften wie besessen rings herum, und weil sein Schild unter den anderen wie ein Balken unter Brettern aussah, so sagten sie zu ihm von nun ab „Balkentreter“. Franzl zerschlug mit seinem „Balken“ einem der Spötter das Nasenbein, erhielt dafür eine Sittennote und hatte liebe Not, ins Gymnasium zu gelangen.

Die Eltern wollten alles daran wenden, damit aus ihrem Kinde

„etwas würde“ und es dermalen sein tägliches Brot nicht so sauer verdienen müsse, wie sie. Lehrer und Nachbarn redeten ihnen das zwar aus: er, der Franzl, habe kein Talent und sei überdies ein Lump. Ja, bei der Nachbarschaft stand er schon ganz und gar in diesem Rufe. Mit dieser Nachbarschaft hatte er ganz besonderes Pech, obgleich er in der That nicht mehr verübte, als ihre Kinder, ja, vielleicht noch weniger. So oft er auf der Gasse Ball spielte, flog ihm derselbe bestimmt in ein Fenster, und wenn er in der Thoreinfahrt „Titschkerle“ *) schlug, zertrümmerte er regelmäßig das Öllämpchen unter dem Kruzifix, obwohl er aufs beste Obacht gab.

Aber trotz alledem studierte Franz — wie man ihn von jetzt ab nannte, im Gymnasium. Man konnte nicht gerade sagen, daß er die Gegenstände mit besonderem Fleiße absolvierte, denn die waren ihm schon in der deutschen Schule verleidet worden infolge der leidigen Pedanterie der Lehrer, und seine Fortschritte waren so so, daß er ohne allzugroße Schwierigkeiten aufstieg, dafür aber lernte er um so eifriger Dinge, die, streng genommen, nicht in die Schule gehörten. Er las nämlich mit Vorliebe, und zwar alles, was ihm unter die Hände geriet, und kannte sehr bald ziemlich gründlich die fremdsprachigen Litteraturen. Sein Stil war infolgedessen sehr ansprechend — das einzige Lob, welches ihn das ganze Gymnasium über nicht verließ —, und er hatte in seinen Schularbeiten Gedanken und hübsche Wendungen, ja, seine Lehrer behaupteten geradezu, Berger besitze einen blühenden Stil, wie Herder. Man nahm darauf Rücksicht, und wenn Berger in den übrigen Gegenständen nicht viel zu Wege brachte, so hieß es ganz einfach: er habe große Talente, sei aber ein Lump. Diese Talente jedoch zu ersticken, das getraute man sich nicht zu, und Berger schlüpfte auch bei der letzten, entscheidenden Prüfung glücklich durch.

Er ward nun Jurist, aus Mode und weil sein Vater wollte, daß er sich der Beamtenlaufbahn widmete. Berger hatte jetzt noch mehr Zeit zum Lesen und da er sich in dieser Periode verliebte, so begann er auch selbst zu . . . schreiben. Seine ersten Versuche fanden Anklang und wurden in kleineren Blättern abgedruckt. Darob war die gesamte „Kleinseite“ unsäglich empört. Man prophezeite, daß er jetzt im Galopp herunterkommen werde, weil er unter die Schriftsteller gehe und in Zeitungen schreibe, und als sein Vater kurz darauf starb, wußte man

*) Beliebtes Knabenspiel. Man schlägt mit einer Pritsche auf das zugespitzte Ende eines Hölzchens, daß es weiterfliegt; dann wird der Weg, den es so gemacht hat, genau gemessen ꝛc. D. Ü.

mit Bestimmtheit: der Alte habe sich wegen des Lumpen von Sohn zu Tode gegrämt.

Die Mutter ließ die Greißlerei fahren. Das Geschäft ging seit einiger Zeit miserabel, und Berger mußte nun zusehen, selbst etwas zu verdienen. Stunden zu geben, das verstand er leider nicht, andererseits wollte ihn auch niemand zum Hauslehrer engagieren. Er hätte sich kreuzgern nach irgend einem Dienstpöstchen umgeschaut, aber dazu war er nicht sofort entschlossen und kam dann immer zu spät. Die Lust zum weiteren Studieren stand ihm zwar nicht im Wege; das Jus ist eine genügend unverdauliche Speise, und die Kollegien besuchte er nur dann, wenn ihn die Langeweile gar zu hart plagte. Bei Beginn des Studiums auf der Universität hatte er sich vorgenommen, in jeder Vorlesung, die er mit seiner Anwesenheit beehren würde, ein Epigramm zu schreiben. Er begann in antiken Distichen, als er aber das erste Epigramm, das er getreulich aufgezeichnet, las, machte er die Entdeckung, daß sein Hexameter sieben Versfüße besäße; er freute sich unbändig über sein neues Metrum und setzte sich in den Kopf, in lauter Heptametern zu dichten. Über die Veröffentlichung nachdenkend, zählte er die verfaßten Distichon und siehe! es waren deren nicht weniger als gerade acht!

Das Haupthindernis, irgend einen Dienstposten anzunehmen, war ... Liebe. Ein schönes und wirklich liebenswürdiges Mädchen war zu ihm in reiner Zuneigung entbrannt, und ihre Eltern nötigten sie zu nichts, obwohl genug andere Bewerber da waren. Das Mädel wollte auf Berger warten, bis er ausstudiert und ein Ämtchen erhalten hätte. Mit dem Posten, der sich Berger eben darbot, war freilich ein augenblickliches Gehalt verbunden, aber keinerlei Hoffnung für die Zukunft. Berger sah ein, daß das Mädel mit ihm keinen Staat machen würde, und sie der Not opfern, das wollte er wieder nicht. Er glaubte, viel weniger verliebt zu sein, als es thatsächlich der Fall war, und nahm sich vor, zu ... entsagen. Es direkt zu thun, dazu hatte er keinen Mut — er wollte zurückgewiesen, weggestoßen werden; es war dies unbestimmte Sehnsucht, einen unverdienten Schmerz zu erdulden. Bald fiel ihm ein unfehlbares Mittel ein. Er schrieb einen anonymen Brief, verstellte dabei seine Handschrift und erzählte von sich selbst die schändlichsten Dinge. Diese Epistel sandte er den Eltern seiner Geliebten zu. Das Töchterchen schenkte dem namenlosen Denunzianten keinen Glauben, aber ihr Papa war vorsichtiger. Er hielt bei Bergers Nachbarn Umfrage und hörte nun, daß der schon von Kind an ein richtiger Lump

sei. Als Berger ein paar Tage darauf zu Besuch kam, versteckte sich das weinende Mädel und er selbst ward auf höfliche Art zum Hause hinauskomplimentiert. Kurz darauf heiratete das Fräulein, und durch die ganze „Kleinseite" flog wie ein Lauffeuer die Kunde: Berger ist wegen seiner Lumpereien hinausgeworfen worden.

Jetzt erst fühlte er die Wunde, die er sich mit eigener Hand geschlagen, er hatte die einzige Person verloren, die an ihn glaubte und ihn wirklich liebte, durch seine eigene Schuld verloren! Er büßte den Mut zum Leben ein, seine neue Beschäftigung widerte ihn an, und er sank zusehends in sich zusammen. Er begann zu kränkeln. Seine Nachbarschaft wunderte sich nicht im geringsten darüber: das sei die Folge seines leichtsinnigen Lebenswandels. So gehe es eben allen Lumpen!

Sein gegenwärtiges Ämtchen fesselte ihn an ein Privat-Kontor. Trotz seines Ekels arbeitete er fleißig, so daß ihm sein Prinzipal in Bälde vollständiges Vertrauen schenkte; sogar Gelder übergab er ihm, falls derlei ausgetragen werden sollten. Berger hatte noch Gelegenheit, sich dem Sohn seines Herrn zu verpflichten. Einmal erwartete ihm dieser beim Weggehen aus dem Geschäfte.

„Herr Berger, wenn Sie nicht helfen, muß ich ins Wasser springen und dem Papa Schande machen, um der eigenen zu entgehen. — Ich habe eine Ehrenschuld, die ich, kost' es, was es wolle — heut' noch bezahlen muß. Mein Geld erhalte ich erst übermorgen und da weiß ich mir keinen Rat! — Sie tragen Gelder zu meinem Onkel ... geben Sie mir dieselben; übermorgen wird alles ausgeglichen. — Der Onkel wird den Papa nach der Summe sicher nicht fragen." —

Der Onkel fragte aber doch und am nächsten Tage stand in der Zeitung:

> **Warnung.**
>
> Ich ersuche alle, die mit mir in Geschäftsverbindung stehen, dem **Franz Berger** keinerlei Gelder anzuvertrauen. Ich habe ihn wegen **Unredlichkeit** aus dem **Dienste entlassen.**

Nicht einmal die Nachricht, daß Prag an allen sieben Ecken brenne, hätte die Kleinseitener so interessiert, als diese Notiz.

Berger verriet den Sohn seines Prinzipals nicht; er ging still nach Hause und legte sich nieder, mit dem Vorgeben, der Kopf thue ihm weh .....

Der Armendoktor des Bezirkes kam Tags darauf zur gewohnten Stunde einigermaßen in Gedanken vertieft in die Apotheke.

„Der Lump ist also tot?“ fragte der Herr Provisor.

„Berger?! — Nun ja!“

„Und woran ist er denn gestorben?“

„Nun — — schreiben wir vielleicht: vom Schlag getroffen!“

„So! — Es ist nur gut, daß er keine Schulden für Medikamente gemacht hat, dieser Erzlump!“

(Autorisierte Übersetzung von Ottokar Stauf von der March.)

„Ich habe einheizen lassen“.

Ein Schattenbild aus dem Leben von Hermann Conradi (†).

Es war am Tage vor meiner Abreise. Zum letztenmale war ich mit meinen Freunden und Kameraden, von denen ich mich nun wieder auf längere Zeit trennen mußte, zusammen gewesen. Wir hatten den frischen, von einem kräftigen Frühlingswinde durchwehten Apriltag zu einem weiteren Ausflug in die Umgegend benutzt und kamen nun ziemlich müde und abgespannt zum Thore hereinmarschiert. Aber sollten wir uns wirklich schon trennen? Ein letzter Abschiedstrunk wäre nicht ganz ohne Berechtigung gewesen. Vielleicht gelang es ihm auch, unseren abgematteten Geistern wieder ein wenig aufzuhelfen und damit dem eigentlichen Scheideaugenblick mehr Wärme und Stimmung zu geben. So farblos, oberflächlich sich zu trennen, zumal von Menschen, die sich einem im Herzen festgesetzt haben — das war nie mein Geschmack und wird es hoffentlich nicht werden.

Mein Vorschlag, noch einmal zu enger Tafelrunde zusammenzurücken, fand allenthalben Beifall. Wir bogen eben um die Ecke, um die Richtung nach unserem Stammlokal, in dem wir uns gegenseitig so manche erbauliche Lektion gelesen in leerender und belehrender Wissenschaft, einzuschlagen, als wir auf einen Menschen stießen, der uns nicht unbekannt war, der mit einzelnen von uns einmal sogar

ziemlich intim verkehrt hatte. Ich hatte ihn in den Wochen, die ich, von längerer Wanderschaft heimgekehrt, in meiner Vaterstadt verlebt, nicht gesehen. Wie das so gekommen, weiß ich nicht. Manchmal trifft man einen Menschen alle Tage wieder, und dann verschwindet er einem plötzlich auf Monate! Wunderliche Welt! Wie Kometen hasten wir alle an uns vorüber . . .

Gottfried Heydenpeter kam langsam auf uns zu. Er schien nicht besonders erfreut zu sein, daß er uns allen mit einem Male in die Arme lief. Ich wette, er hätte sich am liebsten gedrückt, wenn es noch Zeit gewesen wäre. Heydenpeter sah müde, todmüde aus. Sein Gesicht war bleich, seine Hände feuchtkalt, schweißig, die Augen trübe und erloschen, der Breitrand saß ohne jede „künstlerische Nuance“ auf dem Kopf. Wir hatten uns gegenseitig begrüßt; und Freund Haus, eben der, welcher mit Heydenpeter vor Jahren intimer gewesen, lud ihn frischweg ein, mitzukommen und noch einen Schoppen zu trinken. Da ich morgen früh abreiste, wollten sie noch einmal beieinander sitzen — auch die Phrase: „Man käme so jung nicht wieder zusammen“, ließ man verlauten — warum sollte Gottfried Heydenpeter sich ausschließen? Der schloß sich denn auch am Ende nicht aus, obwohl er sich anfangs gesträubt hatte, mitzugehen. Er sei zu müde, hatte er gemeint, am liebsten möchte er sich hinlegen und schlafen und das ganze Elend vergessen — aber eigentlich habe er auch noch Hunger — hm! — doch! — ja! das dürfe er nicht vergessen: seiner Wirtin hätte er heute früh, ehe er zum Unterricht gegangen, bestellt, sie möchte heute abend einheizen — er wollte trotz der achtstündigen Klavierschinderei noch arbeiten — seine Symphonie vornehmen — es würde endlich Zeit — und die zwanzig Pfennige fürs Heizen zum Fenster hinauswerfen? Soviel Geld hätte er nicht — aber eben der Hunger — hm! — na! Um halb neun müßte er sicher wieder zu Hause sein — bis dahin — nun ja! „Aber vergessen Sie nicht, meine Herren, ich habe einheizen lassen . . .“ Damit schloß er die sonderbare Rede, in der er sich zugleich anklagte und freisprach, sich vor sich entschuldigte und sich gleichsam selbst die Erlaubnis gab, ein Weilchen mitzugehen — bis halb neun spätestens — denn dann müßte er arbeiten — er hatte ja einheizen lassen! . . .

Gottfried Heydenpeter mußte sich heute früh, als er von Hause wegging, recht frisch und willenskräftig gefühlt haben. Denn sonst hätte er sogleich auf einen Abend, welcher der Arbeit gewidmet sein sollte, von vornherein verzichtet. Gottfried war ein armer Teufel, ein

Musiklehrer, der täglich seine sechs bis acht Klavierstunden gab, geben mußte, um sein Stückchen Brot zu haben. Sie wurden ihm nicht gut, nicht schlecht bezahlt — er hatte genau so viel, wie er brauchte. Manchmal machte er aber doch noch Schulden, ganz hanebüchene Schulden, denn er brauchte eben manchmal mehr, besonders, wenn die Tage der Trübnis wieder einmal gekommen waren, die Tage, wo ihm sein ganzes Elend, sein verkümmertes Leben, seine verfehlte Existenz mit schneidender Schärfe und brennender Deutlichkeit vor die Seele trat... Diese Tage bedeuteten schwarze Blätter in seinem Leben — und schließlich konnte ihm nur Wein — Wein den faden Geschmack von der Zunge spülen — bis Gottfried sich eben wieder ins alte Gleise zurückfand und es von neuem lernte, weiterzutrotten auf der einmal eingeschlagenen Spur... Schließlich ging das auch wieder... Gottfried Heydenpeter besaß ein ganz nettes musikalisches Talent. Liederkompositionen gingen ihm leicht von der Hand. Eine Luther-Cantate, die er geschrieben, war nicht bedeutend. Sie wurde dem großen Stoffe kaum gerecht. Alle Größe und Kraft und Eigenart fehlte ihr. Nun trug er sich mit einer Symphonie, wollte eine romantische Oper, eine Operette, eine neue Ouverture zu Wallenstein schreiben — oh! er hatte viele Pläne, der gute Heydenpeter! Aber wann sie ausführen? Und ob wirklich seine Fähigkeiten dazu ausreichten? Wenn er sie sorgfältig hätte bilden und schulen können — wenn er nicht Zeit und Kraft durch den tagtäglichen, furchtbaren Klavierunterricht hätte zersplittern müssen — dann ja! — aber dann auch erst nur vielleicht! Nun war bei den Verhältnissen, in denen er lebte, an ein größeres, einheitliches, selbständiges Schaffen kaum zu denken. Ein Gönner, ein „Mäcen", würde zu der dunklen Existenz dieses Klavierlehrers den Weg kaum finden — Gottfried mußte sich bescheiden lernen... Im allgemeinen wurde ihm das nicht zu schwer... Er kannte so ungefähr die Grenzen seiner Begabung. Ein angeborener Zug zum Leichtsinn tröstete ihn leichter über die verlorenen Illusionen hinweg... bis dann eben einmal die Tage kamen, wo er an allem verzweifelte, und sein Zorn schwoll, wo er den Reichtum beneidete und seine Armut haßte, wo er sich verkannt fühlte und seine künstlerischen Kräfte überschätzte... Der Wein half ihm, das Gleichgewicht wiederzufinden, die Betäubung trug ihn mit einem mächtigen Satze über den Abgrund — er war dem Leben wiedergegeben, einem Leben allerdings, das elend genug war, wenn es auch noch ein elenderes geben mochte. Aber das bedachte Heydenpeter nicht. Ich verarge es ihm auch nicht. Das Unglück

isoliert, es verhärtet das Herz und schlägt die Augen mit Blindheit. Man kennt nur sich und seine Not. Gottfried Heydenpeters Leben war elend genug — ja! Er mußte tagüber seine Stunden geben, mußte es erdulden, daß man auf alle Weise das Organ schimpfierte und mißhandelte, durch das er einmal zur Menschheit in gewaltiger Art sprechen wollte. Das wurmte ihn. Und abends, wenn sein Tagewerk gethan war, fühlte er sich müde, stumpf. Die Musik konnte ihn nicht mehr trösten, erquicken, er floh vor ihr — er ging ins Wirtshaus und erbaute sich am Skat, am Billard. Die rollenden Bälle klapperten ihm die Erinnerung an die musikalischen Genüsse, die man ihm heute zum besten gegeben, aus dem Hirn. Er trank und spielte, und wenn er nach Hause ging, war er regelmäßig halb betrunken. Dann fühlte er sich am wohlsten. Er schlief zumeist bald ein. Wenn er früh aufwachte, hatte er das Grauen vor der Musik verloren. Er freute sich dann manchmal recht innig auf den Abend, den er ganz dem Schaffen widmen wollte. Er konnte dann wahrhaftig kaum begreifen, wie man am Abend so müde und abgestumpft und gleichgültig sein könnte — er machte sich lustig und guter Dinge auf den Weg — der Wirtin bestellte er: sie möchte ja nicht vergessen, zum Abend das Zimmer warm zu halten — er wollte arbeiten — den ungläubigen Blick der Frau, die „ihre Pappenheimer“ kannte, sah er nicht oder er wollte ihn nicht sehen — — als aber dann die Stunden heute wie alle Tage ihren eintönigen Verlauf nahmen, wurde er doch wieder matt — und am Abend war die Geschichte die alte . . . Er fühlte sich unfähig zum Arbeiten und suchte sich mit dem Sonntage zu trösten, wo ihm ja doch der ganze Nachmittag frei blieb. . . . Aber die Sonntage! Wo alle Welt feiert, soll er sich hinsetzen und in seinem kleinen, engen Zimmerchen, das ihn so kahl und dürftig dünkte, eine Komposition zusammenschweißen? Es war, als ob er eine grauenvolle Angst davor hätte, seine Kräfte doch nun endlich einmal spielen zu lassen. . . . Er hatte keine intime Fühlung mehr mit dem eigentlichen künstlerischen Schaffen — die öde Brotarbeit hatte ihn ganz zermürbt und ausgehöhlt. So hatte er denn auch am Sonntage das Bedürfnis, sich zu zerstreuen . . . Wir kannten die Litanei alle. Heydenpeter hatte sie jedem von uns oft genug aufgesagt. Heute, nachdem ich ihn monatelang nicht gesehen, lag die Sache also noch ebenso. Das that mir weh. Ich war darum ganz froh, als sich Heydenpeter uns angeschlossen hatte. Wenn er heute wirklich einmal — schon des geheizten Ofens wegen! — nach Hause gegangen wäre: in dieser gedrückten Stimmung, mit

diesen ermüdeten Sinnen kann kein Mensch einen lebenskräftigen Gedanken haben! Der arme Gesell wäre also jedenfalls nur wieder in seine Verzweiflung und Grübelei hineingeraten — und das war eigentlich überflüssig. . . . Es war ganz gut, wenn ihm das erspart würde.

Heydenpeter war also ausgegangen und trank den Abschiedsschoppen mit. Er wurde allmählich gesprächig, taute auf und mischte sich in die Unterhaltung. Allerdings meist nur, so lange dieselbe möglichst allgemein gehalten wurde. . . . Auf Spezialgebiete in Kunst und Wissenschaft ging er nicht mit — das waren ihm unbekannte Bezirke. Der arme Kerl hatte eben nur eine sehr beschränkte Elementarbildung mit auf den Weg bekommen — auch ein Moment, das ihm eine gesunde Entwicklung und eine tiefere Auffassung von Kunst und Leben verwehrte und erschwerte.

Wir saßen bis Mitternacht. Auch Gottfried Heydenpeter war natürlich geblieben. Er hatte es sich in seiner Ecke „gemütlich" gemacht, streckte die Beine weit von sich und rauchte eine Zigarette nach der anderen und trank ein Glas Bier nach dem anderen. Er hatte augenscheinlich seine Mission in der Tretmühle des Alltags vergessen und den Ofen nicht minder, der sich selbst überlassen bleiben mußte . . .

Dann gingen wir auseinander — ich sagte Gottfried Heydenpeter Lebewohl, konnte es aber nicht über die Lippen bringen, ihn zum Arbeiten und Schaffen aufzumuntern. —

Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Ich glaube nicht, daß eine glückliche Wendung in sein Leben umgestaltend und emporblühend unterweilen getreten ist. An solchen kleinen, kärglichen Existenzen, die aber trotz ihrer Enge voll tragischer Tiefe sind, geht ja dann Fortuna zumeist teilnahmlos vorüber . . . .

Leipziger Kunstleben.

Sie stand jetzt längere Zeit im Zeichen des Vortrags, unsere Kunst. Das wäre an sich kein schlechten Zeiches; der Vortrag ist etwas, das unsere schnellebige Zeit allzugering wertet, und doch wiegt ein in Inhalt und Form vollendeter Vortrag oft dickleibige Schmöker auf. Universitäten und Kleinstädte, wo er die Haupt-

form der Bildungsvermittelung darstellt, sind in diesem Punkte wahrlich nicht schlecht daran. Dem Kriterium inhaltlicher und formaler Vollendung halten freilich unsere hier zu besprechenden Vorträge nur recht wenig stand. Gar nicht z. B. die des Herrn Köhler-Haußen über moderne Lyrik. Wenn über dieses Thema ein Mann redet, der neulich die Dreistigkeit vom Stapel ließ, die tschechische Litteratur stehe auf einem Niveau mit der indianischen, so wird man nicht viel Anregung erwarten. Sachlich würde die öde Rederei auch kaum einer Kritik wert sein, wenn nicht Herr Köhler-H. die Dinge zum Skandal aufgegipfelt hätte, und zwar am Liliencron-Abend. Anstatt an Liliencron zu zeigen, wie die Lyrik so ganz eigene Wege wandelt, wie hier auch der ein großer Künstler sein kann, dessen individuelle und soziale Lebensanschauung recht durchschnittlich anmutet, pries der Vortragende des Dichters Königstreue unermüdlich und — wahrhaftig, es ist so geschehen! — behauptete, Liliencron sei wie geschaffen zum Dichter für — Kriegervereine! Tableau! Nicht genug: am Schlusse bot Herr K.-H. Autogramme Liliencrons, das Stück zu 50 Pfennig, feil. Ob man bei Mehrabnahme Rabatt erhielt, weiß ich nicht. Jedenfalls ist damit eine neue Form der Leipziger Messe angebahnt, der wir glückliches Gedeihen wünschen.

Ganz anders steht es schon mit dem Cyklus, in dem Herr Moritz Wirth über den „Ring des Nibelungen als Weltgedicht des Kapitalismus" sprach. Eine treffliche Idee, die ein guter Redner in einem Vortrage glänzend ausgestalten könnte. Herr Wirth aber ist kein guter Redner — er liest gemütsruhig und eintönig alles ab — und begnügte sich nicht mit einem Vortrage. Er hielt sechs. Das ist ein bischen — Bandwurmkur. Und nun enthüllt Herr Wirth noch zwei recht unerfreuliche Eigenheiten: echt bayreuthisches Unfehlbarkeitsbewußtsein und philosophische Unklarheit. Soviele —ismen es je gegeben hat, soviele stecken auch im „Ring" drin; und Herr Wirth schält sie nun Szene für Szene heraus. Das ist die Methode, mit der unsere Gymnasien den Schülern den Kunstgenuß verekeln. Damit wird man eben leider keinem Künstler, und nun schon gar nicht dem größten Vollblutkünstler der neuesten Zeit — denn das ist Wagner — gerecht. Die Idee, daß Siegfried den Sozialismus verkörpert, würde uns viel sympathischer sein, wenn Herr Wirth sie nicht bewiese. Und so war man rechtschaffen froh, als der trockene Pessimist bei der „Meeresstille des Gemüts" angelangt, die „Urschuld" getilgt und der — Cyklus zu Ende war.

Bei dem dritten Vortrag aber traten zwei ganz moderne Menschen auf den Plan. Karl Lamprecht, der die echte via vox besitzt, die einst Langenbeck für den Redner forderte, entwarf uns ein prächtiges Bild der „Kultur Flanderns in seiner Blütezeit", und Herr Schreiber, des Kunstvereins wackerer Leiter, sprach, an den Vorredner anknüpfend, über „Vlämische Kunst". Das war ein herrlicher Abend, eine That des mir sonst wenig sympathischen Alldeutschen Verbandes.

Ja, die Vlämen sind zu uns gekommen; im Kunstverein haben sie ein farbenreiches Bild ihres Schaffens ausgebreitet. Der Gesamteindruck ist entschieden der (und auch jene Vorträge spiegelten das wieder), daß uns niederländische Art und Kultur in vieler Hinsicht näher steht als süddeutsch-österreichische — dem norddeutschen Empfinden nämlich; es ist doch eben eine Einheit von Dorpat über Danzig und Hamburg bis Gent. Ich kann hier nur die wertvollsten Schöpfungen streifen. Da ist zuerst Fernand Khnopff, der Vielgenannte, mit ein paar Landschaften und Gruppen von verschleierter, dämmeriger, geheimnisvoller Stimmung. Dann

der Brüſſeler Vanderſtappen, der eine Gruppe „Stedebowers“ voll überwältigender Härte und Leidensgrauſamkeit ausſtellt. Henry Ruls (Antwerpen) iſt mit zwei Landſchaften von unſagbar feinem Stimmungsgehalt und erſtaunlicher Technik vertreten; ihm reiht ſich würdig Iſidoor Verheyden mit ſeiner „Bleek“ an. Den Hauptanziehungspunkt bildete natürlich der litterariſche Vorkämpfer des abſoluten Pointillismus, der Tupfenmalerei, Theo van Riſſelberge, der ſeine ganze fabelhafte Kunſt in einem Damenbildnis konzentriert hatte. Das in Wahrheit Bedeutendſte ſcheinen mir freilich, wie ſehr ich auch darin von anderen mich entfernen mag, Eugen Laermans' Bilder „Kirmeß“ und noch mehr „Naderen van den storm“ darzuſtellen. Laermans' rückſichtsloſer Naturalismus im Stoffe, die bräunliche Tönung ſeiner Farben, die wuchtige Großzügigkeit der Zeichnung, vor allem die feſt ſtiliſierte, eckig-ſtarre Linienführung, die für dieſe niederdeutſchen Geſtalten wie eigens geſchaffen erſcheint — alles das vereinigt ſich zu einem wahrhaft packenden Eindruck, der ſich bei langer und häufiger Betrachtung nur immer vertieft. Prüde höhere Töchter mögen ſich entſetzt von dieſen Bildern abwenden, die freilich die nackte Wahrheit einer ganzen Volkskultur, aber mit einzigartiger Schönheit geſtalten; ich erblicke in ihnen eine geſundere, lebenswertere Kunſt, als in den unentwirrbaren „Offenbarungen“ der neukatholiſchen Symboliſten, an denen mancher ſich vergeblich ſeinen Kopf zerbrochen hat, und ſelbſt von Ruls, Verheydens und Wytsmans Landſchaften — letztere wieder von wunderſamer Zartheit — zog es mich ſchließlich immer zu der harten Kraftfülle Laermans' zurück, in dem mir eben das nationale am reinſten ausgeprägt, deſſen Kunſt mir eine echte, große Heimatskunſt zu ſein ſcheint.

Von vereinzelten Treffern abgeſehen, ebbten die Darbietungen des Kunſtvereins nach dieſen vlämiſchen Wochen recht ſtark. Seffner ſtellte eine Anzahl Büſten aus. Seine treue Wiedergabe der Züge iſt vielleicht ganz einzig, aber er erreicht ſie nur auf Koſten des großen geiſtigen Gehaltes; beſonders auffallend war das bei einem polychromen Relief des großen Phyſikochemikers und Materialismusüberwinders Oſtwald; bei der Büſte von His hatte ſich der Künſtler durch Symboliſierung mittels eines menſchlichen Embryos noch leichtere Arbeit gemacht. — Von Gemälden war mehr als genug Mittelmäßiges da. Heinrich Vogeler (Worpswede) ſtellte ein wunderbar duftiges und keuſches Bild „Frühling“ aus; Neuhaus, deſſen „Verlorener Sohn“ uns im Muſeum ärgert, brachte eine ſehr ungleichwertige Serie, in der „Ein Frühlingsbote“ und „Bei den Buchen“ an Stimmungsgehalt wie an Beleuchtungstechnik obenan ſtanden. Der Leipziger Architekt Schumacher legte u. a. Pläne zu einem Wagner- und Nietzſche-Denkmal vor. Wagners gewaltigen Genius künſtleriſch zu erfaſſen, war auch hier, wie ſo oft ſchon, nicht gelungen; der Nietzſche-Entwurf dagegen zeugte von ſtarkem Hineinleben in dieſes Künſtlers grauſige Tiefe, wenn es mir auch ſehr bedenklich ſcheint, auf ſolchen Plänen beſtimmte Wetterſtimmungen anzubringen; wer ſagt Herrn Schumacher, daß über ſeinem Denkmal immer ſchwarzes Wettergewölk ſtehen wird — wenn's auch noch ſo ſchön dazu paßte? Der Entwurf iſt bedeutend genug, um auch ohne Tyranniſierung des Himmels zu wirken. Georg Zenker, der einſt viel Gutes hoffen ließ, enttäuſchte uns diesmal ſchwer. Ich fürchte, er iſt in Farbe und Zeichnung auf dem Wege zur Manier. Menſchen in geſpreizter Poſe ſind ſchon ſchlimm genug, aber Kühe in Photographieſtellung — da beginnt die Komik. Dabei beſitzt Zenker vollauf das Zeug, ganz ſeinen eigenen Weg zu gehen. Guſtav Wuſtmann be-

findet ſich noch im Stadium des Violettſehens. Vielleicht malt er uns den Leipziger Marktplatz ſpäter noch einmal in natürlichen Farben — bei ſeiner feinen, hauchartigen Technik kann man Gutes erwarten.

Aus der ungeheuren Hochflut unſeres Muſiklebens muß ich mich beſchränken, drei Ereigniſſe kurz hervorzuheben. Einmal das Muſikfeſt des Liſztvereins, eine ſtarke künſtleriſche That. Weingartner war Hauptdirigent. Es iſt ganz unbeſchreiblich, mit welcher unerhörten Kraft und doch Vertiefung er den herrlichen „Taſſo“ herausbrachte. Seine eigene Symphonie „Gefilde der Seligen“ iſt ein fein gearbeitetes Stück, aber ſo ganz im Geiſte des ſchon Dageweſenen nach Inhalt und Form, daß es ſtellenweiſe geradezu langweilte. Nicht viel anders ſtand es um ſeine G-dur Symphonie: eine durchaus vornehme, man möchte ſagen ariſtokratiſch feine Muſik, die ſich nie aufdrängt, dafür aber auch nie fortreißt; die Urbanität, die Kant einſt an der Muſik vermißte, iſt vielleicht das höchſte Kriterium Weingartners. Mit dem Sturm und Drang Liſzts gab das einen faſt pikanten, aber doch ſchließlich zu Ungunſten Weingartners wirkenden Kontraſt. Jedenfalls galten die ſelbſt für das beifallswütige Leipzig unerhörten Ovationen mehr und auch mit mehr Recht dem Dirigenten als dem Komponiſten; der Dirigent, der die neunte Symphonie mit hinreißender Begeiſterung leitete, hatte ſie reichlich verdient. Einem andern, größeren, freilich blieben ſie in dieſem Maße verſagt: Richard Strauß, der ſeinen „Zarathuſtra“ hier ſelber herausbrachte. Bei Strauß iſt es immer das Gleiche: theoretiſch möchte man und kann man auch opponieren — praktiſch unterliegt man wehr- und hilflos. Die guten Leiziger waren allerdings ſehr verblüfft. Ein veritabel lachendes, kicherndes, lächterndes Inſtrumentarium hatten ſie doch noch nicht gehört. Was Strauß der Muſik an neuer, reicherer Ausdrucksweiſe geſchenkt hat, iſt ganz unerhört. Und was er ſich an Inſtrumentation leiſtet, — ja, daß er das darf, ohne unerträglich zu werden, iſt der beſte Beweis für ſein Volldlutkünſtlertum. Er iſt unſere Hoffnung und keine kleine. Ihn heute ſchon mit Wagner zu vergleichen, wäre thöricht; er iſt heute in gewiſſem Sinne ſchon über ihn hinaus und in anderem Sinne längſt noch nicht an ihn heran. Wagners ganze Größe hat uns wieder einmal Rikiſch offenbart, als er im Gewandhauſe die „Tannhäuſer-Ouverture“ brachte. Es war ein Ereignis, eine That. Ich finde, hier liegt alles beieinander, was an Wagner ewig, gewaltig, bezwingend iſt; hätte er ſonſt nichts hinterlaſſen, als dieſe Ouvertüre: er gehörte zu den wenigen Großen der Menſchheitsgeſchichte, deren Schöpfungen die höchſte Verklärung ihrer Zeit ſind und eben darum zeitenlos alles überragen.

Nach dem Vater der Sohn. Mit ſchweren Zweifeln ging ich in den „Bärenhäuter“ hinein und mit herzlicher Freude kam ich heraus. Siegfried iſt kein Genie, aber ein hübſches und originelles Talent, das uns noch manches Gute und Beſſere ſchenken kann. Alles übrige hat ja mein Münchener Kollege im Kunſtbriefſchreiben geſagt, und ich habe nichts hinzuzufügen. Die Aufführung in Leipzig war nach des Komponiſten Zeugnis die beſte überhaupt; der niedliche Neid Münchens hat hier viel Heiterkeit erregt — warum gönnt man uns Armen nicht dieſe eine Oaſe in der Kunſtwüſte? Siegfrieds Bildnis war wochenlang geradezu ein Wallfahrtsort, zu dem junge Damen aller Stände in jenen Altersſtufen pilgerten, die ſolcher Stärkungen bedürfen.

Und nun noch ein muſikaliſches Ereignis: Yvette Guilbert. Ihre Bedeutung, das Einzigartige ihrer Kunſt, iſt in den letzten Monaten bis zum Überdruß klargelegt worden. In Leipzig ſprach man zumeiſt nur von dem — Honorar, das

man für eine „Chanſonnette“ natürlich unerhört fand. Yvette wurde hier gar nicht verſtanden. Die guten Leipziger hatten auf dralle Waden, nackten Buſen und geile Augen gerechnet. Nichts von alledem; und daß das Tingeltangel zum Tribunal, der Chanſon zum furchtbaren Anklagegedichte werden kann, begriffen die meiſten nicht, und wenn ſie es begriffen hätten, wäre ihnen das jedenfalls ſchon zu bunt geweſen für ihre guten 5 Mark. Woher ſollen ſie im Variété einen tieferen Sinn ſpüren? Du lieber Gott ... „oii's sont toiiement ingénues ...“

Und unſer Stadtthealer? Soll ich vielleicht von den Premièren des „Schlafwagen-Kontrolleurs“ oder der hundertſten Aufführung des „Weißen Rößl“ ſprechen? Nein, wenn ich hier nur aufzählen wollte, was wir wieder alles *nicht* zu ſehen bekommen haben — es hieße den Raum mißbrauchen. Der einzige lichte Punkt: „*Fuhrmann Henſchel*“. Schikowski nannte es hier die ſtilreinſte Tragödie des Naturalismus; ich gehe noch weiter: es iſt ein großes und vollendetes Kunſtwerk. Da ich in der „Geſellſchaft“ an anderer Stelle über das Drama ſpreche, ſo beſchränke ich mich hier auf dieſes Urteil. Die Aufführung — ja, man gab ſich redliche Mühe. Taeger als Fuhrmann war gut; Frl. Laue als Hanne — na, ſie hat nie eine Quolsdorfer Magd geſehen, und wenn ſie eine geſehen hätte, könnte ſie keine darſtellen. Über den Dialekt ſchweige ich; zwei Stunden vom Schauplatze des Stückes aufgewachſen, empfinde ich hier auch die beſten Leiſtungen noch als Verletzung der heimatlichen Laute. Das Publikum klatſchte matt. Daß Hauptmann hier den tiefſten Griff gethan, die natürliche Welt- und Lebensanſchauung des Volkes, Fatalismus und Utilitarismus, zum Kunſtwerk geſtaltet hat — das iſt noch ganz anderen Leuten nicht klar geworden, darum darf man es der Maſſe der Theaterbeſucher nicht übel nehmen.

Dann machte man wieder einmal einen Verſuch mit Anzengruber. „Das vierte Gebot“ wurde faſt abgelehnt. Das hat Anzengruber nicht verdient — aber ſoviel meine ich auch: dieſem Miſchmaſch von Burleske und Sentimentalität kann man weſentlich hiſtoriſche Bedeutung beimeſſen. Der Dichter hat als einer der erſten die Wahrheit des Determinismus geahnt und zu geſtalten verſucht. Aber ſchon das aufdringlich Lehrhafte, Moraliſierende bringt ihn um den Kranz des Vollkünſtlers. Er war mehr Dichter als all die glatten Virtuoſen ſeiner Zeit, viel mehr; aber ihn in einem Atem mit Hebbel zu nennen, das iſt ſchlechthin Unfug. Und es iſt doch ſehr die Frage, ob wir in Norddeutſchland nicht Beſſeres zu thun haben, als verkannten öſterreichiſchen Genies zum Siege zu helfen. Sollten wir nicht erſt einmal anfangen, unſeren Hebbel, dieſen Wegbereiter Ibſens, zu verſtehen?

Weiteres habe ich vom Theaterleben Leipzigs nicht mitzuteilen. Doch halt, noch eines: Herr *Max Staegemann* hat vom „Rat“ auf weitere, ich glaube auf ſieben, Jahre die Leitung der *drei* Stadtthealer gepachtet. Warum auch nicht? Ruhe ſanft, Pleiße-Athen!

Ernſt Gyſtrow.

Kritik.

Neue Lyrik.

Paul Remer; Johanniskind, Sommerlieder. Schuster & Loeffler, Berlin. 1899. (Mit dem Bilde des Dichters.)

Oskar A. H. Schmitz; Orpheus. Hermann Lazarus, Berlin W.

Dr. A. Renner; Das lyrische Wien. Eine moderne Lese mit Dichtungen von Ferdinand von Saar, J. J. David, Franz Herold, Herm. Hango, J. Kitir, Felix Dörmann, Frhr. K. v. Levetzow, Arnold Hagenauer, Paul Wilhelm, Carl M. Klob, H. v. Hofmannsthal. — Wien. 1899. G. Szelinski.

Naivität und bewußte Kunst, Eigenart und Maniriertheit sind Grenzen und Fackeln in unserer Lyrik. Bezeichnend ist es für das deutsche Lied und seine Zukunft, daß Süden und Norden sich wesentlich anders zur Kunst stellen. Der Mecklenburger ist naiv, kindlich, warm, innig; der Rheinländer international, und Wien?

Paul Remer ist so ein Träumer, ein glücklicher, sonniger Mensch mit großer Leidensfähigkeit. Romanisch, wie nur ein Deutscher es sein kann, gut und herzlich, voll Sehnsucht und Empfindung. Pantheist natürlich, so schlagwortähnlich das klingen mag, Pantheist mit aller Wärme und Weltfrommheit, mit aller Glückseligkeit innerer Einheit. Wer mag romantischer sein? — Der Dichter spricht:

„Du willst von mir ein Liebesgedicht? . . .
Mein Herz ist voll Liebe und dichtet nicht,
erst müssen die Stürme vertosen —

Wenn es sehnsuchtstill im Mondschein liegt,
einen Kahn mit singenden Mädchen wiegt,
dann träumt es von roten Rosen . . ."

Das Johanniskind hat große Augen; es ist immer wo anders mit seinen Gedanken und kann so glücklich sein und so bitter weinen. Die ganze Seele unseres Volkes ist so ein Johanniskind, das von der blauen Blume und von sonnigen Ländern träumt, — Paul Remer ist so durch und durch deutsch, so Fleisch von unserm Fleisch, daß auch der Ton, der ihm am eigensten ist, alle Saiten unserer Seele rührt. Seine Stoffe sind kaum neu, Liebe, Sehnsucht, Traum. Aber er kennt ihre Tiefen und hebt viel Gold mit reichen Netzen. Eines ist zu bemerken, wenn er das Wort „Mutter" ausspricht, ist er von eigentümlicher Gewalt, — vielleicht, weil ihm die Stimme zittert? — „Johanniskind" ist ein feines, schönes Buch.

„Orpheus" schaut anders in die Welt; die Verschiedenheit der Titel ist für den Inhalt fast bezeichnend: Naivität und Maniriertheit. Nicht, als ob Schmitz nun innerhalb seiner Manier Original wäre, im Gegenteil ist es bedauerlich, daß sein Aufenthalt in Paris ihn so sehr in Abhängigkeit von der französischen Lyrik gebracht hat; ja, es ist oft, als habe man Übersetzungen aus Régnier, Mallarmé, Hérédia vor sich; Baudelaire muß dem Buche das Motto stellen. Auch die häufige, allzu häufige Anwendung des Relativums weist direkt auf französischen Ursprung, den wohl auch der Dichter kaum wird ablehnen wollen. Die weichen Verse sind voll melancholischer Musik, Fontänenzauber und Weingitter, weiße Marmorhallen und blaue Inseln — das ist die Abendkunst unserer Dékadence, die ihren wundervollsten

Ausdruck in den beiden grundverschiedenen Verlaine und Régnier fand.

Auch das lyrische Wien liegt im Seine-Departement; und ganz bis zum letzten Grunde seine Heimat zu verleugnen, wäre ja fade. Fast noch fader, als tiefe Empfindungen zu hegen. So im allgemeinen. — F. v. Saar ist einer von denen, deren Lyrik fast durchweg Arbeit ist, deren Lieder keinen Glanz, keinen Schmelz besitzen. Er sagt es selbst in einem „Arbeitergruß" überschriebenen Gedicht: „Du ahnst nicht, wie ich hämm're Und feile Tag für Tag" — und seine Verse geben ihm fast immer recht. Selten, daß ihm einfache Bilder gelingen; seine „Landschaft im Spätherbst" ist wunderbar, aber sie fehlt in dieser modernen Lese. Von weit größerer Wucht und Tiefe ist J. J. David. Sein „Von Zweien" aus den „Gedichten" (1892), das in dieser modernen Lese nicht zu finden ist, besitzt eine große dramatische Gewalt, sein Ausdruck zehrender Sehnsucht ist zitternder, wilder, als F. v. Saar ihn finden würde. David ist vielleicht einer der ersten Lyriker Wiens; auch Herold und Hango besitzen seine Stimme und Kraft nicht, wenngleich Hango schon tiefer grädt als mancher andere. Gerade in Hango scheint sich schon die neue Lebensauffassung, das heilige Ja der Versöhnung zu lösen, er träumt „vom ewigen Sieg des Lebens". Und Kitir? Zwar ist er noch nicht zu einem „Leid der Größe" berechtigt, aber er bringt doch eine unzweifelhafte Versbegabung seinen Stoffen entgegen. Er besingt die „Rosenseife", die „Lieblingsspeise", die „Mütze", die „Thürglocke". An den Stoffen erkennt man den Dichter nicht, sondern an der Behandlung. Kitir ist noch nicht ganz frei von Vorbildern; seine „Zaudernde Liebe", ein Gedicht, das jüngst in die „Neuen Lieder fürs Volk" aufgenommen wurde, ist wohl im Versbau dem Hauptmannschen Weberprolog ähnlich. Aber unverkennbar ist Kitirs Streben, auch im Versbau Eigenartiges zu bringen, nachdem er in der Wahl seiner Stoffe fast schöpferisch genannt werden konnte. Auch ist in seinen „Lyrischen Radierungen", denen die Auswahl entnommen, eine eigenartige Entwickelung zu spüren, Form und Inhalt scheinen zu wachsen. — Felix Dörmann ist als Baudelaires Getreuer längst bekannt; Frhr. C. v. Levetzow weniger, vielleicht ein Gegenstück in seiner wilden, stürmischen Gewaltthätigkeit. Ein Höhenmensch der Empfindung mit prachtvoller Extase. Gegen ihn sticht Arnold Hagenauer wieder merkwürdig ab; dies Leben ist ja so sehr schmerzenreich, da wird das mystisch-weiche Dämmern zu einer lieben und notwendigen Lebensstimmung. Auch Paul Wilhelm hat den Konnex mit der Urkraft scheinbar verloren, wenn auch sein Auge und seine Stirn heiterer und beglückter sind. C. M. Klob bittet im „Notschrei" Gott um Begeisterung.

Da haben wir Wien. Ihr brennt nicht mehr und habt darum keine Flammen; und wenn Ihr keine Flammen habt, wie wollt Ihr leuchten? Von einer merkwürdigen Macht sind Hofmannsthals Verse; nicht, daß er gerade ein Lyriker, ein Liederdichter zu nennen ist, aber seine ungemeine Grazie, der große Kunstverstand und die manchmal frappierende Plastik seines Ausdruckes bilden ein so bewundernswertes Ganzes, daß es nicht mehr not thut, sein Wesen zu rubrizieren, daß man ihn eher als besondere Individualität mit all ihrer Eigenart wird gelten lassen wollen. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade das lyrische Wien jede große Individualität vermissen läßt. Auch in der Lyrik ist der „Zug nach dem Norden" unverkennbar. Welch ein Unterschied zwischen dem Mecklenburger und dem Wiener, welche

Frische im Norden, welche Mattheit an der Donau! Es ist die Gewißheit, daß Größe nur geboren werden kann aus der ehrlichen, geraden Natur, daß Größe aus Gesundheit und Kraft nicht minder hervorgeht, als aus den ihr eigenen geistigen Postulaten, — wenn wir uns heute bedauernd von einer Schar junger Dichter wenden, die das Gebot unserer Zeit und den Pulsschlag der neuen Herzen nicht zu spüren scheinen. Glückauf aber jedem Talente unter ihnen, das am Bau der Zukunft arbeiten will!

Otto Reuter.

Anthologien.

Die „Freiheitsklänge", die die Verlagsgesellschaft „Münchener Freie Presse" (München, 8°, 209 S.) herausgegeben hat, sind ganz auf den demokratisch-demagogischen Ton der Jahre 1848/49 gestimmt. Unsere Jugend, die sich immer mehr nach nationalem Leben sehnt, ist allzu geneigt, in diesen Kampfjahren nur eine Explosion thörichten Volkssehnens zu sehen, und nicht selten begegnet man in dem Urteile über jene Kampfjahre einer unerhörten historischen Unkenntnis. Gewiß denken wir kühler über die Ideale jener Zeit, aber es war für jene Zeit echt deutscher Idealismus, der darum kämpfte, das Volk an der Regierung teilnehmen zu lassen. Es ist ein trauriger Mut, über abgelebte Ideale zu spötteln, so lange man nicht gleichwertige an die Seite zu stellen hat. Wer diese Anthologie liest, mit ihrem klirrenden Zorn und ihrer grellen Wut, mit ihrem eindringlichen Pathos und ihrer entflammenden Begeisterung, der wird den Kulturwert der Lyrik der Jahre 1848 höher bemessen, als ihren poetischen, aber auch dieser ist bisher in der politisch-pathetischen Lyrik der Gegenwart unerreicht geblieben. Jetzt, wo man geneigt ist, der in der Stille weltabgewandter Seele entsprungenen Lyrik allzuhohen Wert beizumessen (s. Hofmannsthal, George, Dauthendey u. a. m.), thut einem ein Wasserstrahl Herweghscher Lyrik ordentlich wohl:

Ach, es will finster werden, wohl finster überall,
Doch ist die Nacht auf Erden ja für die Nachtigall.
Heraus denn aus der Wolke, die, Sänger, euch umflort;
Erst predigt eurem Volke das freie Wort!"

In diesen „Freiheitsklängen" befindet sich ein Lied von F. H. Ad. Weiß aus dem Jahre 1890, betitelt „Demokraten voran", in dem die Zeile steht: „Voran für Deutschland, das Herz der Welt!" Der Demokratenfänger hat hier ein nationales Geständnis abgegeben, das ihn für die Anthologie des Deutschbundes Dr. Langes, für „Aus deutschem Herzen" (Norden, Diedr. Soltau, eleg. geb., 372 S.) geeignet macht. Diese Sammlung lyrischer und halbepischer Dichtung ist in mehrfacher Hinsicht vorzüglich. Was der Ausschuß des Deutschbundes, dem die Auswahl oblag, bezweckte (es sollte in jedem Tone ein echter Akkord aus dem Gemütsleben der deutschen Volksseele dem Leser entgegenrauschen), ist unzweifelhaft erreicht, nur hätte dieser „Akkord" noch voller erklingen können, wenn man sich weniger angstvoll gegen die Moderne und gegen — H. Heine gewehrt hätte. Was selbst H. v. Treitschke, selbst der Antisemit Dr. O. Zimmermann vielen Gedichten Heines zugesteht, daß sie aus tiefster deutscher Seele stammen, ist der Verbohrtheit des Deutschbundes leider unbekannt geblieben. L. J.*)

Litterar-Psychologie.

Heinrich v. Kleists Reise nach Würzburg. Von Max Morris. Berlin, C. Skopnik. 1899. 45 S. M. 1,—.

*) Die zahlreichen Besteller meiner „Neuen Lieder fürs Volk" (à 10 Pf.) wollen sich direkt an die Kolportagefirma M. Liemann, Berlin C. 25, Füsilierstr. 11, wenden. L. J.

Die Ironie des Schickſals iſt oft grauſam; und grauſam wendet ſie ſich jetzt gegen die Dichter-Philologie. Lange genug mußten wir daran glauben, daß die Wahl der Strümpfe zur Erkenntnis der Perſönlichkeit und ihrer Stimmungen Beiträge liefere; nun kommt die freche Medizin und meint, es gebe ganz andere Vorgänge, die das Seelenleben alterierten, und gerade bei unſern Genies werde man nicht vergebens danach ſuchen. Von Goethes vortrefflichem „Magenleiden" zog W. A. Freund unſanft den Schleier hinweg, und heute riskiert Morris mit einem ähnlichen Wagnis den Zorn der keuſchen Philologie. Ich ſage abſichtlich: „mit einem ähntichen"; denn warum Morris im Vorwort gegen einen Vergleich mit „gewiſſen berüchtigten Forſchungen über Goethe" ſich wehrt, iſt mir wenig erklärlich. Waren doch die „Goethe-Pathologen" ſo zahm, daß ſie das ſchreckliche Wort Syphilis durch das niedlichere „ſpezifiſche Krankheit" erſetzten! So prüde iſt Morris nicht. Er ſagt frei heraus, daß Kleiſt i. J. 1800 an pſychiſcher Impotenz infolge maſturdatoriſcher Neigungen gelitten und zum Zweck der Heilung die Reiſe nach Würzburg unternommen hat. Die Beweisführung iſt geradezu glänzend gelungen; eine meſſerſcharfe Logik paart ſich mit knappem, phraſenloſem Stil, und nur aus der kleinlichen Prüderie unſerer Kleiſtbiographen erklärt es ſich, daß ſie den von Morris auf wenigen Seiten entwirrten Knoten nicht längſt gelöſt haben. Nun mögen ſie zetern: uns Wahrheitliebenden wird Kleiſt durch dieſe Schrift unendlich viel näher gebracht. Oder giebt es etwas Heldenhafteres, als ſeiner Braut ein ſolches Leiden nach ſeiner Geſundung zu geſtehen? Das iſt wahrlich eine That, die Tauſende nicht zu erwägen den Mut haben würden, geſchweige denn auszuführen. So müſſen wir Morris nur dankbar ſein; er hat eine klaffende Lücke in Kleiſts-Leben ſo ausgefüllt, wie es zu dieſem preußiſchen Heldenleben voll und echt ſtimmt. Und nun mag er die Steine getroſt fliegen laſſen. Denn fliegen werden welche, auf Kleiſt wie auf ihn, deſſen bin ich ſicher; irgend ein Theolog oder Philolog im teutſchen Vaterlande wird den traurigen Mut beſitzen. Den Dichter aber wie ſeinen Biographen deckt der Schild des rückſichtsloſen Wahrheitsmutes.

Ernſt Gyſtrow.

Kunſtpflege in Bayern.

Kittel und Schurzfell! Glanzlichter auf Münchener Kunſtpflege von Prof. Chriſtoph Roth, Bildhauer. Stuttgart, Robert Lutz. 32 S. Mit fünf Vollbildern und fünf Illuſtrationen.

„Eine ſolche Art Kunſt mit Kittel und Schurzfell kommt nicht in die Glyptothek!" beſchloß die „Klique" — der Miniſter und die Mehrheit der ſtaatlichen Ankaufs-Kommiſſion waren belehrſam und gefügig, und ein großes modernes Kunſtwerk eines vaterländiſchen Meiſters, die plaſtiſche Gruppe „Im Sterben" von Prof. Roth (iſt in der Berliner großen Kunſtausſtellung zu ſehen) wurde vom bayeriſchen Staate abgelehnt. Dafür bekam das Werk von der Preis-Jury die goldene Medaille. Herr v. Vollmar brachte die merkwürdige Geſchichte in der bayeriſchen Abgeordneten-Kammer zur öffentlichen Beſprechung. Vor dem breiteren kunſtverſtändigen Publikum nimmt nun auch Prof. Roth ſelbſt das Wort. Er gehört zu den ſtarken, offenen Naturen, von denen der Satz gilt: „Je mächtiger der Feind, je kräftiger der Mut." Seine Schrift iſt ein Charakter-Dokument, zugleich ein wertvoller Beitrag zur deutſchen Kunſtgeſchichte. Es wird nicht gelingen, ſie totzuſchweigen, noch weniger, ſie zu widerlegen. Der Autor wartet mit Thatſachen auf, die nicht wegzudiſpu-

tieren ſind. Seine Glanzlichter „ſitzen“ und werden ſelbſt von Schwachſichtigen nicht überſehen werden können. Nur offiziös und freiwillig Blinde, die auch in der Kunſt ſich in die Scheuklappen- und die Vogel Strauß-Politik eingeſchworen haben und davon alles Heil (für ihren Privatvorteil!) erwarten, werden ſie mit löblichem Eifer zu ignorieren verſuchen. Aber die Wahrheit geht ihren Weg — und der vergewaltigten Tüchtigkeit muß ſchließlich doch ihr Recht werden. Die intereſſante, vornehm ausgeſtattete Schrift empfiehlt ſich ſelbſt.

M. G. C.

Rudyard Kipling-Litteratur.

Rudyard Kipling. Ein Verſuch ſeiner Würdigung von G. F. Monkshond. (W. J. Clarke.) Graening & Co. 5 sh. Der Kipling-Führer. Ein Handbuch zu Rudyard Kipling, ſein Leben und ſeine Schriften, nebſt einer Bibliographie ſeiner Werke, von Roderton. (Birmingham: the Holland Com. 1 sh.)

Beide Bücher ſind augenſcheinlich dazu beſtimmt, den faulen oder überbürdeten Leſer aus zweiter Hand mit der Perſönlichkeit und der litterariſchen Produktion eines Mannes bekannt zu machen, der im öffentlichen Leben „gewaltig glänzt“. Von den beiden Verſuchen iſt der Clarkes umfaſſender, da er verſucht, mehr als bloße Thatſachen zu geben. Nachdem er die Biographie und Beurteilung geſchrieben hatte, ſcheint er beide dem Beurteilten unterbreitet und ihm eine ſehr intereſſante, kleine Epiſtel abgeſchmeichelt zu haben. Sie lautet wie folgt:

„Ich habe Ihr auf der Schreibmaſchine hergeſtelltes Buch mit großem Intereſſe geleſen und geſtehe, daß ich Ihre Begeiſterung ſehr bewundere. Aber ſcheint es Ihnen nicht, daß ein Werk dieſer Art am beſten erſt nach dem Tode des behandelten Autors veröffentlicht würde?

Es giebt ſoviele Wege, auf denen ein Lebender in Ungnade fallen kann, daß ich, an Ihrer Stelle, mich fürchten würde, ſoviel Begeiſterung durch den Druck zu verewigen, bevor ich meines Mannes ganz ſicher wäre .....

Bitte, glauben Sie nur ja nicht einen Augenblick, daß ich Ihre Begeiſterung nicht zu ſchätzen wüßte. Aber die Dinge vom Geſichtspunkte des Publikums aus betrachtet, zu welchem ſchließlich Ihr Buch doch kommen muß — kann irgend etwas, das Mr. Kipling geſchrieben hat, ein ganzes Buch über ihn rechtfertigen?“

Clarkes Kommentar zu dieſem Brief iſt auch der Erwähnung wert:

„Hierfür könnte und kann nur eine Antwort möglich ſein: Und ein ſimpler Steinmetz ſteht ſtaunend vor der Demut eines „Meiſters“, der da, abgeſtiegen in alle Geheimniſſe ſeiner Zunft, jahrelang ſaß zur rechten Hand des Erfolgs.“

Wir ſind nicht ſicher, ob Kipling mit Clarkes Verſuch gedient war. Es giebt Gemüter, die ſich unwiderſtehlich gereizt fühlen, das zu verſchmähen, was ihnen enthuſiaſtiſch angeprieſen wird, und wenn etwas in dieſer Monographie hervorragt, iſt es der Enthuſiasmus. Wir vermuten, daß dies Kipling vorgeſchwebt hat, als er ſeine leichte Ablehnung ſchrieb, und der alte Spruch: „ſchütze uns vor unſeren Freunden“, ſcheint hier ſehr am Platze zu ſein. Kipling konnte natürlich weder Clarke noch irgend jemand anderen hindern, ihn zu verhimmeln, aber wir ſind überzeugt, daß man ſolch ein Werk verſchieben ſollte bis nach dem Tode des Autors. Doch dies würde den Zwecken eines modernen Bücherſchreibers nicht frommen, und vielleicht würde Kiplings liebenswürdige Natur ihn haben zögern laſſen, gegen den Broterwerb eines Nebenmenſchen einzuſchreiten, ſelbſt wenn er,

um dies zu erlangen, hätte am Pranger ſtehen müſſen.

Mr. Clarke iſt zu rhapſodiſch; dafür eine Probe: „Hört Robert Louis Stevenſon! „Es iſt viel vom lebendigen Teufel in Kipling. Seine feurig hämmernden Pulſe geben ihm eine beſondere Stellung. Seldſt ſeine Vorliebe für journaliſtiſche Effekte, es iſt eben ein Strom von Leben in allem!" Hier — darin liegt das Geheimnis! Geh ſchlafen. Du wirſt erwachen, Dich erinnern, wirſt verſtehen! Du wirſt verſtehen, daß dieſer Mann — von dem behauptet wird, daß er eines ſtrengen Strebens unfähig ſei, der weder ein Gedicht von 20 tauſend Zeilen, noch eine Novelle von einer viertel Million Worten hervordringt — von dem man erzählt, daß er nur vermag, die Dinge zu überhaſten, Dinge, ſo kurzlebig als ſchnell entſtanden, — Du wirſt verſtehen, daß dieſer Mann Bilder des Lebens malen kann, geſchaut im Blitz der Intuition, Lieder des Lebens ſingen kann, eingegeben vom Schlage des Herzens, Dinge machen kann, die leben werden, ſo lange die Sprache lebt, da ſie immer und immer vom Leben handeln, und abermals vom Leben!"

Aus „kurzer Zeugungsfähigkeit und lebendiger Scharfſichtigkeit" beſteht, nach Clarke, „Kiplings Art". Eine ſchwache Nachahmung derſelben, mit einem Einſchlag der Carlyleſchen, iſt Clarkes Manier. Seine zuſammenfaſſende Betrachtung über Kipling kann als Beiſpiel genannt werden:

„So wie es viele Götter giebt, und viele Herren, ſo ſind viele Kritiker und viele Kritikaſter, und die Hand der letzteren hat nicht leicht auf Kiplings Werken gelegen." „Es würde gewagt ſein, zu ſagen, welchen Platz Kipling in der Litteratur der Zukunft einnehmen wird", ſcheint das ſtehende Loſungswort der letztgenannten Klaſſe von Schriftſtellern zu ſein. Sie betrachteten ihn wie einen alltäglichen, öffentlichen Gaukler, und waren gewillt, ihn abzuſaſſen, da er einen Aufſtand verurſacht hatte. Und ſeldſt in dieſen Tagen kommt von gewiſſen Seiten ein gewiſſes feindliches Grollen. Aber, wenn alles angeführt iſt über ſeinen Kultus von „Wächter, Waffen und Wehre", wenn alles ausgekramt iſt über „Briten und Brutalität, über Bier und Blutdad", wenn alles ausgeſchöpft iſt, an Fehlern — mit und ohne Alliteration —, ſo ſind wir zu dem Schluſſe gelangt, daß, obwohl R. Kipling zufällig nicht William Shakeſpeare iſt, es nicht für gut findet, Shelley nachzuahmen, oder es ihm nicht gelingt, Sterne nachzuäffen, er doch, wo immer er Liebe, Ehre, Wahrheit, Kraft, kurz Verdienſt irgend einer Art gefunden, er dies mit litterariſcher Kraft erreicht hat. Und, obwohl erſt ſeit kurzem, zeigt er eine leichte Neigung zu Predigen, welchen Fehler er jenen Verbindungen von Schauſpielern und Renommiſten laſſen ſollte, denen es ſo gut gelingt, viele Weider zu gewiſſen Gemeinden zu verlocken. — R. Kipling iſt trotz alledem ganz unſchuldig am Aufkommen einer Art von „Anglo-ſächſiſchen Rowdytum"; während er der Mann und Künſtler bleibt, der er iſt, wird R. Kipling nach wie vor unſchuldig ſein an all der Hyde-Park-Rhetorik, an all den Ungezogenheiten, was Geſellſchaft und Raſſe betrifft." Sonderbar iſt nachſtehendes Urteil Clarkes:

„Ich bin niemals einer Frau begegnet, die eine Kipling-Verehrerin geweſen wäre, und ich würde es ihr nicht geglaubt haben, wenn ich eine getroffen hätte. Die Schriften R. Kiplings reizen die Frau nicht, vielleicht liegt es nicht in Kiplings Abſicht. Erſtens glaubt er nicht, daß Frauenherrſchaft eine gute Regierungsform ſei, er glaubt nicht, daß die Frau das Salz des Leben iſt, (wie ſehr die „Sie" auch deſſen Zucker ſein mag), er anerkennt nicht die Superiori-

tät der „Sie“ über den brutalen despotiſchen „Er“ — (mit einem kleinen „e“). Zweitens weiß er nicht, daß Frauen das britiſche Reich ſchufen, damit es die Männer erfreue, weiß nicht, daß Frauen Brücken bauten, Docks zeichneten, Eiſenrüſtungen erfanden; aber er weiß, daß, obwohl eine Frau mit dem Muſter an den Knöpfen in der Polſterung ihres Wagens unzufrieden ſein kann, es einen ungezogenen, hülfloſen, dummen Mann gab, der die erſte und einigermaßen nützliche Lokomotive erdachte und ausführte. Drittens ſchreibt er nicht hübſch von ehebrecheriſchen Verwicklungen, verhüllt nicht das Nackte und parfümiert nicht das Faule, er verhimmelt nicht die Orte, wo ſich „der halb Trunkene über die halb Bekleidete“ lehnt, giebt keine Studie der Geſchlechts-Unterdrückung, mit der Etikette des religiöſen Eifers, kreuzigt Chriſtus nicht zum zweitenmale, um die Schweiß- und Blutstropfen an „Seinen Muskeln“ aufzuzählen, was alles die meiſten Frauen gerne ſehen und einige ſogar anbeten. Viertens, fünftens und ſechstens, R. Kipling ſchreibt für Männer. Und trotz alledem hat er ein Ding geſchrieben, was ſich „die Geſchichte des Bummlers“, und ein anderes Ding, das ſich „ohne Vorteil der Kleriſei“ nennt, und in ſeinem Stück über gereimte Journaliſtik „Ein kaiſerliches Reſkript“ hat er ein gewiſſes Verlangen und die allgemeine Heldenthat der ziviliſierten Männer ſtark betont: „Wir wollen für uns und ein Weib arbeiten, für immer und ewig. Amen!“

Daß Clarke die Werke R. Kiplings ſtudiert und Genuß daraus gezogen hat, mag man glauben, aber daß er ein befriedigender Kommentator iſt, erlauben wir uns zu bezweifeln. Wir unterzeichnen vollkommen ſeinen eigenen Ausſpruch: „daß jeder ſelbſt dieſe wundervollen Werke leſen müſſe“. Als ein Führer in ihnen wird Clarkes Buch gute Dienſte leiſten, aber wir glauben, daß nur wenige irgend einen Vorteil aus dem größeren Teil der Kritiken ziehen werden, die es enthält.

Was den „Kipling-Führer“ anlangt, ſo finden wir keinen Grund, Robertons kleines Büchlein zu tadeln, das durch Notizen aus Zeitſchriften und Zeitungen unnötig angeſchwellt iſt. Es wird möglicherweiſe vielen angenehm ſein, dieſe Items in einem Büchlein zu haben. Auch die Bibliographie wird Sammlern nützlich ſein uud ſie ſcheint auch erſchöpfend genug, da ſie nicht nur die Werke des Autors, ſondern auch Empfehlungen der Zeitſchriften und Artikel der Revuen enthält. Thatſächlich fängt die Litteratur, die um den Namen Rudyard Kipling emporwächſt, an, Schrecken einzujagen.

(A. d. „Literary World“ von E. Werner.)

Büchertiſch.

Bierbaum, Otto Julius, Das ſchöne Mädchen von Pao. Ein chineſiſcher Roman. Berlin, Schuſter & Löffler. 8°. 230 S.

Cleß, Alfred, Theoretiſcher Anarchismus, Zürich, J. Schabelitz. 8°. 127 S.

Grävell, A., Zum Kampfe gegen die Warenhäuſer. Dresden-Bl., Steinkopff & Springer. 8°. 96 S. M. 1,50.

Grunow, J., Buſchs Tagebuchblätter und die deutſche Preſſe. Leipzig, F. W. Grunow. 8°. 48 S.

Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 334 S.

Hölſcher, Prof. Dr. L., Unſere Taufnamen. Eine Erklärung über deren Sinn und Bedeutung. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 8°. 44 S. M. 0,50.

Hoppe, Dr. med. Hugo, Die Thatſachen über den Alkohol. Dresden, O. V. Böhmert. 8°. 217 S. M. 3,60.

Ibſen, Henrik, Sämtliche Werke. Bd. V. Kaiſer und Galiläer. Deutſch v. Paul Hermann. Mit Einleitung v. Paul Schlenther. Berlin, S. Fiſcher. 8°. XXIII, 319 S. M. 4,—.

Kaiſenberg, Moritz v., Die Ritter vom Sporn. Berlin, Karl Siegismund. 8°. 272 S. M. 4,—.

Kämpchen, Heinrich, Aus Schacht und Hütte. Gedichte eines Bergmanns. Bochum, H. Möller. 8°. 288 S. M. 2,25.

Key, Ellen, Eſſays. Berlin, S. Fiſcher. 8°. 344 S.

Kronenwetter, Franz, Michel Gaißmayr. Trg. in 5 A. a. d. Tiroler Bauernkriege v. 1525. Berlin, S. Fiſcher. 8°. 115 S. M. 2,—.

Kurnig, Der Peſſimismus der Anderen. Peſſ. „Geflüg. Worte" u. Citate. Leipzig, Max Spohr. 8°. 28 S. M. 0,60.

Merian, Hans, R. Strauß' Tondichtung „Alſo ſprach Zarathuſtra". Eine Studie über die moderne Programmſymphonie. Leipzig, Carl Meyer. 8°. 54 S.

Meysenburg, Malvida von, Memoiren einer Idealiſtin. 4. Aufl. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 3 Bde. XXIV, 399, 322, 298 S.

Perfail, Karl Freih. v., Die Entwicklung des modernen Theaters. Godesberg, Gg. Schlosser. 8°. 19 S.

Poetiſche Flugblätter. Her. v. J. Kitir u. C. M. Klob. Heft 20/21. P. K. Roſegger. Wien IV. M. 0,20.

Pöhlmann, Prof. Dr. R., Sokrates und ſein Volk. Ein Beitrag zur Geſchichte der Lehrfreiheit. München, R. Oldenbourg. 8°. 133 S. Geb. M. 3,50.

Polenz, Wilhelm v., Wald. Novelle. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 186 S. M. 2,—.

Proeltſch, Prof. Walter, Über die neueſten Veränderungen im deutſchen Wirtſchaftsleben. Vorträge. Stuttgart, W. Kohlhammer, 8°. 156 S. M. 2,—.

Rosner, Karl, Faule Ehen. Schauſpiel in 3 Akt. Berlin, Schuſter & Löffler. 8°. 88 S.

Ruſigk, Johannes, Die Spinne. Ein Blättlein Liebe. Zwei Einakter. Berlin, Dramaturg. Inſtitut. 8°. 60 S. M. 2,—.

Ruskin, John, Chapters on Art. Mit Bild. (Für d. Schulgebrauch.) Berlin, R. Gaertner (H. Heyfelder). 8°. 81 S.

Saitſchick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 162 S. M. 2,—.

Servaes, Franz, Präludien. Ein Essaybuch. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 414 S.

Schaumberger, Heinr., Gedenkſchrift zur Enthüllung des Sch.-Denkmals in Neuſtadt (Koburg). Her. von Wilhelm Rullmann. Wolfenbüttel, J. Zwißler. 8°. 51 S. M. 0,50.

Strindberg, Aug., Legenden. Dresden, E. Pierson. 8°. 236 S. M. 3,—.

* * *

Muſikalien (Lieder).

Goltermann, Georg, Trauungs-Geſang. (J. Schiff.) op. 131.

Meyer, Oskar, Fahr wohl. op. 9.

Derſelbe, Glück. op. 11.

Derſelbe, Wunſch. (Reinick.) op. 8.

Knorr, Iwan, Vom Jäger u. d. Mägdlein (4 Lieder). op. 10.

Sämtlich bei B. Firnberg, Frankfurt a. M.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Weſtf.

Band III. * 1899. * Heft 3.

Ein Beitrag zur Metaphysik der Geschlechtsliebe.*)

Von Christaller.

Metaphysik ist noch nie etwas anderes gewesen als Dichtung, erhabene Dichtung. Daß immer bisher die metaphysischen Künstler die gläubigen Opfer ihrer Schöpfungen waren, wen kann das wundern? Auch anderen Künstlern ist es seit Pygmalions Tagen oft ebenso gegangen. Glauben nicht auch wir anderen, die wir nicht Künstler von Beruf sind, nur zu oft an die Realität unserer Dichtungen? fast immer, wenn wir uns verlieben oder Freundschaft schließen. Und gar die allgemeine Menschenliebe! welch ideologische Dichtung muß man glauben, um Philanthrop zu sein. Aber die Glaubensfähigkeit des heutigen Menschen ist im Abnehmen begriffen. Auch die Philosophen finden immer weniger Gläubige; bei Nietzsche streiten schon seine Freunde, ob er Dichter oder Philosoph sei. Nun, beides ist eben eins. Bald werden auch die Philosophen selbst ihre Systeme nicht mehr glauben, sondern bewußt dichten. Sie werden nicht anders an sie glauben, wie die übrigen Dichter an ihre Romane; und wenn sie Talent haben, werden sie viele Systeme dichten. Weltanschauung! Ich habe wohl ein Dutzend Welt-

*) Über die Geschlechtsliebe. Ein Beitrag zu ihrer Metaphysik von O. L. Leipzig, Otto Weber.

anſchauungen, wie ein Paſcha Weiber. Einige hab' ich lieber, das iſt wahr; aber ich habe ſie alle zwölf. Ich habe auch die des prachtvollen Menſchen, den ich hier vorſtellen will.

O. L. — genauer kenne ich ihn ſelbſt nicht — weiß ſehr viel, die merkwürdigſten Dinge, aber er wünſcht nicht, gefragt zu werden, woher er ſie weiß. „Ich entwickle keine Beweiſe," ſagt er, „denn um Beweiſe kümmern ſich die Menſchen nicht. Sie erzählen ſich von verſchiedenen Standpunkten aus, wie ſie die Welt anſchauen, und die Hauptſache im Kampf der Meinungen iſt die, daß man lebhaft und verſtändlich genug ſeine Wahrnehmungen vortragen kann; vielleicht, daß einer oder der andere auch auf die Warte des Redners ſteigt und zuſieht, ob er dasſelbe erblickt." (S. 8.) Der Verfaſſer hat beſonders die Warte Schopenhauers und Nietzſches beſtiegen; von letzterem hat er den Individualismus. Die Welt iſt ihm ein Maſſe unerſättlicher Ichheiten von den niederſten, den Atomen, bis zu den höchſten, den Menſchen. Das Weſen jeder Ichheit beſteht darin, nicht nur ſich behaupten, ſondern auch ſich vervollkommnen, immer höher über alle vorläufig geſteckten Schranken hinauswachſen zu wollen. Eine Äußerung dieſes Wachstumstriebes iſt auch die Zeugung: die Ichheit erblickt in einer anderen Ichheit ſolche Eigenſchaften, die ihr ſelbſt noch fehlen und von ihr gewünſcht werden; damit iſt die Geſchlechtsliebe erwacht und führt weiterhin zur Zeugung in der Abſicht, den Schatz der eigenen, angeborenen und erworbenen Fähigkeiten mit den ergänzenden Eigenſchaften des geliebten Weſens zu verbinden und ſo das vorſchwebende Ideal zu verwirklichen. Dies bedeutet aber nicht ein Abdanken der Ichheit zu gunſten des erzeugten Beſſeren, ſondern iſt nur ein Nebenprodukt des unerſättlichen Wachstumstriebes, dem nicht einmal der Tod ein Ende macht. Der Tod iſt vielmehr nur, wie alle andern Erlebniſſe, eine Lektion, die das Ich empfängt, darüber nämlich, daß die gegenwärtige Form ſeiner Ichheit ungenügend iſt, noch unfähig, ein allſeitiges ungehindertes Auskoſten des Daſeins zu ermöglichen. Alle „Irrtümer büßt es durch Mißerfolge, und den größten Irrtum, nur ein Wurm oder ein Reptil oder irgend eine Willensform zu ſein, büßt es durch den Tod." (S. 10.) Folglich ſtrebt es höher; „das im Tod die beſchränkte Anſchauungsform des Stoffes für einen Augenblick hellſehend überwindende Ich" ſucht in der nächſthöheren Daſeinsform wieder ins Daſein einzudringen, wozu es „den Moment der Zeugung eines Paares jener höheren Art benutzen muß". (S. 12.)

Nun? iſt das deutlich? Ab jetzt, mit Hohngelächter! wer ſolche

Ideen nicht verdauen kann; wer aber bleibt, wird eine Fülle von Gesichten haben.

Der Verfasser denkt sich die Entwicklung so: Alle Erlebnisse der Ichheiten wirken auf ihre Fähigkeiten, die organisch festgelegt werden. Auf den untersten Stufen geschieht das natürlich in sehr einseitiger Weise: „Diese Art z. B. kann sich rasch fortbewegen, eine andere besitzt ein ausgezeichnetes Sehvermögen, eine dritte höchst sinnreiche Fang- und Freßorgane. Die verschiedenen Arten werden es daher für gut achten, im Tod ihre verschiedenen Individualitäten in eine zusammenfügen zu lassen, die diese Fähigkeiten vereinigt, wozu sie den Moment der Zeugung eines Paares jener höheren Art benutzen müssen." (S. 12.) Hier ist, wenn wir an die Zeit denken, in welcher die höhere Art noch nicht vorhanden ist, sondern erst werden soll, eine kleine Schwierigkeit, die etwas deutlicher hätte erledigt werden sollen. Verfasser erinnert nur kurz an die Sterutiere, welche durch direktes, nicht durch Zeugung vermitteltes Zusammenwachsen mehrerer Individuen zu einer etwas vollkommneren Einheit fortschreiten.

Auch für den Menschen, der erst werden soll, ist es notwendig, „daß sein Ich in irgendwelchen Tieren bis zu einer Stufe entfaltet war, wo es durch den Wachstumsdrang (dem der Tod kein Hindernis, sondern eine Förderung ist) zum Menschen erwachen konnte. Parallel der Sehnsucht eines Paares, die durch die vorhandene Eigenart eine ganz bestimmte Lagerung der Spannungslinien aufweist, ist eine ergänzende Sehnsucht und Spannung in einem oder mehreren Tieren zu setzen, die im Moment der Zeugung einerseits und des Todes andererseits eine geeignete Auslösung erfährt". „So erklärt es sich, wie einige Menschen deutlich in ihrer Eigenart bestimmte Tiercharaktere zum Ausdruck bringen, die oft auf den ersten Blick aus dem Gesicht sprechen. Dieser ähnelt einem Hunde, jener einem Pferde; Sängerinnen weisen oft ein Vogelgesicht auf" u. s. w. Vom Menschen dagegen wird nicht angenommen, daß er im Tod seine Individualität mit anderen zusammenfügen lasse; denken könnte man es ja ebensogut, namentlich von den Herdenmenschen, die ja vor dem kleinsten Gewaltmenschen so gern wie zu Brei werden.

Sehr schön und folgerichtig ließe sich hier die heute so vielfach beachtete indische Wiedergeburtslehre einfügen, ja, der Zusammenhang fordert sie. Denn durch ein paar Jahrzehnte Menschenleben kann doch das Tier von gestern nicht gleich den Gipfel der Vollkommenheit erreichen! Man sehe sich nur diese Zweifüßler an: die und auf dem

Gipfel? sind doch manchem Edelmenschen die Vierfüßler lieber, die wenigstens gebührend kuschen. Wunderbarerweise erklärt sich O. L. ausdrücklich als Gegner der Wiederverkörperungslehre und erwähnt auch keine andere Aussicht auf Wiederentwicklung, so daß man glauben muß, der Verfasser hält dies erste und einzige Menschenleben für den Gipfel der Entwicklung. Und dabei schildert er diesen Gipfel und das Ende der Persönlichkeit des Ich — wir werden nachher sehen — so erhaben, daß selbst ein Mensch von stärkstem Kaliber an seine Brust schlagen muß: Gott, hab' noch tüchtig zu steigen bis dahin! Und dabei schimpft er ferner allgewaltig über die degenerierte Kulturbestie, dieses Wollusttier, das ihm seinen heiligen Zeugungsakt so mißbraucht und zum täglichen Brot profaniert nach dem bekannten „scheußlichen Ausspruch Luthers". „Eine solche Gesinnung ist von der Idee der Schönheit des reinen Geschlechtsgenusses entfernter als die geistige Öde des ausgemergeltsten Wüstlings, der eher erwacht, als der normale, tugendhafte Familienvater." (S. 34.) Besonders auf den Mann schimpft er, der als der Stärkere sich „während tausender Generationen das Weib als eine höhere Art Haustier gezüchtet hat, was aber nicht verhindert, daß dieses höhere Haustier ihn am Gängelbande seiner Geilheit wie einen Jahrmarktsaffen herumspringen läßt". (S. 31.) Das einzig Wahre ist nach O. L., daß die Vereinigung der Geschlechter ausschließlich das Kind zum Zweck hat. Dieser Zweck ist ja plötzlich erreicht, dann basta. Wie viele Kinder einer bedarf, d. h. ernähren kann, muß er selbst wissen; somit hat der anständige Mensch das bewußte Fest 2—4mal im Leben zu feiern. Welch ein Idealismus! Die böse Welt wird sagen: so etwas schreibt man allerdings besser anonym.

Ich bin den Schluß des Weltentwicklungsprozesses vom Atom bis zum Menschen noch schuldig, das Ende der Persönlichkeit. Ich gebe ganz die Worte des Verfassers selbst; erstens, weil ich sie nicht so ganz vollkommen verstehe, um ihren Extrakt geben zu können; zweitens, weil ich gern dem Leser auch einen ungebrochenen Strahl von dem Geist des Verfassers möchte zukommen lassen.

„Nehmen wir nun an, daß eine Menscheneinheit (Mann und Weib) eine Stufe der Bewußtseinsentfaltung und Läuterung erfahren hat, die für das Streben nichts mehr übrig läßt, wo sich das Bewußtsein das Unbewußtsein erschlossen hat, (womit die Fülle des Geschaffenen in ihrer Seele ruht wie ein Gebirgsthal sich in einem See spiegelt,) wo man aus den zerreißendsten Dissonanzen des Daseins klar und hell den Siegesgesang der Gottheit vernimmt, wo es kein Leid und keine Herden-

freude giebt, sondern nur die hehre Freude, die aus dem Anschauen des Kreislaufs der die Dinge treibenden ewigen Ideen liegt, wo zuletzt die Umrisse der Dinge verschwinden, und man nur hört, hört jene Symphonie, die aus dem kreisenden Sonnenball und aus dem vergnügt krabbelnden, bunten Käfer des Waldes, aus dem verkümmerten Grashalm der entlegenen Großstadtstraße, aus Urwäldern und Eisgefilden, aus dem schäumenden Meere, aus dem Todesröcheln der unter der Pranke des Tigers verendenden Gazelle, aus der unermüdlichen Liebe, mit der die Schwalbe ihren unersättlichen Jungen Insekten herbeischafft, aus der zarten Liebessehnsucht des Jünglings und der Jungfrau, aus dem Wahnsinnsschrei der Straßendirne, aus der Pfiffigkeit des Gauners und der Liebe des Menschenfreundes, aus der Schwärmerei des Künstlers und aus der Pedanterie des Gelehrten, aus allem Verkehrten und Großen, aus allem Schmutz und aller Harmonie tönt, — wenn die Einheit von Mann und Weib dieses Tongemälde verstehen kann und ihm Arm in Arm lauscht, dann wird ihnen die Sehnsucht erwachen, selber ein Ton in diesem Reigen der Ewigkeit zu werden; ihre Gefühle werden danach verlangen, die unendliche Schönheit der Dinge genießen zu wollen, und da diese Gefühle im Ich wurzeln, können Sie auch nur im Ich eine Auslösung erfahren. Dann wird das, worin die unmittelbare Verbindung mit der Gottheit liegt, die geschlechtliche Sphäre, zu einer Einigung und Durchdringung ihres ganzen Wesens führen, zu einem Verschmelzen der ineinandergreifenden Willensrichtungen, die in der höheren Einheit des ersehnten menschlichen Ideals harmonisch aufgehen werden, jenes Ideals, das der Kulminationspunkt des ganzen Daseinstanzes ist, weil in ihm das Auskosten der höchsten Wonne gewährleistet ist, weil in diesem Ideal für einen Moment das Ich das bewußt genießt, was das ewige Sein ewig in seinen Geschöpfen, in den kreisenden Sonnen, den sprießenden Gräsern, in Kunst und Wissenschaft des menschlichen Geistes fördert und erfährt. Nur einen Augenblick jedoch wird diese Wonne währen; denn auch hier gilt das Gesetz, daß das, was nicht höher geführt wird (hier nicht höher geführt werden kann), zurücksinken muß, weil es, feststehend geworden, aufhört das zu sein, was es ist. So wird das Ich als Ich aufhören, doch seine Wesenheit wird sich in den Ichheiten eines neuen Kreislaufs auseinanderspalten, um aufs neue zu den Bewußtseinshöhen des Menschen zu klimmen. Wie die höchste Offenbarung der Liebe in der Anschauungsform des Stoffes zur Zeugung eines Wesens führt, in dem die Unendlichkeit der Dinge eine zwar nicht kleinere, aber doch sich entwickelnde Wiederholung zeigt,

ſo wird die jener Offenbarung parallele Erſcheinung in den Bewußtſeinshöhen, die nach dem Tod erſchloſſen werden können, unmittelbar die Einigung mit der alle Ichheit nährenden und verzehrenden Ewigkeit herbeiführen."

Man ſieht in dieſer Probe faſt alle Eigenſchaften des Verfaſſers, weniger zwar ſeine ſonſtige penetrante Originalität, aber den kühnen metaphyſiſchen Schwung der Gedanken, die nur leider nicht genügend klar und lückenlos durchgearbeitet ſind; endlich auch den etwas ungelenken Stil.

Ich bin glücklich über dieſe nur 35 Seiten; ein kleines Fläſchchen Eſſenz, mir aber lieber als manches dicke Faß. Ich habe ſie mehrmals geleſen und werde ſie noch öfter leſen. Aber das Ding iſt zu apart; garantiren möchte ich keinem, daß er auch etwas davon haben werde.

Der Katholizismus und die neue Dichtung.*)

Von Ernſt Gyſtrow.
(Leipzig.)

III.

Die Moderne.

Aus dem naturalen Determinismus heraus Geſetze einer ſozialen Ordnung zu entwickeln, hatte nach dem Fiasko der Romantik vor allem Hegel verſucht, bei dem an Stelle des feudalen Mittelalters der bureaukratiſche preußiſche Staat von 1830 als Ideal ſozialer Geſtaltung geſetzt ward. Verknöcherte angeſichts dieſer erleſenen Endſtation aller dialektiſchen Bewegung das an ſich großartige Syſtem raſch zur Staats- und Kirchenphiloſophie des Reaktionszeitalters, ſo ſproßten aus ſeinen fruchtbareren Bodenſtrecken doch auch Keime einer beſſeren Zukunft. Bei David Strauß freilich ſchlug der Panlogismus bloß zum Materialismus um, während die Aufgabe, die Geſchichte in die Weltanſchauung umzugliedern, mit der Scheinethik des laissez faire wieder

*) Vergl. „Geſellſchaft" 1899, Band I u. II.

glücklich umgangen wurde; ihre Lösung nahm ein anderer Schüler Hegels, Karl Marx, in dem sich eine fast unheimliche Verstandesschärfe mit eiserner Gesinnung paarte, in Angriff. Im „Kommunistischen Manifest" (1847), das für alle Zeiten zu den bedeutendsten Urkunden der Geistesgeschichte zählt, wurde der naturale Materialismus durch den historischen konsequent ergänzt. Das war nun freilich immer erst ein Versuch moderner Weltanschauung; diese selber, die durchaus nicht an ein umgrenztes System sich ausliefern läßt, ward erst zwölf Jahre nachher eigentlich geboren: am 24. November 1859 veröffentlichte Darwin die erste Ausgabe der „Entstehung der Arten". Die große, wenn auch lange vorbereitete That war vollzogen: die Naturwissenschaft war historisch geworden, die außermenschliche Natur (die wirkliche, nicht die in Hegels Kopfe ausgeheckte) hatte ihre Geschichte erhalten, der Mensch stellte sich als ihr Produkt, die menschliche Entwickelung als Fortsetzung der naturalen dar, die Soziologie wuchs aus der Anthropologie, diese aus der Biologie, die aber aus der Kosmologie hervor, jede unlösbar und restlos in die andere eingegliedert.

Den ersten Jüngern und Predigern der Entwickelungsidee ging zwar diese große und weite Erkenntnis noch ganz ab. Mit Ausnahme der feurigen Künstlergestalt Ernst Häckels fast sämtlich kleinliche Eiferer, klammerten sie sich an einen Einzelgedanken, an den Kampf ums Dasein, und mißbrauchten eine glänzende Wahrheit als Unterlage einer fragwürdigen Philosophie, deren A und O die ungestörte Aktionsfreiheit des liberalen Kapitalismus war. „Der alte und der neue Glaube" wurde, neben dem unsagbar öden Machwerk „Kraft und Stoff", der Katechismus des gebildeten (sc. nationalliberalen) Bürgertums, dessen Typus sich in D. F. Strauß unverfälscht darstellte. Das Büchnertum hatte für den historischen Determinismus gar keinen Sinn. Die Überflüssigmachung Gottes, die Menschwerdung des Affen, und die Identifizierung des Denkens mit mechanischer Bewegung, die schablonenhafte Zurückführung alles Sozialen auf Biologisches waren seine Leistungen, die ein nach möglichster Verantwortungslosigkeit lechzender Haufe begierig als Dogmen proklamierte. In der That: die Gegenseite, der Sozialismus, den Lassalles Genie aus der dumpf gährenden Unzufriedenheit der arbeitenden Massen entbunden und Marx in philosophische Formen gebracht hatte, verstand Darwins Ideen viel tiefer, wenngleich sie die neue, historische Weltansicht zu dem mißlichen Werke vorausweisender Konstruktionen kommunistischer Färbung knebelte und ihr damit einen tendenziösen, exklusiven Charakter verlieh.

Ehe eine neue Weltanschauung sich auch nur in einzelnen Persönlichkeiten zu harmonischer Einheit abklärt, bedarf es mehr oder minder langer Zeit; und es stände übel um die Kunst, wenn sie indes sich abwartend verhalten sollte. Die ökonomisch-politische Gesamtlage einer Zeit findet immer einen zwiefachen Ausdruck: den philosophischen und den künstlerischen. Wie stark beide ins Leben treten, welcher überwiegt — das hängt von dem Zufalle ab, auf welcher Seite die bedeutendsten Geister auftauchen; der ursprüngliche Zeitcharakter mag dabei mit ins Spiel kommen, aber der Genius zwingt auch die scheinbar dürrste Kulturanlage in künstlerische Formen. Keineswegs besteht nun aber zwischen den beiden Gestaltungen ein Überordnungsverhältnis, so etwa, daß die künstlerische Bewältigung erst durch die Vollendung der philosophischen möglich würde. Im Gegenteil: die Zeitfolge ist meist die umgekehrte. Die künstlerische Darstellung ist die unmittelbarere, ist der Reflex des Zeitalters in der schaffenden Persönlichkeit. Die philosophische erhält ihr Material erst, nachdem es durch verschiedene Abstraktionsfilter hindurchgesickert ist, mindestens durch das, nicht allzu rasch filtrierende, der Wissenschaft, und wo sie diesen Prozeß nicht abwartet, handelt es sich eben um Kunstschöpfungen, wie es in Wahrheit die Philosophien eines Nietzsche, eines Fechner sind. Was aber einer neuen Kunst vorausgehen muß, das ist eine Bodenbereitung in — sagen wir kurz: der Menge. Ohne sie bleibt jedes neuartige Schaffen isoliert, ohne Gelegenheit, in die Zeit wirkend einzudringen. Und die Vollstrecker jener vorbereitenden Mission sind viel weniger philosophische, als feuilletonistische, viel weniger schaffende, als streitende, viel weniger klare, als scharfe Köpfe.

Taine und Brandes haben für die moderne Kunst diese Bedeutung. Jener legte die drei Koordinaten, von denen aus das Individuum bestimmt werden muß: Rasse — Sphäre — Zeitpunkt. Der glitzernden Idee gab Emile Zola die künstlerische Verwirklichung. Nicht etwa so, daß er das Tainesche Rezept gehorsam dispensiert hätte. Auch dieser Beschäftigung zwar unterziehen sich Leute; es sind kleine, begeistert lärmende Talente, sie haben ihre gute Bedeutung, aber sie verschwinden vom Platze, sowie der wahre Künstler ihn betritt. Möglich, daß auch ihm des Vorläufers Arbeit das Leben der Zeit erst recht enthüllte; nun er es aber überhaupt sehen gelernt hat, sieht er's mit der eigenen Seele und gestaltet es. So wurde die monumentale Dichtung des modernen, kapitalistischen Zeitalters geboren: die Rougon-Macquarts. Vom Norden her, wo Brandes' feurige Kraft geweckt und

gerüttelt hatte, sandte Henrik Ibsen seine Boten aus. Wo der Franzose mit fabelhaftem Farbenreichtum, mit erstaunlicher Plastik das große Bild des Zeitalters faßte, in dessen Sichausleben die Menschen schier willenlos einbegriffen schienen, spürte der Nordländer geheimen Wegen der Menschenseele nach, die sich so gerne selbst belügt. In Zola und Ibsen ist das ganze innerste Wesen der Moderne gegeben; sie stellen nur zwei verschiedene Seiten möglicher Gestaltung dar.

Dieses Wesen aber ist die Zerstörung der Illusion der Willensfreiheit, dieser schönen Lebenslüge des Menschen, auch fürs soziale Leben; die Enthüllung der furchtbaren Knechtschaft, die in den drei Bestimmungsstücken Taines gegeben war. Dem Menschen ward nicht nur zuteil, was die Sterne wollten; er fand sich in viel engerem Zirkel. Seine Rasse, seine Familie gaben ihm ihr leibliches und geistiges Erbteil; seine Klasse, sein „Milieu" engte ihn auf bestimmte Anschauungsinhalte ein; seine Zeit bot ihm ein begrenztes Quantum schlummernder Kräfte, und die Hemmungen, die sein Werden umklammert hielten, setzten als Widerstände seinem Wirken sich entgegen. Große Männer machen die Geschichte — war der alte Glaube gewesen; und große Männer sind die Werkzeuge Gottes. Jetzt hörte man andere Weisen. Die Geschichte erschien als eine Summation unendlich kleiner Einzelleistungen auf dem Felde prosaischer Alltagsarbeit; wohl konnte sie durch den Genius mächtige Antriebe erfahren, aber auch sie waren vorbereitet, sie stellten eine potenzielle Energie dar, die ein Zufall — eben der „große Mann" — auslöste. Man sah jahrzehntelang historische Evolutionen sich vorbereiten, und doch blieb jener Zufall, blieb der große Mann aus: für Deutschland wies die Einheitsbewegung das nächstliegende Beispiel. Was die Großen ihrer Zeit geben konnten, es war nur die vollendete Formung, der letzte Schliff, wo es sich um Schöpfungen; oder aber die vollendete Trennung, der letzte Hieb, wo es sich um Zerstörungen handelte. Und wie tausend Zufällen war das Auftreten des Großen unterworfen! Wie viele Genies gingen jährlich in den wirtschaftlich unterdrückten Klassen unter, weil der Besitz ihnen fehlte, um wirken zu können, ja, um überhaupt ihre Zeit in sich recht aufzunehmen! Und wie viele wurden unnütz verbraucht, weil sie das Unglück hatten, zu weit auszuschauen, weil sie nicht im rechten Augenblick in das Getümmel traten, sondern — zu früh! Die Uhrwerkszweckmäßigkeit, mit der noch das Freidenkertum das Dasein Gottes hatte retten wollen, war kosmologisch durch Laplace, geologisch durch Lyell, biologisch durch Darwin und nun auch soziologisch durch Taine

und Marx gründlich vernichtet. Der geſchickte göttliche Mechanikus des Deismus blamierte ſich als arger Dilettant, und der liebende Vater des Theismus mit ſeinen unerforſchlichen Ratſchlüſſen foppte ſeine ganze Schöpfung. An den einen oder den anderen noch zu glauben, hieß — ſo ſchien es — ihn beleidigen und ſich ſelber verhöhnen. Die Lebenspraxis, die ſolche Anſchauungen mitgeſtalten half und dann von ihnen wieder beeinflußt ward, bot zwei Seiten: ſkrupelloſeſte Ausbeutung der Maſſen, die zum wirtſchaftlichen Abſtraktum herabgedrückt werden, um vom Erbeuteten ſich alle Genüſſe in raffinierteſten Superlativen zu geſtatten — auf der einen Seite, bei den „wir", von denen Strauß zu ſprechen pflegte; grenzenloſe Verarmung, dumpfer Haß und dabei fanatiſches Feſtklammern an utopiſche Hoffnungen — auf der anderen; auf beiden gemeinſam aber das klare Bewußtſein, daß die wirtſchaftliche Macht der Schlüſſel zu aller Kulturnutzung iſt, daß zwar nicht das Entſtehen des Geiſteslebens, wohl aber ſeine Freientfaltung oder Verkümmerung durch ökonomiſche, durch Klaſſenintereſſen bedingt wird. Man kann ſagen: die moderne Welt lebte die ökonomiſche Geſchichtsauffaſſung auch da, wo ſie ihr die theoretiſche Billigung verſagte.

Auch die deutſche Dichtung lebte, ja, bekannte ſie. Guſtav Freytag, ein Schleſier, in dem, wie bei allen ſeinen Landsleuten, Philiſtertum und Romantik ſich zur Philiſterromantik miſchten, leitet mit dem Romane „Soll und Haben" die deutſche Moderne ein. Ich ſage das mit vollem Bedacht. Die Arbeit, d. i. die ökonomiſche Bedürfnisbefriedigung, wird hier zum erſtenmale im großen Stile Gegenſtand der Dichtung; Titel und Motto bezeugen, daß es mit Bewußtſein geſchah. Aus den mondbeglänzten Zaubernächten der Romantiker in das nach Kolonialwaren und Produktion duftende Kaufmannshaus — ſchärfer konnte die Dichtung den Umſchwung der Dinge, die Entwickelung von der bureaukratiſch-orthodoxen Bevormundung zur manchesterlich-kapitaliſtiſchen Selbſtverantwortung nicht wiederſpiegeln. Unbarmherzig ſiegt hier das Trockene, Geſchäftliche übers Romantiſche, Sentimentale; am evidenteſten wird das in der Fahrt Schröters nach Polen. Die Schuld der Untergehenden beſteht weſentlich im Glauben an eine veraltete, eben die feudale Geſellſchaftsform; der Irrtum Antons iſt, daß er dieſe Ordnung durch Kompromiſſe herüberretten will, die Korrektur des Irrtums vollzieht er im endgiltigen Eintritt in die neuen wirtſchaftlichen Geſtaltungen. Daß zwiſchen den Menſchen der alten und neuen Zeit kein Verſtehen mehr möglich iſt, bildet die Enderkenntnis des Romans. In Leonore und Sabine verkörpern

sich die beiden Zeitalter; mit wunderbarer Einheitlichkeit ist jede dieser beiden Frauengestalten aus ihrem Milieu heraus gezeichnet, und das Losringen Antons von der Leonore ist die erste große Offenbarung einer neuen, im innersten Wesen von der alten verschiedenen Kunst. Im ersten großen deutschen Roman hatte Goethe in der Liebe das Naturgesetz der Wahlverwandtschaft entdeckt; Freytag zog ihr den Kreis noch enger, indem er im zweiten großen deutschen Roman das Wirtschaftsgesetz des Klassenkampfes in ihr wiederfand.

Veremundus würde in Verlegenheit kommen, sollte er an dieser Dichtung sein Dogma von der seelischen Befreiung erweisen. Ihm ist freilich „Soll und Haben" kein reingestimmtes Kunstwerk. Indes wird er nicht verlangen dürfen, daß man seiner Ästhetik a priori Gefolgschaft leistet, sondern wir nehmen uns das Recht, hübsch empirisch zu sein, und aus der konkreten Schöpfung die ästhetischen Abstraktionen zu destillieren, um deren Darstellung es uns zu thun ist.

Die epische Prosa bedeutete für die deutsche Kunst ein ursprünglich fremdes Element, das erst langsam assimiliert werden mußte. Der Grund ist in einer zwiefachen Eigenart des deutschen Empfindens gegeben: in der Neigung zu starker subjektiver Stellungnahme den Lebensgestaltungen gegenüber — der ethische oder (in der Entartungsform) der moralisierende Grundzug des Deutschen; und in der mehr rhythmischen als plastischen Veranlagung hinsichtlich der ästhetischen Form. Jenes erste Moment mußte naturgemäß aufs Drama, und zwar in subjektiver Zuspitzung, d. i. als Tendenz- oder „Anklage"drama hinweisen, mit dem denn auch Lessing und Schiller begonnen; mit dem zweiten Moment vereint war es der Boden für das Gedeihen der Lyrik. Die epischen Anfänge in Prosaform aber sind mit den erwähnten Eigenarten noch ganz durchtränkt; sie neigen außerordentlich zu weitgesponnener Lehrhaftigkeit oder zu endlosen Gefühlsergüssen. Wieland, der sich im Rhythmus und Reim mit wundervoller Eleganz und Prägnanz zu bewegen wußte, ward in Prosa oft dürr und langweilig, und die Vorwürfe, die gegen Jean Paul beliebt sind, treffen (wenngleich ermäßigt) Goethe nicht selten mit ebenso gutem Rechte. Von Anfang an beziehen sich diese epischen Prosaversuche der deutschen Litteratur darauf, wie Menschen in bestimmten Lebensverhältnissen sich zurechtfinden. Das Genrebildliche ist dem deutschen Roman eingeboren, eingeboren freilich mit dem Drange, sich zum Kulturbilde auszuwachsen. Darin liegt ausgesprochen, daß der deutsche Roman unbewußt von vornherein am stärksten die moderne Weltanschauung vorahnte. Weil er zum Philiströsen

neigte, lag in ihm ein determiniſtiſcher Zug; denn das Philiſtertum war allezeit mehr fataliſtiſch geſtimmt, als die großen Geiſter, die ſich in den Illuſionen der Freiheit wiegten. Die Reſignation, die gehorſame Einordnung in die Notwendigkeit gegebener Ordnungen, war die Grundſtimmung. Das vollbewußte, zur Weltanſicht abgeklärte und ausgeweitete Bekenntnis fand dieſe Stimmung in Goethes „Wahlverwandtſchaften“. Sie ſind die künſtleriſche Proklamation des naturalen Determinismus: ſie enthüllten es als Illuſion, daß wir die Natur meiſtern, und zeigen auf, wie wir ihr verſklavt ſind auch in dem Augenblicke noch, wo wir die Ketten brechen wollen und zu brechen uns einbilden. Unſer katholiſcher Äſthetiker hat ganz Recht: dieſer Roman, und überhaupt der deutſche Roman der erſten Periode befreit uns ganz und gar nicht ſeeliſch, wenn darunter verſtanden ſein ſoll, daß wir den Sieg der freien, ſittlichen Perſönlichkeit über die einengenden Verhältniſſe, vielleicht gar die Überwindung der Neigung durch die Pflicht erleben. In dieſem Sinne würde auch keiner von Jean Pauls Romanen, wenn einer zur Vollendung gereift wäre, uns befreien. Der Gebundenheit, des „ich muß“ gegenüber dem „ich möchte“ und auch gegenüber dem „ich ſoll“ werden wir uns beim Aufnehmen dieſer Schöpfungen bewußt, ſei es in Form der philoſophiſchen oder der humoriſtiſchen Reſignation; es iſt viel mehr eine ſpinoziſtiſche, als eine ariſtoteliſche Reinigung der Affekte, die ſich in unſerm Innern vollzieht. Wer den Schein der Willensfreiheit und ſittlichen Selbſtbeſtimmung für Wahrheit nimmt, mag jene Wirkung immerhin mit Mauerhof und Veremundus eine „Verſumpfung der Leidenſchaft“ nennen; wer nach Wahrheit über ſeines Lebens Beſtimmungsſtücke und Aufgaben lechzt, wird freudig hier echte Klärung und Läuterung empfangen.

Es iſt ſchwer zu finden, welchen äſthetiſchen Wert die ſpeziellere Definition Mauerhofs, die Veremundus übernimmt, für den modernen Betrachter nicht nur, ſondern auch für den, der in die klaſſiſche Zeit ſich zurückverſetzt, haben kann. Der Roman ſoll „eine zielbewußte Handlung mit vollkommener Objektivität zu Gehör bringen“. Erſtens die vollkommene Objektivität. Veremundus hat ein wahres Grauen vor allem, was nur leiſe an Tendenz erinnern könnte. Sicherlich ſind politiſche, religiöſe oder irgendwelche anderweitigen Meinungsergüſſe ſeitens des Dichters zum mindeſten ſtörend, weil ſie die Dichtung ſprengen — ſofern es ſich nicht um den Ich-Roman handelt, den wir ſpäter noch ſtreifen werden. Man merke wohl: Tendenz an ſich als Element künſtleriſcher Wirkung iſt ſehr wohl annehmbar; nur daß ſie

dann eben ihre besondere Kunstformen sich schaffen muß, wie sie in der polemischen Lyrik, in der Satire vorliegen. Indes denkt unser Reformer nicht im geringsten daran, uns zu sagen, wo für ihn der Begriff der Tendenz endet. Beiläufig bemerkt, die Gewohnheit aller unklaren Köpfe: nirgends Grenzen abzustecken. So müssen wir es denn erleben, daß der Sittenroman schlechthin als unkünstlerisch bezeichnet wird, obwohl er „von großem dichterischen und litterarischen Werte sein kann". Ich verzichte darauf, mir über Veremundus' Trennung der Begriffe: künstlerisch — dichterisch — litterarisch, auf die seine Ästhetik „der großen Gesichtspunkte" im Verzweiflungsfalle sich zurückzieht, den Kopf zu zerbrechen. Warum aber diese Minderwertigkeit des Zeit- und Sittenromans? Weil er nicht Handlungen, sondern zumeist (!) Begebenheiten darstellt, die — nun die Hauptsache!: — noch dazu in „vorübergehenden sozialen Zuständen begründet sind". Hier haben wir den Angelpunkt: die Unterscheidung des Vergänglich-Zeitlichen und Ewig-Menschlichen. Aus jenem vermag zwar der Dichter durch technisches Raffinement, als da ist eleganter Dialog, kunstvoll berechnete Spannung, geschickte Gruppierung und dergleichen mehr, ein äußerlich abgerundetes Ganzes zu formen; aber nur dieses, nur das über dem Zeitlichen, über der Veränderung schwebende Menschliche — „das planvolle Handeln eines leidenschaftlich sich bethätigenden Charakters" — kann Inhalt eines wahren Kunstwerkes sein — meint Veremundus.

Meint nur Veremundus? O nein. Diesen letzten Fetzen alter Weltbetrachtung verehren als kostbare Reliquie auch Leute, die entrüstet den leisesten Zweifel an ihrer Modernität zurückweisen würden. Zwar, da das Wörtchen „ewig" keinen rechten Klang mehr hat, sprechen sie lieber vom Allgemein-Menschlichen; den Mangel einer klaren Idee deckt die eine Phrase so gut wie die andere. Wir aber können hier nicht nur zwei gedankenleere Schlagworte in einem abthun; in beiden werden wir die Probleme entdecken, um die das Ringen zwischen Altem und Neuem vornehmlich sich abspielt. Unseres reform-katholischen Reformators Ruf nach „zielbewußter Handlung" nötigt uns zu betrachten, was innerhalb der Fesseln des naturalen und sozialen Determinismus die That, der Wille, und alles, was sich daran knüpft: Verantwortung, Schuld, Buße — noch bedeuten können, und indem wir diese Fragen unter den verschiedenen Winkeln beleuchten, in denen moderne Künstler sie geschaut haben, mag sich auch erweisen, wieweit die neue Weltanschauung den Gedanken eines „Allgemein-Menschlichen" und den darin sich bergenden Glauben an eine über

dem Werden und Vergehen ſchwebende Zweckbeſtimmung des Menſchen noch zuläßt oder in anderer Form vielleicht gar aufnötigt.

Die den Determinismus ablehnen, beſchuldigen ihn wohl gern, daß er mit dem freien Willen die Selbſtbeſtimmung, die Verantwortung und Schuld, damit auch jede Ethik und Pädagogik aufhebe, mindeſtens aber dieſen Worten Inhalte aufdränge, die ihrem urſprünglichen Gebrauch diametral entgegenliefen. Nun war der freie Wille ein Inventarſtück dualiſtiſcher Weltanſichten und der an ſie anknüpfenden Religionen; die erkenntnis-theoretiſchen Erwägungen aber, zu denen die moderne Pſychologie führte, entſchleierten den vermeintlichen Dualismus der Subſtanzen als einen Dualismus der Betrachtungsweiſen, der ſich dem Monismus der Erfahrungsinhalte unterordnet. Dieſelbe Pſychologie beſeitigte auch den alten Willensbegriff; ſie behielt nicht einmal das Wort bei, ſondern ergänzte den Willen zum Willensvorgang, lernte die That als Begebenheit verſtehen. Auf die Lebenspraxis übertragen, ſcheint das den Fatalismus, die paſſive Reſignation zu bedeuten; das Ich ſcheint zum Spielball der Außenwelt zu werden. Der Irrtum wäre Wahrheit, beſäße nicht das Ich die Fähigkeit der Reproduktion früher aufgenommener Eindrücke, durch die ſeine erneuten mehr oder minder eingreifend modifiziert werden. Die Außenwelt findet die Schranken ihrer Herrſchaft in der Innenwelt, die eine Reproduktion der vergangenen Außenwelt iſt — der vergangenen im allerweiteſten Sinne, die ererbten Anlagen miteingerechnet; und Lamprechts für die künſtleriſche, wiſſenſchaftliche und techniſche Bethätigung geprägtes Wort: wir beherrſchen die Welt, indem wir ſie reproduzieren — gilt zurück bis zu den phylogenetiſchen und ontogenetiſchen Anfängen alles bewußten Lebens und weitet ſich aus zur Grundwahrheit der modernen Anſchauung vom Menſchen und der Welt. Raſſe, Sphäre, Zeitpunkt bedeuten in dieſer Beleuchtung die Komponenten der reproduzierbaren Bewußtſeinsinhalte: ererbte Anlagen, geſammelte Eindrücke, und die jeweilige Geſamtlage, die aus jener beiden Zuſammenwirken reſultiert.

Damit werden Schuld und Verantwortung, Pflicht und Beſtimmung zu ſozialen und relativen Werten. Sie ſtellen ſich als Erfüllungen und Störungen des Zuſammenwirkens der durch Raſſe, Sphäre und Zeitpunkt determinierten Ichs dar. So ſchaute Zola ſie an. In den Rougon-Macquarts liegt die Wurzel der Störung in der Raſſe, die den Eindrücken der Sphäre nicht gewachſen iſt; die Repro-

duktion versagt, der Kampf der Motive hört auf, das Willensleben wird Triebleben, das Ich ist Spielball der momentanen Außenwelt. Das ist natürlich nur eine von den möglichen Entzweiungen der Bestimmungsstücke; am reichsten, und in einer grandiosen Verwebung miteinander, hat Ibsen diese deterministischen Konflikte in der „Wildente", am grausigsten die Diktatur der Rasse in den „Gespenstern" zum Kunstwerk gestaltet. Wenn dabei von einer Sühne überhaupt die Rede sein kann, so besteht sie im Zusammenbrechen, in der Ausmerzung des im Sinne unserer Definition schuldigen Individuums oder sozialen Kreises, wobei ganz und gar nicht an einen Einzelakt, sondern viel eher an das schleichende Hinsterben mit seinem vielleicht jahrzehntelangen Todeskampfe zu denken ist.

Während Rußland, Skandinavien, Frankreich in monumentalen Kunstwerken die neue Weltansicht gestalteten, ward in Deutschland Freytags starke Dichtung noch nicht der Ausgangspunkt eines allgemeinen modernen Schaffens. Politische Ereignisse stellten sich so sehr in den Vordergrund, daß alles andere vorerst latent bleiben mußte; leider vermochte auch des nach Soll und Haben wirkenden Bürgertums gewaltigster Höhenflug, die Einigung der deutschen Stämme, jene Kräfte nicht zu entbinden; ja, sie wurden dadurch scheinbar völlig gelähmt, so sehr, daß der größere Erbe des großen schlesischen Realisten, Friedrich Hebbel, der den Determinismus in seiner Tiefe und Größe empfand und gestalten wollte, unerkannt, ungewürdigt übersehen werden konnte. Es mag für spätere Zeiten eine trotz aller Bitterkeit reizvolle Aufgabe sein, der einzigartigen Sterilität und Verflachung des an materiellen Schätzen überreichen nationalliberalen Zeitalters nachzuspüren; heute liegt all das noch zu entschieden diesseits des Nahepunktes, der dem forschenden Auge des Historikers nun einmal bestimmt ist. So arm an Poesie war das deutsche Volk nie gewesen. Spielhagen, ein glänzender Bemeisterer der epischen Form, sah und gestaltete doch nur die oberflächlichsten Spritzwellen der tiefer brandenden Sturmflut; Heyse, ein wunderbar feiner Stilist, blieb doch selbst in seinen Novellen schon an der schillernden Außenseite, und bekannte in den „Kindern der Welt" die Straußsche Lebensregel: laßt „uns" leben — „unsere" Mittel, mit F. A. Lange zu reden, erlauben es „uns" ja. In diesen beiden gipfelt der Geschmack der Elitekreise; den Konsum der breiteren Schichten lieferte die Gilde Lindau, Wolff, Dahn, Ebers. Freytag selbst ward im poetischen Schaffen von dieser Flachlandsluft mitangekränkelt; seine einstige Größe rettete er in die „Bilder aus der deutschen Vergangen-

heit", eine Gabe, die freilich mit besserem Rechte als manches Schillersche Drama den Namen des Kunstwerkes verdient.

Die Kirche bekämpfte den atomistisch-manchesterlichen Materialismus vom ersten Augenblick an aufs äußerste, die evangelische verzweifelt, die katholische rücksichtslos — ganz entsprechend den Machtverhältnissen; beide proklamierten gegenüber der Straußengemeinde den Sozialismus — die evangelische, um sich zu retten, die katholische, um jene Gemeinde niederzuringen. Was freilich ein Ketteler unter Sozialismus verstand, lief nur auf kurze Strecken der Oberfläche hin parallel mit den Ideen von Marx; eine echte und ehrliche Wärme geht durch die „Arbeiterfrage und das Christentum", aber kein noch so matter Widerschein des Lichtes moderner Weltanschauung, das aus dem „Kommunistischen Manifest" strahlte. Und wenn der Katholizismus sich rühmte, daß in seinen Scharen der litterarische Feuilletonismus keinen Absatz finde, so sollte man bedenken, an welchen Eigenschaften der dichterischen Flachzeit das lag: an ihrem offenen Bekenntnis zum naturalen Materialismus, atheistisch oder pantheistisch gefärbt, nicht aber an ihrer Verständnislosigkeit dem sozialen Determinismus gegenüber. Das mußte offenbar werden, als die nationalliberale Herrlichkeit zusammenbrach. Ein seltenes Schauspiel: der Übergang Preußens vom liberalen zum konservativen System, die äußerliche Knebelung der bisher wenigstens formell garantierten Ideenfreiheit bedeutete eine so mächtige Entbindung der modernen Gedankenwelt, daß die achtziger Jahre das Bild einer geistigen Revolution bieten. Sie brachte endlich auch die moderne deutsche Dichtkunst, die Erfüllung dessen, was Freytag und Hebbel verheißen hatten, auf dem Umwege freilich übers Ausland, und dadurch so vielfach verändert, daß es dem deutschen Empfinden erst allmählich sich wieder anpassen mußte. So waren die Anfänge wesentlich Nachahmung Zolas und Ibsens; allein, schon 1886 kam „Meister Timpe", 1889 folgte „Frau Sorge"; 1892 ward mit Hauptmanns „Webern" die Ebenbürtigkeit des deutschen Volkes seinen Nachbarn gegenüber im modernen Schaffen gewaltig dargethan.

Nicht eine mit Objektivität vorgetragene, zielbewußte Handlung, wie Veremundus meint, war zu allen Zeiten das poetische Kunstwerk; sondern eine solche Reproduktion der Außen- oder Innenwelt, die ein einzelnes Lebensgesetz, losgelöst von den zahllosen verdeckenden und verzögernden Zufälligkeiten der Wirklichkeit, in seinem klaren und ungehemmten Ablauf zeigte. Lebensgesetze sind freilich nichts Objektives, sondern durchaus subjektiv, wenn auch das Subjekt nie ein Individuum,

Digitized by Google

sondern stets ein Kollektivum ist; sie sind nichts Ewiges, sondern durchaus zeitlich; sie sind nichts Allgemein-Menschliches, sondern durchaus wechselnd nach Rasse und Klasse. Es ist nicht schwer, daraus für die Dichtung die rechten Folgerungen abzuleiten. Das jüdische Welt- und Lebensgesetz war Jahwe; das hellenische die Moira, der selbst die Götter sich beugen mußten; bei Goethe ist es die Natur, und bei Schiller die Willensfreiheit. Was zwischen diesen beiden lag: die soziale Gebundenheit, der Klassenkampf und die Klassenherrschaft, fand in Freytag seinen ersten Ausdruck. Es ist zugleich das Gesetz der Moderne, die in ihm eben das stärkste, zäheste, unerbittlichste aller Gesetze sah. So mußte der soziale Determinismus Inhalt der neuen Dichtung werden; als Form schuf er sich den Naturalismus. Jenes war unbedingte Notwendigkeit, dieses nur relative. Der Naturalismus stellte den unausbleiblichen Rückschlag dar gegen die Vorspiegelung, als sei Schönheit mit Formglätte identisch; er war aber auch der Ausdruck für die Regionen, in denen der soziale Determinismus am stärksten, am grausamsten waltete. Zwischen Freytags und Zolas Kunstform als Realismus und Naturalismus zu unterscheiden, ist gedankenlose Wortspalterei; der Adel wendet sich von dem Duft der Kolonialwaren und Produkte mit demselben „Fi donc!“ ab, wie die Bourgeoisie von der Atmosphäre der Kellerwohnungen. Dann aber löste auch der Naturalismus die großen Gesetze der Abhängigkeit in all ihre kleinen Züge auf, für die jene nur zusammenfassende Namen sind, wie die Gattungsbegriffe für die Einzeldinge, und das war nötig, wenn man die deterministischen Gesetze darstellen wollte; und schließlich riß er die Mauer nieder, die deutsche Prüderie vor dem Gebiete der Geschlechtsliebe errichtet hatte — ein letztes Moment, das aus den drei vorher genannten sich notwendig ergab. So war auch die Form der modernen Kunstinhalte durch Rasse, Sphäre und Zeitpunkt bestimmt und keine Erfindung sensationslüsterner Virtuosen. (Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Helene Voigt.

(Leipzig.)

Nur manchmal braust es über mich . . .

Wohl ward ich klar und ruhbewußt,
Seit still zu mir der Liebste kam,
Mein träumend Haupt an seine Brust
Mit heilandmilden Worten nahm.

Nur manchmal braust es über mich
Wie dunkelblaue Wetterflut
Und wogt in mir gar wunderlich,
Schafft wilde Bangigkeit ins Blut:

Das ist der Sehnsucht Vorgefühl,
Die kommen wird im Lebenstanz
Nach Mädchentagen dämmerkühl
Voll goldverblaßtem Märchenglanz.

Eines fernen Segels Geleucht.

Nordwind wehte hinaus,
Hinaus mich in fremde Weiten.
Da bin ich dem Leben begegnet,
Denn ich hab' Dich geseh'n.

Südwind wehte mich heim,
Zurück in Einsamkeiten.
Da hab' ich verzehrend empfunden
Mein armes Abseitsstehn.

Nun gilt es zweierlei:
Löschen oder Vergluten,
Vergessen oder Bluten —
Noch bin ich frei.

Mein Pferd, hilf du mir treu
Das wandernde Denken halten.
Wir wollen hinausfliehn zum Tanze
Mit Sommerwind und Flut.

Der Kies klingt unterm Huf.
Ich fühle die Stirn mir erkalten
Und hebe mich höhnend im Bügel:
So tilgt man Sehnsuchtglut.

Da steht mit gestemmten Füßen
Mein Fuchs. Sein Atem keucht.
Um fern im Blau zu grüßen
Eines weißen Segels Geleucht,
Jagt er ein Wiehern hinaus,
Schnaubend die Nüstern vorgeschnellt.
Der einsam hungernde Schrei vergellt
Im Wassersingen und Windgebraus.

. . . Schrie denn ich so jammergroß?
Löschen oder Vergluten,
Vergessen und Bluten —
Ich reiß mich nimmer los . . . .

Fallendes Laub.

Oktobermorgen. Dampfgeword'ner Tau
Erhebt zur Sonne ſich in lichten Säulen.
Der Park liegt traumhaft noch im blaſſen Grau.
Vom Stoppelfelde klagt Maſchinenheulen.

Verſchlafen reibt die Stirn der junge Tag.
Die Krähen zieh'n. Von ſchweren Flügelſchlägen
Wird in der Linde leiſer Luftzug wach.
Aufſchauernd ſinkt der gelbe Blätterregen.

Sinkt mir aufs Haupt. Ich wollt', ich wäre blind
Und könnte mit Dir durch die Stille ſchreiten
Und träumen, daß es Deine Hände ſind,
Die ſegnend über meine Haare gleiten.

Verwaiſt.

Ein ſonnverlaſſener Novembertag.
Ich war der Feder und des Sinnens müde,
Und bis ſich Dämmrung vor die Scheiben legte,
Las ich vom Märchenkind Rautendelein.

Noch als ich ſpäter dann durchs Pflugland ging,
Ließ mich nicht los das junge Elfenweſen,
Dem ſeine Wälder leer und fremd geworden,
Seit Menſchenliebesglück ihm wuchs und wich.

In Nebelträumen ſchlief das braune Moor,
Und dämmermüdes Lächeln huſchte drüber
Von frühem Mondlicht. Doch ich fror und fühlte
Mich bittereinſam wie Rautendelein.

Was lag mein Heimatland ſo ſeelenlos,
Was weinte ich und barg die trüben Augen
Am mähnenwarmen Halſe meines Pferdes,
Das fröſtelnd weidete im Stoppelklee . . . .? . . .

Wiederſehn.

Kätzchenſtaub
Hängt bläulich an Deinen Haaren,
Geſtreift vom Haſelzweig.
Schon ſchwillt das Laub.
Wir wandern dahin wie vor Jahren
Durchs junge Knoſpenreich.

In unſerm Aug'
Hat damals Reichtum gelegen —
Nun ward es ſeltſam leer.
Wohl grünt der Strauch,
Doch duftet nicht an den Wegen
Die blaue Blume mehr . . . .

Es macht mich traurig.

Es macht mich traurig, wenn Du vor mir ſtehſt,
Und Deine ſtummen Augen mir erzählen,
Daß Deine ſcheue Seele heimlich ſucht
Nach meiner. Denn ſie müht vergebens ſich.

Ich fühle ja, es wär' dies wilde Ich
Mit allen ſeinen Gluten Dein geweſen,
Hätt' jene gottverfluchte Liebe nicht
Mein ganzes Sein und Wollen tot geküßt.

Sylt.

Ein Tag
Voll Wolkenweiß
Und wehenden Winden
Will ſchlafen.
Schon neigt er die Stirn.

Wir ſind gewandert
Pfadverloren
In der Dünen
Zerriſſenem Sandgeklüft.
Du gingſt mit Augen,
Die verwundert ſahen
Auf das jugendtolle Kind,
Das Ginſterblüten küßte,
Seinem Windbruder
Entgegenjauchzte
Und nach der Sonnenmutter
Die Hände hob.

Heimwärts nun,
Tief drunten am Flutſaum,
Wo Möven gackern
Und ſilberner Schatten
Auf feuchthartem Sande
Hinhuſcht unter ſchreitenden Füßen.

Blaurotes Dämmern wächſt.
Über den Waſſern
Klagt es ziſchend,
Wie wenn Sonnenfeuerflammen
Im Naß verlöſchen.

Wir ſchweigen —
Ich hör's nicht.
Ich ſpür's nicht, daß auch
Die Schritte ſtocken.
Du nimmſt die Nadeln
Aus meinen Locken —
Sind's Deine Finger, iſt's der Wind,
Was ſie durchwühlt . . . .?
Ich will's nicht wiſſen,
Reglos träumend
Nur lauſchen
In die Unendlichkeit.

Fern ſtirbt das Schluchzen
In den Lüften,
Weinen und Wimmern,
Leiſer, leis —
Still nun.

Stille nun!
Meine Schläfe fällt
An Deine Schulter.
Herzſchlag und Schauern.
Ich bin bei Dir.

Und fühle:
Wortlos wacht
In Deiner Seele
Selig Verſteh'n auf
Für das ſonnentrunk'ne Kind,
Das windumſungen
Vor flammengelben Blüten
Betet . . . . .

Die ſtummen Ewigkeiten.

Da ich nachſinnend einem Herbſtgedicht
Beim Blätterfall im roten Laube liege,
Faßt es mich plötzlich wunderlich. Von vielem
Sing' ich, was in mir pulſt, doch nie von Dir.

Und Du biſt, Liebſter, alles, was ich hab'.
Du nahmſt vom Auge mir der Träume Wirrnis.
Was in mir lebte — neben dieſem Leben,
Von Dir geweckt, iſt's bunter Fieberſchlaf.

Was ſing' ich denn ſo vieles, nie von Dir?
Im gelben Spätlicht, das den Wald durchgeiſtet,
Verblaßt das Fragen nnd ich lauſch' von neuem
Der Blätter bangem Totenflüſterlied.

Bis Worte ich vernehm': An blöden Reim
Willſt binden Du die tiefſten Ewigkeiten
Der Weltenſeele — Blüh'n und Blätterfallen?

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich ſeh' mein Lieben weihrauchduftig grüßen
Mit Lächeln um den ſtummen Blütenmund.

Urgeſchichte der Autorität.*)

Von Multatuli.

Erſte Geſchichte von der Autorität.

Bruder, der du größer biſt denn ich, kannſt du die Granate erreichen, die da zwiſchen den Feuerblumen im Grünen mich anlacht mit geöffneten Lippen wie ein lockendes Mädchen? Siehe, ſie iſt geborſten vor Reife, und glühend rot iſt der Rand der Wunde, die ſie ſich ſelbſt

*) Aus der im Druck befindlichen Überſetzung der Werke Multatulis, deren erſter Band bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erſchienen iſt. Herausgeber und Überſetzer iſt Wilhelm Spohr (Friedrichshagen). D. Red.

ſchnitt, um mir zu behagen! Mich lüſtet nach dieſem Granatapfel, mein Bruder! Du, der du größer biſt denn ich, ſtrecke deinen Arm aus und pflücke, auf daß ich eſſe.

Und der Bruder that alſo, auf daß der jüngere Bruder eſſen möge.

Und der Älteſte ging auf das Feld und ſah eine Berggeiß, die in die Tiefe herniederſtieg und ihr Junges ſuchte.

— Haſt du nicht mein Lamm geſehen, fragte ſie den Löwen, der du die Ebene bewohnſt und beſſer denn ich auf dem flachen Feld die Wege kennſt, ſo ermüdend für mich, weil mein Huf geſpalten iſt?

Laß dein Junges dein Junges ſein . . . dein Lamm dein Lamm, ſagte der Löwe, und komme her, daß ich dich verſchlinge.

Und der Löwe that alſo.

Aber der älteſte Bruder fragte den Löwen:

— Was iſt dies, daß du die Geiß iſſeſt, die ihr Junges ſucht?

— Du haſt gehört, wie ſie klagte über die Ungeeignetheit ihrer Hufe, antwortete der Löwe. That ich nicht recht, daß ich ſie aß? Sieh meine Klauen, die „geeignet“ ſind! Sieh die „Geeignetheit“ meiner Zähne. Darum aß ich die Geiß.

Der Jüngling dachte nach und beſah ſeine Arme, die lang, ſtark und gewaltig waren. Er fand ſie ſo geſchickt . . . daß er ſich vornahm, ſeinen jüngeren Bruder zum Dienſt zu zwingen.

Und da dieſer ihn wieder ſuchte, Früchte zu pflücken, antwortete er:

Siehe meine Arme. Haſt du nicht geſagt, daß die deinen nicht an die Granate heranreichen? Diene mir, auf daß ich dich nicht verſchlinge.

Von Stund an diente der jüngſte Bruder dem älteren. Aber er freute ſich nicht über die Entdeckung, die dieſer dem Löwen zu danken hatte.

Und das iſt alſo geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zweite Geſchichte von der Autorität.

Voltaire hat geſagt: „Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer.“ Freilich! Alle Macht iſt aus Gott. Wer Macht will, will Gott. Wer Macht, Autorität nötig hat, macht ſich einen Gott. Das thaten Moſes, Confucius, Zoroaſter, Numa, Columbus, Cortez. Das thaten alle Volksführer, Auguren, Zauberer, Prieſter. Das thut noch heutigentags jeder, der herrſchen will. Die Zahl der Götter iſt ſo groß wie die Zahl der Begierden. Bei jeder neuen Begierde ein neuer Gott.

Holloway macht Götter aus unbekannten Ärzten, die euch veran-

laſſen, ſeine Pillen zu kaufen. „Alſo ſpricht der Herr", ſagt Moſes, und „alſo Dr. Soundſo", ſagt Holloway. Seid gehorſam und kauft. Und beide ſagen dabei: „auf daß eure Seele nicht verderbe."

Eine Dienſtmagd ging aus mit den Kindern ihres Herrn. Sie erhielt den Auftrag, ſie gut zu bewachen. Aber ſiehe, die Kinder waren ungehorſam und liefen fort, ſo daß ihre Aufſicht umſonſt und ihre Sorge eitel war.

Darauf ſchuf ſie aus Nichts einen ſchwarzen Hund, der jedes Kind beißen ſollte, das nicht in ihrer Nähe blieb. Und die Kinder waren in Furcht vor dem Hund und wurden ſehr gehorſam und blieben bei ihr. In der Überlegung ihres Herzens ſah ſie den Gott an, den ſie gemacht hatte, und ſie ſah, daß er brauchbar war.

Aber die Kinder wurden wahnſinnig aus Furcht vor dieſem Hund.

Und das ſind ſie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Dritte Geſchichte von der Autorität.

Ein Reiſender war mit Gold und Silber beladen. Aus Furcht vor Räubern hatte er ſich mit Waffen verſehen. Auch folgten ihm ſeine Dienſtknechte in großer Zahl, ja, es waren deren mehr, als alle Räuber im ganzen Lande zuſammen genommen. Er war ſo gut bewaffnet und hatte ſo gutes Geleite, daß ein ganzes Heer nicht vermocht hätte, ihm ſeine Reichtümer zu entreißen.

Einige Räuber, die das nicht wußten, fielen ihn an, werden dies aber noch lange Zeit bereut haben, wenn ſie nicht zur Stunde durch Schwertes Schärfe umkamen.

Ein Räuber, der durch das Beiſpiel ſeiner Brüder klug geworden war, ließ ſich durch einen heiligen Einſiedelmann Rates pflegen, der Rat in allen Dingen wußte, weil er lange allein geweſen war mit zwei Totengebeinen und einem Kruge Waſſer.

— Wie muß ich thun, o heiliger Mann, um Herr zu werden über die Schätze dieſes Reiſenden?

— Das Mittel iſt ſehr einfach, antwortete der fromme Eremit. Wirf ihm den Strick, den ich dir geben werde, um den Hals, dann wird er keinen Widerſtand bieten. Er wird ſeinen Knechten befehlen, daß ſie ſich vor dir zur Erde niederbeugen und dir geben, was du begehrſt.

Und es geſchah alſo, wie der heilige Mann geſagt hatte. Doch der Reiſende und ſeine Geſellen befanden ſich ſehr ſchlecht dabei.

Dieser Strick hieß „Glaube“ und hat seine Macht behalten bis auf den heutigen Tag.

Vierte Geschichte von der Autorität.

O Vater, sage mir, warum die Sonne nicht fällt?

Der Vater war beschämt, da er nicht wußte, warum die Sonne nicht fällt, und er bestrafte sein Kind, weil er beschämt war.

Das Kind fürchtete den Zorn des Vaters und fragte nimmer wieder, weder warum die Sonne nicht falle, noch nach anderen Dingen, die es doch so gern wissen wollte.

Dieses Kind wurde niemals ein Mann, ob es gleich sechstausend Jahre . . . nein, noch viel länger lebte.

Es ist dumm und stumpfsinnig geblieben bis auf den heutigen Tag.

Fünfte Geschichte von der Autorität.

Wohin, o Philoinos? fragte Hydor*) seinen Genossen, dem er in den Straßen Athens begegnete.

— Ich eile, die drei Maß schlechten Weins zu trinken, die meiner bei der häßlichsten meiner Maitressen warten, antwortete Philoinos schwankend.

Denn er war trunken.

— Komm mit, du hast Weins genug und Maitressen zu viel, wie ich fürchte.

— Drei, Hydor, drei! Der Meister hat es gesagt! Drei . . . hat er gesagt!

— Der Meister sprach weder von Wein, noch Hetären, komm mit . . .

— Er hat gesagt: drei . . . drei . . . drei!

Und Philoinos fiel nieder zum dritten Male dieses Abends. Aber diesmal blieb er liegen.

Und er ist liegen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Sechste Geschichte von der Autorität.

Es war da zum erstenmal ein Kind geboren! Die Mutter war in Verzückung, und auch der Vater sah es an mit inniger Liebe.

*) Die Namen sind dem Griechischen entlehnt: Phil-oinos = Weinlieb Hydor = Wasser.

— Doch, Genius, ſage mir, wird es immer ſo klein bleiben? fragte die Mutter, und — fügte ſie hinzu — ich ſelbſt weiß nicht, ob ich es verlange! Gern möchte ich's groß ſehen als einen Menſchen, aber doch würde es ſchade drum ſein, wenn es ſich ſo veränderte, daß ich es nicht länger tragen kann und nähren mit mir ſelbſt.

— Dein Kind wird aufblühen zum Menſchen, ſagte der Genius. Es wird nicht dauernd ſich von dir nähren. Es wird einmal nicht mehr von dir getragen werden.

— O Genius, rief die Mutter erſchrocken, wird mein Kind fortgehen? Wenn es laufen kann, wird es dann von mir fortgehen? Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, wenn es laufen kann?

— Habe dein Kind lieb, ſagte der Genius, und es wird nicht von dir gehen.

So war es! Und ſo blieb es einige Zeit. Aber dann wurden da viele Kinder geboren. Und vielen Eltern war es ſehr läſtig, all dieſe Kinder lieb zu haben.

Darauf ſann man ein Gebot aus, das die Liebe erſetzen ſollte, ſo wie viele Gebote. Denn es iſt leichter, ein Gebot zu geben, denn Liebe.

Ehret euren Vater und eure Mutter!

Die Kinder verließen ihre Eltern, ſobald ſie laufen konnten. Man fügte zum Befehl ein Gelöbnis:

Auf daß es euch wohlgehe!

Darauf blieben einige Kinder bei ihren Eltern! Doch ſie blieben nicht in der Weiſe, wie es ſich die erſte Mutter dachte, da ſie den Genius fragte: „Was muß ich thun, daß mein Kind nicht von mir gehe, ſobald es laufen kann?“

Und das iſt alſo geblieben bis auf den heutigen Tag.

Digitized by Google

Deutſche Lyrik.

Wanderlied.

Wie weit der Weg!
Im tiefen Thale glänzt
der Tau der letzten Sommernacht.
Wie weit der Weg!
Im hohen Weltall glüht
der großen Sonne Glück ſo heiß.

Wie weit der Weg!
In tollen Köpfen kreiſt
die Schöpferkraft des ganzen Alls.
O ſtill! Zum Ziel!
Es wird zu viel!

Berlin. Paul Scheerbart.

So ſagt der Ort.

Mein liebes Kind, an das ich Tag für Tag,
ſo ſagt der Ort, ein Liebesliedchen ſchicke,
nun hat mein Umgang dich, ſo ſagt der Ort,
in eine ſchreckliche Gefahr gebracht.

Man denke, ein erwachſ'nes, junges Paar,
ſo ſagt der Ort, das ſich ſechs Monde nun,
wer weiß, wie oft, ſo ſagt der Ort, geſeh'n
und ſich noch nicht verlobt hat, ſagt der Ort!

Entſetzlich, ſagt der Ort, er geht ins Haus
der Eltern ohne Abſicht, ſagt der Ort,
und plaudert dort und wärmt ſich am Kamin
und geht dann wieder fort, ſo ſagt der Ort.

Und ſieh, ſo ſagt der Ort, ſie ſitzt dabei
und ſtrickt, indem er ſpricht, ſo ſagt der Ort.
Und ſchamlos, ſagt der Ort, vergißt ſie ganz,
wie unmoraliſch doch dies alles iſt.

Denn wir, ſo ſagt der Ort, begreifen nicht,
was ſich zwei Menſchen ſo ſechs Monde lang
zu ſagen haben, ohne, ſagt der Ort,
daß ſich das einzig Schickliche begiebt.

Das einzig Schickliche jedoch, ſo ſagt
der Ort, iſt Heirat, Heirat, ſagt der Ort.
Man meide ſich entweder oder werd'
ein Paar, ſo ſagt der Ort, ſo ſagt der Ort.

Chriſtiania. Chriſtian Morgenſtern.

Verzweiflung.

Ihre reine Seele hab' ich erfüllt
Mit einem häßlichen, ſchmutzigen Bild,
Und nichts kann dies Bild mehr verwiſchen,
Schon höre ich ziſchen die Natternbrut,
Die ihr vergiftet das junge Blut.
Ich ſeh' ſie ſinken und ſinken.
Und Sünde auf Sünde trinken.

Zerſchlagt! Das Bild ſamt dem ſüßen Haupt,
Dem ich die Kinderſeele geraubt.
Haut mir den Schädel in Scherben,
Daß ich nicht ſeh' ſie verderben.

Wien. Carl Walde.

Sieben ſchlanke Mädel.

Sieben ſchlanke Mädel ſitzen
Vor mir in der Straßenbahn.
Sieben ſchlanke Mädel blitzen
Mich mit Feueraugen an.

Sieben Mädel, ſchlank wie Pappeln,
Werfen Schlingen nach mir aus.
Schon fühl' ich mein Herz drin zappeln.
O mein Gott, was wird daraus?

Gelſenkirchen. Philipp Witkop.

Warum.

Warum ich deine leichten Füßchen liebe?
Weil ſie in ſo zwei lieben Schühchen ſtecken,
Und dieſe kleinen, blanken Schuhe lieb' ich,
Weil ſie ſo leicht von deinem Fuß ſich löſen.

München. Otto Falkenberg.

Weiße Rosen.

Komödie in einem Akt von Felice Cavalotti. I.

Deutsch von Marta Gräfin Freddi (Mailand).

Personen:

Baldassare, } zwei Freunde, 39 Jahre alt.
Antonio, }
Adelina, Baldassares Tochter, 17 Jahre.
Enrico, 19 Jahre.

Die Szene spielt in Mailand, in dem hochgelegenen Stockwerk eines bürgerlichen Hauses. Die Bühne ist in zwei Zimmer geteilt, die aber durch eine Glasthür (wenn möglich, Flügelthür) miteinander verbunden sind. Die Scheidewand darf nicht über die zweite Coulisse hinausgehen, so daß die Zuschauer bequem alles überschauen können. Die Thür befindet sich vorn, dem Orchester zu. Die linke Seite stellt das Arbeitsstübchen eines jungen Mädchens dar; einfache Möbel, ein Nähtischchen am Fenster. Dieser Raum hat einen anderen Eingang, der auf die Treppe mündet; außerdem zwei Fenster, eins links in den Coulissen, eins im Hintergrund mit einem Blumenbrett, auf dem weiße Rosen, Verbenen und andere Blumen. Neben dem Nähtischchen eine Gießkanne.

Das Zimmer zur Rechten ist ein einfaches Studierzimmer. Tisch, Bücherregale an den Wänden, Holzstühle u. s. w.

Erste Szene.

Beim Aufgehen des Vorhanges sitzt Adelina an ihrem Nähtisch am Fenster, mit einer Arbeit. Von Zeit zu Zeit erhebt sie den Blick und schaut lächelnd hinaus, als ob sie einem Gegenüber Grüße sende. Sie singt halblaut vor sich hin die Melodie Spirto gentil. Dann wirft sie einen abermaligen Blick hinüber, legt ihre Arbeit fort, nimmt die Gießkanne und geht durch die nach der Treppe führende Thür hinaus.

In dem Studierzimmer sitzt Antonio am Tisch; Baldassare steht neben der nur angelehnten Thür zur Nebenstube, von wo er Adelina beobachtet. Er lächelt und scheint bewegt. Mit einer Hand hält er den Thürdrücker, so daß er ins Zimmer lugen kann; mit der andern macht er Antonio Zeichen, sich ganz still zu verhalten.

Baldassare (fortwährend durch die Thür spähend und Antonio, der etwas sagen möchte, zum Schweigen nötigend): St . . . warte einen Augenblick! . . . (Adelina singt, Baldassare erscheint gerührt.) Ach, mein Gott . . . (Adelina steht auf und nimmt die Gießkanne.) Nun ja, das mußte ja nun kommen!

Antonio: Was hast Du denn da zu sehen? (Adelina hat das Zimmer verlassen. Baldassare geht von der Thür fort und nähert sich Antonio.)

Zweite Szene.

(Baldassare, Antonio.)

Baldassare: Glaube mir, liebster Antonio: Alles, was man darüber redet und schreibt, ist einfach Unsinn! Es giebt weder Selbstbestimmung noch Zufall auf der Welt.

Antonio: Und ich sage Dir ...

Baldassare: Ich sage Dir, die Welt wird von mathematischen Gesetzen regiert. Es wiederholt sich alles mit mathematischer Genauigkeit, sowohl in der Ordnung der Natur, wie auch in der Weltgeschichte und im Leben der Völker ...

Antonio (fällt ihm scherzend, als wenn er diese Rede nicht zum erstenmal hörte, ins Wort): Sowie auch im Geschick der Menschen ...

Baldassare: So ist's. Scherze darüber, so viel Dir's beliebt. — Neue Ereignisse giebt's überhaupt nicht mehr; alles, was vorkommt, ist Wiederholung von schon Dagewesenem. Die Gesetze der Natur und des Blutes, von Urbeginn dieselben, müssen auch immer dieselben Resultate hervorbringen. Was war, wird sein! Wir haben ererbte Physiognomien, ererbte Gewohnheiten, ererbte Neigungen, ererbte Leiden, ererbtes Temperament ... und ganz natürlich folgt daraus erbliche Wiederholung aller Ereignisse im Menschenleben. Wir glauben frei nach unserm Willen zu handeln und thun statt dessen, was 20 oder auch 200 Jahre früher unser Herr Papa oder unsere Frau Mama oder ein Ahne in genau denselben Verhältnissen that. — Manche nennen das Atavismus, andere Fatalismus — der Name thut nichts zur Sache. Die urewige Regel ist's, die über uns bestimmt, von der Wiege bis zum Grab ...

Antonio: Aber erlaube, erlaub' doch mal, mein Lieber! Halten wir uns an ein Beispiel! Nehmen wir an, daß Cajus vom Vater ererbte, was dieser wieder als Erbteil vom Großvater bekommen hatte, einen hervorragenden Trieb zu allem, was weiblich ist. Nun also, gut! Der Vater, in einem Erziehungsinstitut auf dem Lande herangewachsen, wird, wenn ihm die Versuchung in Gestalt der Frau eines anderen naht, den keuschen Joseph herauskehren. Der Sohn jedoch, in einer großen Stadt und in sehr viel weniger strengen Grundsätzen erzogen ...

Baldassare: Dies zählt nicht mit. In diesem Fall würde

die Erziehung als fremdes Element den Lauf der Natur beeinträchtigt haben. Ich behaupte nur und wiederhole Dir dies: Bei gleichen Verhältnissen und gleicher Erziehung würdest Du ganz unfehlbar die gleichen Resultate sehen. — — — Und hier vor uns haben wir den klarsten Beweis dafür.

Komm her. (Macht ihm ein Zeichen, sich leise der Verbindungsthür zu nähern.) Sieh dort nach jenem Fenster hin. (Deutet auf das Fenster, an dem zuvor Adelina saß.) Und nun sieh gefälligst nach dem anderen Fenster da drüben, in dem Hause, das auf den Hof hinausgeht.

Antonio (seufzend): Ja wohl!

Baldassare: Gut, und nun höre! Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre her, da war an dem Fenster dort drüben ein ganz junges Mädchen zu sehen; wunderhübsch, mit herrlichem, blondem Haar und blauen, lachenden Augen. Und an diesem Fenster, hier in unserem Hause, stand ein brünetter, junger Mensch. Das Mädchen war . . .

Antonio (ihn unterbrechend): War Adelinens Mutter.

Baldassare: Der junge Mann . . .

Antonio: Das warst Du.

Baldassare: Heute, nach zwanzig Jahren, kannst Du an den beiden Fenstern dieselben Beobachtungen machen, wie damals . . . Nur, daß das blonde Mädchen hier, und der brünette, junge Mensch gegenüber wohnt.

Antonio (lebhaft): Was willst Du damit sagen? (Beide sind im Plaudern wieder an den Tisch zurückgekehrt und haben sich dort niedergelassen.)

Baldassare: Es ist eine eigentümliche Geschichte, Antonio. In diesem Hause, wo ich geboren und groß geworden bin, hat jedes Stückchen Mauer seine Erinnerungen für mich, und jenes Fenster ruft mir das süßeste, und zugleich das einzige Idyll meines Lebens zurück.

Meine Vittorina! . . . Hast Du sie gekannt? . . .

Antonio (einigermaßen verlegen): Ja . . .

Baldassare: Sie war damals genau in dem Alter, wie jetzt Adelina. Zwei Tropfen Wasser gleichen einander weniger, als sie beide. Dieselben blonden Haare, dieselben strahlenden Augen, dasselbe stets heitere, quecksilberne Wesen.

Ich stand damals im Begriff, meine Studien abzuschließen. Als ich Vittorina zum erstenmal bemerkte, an einem köstlichen Maimorgen wie heute, neigte sie sich gerade über ihre Blumen, während ich, mit einem Buch in der Hand, an meinem Fenster stand.

Auch damals blühten Verbenen und die schönen, weißen Rosen

vor ihr . . . Sie machte sich an den Blumen zu thun, hielt ein wenig Umschau, wie um das Wetter zu prüfen, blickte den Schwalben nach, und setzte sich endlich singend an ihrem Nähtisch nieder.

Plötzlich hüpfte ihr ein kleines, buntgeflecktes Kätzchen auf den Schoß. Sie lachte, streichelte es, gab ihm einen Kuß . . . und dann sah sie auf — und unsre Augen begegneten sich.

Und dann wandte sie sich wieder dem Kätzchen zu und ich fühlte eine siedende Unruhe in mir aufsteigen bei den Liebkosungen, die sie für das kleine Thier hatte.

Ja — das war der Anfang meines Jugendromans . . . (Nach einer Pause, mit einem Seufzer:) Arme Vittorina . . . mußte so früh von uns scheiden . . . Du erinnerst Dich ihrer also noch?

Antonio (rauh): Ja, ja . . . Natürlich . . . Erzähle nur weiter!

Baldassare (schwermütig seufzend): Heute sind's nun drei Jahre, daß sie von uns ging. (Antonio scheint sich voller Traurigkeit dessen zu erinnern.)

Du kannst Dir nicht vorstellen, welche süße Wehmut all' diese Erinnerungen jetzt in mir wecken! . . . Wir fingen damit an, daß wir immer wieder von unsern Fenstern zueinander hinüber blickten. Am fünften Tage schon schrieb ich an sie und erklärte ihr meine Liebe; und am darauf folgenden Morgen war ihr Lächeln noch reizender als zuvor, und das Kätzchen bekam einen ganz besonders schönen Kuß. Dann, nach einer Woche etwa, waren wir so weit gekommen, einen regelmäßigen Depeschenaustausch zu etablieren. Die Jalousien, ihre Lieder, die Blumen, kurz, alles und jedes, wurde dabei zu Hülfe genommen.

Verbenen zur Rechten bedeutete: Heute bleibe ich zu Hause. Weiße Rosen an demselben Platz: Nachmittags gehe ich aus. Sang sie „Spirto gentil", so wußte ich, daß sie in der Galleria Vittorio Emanuele zu finden sein würde. Klang „Parigi, o cara" zu mir herüber, so hieß das: Ich gehe in die Messe nach San Carlo; hörte ich „Alla stella confidente", so jagte ich die Treppe hinunter, immer vier Stufen auf einen Sprung, denn ich wußte nun, daß Vittorina an den Brunnen ging, um Wasser für ihre Blumen zu holen. Von unserm Hof kann man ihren Brunnen gehen hören und sie gab mir damit die Stunde an, in der ich ihr begegnen konnte. Trum-trum, trum-trum . . . zwei Uhr! Trum-trum, trum-trum, trum-trum . . .

Antonio (ihm zuvorkommend): Drei Uhr . . . Habe schon verstanden. Und so mit Grazie weiter in der Zählung.

Baldaſſare: Oder die Schläge am Brunnen klangen eilig und ungeregelt; dann war Sturm und Gewitter in der Luft und ſie war über irgend etwas im Ärger. — Ach ja ... das ſind ſo Erinnerungen aus der Jugendzeit! ... Ein Jahr darauf führte ich meine Vittorina heim; hier in dieſes Haus. (Man hört von fern den Brunnen gehen. Baldaſſare horcht geſpannt. Die Stöße klingen zweimal an.) Höre doch: „Zwei Uhr.“ Wirklich habe ich ihr verſprochen, daß wir um zwei Uhr ausgehen.

Antonio: Mit wem willſt Du um zwei Uhr ausgehen?

Baldaſſare: Mit Adelina, natürlich.

Antonio: Und Deine Tochter? ... Du willſt doch nicht behaupten, daß auch Deine Tochter einem Verehrer Winke mit dem Brunnenſchwengel giebt?

Baldaſſare: Wenn ich Dir doch ſage, daß die Natur ſich wiederholt wie eine Uhr! (Er zieht Antonio geheimnisvoll näher zu ſich heran.) Seit ungefähr einem Monat bin ich einem Geheimnis auf die Spur gekommen: Adelina wird von dem brünetten, jungen Mann geliebt, der ihr gegenüber in demſelben Zimmer wohnt, das ehemals ihre Mutter ...

Antonio: Wird geliebt, ſagſt Du?

Baldaſſare: Natürlich nur aus der Ferne, wie ich damals ihre Mutter liebte.

Antonio (aufgebracht): Und Du, Du leideſt das? Du erlaubſt das?

Baldaſſare: Hältſt Du mich wirklich für einen ſo kraſſen Egoiſten? Du meinſt, ich ſollte ihr nicht gönnen, was ihre Mutter und mich einſt ſo glücklich gemacht hat? Glaubſt Du, ich möchte die Geſetze des Lebens in ihr unterdrücken, der Knoſpe verbieten, ſich zur rechten Stunde zur Blüte zu entfalten?

Nein, mein Lieber, ſolch grauſamer Elternegoismus liegt mir fern! Achtzehnjährige Herzen ...

Antonio: Ja, ja, verſtehe ſchon. Poetiſche Anſchauungen der neuen Zeit ... Aber, ſage doch, was haſt Du entdeckt?

Baldaſſare: Daß Adelina den jungen Mann wiederliebt, und zwar ganz in der ſüßen Aufrichtigkeit, mit der reinen, harmloſen Poeſie, wie ihre verſtorbene Mutter einſt mich liebte. ...

Und außerdem habe ich erfahren, daß der Student drüben, über den ich mich ſelbſtverſtändlich eingehend erkundigte, eine wünſchenswerte Partie für Adelina ſein würde. Elegant iſt er ja freilich nicht, der gute Junge. Sogar ziemlich linkiſch und ungeſchickt. Aber, weißt

Du, so war ich auch damals. Unter anderem trug auch ich so schaudervoll geschmacklose Shlipse. . . . Komisches Zusammentreffen — nicht? Der junge Mensch soll aber ernsten, anständigen Charakters sein, dabei hochbegabt und ein gewissenhafter, fleißiger Student.

Adelina, und dies gereicht ihr zum Lobe, hat sich also nicht in ein stutzerhaftes Äußere, sondern in Vorzüge des Geistes und Herzens verliebt.

Antonio: Und Du bildest Dir allen Ernstes ein, daß junge Mädel von siebzehn Jahren zum Verlieben nichts weiter verlangen, als „Vorzüge des Geistes und Herzens"?

Baldassare: Aber ganz sicher! Vorausgesetzt natürlich, daß diese jungen Mädchen von der Art Adelinens oder ihrer Mutter sind. — Schon seit mehreren Tagen beobachte ich dieses neuerstandene Idyll und habe dabei das eigentümliche Gefühl, als durchlebte ich zum zweitenmal eine längst vergangene Episode der eigenen Jugend. Gestern z. B. verfolgte ich von hier aus eine solche Szene: Er stand mit einem Buch in der Hand am Fenster und schien sich nicht satt sehen zu können an Adelinen. Sie saß ruhig und anmutig an ihrer Stickerei und sandte ihm nur zuweilen einen liebevollen Blick oder ein Lächeln zu. Plötzlich erhob sie sich, änderte den Stand ihrer Blumentöpfe und ihr helles, glockenreines Stimmchen, ganz die einstige Stimme der Mutter, klang durch den Raum. Es mußte dies ein Zeichen für ihn sein, denn er machte eine zustimmende Bewegung; ich aber stand hier, wie festgebannt, so tief war ich von dieser wunderbaren, lebendigen Vision aus vergangenen Zeiten erschüttert. Ich mußte mich fragen: Ist dies Halluzination oder Wirklichkeit? — Und nun nahm sie ihr Kätzchen auf den Arm, lächelte zu ihrem Liebsten hinüber und küßte es. In jenem Augenblick war die Ähnlichkeit des „Einst" und „Jetzt" dermaßen sinnverwirrend, daß ich drauf und dran war, zu rufen: Vittorina, Vittorina! Sie war es, sie selber, und diese Liebkosung sandte sie mir aus der Gruft zurück durch ihr eigenes Kind. . . . Vielleicht als Dank für mein treues Gedenken. (Lange Pause.) Was sagst Du hierzu?

Antonio (verwirrt und betroffen): Seltsam — sehr seltsam! Doch, bitte, laß uns von was anderem sprechen. Mögen die Toten ruhen . . . in Frieden. —

Baldassare: Nein, nein, ich muß Dir alles sagen! Du siehst mich heute so erregt, weil ich im Begriff stehe, eine Frage an die Vergangenheit, an Vittorina, zu richten.

Antonio (macht eine Bewegung des Erſtaunens, aber auch des Erſchreckens).

Baldaſſare: Wie mein Liebesidyll nach und nach wieder vor mir auftaucht, finde ich einen geheimnisvollen Reiz darin, mir unklar gebliebene Seiten aus jenem Abſchnitt meines Lebens zu enträtſeln.

Über gewiſſe Dinge, ſcheinbar unbedeutende Vorkommniſſe in unſerem Verkehr von Fenſter zu Fenſter, konnte ich mitunter nächtelang grübeln. Jetzt wird mir auf ſo manche Frage die Antwort gegeben. Von dieſer Thür aus lichtet ſich mir nach und nach alles, was damals mir unerklärlich blieb, denn jetzt ſtehe ich hinter der Szene. In meinem einſtigen Liebesidyll bleibt mir nunmehr kein Zug verborgen. . . .

Antonio (nervös): Sage, was Du willſt, ein merkwürdiges Original biſt Du!

Baldaſſare (hierüber hinweghörend): Das heißt — ja! Ein Begebnis, das ſich öfter wiederholte, bleibt mir noch immer rätſelhaft . . .

Antonio: Alſo doch noch! — Nun, dann iſt's nur gut.

Baldaſſare: O, ich bin überzeugt, daß ich auch das erforſche. An manchen Tagen nämlich unterbrach Vittorina urplötzlich unſere Zeichenſprache und ſchloß, ohne jede ſcheinbare Urſache, ihre Jalouſien . . . allerdings niemals, ohne mir vorher freundlich zuzulächeln und das Kätzchen zu ſtreicheln, als wollte ſie ſagen: Warte nur auf mich! Und ich . . .

Antonio: Du bliebſt ſtehen und ſtarrteſt verliebt auf die geſchloſſenen Fenſter . . .

Baldaſſare: Nun ja; und die blieben mitunter über eine Stunde geſchloſſen. Von Zeit zu Zeit freilich machte ſie mir Zeichen mit der Hand durch die Stäbe der Jalouſien, als wenn ſie grüßte und winkte; ſo, als wollte ſie ſagen: Ich ſehe Dich . . .

Antonio: Und Du antworteteſt natürlich darauf . . .

Baldaſſare: Das verſteht ſich! Ich gab ihr nach Kräften meine Freude zu erkennen.

Antonio: Und warteteſt in geduldigem Schmachten den Moment ab, in dem die Fenſter wieder aufgemacht wurden.

Baldaſſare: Selbſtverſtändlich! Es war ja nur eine Mädchenlaune. Auch Galatea fand Vergnügen daran, ſich zu verbergen, um ungeſehen ſelbſt zu beobachten. Als wir ſpäter dann verheiratet waren und ich die Rede darauf brachte, fing ſie regelmäßig an zu lachen und blieb mir die Antwort ſchuldig. Ja . . . Und dies iſt das einzige

aus meinem damaligen Liebesleben, was Adelina ihrem Gegenüber erſpart und worauf ich noch keine Löſung habe finden können.

Antonio (mit ſichtlicher Befriedigung): Da ſiehſt Du alſo!

Baldaſſare: Sſt . . . . . .

Dritte Szene.

Während Baldaſſare und Antonio noch miteinander ſprechen, hört man Schritte von der Treppe her. Beide horchen auf. Adelina, Enrico im linken Zimmer. Baldaſſare, Antonio rechts.

Adelina (auf der Schwelle ihres Stübchens zur Treppe hin ſprechend): Hier herauf . . . Komm hier durch!

Antonio (zu Baldaſſare, während Enrico noch nicht aufgetreten iſt): Was iſt denn das? Der junge Mann von gegenüber kommt auch hier ins Haus? . . .

Baldaſſare (ſieht ihn verdutzt an): Nun aber!

Enrico (tritt umherſpähend, ein wenig drollig, ins Zimmer und ſieht ſich um; er hat Adelinens Gießkanne in der Hand): Unſere geſtrengen Herren Väter ſind nicht hier?

Antonio (ſehr erſtaunt, als er Enricos Stimme erkennt): Mein Sohn! . . .

Adelina: Sie werden wohl drüben wieder zuſammenſitzen und ſtudieren. (Sie nähert ſich eilig dem Fenſter und lugt vorſichtig hinaus.)

Enrico: Nun, dann iſt's nur gut! . . . Laß ſie ſtudieren . . . (Steht, die Gießkanne in der Hand, mit komiſchem Ernſt da.) Das Studium iſt eine der edelſten Neigungen in dieſem Leben. Ich lobe und bewundere alle, die ſich daran ergötzen. (Er begießt die Blumen im Zimmer; nicht aber die am Fenſter, neben denen Adelina ſteht.)

Ganz ausgezeichnete Einrichtung, daß es ſolche Leute giebt . . . aber . . . auch ganz ausgezeichnete Einrichtung, daß es ſolche giebt — wie mich!

Wenn die anderen nicht vorhanden wären, müßten wir ochſen — ſo wie zum Beiſpiel ich! — Statt deſſen ergänzen wir uns gegenſeitig. (Feierlich komiſch) Dies iſt die Harmonie im Weltall . . . Sehr ſchön geſagt, . . . ſehr ſchön geſagt. . . . Das Studium macht den Geiſt fruchtbar, wie dieſe Gießkanne mit Waſſer die Erde in Adelinens Blumentöpfchen fruchtbar macht. . . . Auch das — ſehr ſchön geſagt. Wunderbare Idee! Und iſt mir gekommen in einem Hui, ohne alles Studieren; kommt mir nur ſo angeflogen!

Und wenn man bedenkt, daß meine Profeſſoren mich ausge-

ſprochenermaßen für einen Eſel taxieren! Aber das iſt die Ungerechtigkeit der Welt. . . . Nun, meine beiden ſchönen Gedanken kann ich ja unterdeſſen kalt ſtellen für ſpäteren Gebrauch.

Antonio (zu Baldaſſare): Sag' mal . . . dies iſt mein Schlingel von Sohn, aber — ſomit hätte ſie ja zwei?

Baldaſſare (ſehr geſpannt und betroffen): St . . . . Laß mich jetzt . . . (Folgt mit geſchärfter Aufmerkſamkeit, aber mit verdüſtertem Antlitz, der Szene zwiſchen den jungen Leuten.)

(Adelina iſt zum Fenſter gegangen, um ſich zu überzeugen, daß niemand gegenüber ſteht, und während ſie ſpricht, macht ſie ſich mit den Blumen oder an ihrem Nähtiſchchen zu thun.)

Adelina: Das iſt ja ein rührendes Wiederſehen! Wie iſt's denn dem jungen Herrn in den Sinn gekommen, ſich wieder mal nach der Adelina umzuſehen? Nach der Adelina, die ſo ganz weit von der Welt, hier oben unter ihren Blumen hauſt. Wie hat ſich denn dies Wunder zugetragen?

Antonio (beharrlich): Das wären ja aber ihrer zwei! . . . Sag' mal, da ſcheint's mir denn doch, als wenn es mit der „ſüßen Aufrichtigkeit", wie Du ſagteſt, bei Deiner Tochter nicht weit her . . .

Baldaſſare (hört nicht darauf, ſo geſpannt horcht er auf das Geſpräch im anderen Zimmer).

Enrico: Das Wunder begab ſich nämlich ſo (ſpricht mit Adelina, indem er teils Blumen begießt, teils davon ausruht, aber die Gießkanne in der Hand behält): Geſtern hat unſer Profeſſor die barmherzige Idee gehabt, uns anzukündigen, daß er heute ein Kollegium halten würde über nichts Geringeres, als die Enfiteuſi in ihren intimen Beziehungen zum Römiſchen Recht. Die Enfiteuſi! . . . Ja, was habe denn ich mit dieſer Dame zu thun? . . . Und wenn ſie intime Beziehungen hat, nun, laß ſie doch! Leben und leben laſſen, denke ich! Warum ſoll ich meine Naſe da 'neinſtecken? — — Um nun nicht indiskret zu erſcheinen gegen die Dame, die ſolchen häßlichen Namen hat, habe ich bei mir gedacht: Wollen lieber zu Adelinchen gehen, die ſolchen reizenden Namen trägt; ſo reizend, wie das Geſichtchen, das Papa und Mama ihr zum Geburtstag geſchenkt haben.

Antonio (zu Baldaſſare): Hm, ganz wie Du ſagteſt; Dein Wort in Ehren, Baldaſſare, Deine Tochter hat eine Vorliebe für fleißige, junge Leute!

Baldaſſare (immer ſpähend und als ob er ſich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen wolle): Kann nur ein Scherz ſein! —

Adelina (lachend zu Enrico): Sieh doch mal! alſo einer Dame habe ich's zu verdanken, der Enfi . . . . .

Enrico (ihr aushelfend): Der Enfiteusi . . . Das heißt — natürlich wäre ich auch ohne das . . .

Adelina (während ſie zu den Blumen am Fenſter, im Hintergrunde, geht, will ſie Enrico die Gießkanne aus der Hand nehmen): Gieb her.

Enrico (will die Kanne nicht hergeben): Nein, nein, laß mich begießen.

Adelina (nimmt ihm die Kanne fort): Dank' Dir ſchön, nein! Du verſtehſt das nicht. Dieſe Blumen darf kein anderer anrühren; die kennen nur mich.

Enrico: Aaah — ſooo . . .

Adelina: Siehſt Du? So macht man's . . .

Enrico: Gut, alſo! Laß mich zuſehen! . . . (Unter dem Vorwand, das Begießen ganz in der Nähe zu ſehen, legt er den Arm um Adelinens Taille.)

Adelina: Gleich die Hand fort. Unverſchämter Menſch!

Baldaſſare (zu Antonio): Hörſt Du's? Unverſchämter Menſch hat ſie ihn genannt.

Enrico (als Antwort auf die Beleidigung): Mein Engelll! (Legt den Kopf auf eine Seite und lacht breit.)

Antonio (zu Baldaſſare): Hörſt Du's? Mein Engel hat er zu ihr geſagt!

Enrico: Ach, was für wundervolle, weiße Roſen!

Adelina: Nicht wahr, wie die ſchön ſind? Du mußt näm-

(Antonio zeigt ſich plötzlich ſehr betroffen.)

lich wiſſen, das ſind die Lieblingsblumen von meinem ſeligen Mütterchen. Ach, wie ſie die gern hatte! . . . Auf ihrem Grabe wächſt ein ganzer Buſch davon — und ſo ſchöne! Da hat ſie jemand, ganz im geheimen, gepflanzt. Wahrſcheinlich einer von ihren Armen, habe ich mir gedacht. Sie war ja ſo wohlthätig! . . .

Antonio (ſucht in großer Aufregung Baldaſſare von der Thür fortzuziehen): So komm doch fort!

Baldaſſare (energiſch, und fortwährend geſpannt die Szene beobachtend): Nein, laß mich hier! (Die ſtumme Szene zwiſchen den beiden Freunden hat ihren lebhaften Fortgang und wird nie unterbrochen während des Geſprächs der beiden jungen Leute.)

(Schluß folgt.)

'Tile Ponſelle.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutſche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düſſeldorf.)

Chriſtian Koppig war ein friſcher, bartloſer, junger Holländer. Er gehörte zu jenem Heere von jungen Leuten, das nach dem Erwerbe von Louiſiana durch die Vereinigten Staaten über die franzöſiſch-ſpaniſchen Berge hereinſtrömte, wie einſt die Gothen über die Pyrenäen; zu jenen Tauſenden, die ſich in Neu-Orleans mit der Klugheit hungriger Tauben niederließen. Vielleicht war er auch ein Deutſcher, der Unterſchied zwiſchen dieſen Nationen war zu fein für den flüchtigen Blick der Creolen, denen beide Nationen gleich unſympathiſch waren. Er wohnte in einem Zimmer mit einem Dachfenſter, von dem aus man auf ein gegenüberſtehendes Gebäude ſah, das, wie die ganze Straße, ſchon ein Jahrhundert alt war. Die großen, rundgewölbten Fenſter im zweiten Stock dieſes Hauſes waren zugemauert, in zwei oder drei hatte man dann ſpäter kleinere Fenſter eingelaſſen mit ſeltſamen, kleinen Guckl öchern in den vergitterten Läden. Dies war ſchon geſchehen, ehe Chriſtian ſie von ſeinem Fenſter zu beobachten begann. Das Äußere des Hauſes ließ darauf ſchließen, daß es ein Reſt der alten ſpaniſchen Kaſerne war, deren ausgedehnte Gebäude vor langen Jahren von der Regierung an Private verkauft wurde. Am Ende der Straße, dem Moraſte zu, war ein großer, orientaliſch ausſehender Durchgang übrig geblieben, mit einem gewölbten Thorweg und zwei mächtigen, hölzernen Thüren. Wenn man darauf ſchaute, meinte man wirklich, des Grafen O'Reillys Artillerie müſſe geräuſchvoll daraus hervorkommen, um an König Karls Geburtstag über den alten Platz zu reiten.

Ich weiß nicht, wer jetzt da wohnt. Man könnte ungefähr eine Woche an der gegenüberſtehenden Seite ſtehen und doch niemand entdecken. Ich denke aber, daß der Platz bewohnt ſein muß, eben weil's ſo abſolut nicht danach ausſieht. Das iſt nämlich in dieſer Gegend ſo die Mode. In dieſer guten, alten Zeit der Duelle, der Bagatellklubs, der Theaterbälle und des Zirkus von Cajetano wohnte in dem Teile

des Hauses, der gerade über dem Thorweg lag, eine bleiche, schöne Frau, die Madame John hieß oder wenigstens unter diesem Namen bekannt war. Man würde sie wahrlich nicht für eine Farbige gehalten haben! Obgleich schon ein bischen verbleichend, hatte sie immer noch ein höchst anziehendes Äußere, schöne, fast strenge Züge, schlichtes, sorgfältig gepflegtes Haar und das lebendige, glühend schwarze Auge, das ihrer Rasse so eigentümlich ist. Ihr Lächeln, das beim Sprechen wie Sonnenschein kam und ging, war lieb und klug, und ein gewisses Etwas in ihrem Gesicht sagte einem gleich, daß sie viel Schweres in ihrem Leben durchgemacht haben müsse.

„Aber!" pflegten die jungen Creolen in der Straße zu sagen — „ihre Tochter erst!" Dabei erhoben sie die Arme, gestikulierten heftig, rollten die Augen, spitzten den Mund und klatschten in die Hände. „So schön, schön, schön! Weiß? Weiß wie eine Wasserlilie, weiß wie eine Magnolie." — Allgemeiner Beifall und die Anrufung aller Heiligen als Zeugen. — Konnte sie auch singen?

„Singen? Kann eine Drossel nicht singen? Ha."

Man wußte nicht genau, wie alt sie war; so ungefähr siebzehn Jahre.

Mutter und Tochter waren sehr zärtlich miteinander, die Nachbarn hörten oft, wie sie sich Kosenamen gaben, wenn sie fleißig nähend beisammen saßen und dabei fröhlich und unermüdlich plauderten, wie es die Franzosen thun. Stets sah man sie zusammen kommen und gehen, so oft sie ihre kleinen Wege und Ausgänge besorgten. „'Tite Poulette" wurde die Tochter genannt. Niemals ging sie allein aus.

Aber wer denn war diese Madame John?

„Nun, Sie wissen doch! — Sie ist —" — erzählte der Friseur von der Ecke Christian Koppig — „Ich werde es Ihnen sagen: Wissen Sie — sie ist —" — — Sie war übrigens die beste Krankenpflegerin bei gelbem Fieber auf tausend Meilen in die Runde, jedoch das war es nicht, was der Perrückenmacher am Fenster erzählte. — Viel näher am Flusse steht ein Haus, das ganz anders aussieht, als die alte Kaserne. Es ist von Fachwerk, und die ganze Front entlang läuft eine tiefe Gallerie, die überdacht ist. Heute ist es der Schlupfwinkel von Italienern geworden, die bei Tage Brennholz verkaufen, in der Nacht aber alle möglichen, unbeschreiblichen Teufeleien verüben. Einst war dies Haus die Heimat eines fröhlichen Herrn, dessen Vornamen John war. Er war ein Mitglied der „Gesellschaft der Kinderfreunde". Da er noch bei seinen Eltern lebte, würde seine Frau dem Brauche gemäß Madame John genannt worden sein; aber er hatte keine Frau. Sein Vater starb,

Digitized by Google

dann seine Mutter, ganz zuletzt er selbst. Als er in den letzten Zügen lag, kam Madame John (die, die jetzt so heißt), zu ihm mit „'Tite Poulette", die damals ein ganz kleines Kindchen war, im Arme.

„Zalli," sagte er, „ich sterbe."

Sie beugte ihr Haupt und weinte bitterlich.

„Du bist mir sehr treu gewesen, Zalli."

Sie weinte weiter.

„Nun wird niemand mehr für Dich sorgen, Zalli."

Zalli weinte und schluchzte.

„Ich möchte Dir dieses Haus geben, Zalli, es ist für Dich und die Kleine."

Eine Stunde später hatte die weinende Madame John für sich und die Kleine das Haus geerbt, so wie es gerade war. Mit jener unglückseligen Vorsicht, die der Unwissenheit der Frau eigentümlich ist, verkaufte sie das Eigentum möglichst schnell und legte das Geld in einer Bank an, die natürlich bald darauf Bankerott machte. Sie legte Witwenkleider an und trug sie noch, als 'Tite Poulette schon siebzehn Sommer zählte, wie die enthusiastischen Jünglinge sagten.

Wie man sich mit ihr beschäftigte! Der ruhige Christian Koppig hatte nie etwas Ähnliches gesehen. Er schrieb seiner Mutter darüber nach Hause und erzählte es ihr. Er sah einen jungen Burschen an der Straßenecke spazieren, bald waren es zwei, bald kamen noch mehrere von allen Seiten dazu. Plötzlich nahmen ihre Gesichter den Ausdruck des Glücks und der Freude an — — was war es nur? 'Tite Poulette kam vorbei, 'Tite Poulette mit ihrer Mutter.

Stolz und hoch schritt sie einher, nur die großen Augen bekamen durch die langen Wimpern einen zärtlichen Ausdruck. Der allerzarteste mattrosa Hauch belebte ihre südliche Wange, ihre ganze Gestalt war Anmut, ihre Haltung ein Wunder einfachster Würde. Wenn sie vorüber war, pries jede Zunge ihre Schönheit; aber obgleich damals, vor mehr als 50 Jahren, die Sitten von Neu-Orleans nicht gerade streng waren, so wagte doch keiner sich ihr gegenüber mehr herauszunehmen, als von ihr mit ihrem Kosenamen 'Tite Poulette zu sprechen. Und doch wurde gerade damals ihre Mutter eine bezahlte Tänzerin in dem Tanzlokale der Salle de Condé.

Zalli kannte natürlich, wie alle Mischlinge, die Festlichkeiten der Condéstraße von Kindheit auf. In den glücklichen Tagen, als der liebe Monsieur John noch jung war und das Jahrhundert zur Neige ging, war sie oft mit ihrer Mutter dort gewesen — die war nun auch längst gestor-

ben. Monſieur John pflegte den langweiligen Aufführungen und der geiſttötenden Geſellſchaft im Theater d'Orleans zu entwiſchen und mit einer Schar eleganter Freunde in die Rue Condé zu kommen. Manche ſüße Ballnacht hatte ſie dort getanzt und gelacht und unter ihrer ſeidenen Maske tüchtig kokettiert, daß ſie ſogar den „Erſten aller Gentlemen", Monſieur John ſelbſt damit ärgerte und quälte. Kein Herr, deſſen Abſtammung auch nur halbwegs fraglich war, durfte es wagen, ſeinen Fuß in die Räume zu ſetzen. — Mancher vornehme Herr war entzückt, mit Zalli tanzen zu können, — Oberſt de — — General la — —, Ratsherren und Offiziere. Damals gab es dort noch keine bezahlten Tänzerinnen. Alles ging durchaus anſtändig zu. Jedes Mädchen war mit ſeiner Mutter da, und die feinſten unter ihnen gingen ſtets fort, ehe zuviel getrunken wurde. Ja, und es ging doch luſtig zu, ſehr luſtig, nur manchmal etwas gefährlich. Mehr als einmal hatte Monſieur John einen Bengel mit langen Haaren und mit langem Meſſer zu Boden geworfen und halb tot getreten, nur weil er Zalli zu zärtlich angeſchaut hatte — — das war ſo ſeine Art. Er war ſo furchtlos, wie er gutmütig war. Nun war er tot.

Freilich, Witwenkleider paßten nicht in die Salle de Condé, und ſeit Zalli dieſe trug, blitzte ihr Auge nicht mehr durch ihre roſa und weiße Seidenmaske, aber was that's? Nie, nie in ihrem Leben hatte ihr Herz für einen andern wie Monſieur John geſchlagen, und er war nun im Himmel — wenigſtens ſagte der Prieſter ſo — ſie aber wurde Krankenpflegerin.

Es war ein hartes Leben. Madame John hatte ſelbſt eine ſogenannte gute Erziehung erhalten, und ſie that, was ſie konnte, um auch ihrer Tochter eine ſolche zu geben. Die gute Erziehung der Damen im Süden beſtand aber zu jener Zeit thatſächlich nur darin, daß ſie Sticken und ein wenig Muſik erlernten. Sie ſchlug ſich durch, ſo gut ſie eben konnte. Bald gab ſie einige Privattanzſtunden, bald friſierte ſie; ließ dies aber wieder fahren, als die hochmütigen Damen ſie zu verächtlich behandelten. Und ſo geſchah es, daß dieſe beiden armen Kinder allmählich anfingen, drückenden Mangel zu leiden, hatten doch beide keine Ahnung davon, was das ſei, Geld zu machen.

Eines Tages bemerkte Chriſtian Koppig von ſeinem Dachfenſter aus einen Mann, der an dem Thorweg gegenüber ſtand und den Klopfer der Gitterthür in Bewegung ſetzte. Es war ein feiner Herr, deſſen Haar in der Mitte geſcheitelt war, und der ſeine Zigarette aus einer ſchönen, goldenen Spitze rauchte. Er wartete ein Weilchen, fluchte ein bischen über den Staub, klopfte wieder, nahm ſein Spazierſtöckchen

unter den Arm und wischte die Innenseite seines Hutes mit dem Taschentuche ab.

Madame John kam und sprach durch das Gitter mit ihm. 'Tite Poulette war nirgends zu sehen. Er blieb vor dem Thore stehen, während Madame John heraufging. Christian Koppig kannte ihn. Er kannte ihn, wie man eine Schlange kennt: es war der Geschäftsführer der Salle de Condé. Jetzt kehrte Madame John zurück, sie trug ein kleines Packet unter dem Arm; zusammen eilten sie dann fort.

Was sollte das bedeuten?

Nun, die Sache war klar genug für jeden, der ein wenig Menschenverstand hatte, aber, um die Wahrheit zu sagen, Christian Koppig war ein bischen dumm und er bildete sich ein, daß irgend etwas gegen 'Tite Poulette geplant wurde. Es machte den graden jungen Holländer ganz krank, daß er sich nicht lieber um seine eigenen Sachen bekümmerte, und dennoch — —

„Aber die Frauen werden doch nicht versuchen — —", sagte er zu sich selbst — „nein, nein, das können sie nicht —"

Da ich nicht weiß, was er eigentlich meinte, kann ich auch nicht sagen, ob die Frauen es thun wollten oder nicht. Ich weiß nur, daß Christian Koppig am andern Tage eifrig die Annoncen des „Ami des Lois" studierte und darin eine Anzeige fand, die er früher nur eines Stirnrunzeln gewürdigt hatte. Sie war „Salle de Condé" überschrieben und es wurde darin bekannt gemacht, daß der „Danse des Chinois" aufgeführt werden solle, und daß darauf eine junge Dame in dem berühmten „Danse du Shawl" auftreten würde.

Es war Sonntag. Der junge Mann beobachtete von Mittag an bis zum Abend, als der Mond schon schien, das gegenüberliegende Fenster. Endlich öffnete sich die vergitterte Thüre, und wohl verhüllt und verschleiert erschien Madame John. Gott sei Dank! Madame John und nicht 'Tite Poulette. Sie eilte, so schnell sie konnte, zur Rue Condé. Madame John war „die junge Dame", und der junge Mann fand bald die Ruhe des Gemütes wieder. —

Madame John tanzte wunderbar schön. Es mußte ja sein und Geld war Brot; und jeden Sonntag Abend zauberte die Mutter mit ein wenig Schminke und Puder die verblassende Jugend auf ihr schönes Antlitz zurück und tanzte mit unnachahmlicher Anmut den Shawltanz, während ihre junge Tochter allein zu Hause blieb. —

Christian Koppig, der einfache, langsam denkende Holländer, wußte selbst nicht, was er that, aber er blieb ohne Licht zu Hause, nur um zu

beobachten, wie das junge Mädchen zum Fenſter kam und mit herrlichen Augen angſtvoll hinausſpähte und hin und wider ging, bis ihr Mütterlein, wie ein armer, ſturmgetriebener Vogel, keuchend nach Hauſe kam.

So gingen zwei bis drei Monate dahin. Eines Abends, als die Mutter heimgekehrt war, hatte ſie eine ernſte Unterhaltung mit der Tochter. Chriſtian Koppig, der ungefähr zur ſelben Zeit heimkehrte, konnte dieſe zwar ſehen, aber nicht verſtehen, was die Frauen ſprachen.

„'Tite Poulette," ſagte Madame John, „Du biſt nun ſiebzehn Jahre alt."

„Das iſt wahr, Mama."

„Ah! mein Kind, ich weiß nicht, wie es nun mit Dir werden ſoll." — Ihre Stimme zitterte ſchmerzlich.

„Was denn, Mama?"

„Ah, Du haſt's nicht, wie die anderen; kein Geld, kein Vergnügen, keine Freude."

„Mama!"

„Nein, nein. — Ich danke Gott dafür, ich bin froh, daß Du ſo biſt; aber Du wirſt durch das ganze, lange Leben hindurch einſam ſein. Es iſt in dieſer Welt kein Raum für uns arme Miſchlinge. Ich wünſchte, wir wären entweder ſchwarz oder weiß." — Helle Thränen ſtanden dabei in den Augen der armen Frau. Die Tochter ſtand auf, ihre Augen ſprühten Blitze.

„Gott hat uns gemacht, Mama," ſagte ſie mit freundlichem, aber beſtimmtem Lächeln.

„Ha," ſagte die Mutter und ein bitterer Ausdruck funkelte durch ihre Thränen, „mich ſchuf die Sünde."

„Nein," ſagte 'Tite Poulette, „Gott ſchuf uns. Er ſchuf uns juſt wie wir ſind, nicht weißer und nicht ſchwärzer."

„Er ſchuf Dich freilich!" ſagte Zalli, „Du biſt ſo ſchön, ich glaube wohl, daß er es that." Sie umfaßte die niederknieende Geſtalt des Mädchens und zog ſie an ſich. „Meine ſüße, meine weiße Tochter!"

Nun traten Thränen in die Augen des jungen Mädchens.

„Kann man denn weißer ſein, als ich es bin?" fragte ſie.

„O nein, nein, 'Tite Poulette", rief die Mutter, „aber wenn wir nur wirklich weiß wären, auch der Abſtammung nach, und kein Miſchblut, ſo daß eines Tages ein wirklicher Herr vor mich hintreten könnte, um mir zu ſagen: ‚Madame John, ich möchte ihr weißes Hühnchen zur Frau haben. Sie iſt ſo ſchön, ich möchte ſie heiraten. Sie iſt ſo gut,

ſie muß mein Weib werden.' O mein Kind, mein Kind, das zu erleben, würde ich mein Leben hingeben. Ich würde meine Seele darum verkaufen! Du müßteſt mich dann mit Dir nehmen, o, nur als Deine Magd! — Geſtern Abend ging ich hinter zwei jungen Herren her, die kamen von ihrem Kontor, — ſie ſprachen von Dir."

'Tite Poulettes Augen ſprühten Flammen — —

„Nein, mein Kind, ſie ſprachen nur Gutes von Dir. Der eine lachte zuweilen und ſagte öfter: ‚Behüte!' Aber der andere — — ich bat die heilige Jungfrau, ihn zu ſegnen, er ſprach in ſo freundlich-lieber Art. ‚Möge Gott ſie behüten,' ſagte er, ‚möge Gott ſie beſchützen, denn ich ſehe keine Rettung für ſie.' Der andere lachte und ging weg. Doch jener ging in die Thür rechts grade über die Straße. Ah, mein Kind, Du wirſt rot? Manch ſeiner Herr fragte mich auf dem Balle: ‚Wie geht es Eurer Tochter, Madame John?' —."

Die Tochter verbarg ihr ſchönes Antlitz im Schoße der Mutter und ſchien nicht mehr ſo zufrieden damit, wie Gott ſie erſchaffen hatte. O wie ſie weinte! Sie ſchluchzte bitterlich, ihre zarte rechte Hand war zuſammengeballt und zuckte krampfhaft auf dem Knie der Mutter; und die Mutter weinte mit ihr. —

(Fortſetzung folgt.)

Händedrücke.

Von Maurice Maeterlinck.

Händedrücke!
Das Dunkel dehnt ſich zwiſchen euren Fingern aus!
Trompetenſchrillen unter dem Gewitterhimmel!
Orgelklang unter der Sonne!
Alle Herden der Seele in einer Nacht der Finſterniſſe!
Und alles Salz des Meer's im Gras der Wieſen!
Und dieſe blauen Meteore rings am Horizont!
Habt Mitleid mit dem Menſchenkönnen!

Doch dieſe traurigen und müden Händedrücke!
O, dieſe Händedrücke eurer armen, feuchten Hände!
Ich höre eure reinen Finger ſich in meine Hände ſchmiegen,
Und Lämmerherden zieh'n im Mondlicht längs des Fluſſes.

Ich weiß noch alle Hände, die je meine Hand berührten,
Ich ſehe noch, was in dem Schatten dieſer Hände war.
Und heute ſeh' ich, was ich ſelbſt im Schatten dieſer lauen Hände war.

Ein Bettler war ich oft, der Brot vor Thronen ißt,
Ein Taucher manchmal, der im heißen Waſſer ſich nicht zu helfen weiß,
Manchmal war ich ein ganzes Volk, das nicht aus ſeinen Mauern konnte.
Und dieſe Hände, wie ein Kloſter ohne Garten!
Und die, die mich umſchloſſen, wie an Regentagen das Glashaus eine Schar von Kranken einſchließt!
Bis daß die andern, kühlern kommen und die Thüren öffnen,
Ein wenig friſches Waſſer auf die Schwelle breiten.

O, ſeltſam fremdes Händedrücken kannt' ich,
Und das mich nun in alle Ewigkeit umgiebt!
Almoſen waren es an einem Sommertage,
Und eine Ernte war's in einem Kellerloch,
Und Gauklerlärmen rings um ein Gefängnis,
Und Wachsfiguren ſommers in den Wäldern!

Habt Mitleid mit den ſeltſam fremden Händen!
Sie ſchließen in ſich aller Könige Geheimnis!

Habt Mitleid mit den allzu bleichen Händen!
Aus Mondesgrotten ſcheinen ſie zu kommen
Und haben ſich verbraucht, den Waſſerſtrahl zu ſpinnen!
Habt Mitleid mit den allzu weißen, feuchten Händen!
Es däucht mir, Königstöchter lägen in der Sonne den ganzen Sommer lang.

Und halt dich fern von allzu harten Händen,
Die wie aus Felſen ausgemeißelt ſcheinen.

Doch habt Erbarmen mit den kühlen Händen!
Ich ſeh' ein Herz, das blutet unterm Eiſe!

Und habt Erbarmen mit den böſen Händen!
Die Brunnen haben ſie vergiftet
Und junge Schwäne in ein Schierlingsneſt getragen.
Ich ſah die böſen Engel alle Pforten gegen Mittag öffnen.
Nur Thoren wagen ſich auf giſt'ge Flüſſe.
Nur ſchwarze Schafe ſind auf ſternenloſer Trift,
Nur Lämmer geh'n und weiden Finſternis!

Doch dieſe treuen, friſchen Hände!
Sie bieten reife Frucht dem Sterbenden,
Sie tragen friſches, klares Waſſer in der hohlen Hand,
Sie gießen Milch auf blut'ge Schlachtgefilde,
Aus wunderbaren, ewig jungfräulichen Wäldern kommen ſie!

Wien. A. d. Franz. v. Margret Hönigsberg.

Die Berliner Sezeſſion.

Die Berliner Sezeſſion, die ſo ſpät zu ſtande kam — es war die reine Zangengeburt — hat das Unerwartete dennoch zu ſtande gebracht und ihre Ausſtellung kurz nach derjenigen am Lehrter Bahnhof eröffnet. Am Samstag vor Pfingſten war die Eröffnung vor einem geladenen Publikum, im Garten nebenan luden die Arbeiter die letzten Gerüſte auf, es war bis zum letzten Augenblick raſtlos geſchaffen worden. Und die Spuren dieſer Haſt ſind, leider, unverkennbar. Den Berlinern ſcheint doch nichts ganz und auf einen Schlag gelingen zu wollen. In der Beſprechung der Ausſtellung am Lehrter Bahnhof hatte ich die Notwendigkeit einer Sezeſſion für Berlin betont und hervorgehoben, es möchte den Berlinern gelingen, wie es letzthin der jüngſten Sezeſſion, der Wiener Sezeſſion, ſo glänzend gelungen. Aber ſo iſt es ihnen nicht gelungen, obgleich die nationalen Leiſtungen die der Öſterreicher weit überragen. Als die Wiener im vergangenen Sommer ihre erſte Sezeſſionsausſtellung eröffneten, hatten ſie noch kein eigenes Haus, ſie überhaſteten ſich mit dem Bau eines ſolchen nicht, ſondern hielten ihre erſte glänzende Ausſtellung, die ein Sieg der jungen Kunſt über die alte war, in einem gemieteten Gebäude ab und begannen nach Schluß der ſo gelungenen Ausſtellung in Ruhe mit dem eigenen Bau. Die Berliner wollten direkt ihr eigenes Heim, Sehring ſoll einen guten Plan entworfen haben, der wurde nicht genehmigt, Griſebach baute einen geſchmackloſen Kaſten, der auf ſechs Jahre gemietet iſt und im Winter Ballvergnügungen dienlich gemacht werden ſoll. Bei Eröffnung dieſes Hauſes hielt der erſte Vorſitzende der Sezeſſion, Prof. Max Liebermann, eine Rede, die wenig ſezeſſioniſtiſch klang. Er ſprach ſogar die Hoffnung aus, daß ſpäter eine Vereinigung der beiden Parteien zu ſtande kommen möchte. Nun, ſo ſehr wird ihn wohl hiernach nicht verlangen. Es kann und ſoll doch nur der Zweck der Sezeſſion ſein, nach und nach die Ausſtellung am Lehrter Bahnhof zu abſorbieren, nicht ſich von dieſer abſorbieren zu laſſen, als Kunſtprinzip. Denn ein Kunſtprinzip ſoll die Ausſtellung in der Kantſtraße doch nur darſtellen. Mehr iſt ihr auch in der Haſt nicht gelungen. Mehr hatte Liebermann ja auch nicht vorausgeſagt, als er andeutete: „Nicht durch das, was wir bringen, ſondern durch das, was wir nicht bringen, wollen wir zeigen, was wir wollen.“ —

Was die Sezeſſion will, iſt nun ſchon ſo unglaublich alt, und doch hat man ſich in Deutſchland noch immer nicht damit beruhigt. Warum? Vielleicht weil es in Deutſchland nie ein kunſtunverſtändigeres Publikum gegeben hat, wie nach den Siegen von 1870. Vielleicht aber auch, weil mit dieſer gewaltſamen Reichseinigung die innere Kultur nicht nur nicht Schritt halten konnte, ſondern ſogar zurückging, die Epigonenkunſt erſtickend wucherte, die wahre Kunſt ſich in der That zuviel ans Ausland anlehnte, ſtatt ſich eigene, neue Bahnen zu ſuchen, die eigene, moderne Kunſt, die hiſtoriſch ja notwendig, weil die Volkspſyche ja einer fortlaufenden Evolution unterworfen iſt. —

Die großen, notwendigen Kunſtentwicklungsepochen unſeres Jahrhunderts haben längſt abgeſchloſſen — weiter geht es nicht, und ſich „eine reine Anſchauung“ bewahren, bleibt das einzige — und dennoch hat man ſich in Deutſchland noch nicht beruhigt, weil man die neuen Prinzipien etwas Abſurdes nennt. Und doch ſind dieſe neuen Prinzipien die aller wahren Kunſt, die ſich über die Jahrhunderte als lebensfähig erwieſen. Ob aber die Modernen dieſe neuen Prinzipien, die eine Epigonenkunſt ablöſen wollten, bei uns nach inneren, notwendigen Geſetzen handhaben, oder nach Anlehnung an Nachbarvölker, das iſt eine andere Frage, die nur von einem ganz beſtimmten Kunſtſtandpunkt aus geſtellt werden darf und beantwortet werden kann. Hieraus könnte alsdann ſich die Folge ergeben, daß die Kunſt in der Ausſtellung in der Kantſtraße für uns in der That nicht die wahre ſei — (weshalb ſie aber doch hundert mal beſſer ſein kann, wie die am Lehrter Bahnhof) — was alsdann aber im Kulturzuſtand des ganzen Volkes begründet und ſich nicht gewaltſam ändern ließe. — Als Zola vor langer Zeit ſeine Formel des Naturalismus, ſeine Formel der Kunſt als dem „Stück Natur geſehen durch ein Temperament“ gab, richtete er dieſen Schlachtruf vornehmlich gegen jene litterariſche Kunſt, die ein leerer, ſeelenloſer Formalismus. Er ſelbſt war z. B. in ſeiner Dichtung durchaus nicht das, was er im Prinzip ſo energiſch vertrat: ein konſequenter Naturalismus iſt nämlich ein Unding und Zola ſelbſt viel zu viel Künſtler, um einem ſolchen ſelbſt zu huldigen. Die Erfindung eines ſolchen und krampfhafte Durchführung ſollte einem nüchternen Berliner, Arno Holz, überlaſſen bleiben. Zola wollte die Natur, jeden Gegenſtand der Natur der Kunſt erobern — ihn geſtaltend wurde er aber vollſtändig zum Symboliſten. Zola iſt durch und durch Symboliſt, epiſcher Symboliſt, welcher Symbolismus natürlich anderer Art iſt, wie der aus der ſpäteren pſychologiſch-äſthetiſchen Schule entſtandene Stimmungsſymbolismus eines Maeterlinck ꝛc. Zola mußte dies ſein, um nicht in Nüchternheit zu verfallen, denn die dichteriſch-naturaliſtiſche Darſtellung eines jeden Gegenſtandes iſt künſtleriſch einem Dichter unmöglich. Es ſei denn, er faßt die Saite wie Zola ſymboliſch an, wodurch er ſich aber von der rohen, naturaliſtiſchen Darſtellung entfernt in epiſch-romantiſchen Rhythmus. In der Malerei iſt ein konſequenter Naturalismus ſchon eher möglich, woraus dann freilich aber nur techniſche Experimente entſtehen, die nur der kurzen Neuerungsepoche etwas gelten, nicht aber allen Zeiten, weil ihnen das tiefe Individualitätsleben fehlt —: eine Individualität aber ſtets ſubjektiv wählt und wertet, wodurch die Darſtellung eines jeden Gegenſtandes für einen Künſtler widerlegt iſt und ſomit die trockene Theorie Arno Holz. Worin beſteht denn nun die wirkliche, wahre Kunſt, die leeren Formalismus und phraſenhafte Epigonenkunſt ablöſen ſoll? Sie beſteht einzig und allein in der Reſonnanzfähigkeit einer Individualität. Nur die Werke der ſchöpferiſchen Individualitäten überdauern die Zeiten, gleichviel welcher Art ſie ſind. Die Werke der ſchöpferiſchen Individualitäten aber ſind nicht konſequent abgeſchriebene Natur, ſondern die Lebenseindrücke, die eine Individualität, ganz unabhängig von willkürlichem Zuthun, auf ſeinem Wege durchs Leben ſammelt, weshalb die Produktion einer ſchöpferiſchen Individualität ein fortlaufend organiſches Gebilde iſt gleich einem Baum, um deſſen Stamm man die Ringe der Jahre zählt. Die Dauerhaftigkeit und der Wert dieſer Produktion, an der jedes Werk mit innerer Notwendigkeit geſchaffen ſein ſollte, hängt von der Tiefe und Reſonnanzfähigkeit der Individualität ab, deren Aufnahmeintenſität aus dem Werk in den Beſchauer überſtrahlt und ihn ſo in

jenen trunkenen Glückszuſtand verſetzt, den der Künſtler im Augenblick der ſchöpferiſchen Inſpiration durchlebt.

Von dieſem Kunſtſtandpunkt aus müſſen wir Böcklin notwendig als den größten deutſchen Gegenwartskünſtler hinſtellen, denn keines Werke teilen ſich ſo dem Beſchauer mit, wie die ſeinen. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, ſinkt die Kunſt eines Menzel erheblich im Wert, indem ſie uns nur die Achtung abnötigt, die man einem genialen Können zollt. Von dieſem Standpunkt aber auch ſinkt die Kunſt Liebermanns erheblich im Wert, indem ſie uns nur den Beifall abnötigt, dem man einem geſchickten techniſchen Neuerer zollt: von dieſem Standpunkt ausſchließlich ſinkt die ganze Kunſtausſtellung in der Kantſtraße erheblich im Wert, indem ſie faſt ausnahmslos unter die Wertrubrik „Liebermann“ fällt, da ſie faſt durchgängig nur die techniſchen Qualitäten beſitzt — nicht aber den inneren Gefühlsinhalt, der die moderne Kunſt des Auslandes groß macht: wobei wir an dem Punkt angelangt ſind, den ich ſchon vorausſchickte, nämlich, daß die Ausſtellung in der Kantſtraße ſchon beſſer ſein könnte, wie die am Lehrterbahnhof, nicht aber jene für uns notwendige Kunſt ſei, da ſie, aus ungünſtigen Kulturverhältniſſen gewachſen, vom Ausland techniſche Neuerung erlernt, in die kein eigener Inhalt gewachſen, da die Technik ſtets aus dem Inhalt wachſen ſoll, der Inhalt aber nur aus einer eigenen Kultur wachſen kann: nicht aber ein Inhalt ſich in eine erlernte, neue Technik füllen läßt.

Das Ergebnis dieſer Betrachtung iſt alſo, daß wir nach 1870 keine eigene Kunſt haben, wie Frankreich, die Niederlande, England eine ſolche beſitzen. Nur ganz wenige Künſtler machen bei uns hiervon eine Ausnahme. In erſter Linie Böcklin, Thoma, Steinhauſen natürlich. —

Wenden wir uns hiernach wieder der Ausſtellung an ſich zu, den einzelnen Leiſtungen, ſo iſt die Sache ſchon etwas erfreulicher. — Leider ſah man der Ausſtellung auf den erſten Blick die Übereilung in jeder Beziehung an. Das Gebäude war unter Dach gebracht, die ſechs Räume ausgeſchlagen und die Bilder an die Wand gehängt, die Skulpturen aufgeſtellt. Von Dekoration keine Spur, keine Blume, keine Vaſe, kein Stück Teppich, kaum zwei geliehene Stühle: und die Modernen ſind doch ſo für das Kunſtgewerbe. Kurzum: echt berlineriſch. Aber die Bilder waren gut. Und ihr Vorzug, es war nur deutſche Kunſt. Freilich hatte man ein bischen weit zurückgegriffen, um dem Eindruck Wirkung zu verleihen: die Perlen der ganzen Leiblſchen Kunſtproduktion, die nur in Deutſchland zu erlangen waren, hatte man in die Räume verteilt. Leibl dominierte entſchieden. Und dann hatte Liebermann ebenfalls zwei ſeiner beſten Arbeiten aus Privatbeſitz kommen laſſen, um zu zeigen, was er heute nicht mehr kann. Böcklin, der bei weitem nicht mit ſeiner beſten Arbeit vertreten, ſchlug aber dennoch glänzend dieſe beiden gewandten Techniker an ſeeliſcher Größe und Kraft der Darſtellung, während die alte, eigenſinnige Exzellenz Menzel in letzter Stunde gegen die Ausſtellung ſeiner aus Privatbeſitz entliehenen Sachen opponiert hatte. Das war gewiß kein ſchöner Zug von ihm und kein gutes Zeichen für ſeinen Kunſtgeſchmack, denn er hätte wiſſen können, daß er ſich bei den Sezeſſioniſten in würdigerer Geſellſchaft befand, wie am Lehrter Bahnhof. Dieſe drei Namen, Böcklin, Leibl, Liebermann, ſind das glänzende Dreigeſtirn der Ausſtellung, und zeigen ihre Werke deutlich, was ich vorher vom Weſen der Kunſt geſagt. Die Reſonnanzfähigkeit der Böcklinſchen Individualität iſt eine ſo große und umfaſſende, daß ſelbſt aus ſeinen weniger guten Arbeiten, wie ſolche die hier ausgeſtellten ſind, der ſeeliſche Gehalt mit einer ſolchen Intenſität

wirkt, daß der empfängliche Zuſchauer ihm ſich nicht entziehen kann, während die techniſchen Glanzleiſtungen eines Leibl uns vollſtändig kalt laſſen und die nicht zu übertreffenden Lichtſtudien eines Liebermann ebenfalls. Man könnte hiergegen einwenden: aha, da haben wir's, das iſt der Naturalismus! Dies wäre jedoch gänzlich falſch. Es beweiſt nur, daß der Naturalismus in Deutſchland nicht über das Techniſche hinausgekommen iſt: ein Zeichen, daß er nicht aus dem inneren Volksweſen gewachſen, wie die Kunſt Böcklins, Thomas, Steinhauſens —, denn die Werke der ſogenannten franzöſiſchen und holländiſchen Naturaliſten (man nehme das Wort mit Vorbehalt), die Werke der Millet, Israels, Baſtien-Lepage, Steinlen, Meunier, haben jene große Gefühlsintenſität, die den deutſchen Naturaliſten Leibl und Liebermann vollſtändig abgeht. Das Weſen dieſer beiden Künſtler iſt in der Ausſtellung das vorherrſchende: tüchtige Technik, gute maleriſche Qualitäten — wenig ſeeliſcher Gehalt. Hin und wieder neigt ſich einer mehr dem Seeliſchen zu, ſteht dann aber natürlich im Techniſchen bei weitem nicht auf der Höhe dieſer beiden. Hierhin gehört vor allem Slevogt, neben Leibl und Liebermann wohl die kraftvollſte Erſcheinung der Ausſtellung. — Nach dem Kunſtprinzip dieſer Maler ging die Kunſt bekanntlich durch ſchottiſche Einflüſſe in tiefe, dunkle, ſubjektive Farbenſymphonien über, welches Stadium, mit Dill an der Spitze, einige Münchener vertreten. Aber welch eine einſeitige Naturauffaſſung iſt die des Dill. Iſt denn die Landſchaft immer mit einem grauen Schleier verhangen? Kennt man ein Bild dieſer Leute, ſo kennt man ſie alle, und ihre Stimmungen ſind noch nicht mal ſolche bis in ihre letzten, leiſen Akkorde durchgeführten. Ihre Suggeſtionskraft iſt keine ſehr große. Es iſt bei weitem nicht genug Ehrlichkeit in ihnen. Die äußerſte Konſequenz dieſer Malerei, die reine Tapetenkunſt, wird bekanntlich ſeit geraumer Zeit von Leiſtikow vertreten. Daß eine ſolche Naturauffaſſung eine Verirrung iſt, iſt wohl ſelbſtverſtändlich. Dieſe dekorative Kunſt, die äußerſt geſchmackvolle Gobelins, Tapetenmuſter ꝛc. abgeben würde, erwärmt als Bild — und ein Bild ſoll doch mehr ſein wie eine kunſtvolle Tapete — durchaus nicht mehr, wie die kalten, unperſönlichen Leiſtungen eines Leibl und Liebermann. Die wirkliche Kunſt liegt alſo zwiſchen dieſen beiden Polen, aber ſchaffen kann ſie eben nur der, deſſen Seele ein feines Inſtrument, das unbekümmert um Schule und Richtung ſeine Lebenseindrücke als organiſche Gebilde abſondert. — Was die Skulptur zum Schluß anbelangt, ſo weiſt ſie nur als Porträt zwei bedeutungsvolle Erſcheinungen auf, Hildebrand und Max Kruſe, des erſteren Ruf und Ruhm ja längſt feſtſteht. Sein Joachim und Helmholz ſind Meiſterwerke an ſtiller, ruhiger Vertiefung. Nichts dreiſt Auffallendes iſt an der Kunſt dieſes Mannes. Sie wirkt wie antike Bildwerke. Das Seeliſche iſt in ihnen, aber nicht hervordrängend, es iſt allgegenwärtig, zwingend, aber leiſe, wie in der Natur ſelbſt. Das kann man von Max Kruſe gerade nicht ſagen. Er gehört zu den Porträtkünſtlern, die eine Syntheſe des inneren Weſens geben wollen, dieſem Vorhaben aber bei aller Begabung nicht gewachſen ſcheinen und daher etwas geben, was der Dargeſtellte nicht iſt. So hatte Max Kruſe Gerhart Hauptmann ſich falſch ausgelegt, und nun bei ſeinem Nietzſche iſt es ihm ebenfalls nicht ganz gelungen. Der geniale Verbrecher Nietzſche, der Brecher alter Werttafeln, hat hier keine furchtbare Größe. Das Wort Karrikatur iſt für die Büſte nicht das Zutreffende, wenn man Karrikatur nur eine Erhöhung gewiſſer hervorſtechender Merkmale nennt. In dieſer Büſte iſt das, was an einer Karrikatur das Üble ſein kann: die hervorſtechenden Merkmale ſind ſo dargeſtellt, daß man ſie nicht ernſt

nimmt. Natürlich hat der Künstler das Gegenteil angestrebt. In dieser Büste liegt durchaus nicht die Tragik des Gewaltigen. Man nimmt diesen Nietzsche einfach nicht ernst, er hat hier etwas von dem „bösen Mann", mit dem man Kinder schreckt.

Das wäre alles. Wozu noch weitere Namen nennen. Die Böcklin, Leibl, Liebermann, Dill, Leistikow, Hildebrand, Kruse repräsentieren ihrem Wesen nach die Ausstellung. Unter sie lassen sich die übrigen rubrizieren und sie haben meist gute Sachen gesendet, weshalb der Eindruck der Ausstellung ein weit angenehmerer ist, wie der am Lehrter Bahnhof, und weshalb ein Fortarbeiten nach dieser Richtung — weil es ein rein künstlerisches ist — uns auf die Dauer doch ans Ziel bringen muß. Vielleicht gehört das nächste Jahrhundert der deutschen Kunst.

Rudolf Klein.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Siegfried Wagner und Heinrich Vogl! Mit weitem Schwung haben sich beiden die spröden, sonst so schwer zugänglichen Pforten des bayerischen Nationalopernhauses geöffnet. Man hat mit üppigster Lautenschlägerei ihre Operchen einstudiert, man hat dem Hause Bayreuth ein Familienfest in europäischen Dimensionen und dem Münchener Lokalpatriotismus eine Wohlthätigkeitsvorstellung veranstaltet. Und die Kehrseite? Nun, hat man das Recht, denen, die seit Jahren geduldig harrend oder ungestüm pochend (denn sie haben ihrem Volke etwas zu sagen) an der gleichen Pforte stehen, nicht aufzuthun? Den Pfitzner, Sandberger, Hugo Wolf, Schillings, d'Albert, Urspruch zuzurufen: „Was murret ihr? Habt Geduld, bis ihr zahlungsfähige Protektoren findet, oder bis Publikum und Kunst keine sich ausschließenden Begriffe mehr sind. Du bist doch nicht der Sohn eines berühmten Vaters und Du bist ja kein allbeliebter Kammersänger." Für die Kunst war die musikalische Novitätenausbeute dieser Saison verlorene Liebesmüh', für die von der Komplikation der rücksichtsreichen Stellung des Herrn v. Possart gebotene Interessenpolitik vielleicht nicht. Der hohen Kunst hätte man gedient, wenn man, statt die drei traurigen Opern: „Pfeiffer von Haardt", „Bärenhäuter" und „Der Frembling" herauszubringen, dafür gesorgt hätte, daß der Ruhm unserer alten Wagnerbühne, d. i. einer Bühne des alten Wagner, nicht noch mehr ins Wanken kommt. Wenn ich eben den Komponisten des „Frembling" in einem Atem mit dem des „Bärenhäuter" nannte, so bitte ich Siegfried Wagner höflich um Entschuldigung. Denn des jungen Herrn freislich-fröhlicher Erstling steht noch turmhoch über des alternden Heinrich Vogl dilettantischem Liedertafelprodukt. Mußte das sein? Mußte der „Frembling" erst den Beweis liefern, daß man ein herrlicher Sänger und zugleich ein mittelmäßiger Komponist sein kann? Es ist gewiß etwas Schönes um die klopfende Sehnsucht, Tongebilde und Gestalten seiner eigenen musikalisch-dramatischen Phantasie lebensvoll aus Fleisch und Blut vor sich auf der

Szene ſehen zu wollen. Aber wenn die Freude und der Stolz am ſo ſpät erwachten, ſo ſpröde ſproſſenden Schaffenstrieb nicht jede andere Regung in unſeres lieben Sängers Bruſt erſtickt hätte, wäre am Ende doch wohl die Selbſtkritik zu Worte gekommen. Und dieſe hätte den Komponiſten Vogl davon abſtehen laſſen ſollen, ſeinen Intendanten in die Zwangslage zu verſetzen, eine Oper ſeines primo tenore, des in München vergötterten Wagnerſängers Vogl, annehmen zu müſſen. Man ſpare mir den eingehenden Beweis, daß das Ausſtattungsſtück mit Muſik des „alldeutſchen" Breslauer Barden Felix Dahn und des „mißverſtandenen Wagner"-Epigonen Vogl wirklich unter aller Kritik iſt. — Wenn wir im Prinzip das Theater als moraliſche Anſtalt und die Gerichtsbarkeit der Bühne gelten laſſen, ſoll ſie nach den drei bekannten Schillerſchen Poſtulaten vornehmlich „eine Schule der praktiſchen Weisheit, ein Wegweiſer durch das bürgerliche Leben, ein Schlüſſel zu den geheimſten Zugängen der menſchlichen Seele" ſein. Aber ſie ſoll nicht herabſinken zu einem Lehrſtuhl für blaue Hirngeſpinſte fanatiſcher Ideologen, zu einer Börſe für die Inſtinkt-Spekulationen talentloſer Doktrinäre, zu einer Kanzel für die Dogmen lebensfeindlicher Moraliſten. Unſere Münchener Hofſchauſpielbühne hat ſich mit ihren letzten Erwerbungen als eine Kulturſtätte für alle jenen reaktionären Verkündigungen gezeigt, die dem Weſen der reinen Kunſt direkt ins Geſicht ſchlagen. Nach Gumppenbergs mittelalterlichem „Hofnarren" uns den noch mittelalterlicheren „Heinrich Raspe" des Herrn Dr. theol. F. Klaſen zuzumuten, zu ſolchem Gewaltakt hätte ſelbſt des Autors früheres Predigeramt und jetzige Redakteurſtellung am Münchener Sprachrohr ultramontaner Weisheit nicht beſtimmend wirken können. Aber wie uns bekanntlich eine Kunſt mit eindeutigſten Hurra-Tendenzen oktroyiert werden ſoll, ſo darf unter dem Weihrauch der Kirche am geſunden Stamme der Wahrheitskunſt eine konfeſſionelle Dogmenkunſt mit religionsſtärkenden Prinzipien aufwuchern. Und wie des Hohenzollern-Dichters gerechter „Ryke" zerſchmettert wird unter dem Geſchrei „Brandenburg — Allwege!", ſo muß der kraftvolle Herrenmenſch Heinrich Raspe — allerdings eine Fälſchung des hiſtoriſchen Pfaffenknechts Raspe — nach des frumben Autors Gnaden zu Grunde gehen nach dem Motto, das bleiſchwer über der ganzen Tragikomödie liegt: „Gott will es!" Gott will es, daß Raspe, der mit der ſelbſtherrlichen Verwegenheit eines italieniſchen Renaiſſance-Kraftmenſchen den thüringiſchen Landſtuhl an ſich geriſſen, um durch Erhebung des betwütigen Volkes zu fruchtbarer Arbeit den Ruin des Landes zu verhüten, dem Schwertſtreich eines kaiſerlichen Schergen verfällt, denn er hatte keine Religion. Gott will es, daß die ſchmarotzende Betergemeinde ſich gegen Raspes weitſchauende wirtſchaftliche Reformen ſtemmt, denn ſein Wille wurzelt nicht im Glauben. Der jeſuitiſche Grundſatz aber: „Der Zweck heiligt die Mittel" wollte es, daß Herr Klaſen mit Superlativen den brutalen Realpolitiker Raspe als ein blutriefendes Scheuſal malt und als wirkſamen Kontraſt die Legende von der heiligen Eliſabeth mit ſchlechten Verſen neu auffriſcht. Was den Verſen an Gedankengehalt und poetiſcher Schönheit fehlt, iſt durch paſtoſes Jambengeklirr und paſtörliche Sentimentalität erſetzt. Die ultramontane Klique war ſehr geſchickt verteilt und arbeitete mit Hochdruck. Vielleicht hat die Knechtſchaffenheit des Herrn Klaſen vor dem Forum eines „Vereins Katholiſcher Jünglinge", vor das einzig ſein liegengebliebenes Gymnaſiaſten-Drama gehört, mehr Glück. — Zum Schluß noch eine charakteriſtiſche Probe über die Geiſtesverfaſſung des Polemikers Klaſen: Begreiflicherweiſe hatte die geſamte ernſte

und fortschrittliche Kritik über Klasens Historie einhellig den Stab gebrochen und dem Verfasser den Rat gegeben, das Stück statt im Hoftheater lieber auf katholischen Gesellenvereins-Bühnen aufzuführen. Hierüber erbost, verwendet nun der gekränkte Autor in seiner Eigenschaft als Chefredakteur des ultramontanen Münchener Bayrischen Kourier einen Teil seiner beweihräuchernden kritischen Selbstanzeige zu einer Reihe von Ausfällen gegen die verhaßten „Modernen", „Ungläubigen" und „Unsittlichen" — diese Trios von Begriffen ist für den in seiner litterarischen Ehre gekränkten Zeloten so ziemlich identisch — in der „wütenden Bell-Weis'", um die ihn Kollege und Kampfgenosse gegen die „modernen Musensäue" Sigl vom „Vaterland" beneiden wird. Der Priester der Sittlichkeit auf der Bühne lobt u. a. in seiner Selbstanzeige (mit Recht) Herrn Lützenkirchen, den Träger der Titelrolle in „Heinrich Raspe", und bemerkt dazu: „Schade in der That, wenn solche Talente auch nur mehr den Düngerwagen des modernen Sinnlichkeitskultus zu schieben sich gewöhnen müßten!" Herr Lützenkirchen wird sich über die Klosensche duftige Allegorie jedenfalls sehr freuen. Der Schluß der in echt priesterlicher Bescheidenheit und Demut ersterbenden Kapuzinade sei als ein klerikal-litterarisches Zeitdokument hier wiedergegeben:

„Endlich sei der Hoftheater-Intendanz dafür gedankt, daß sie in klassischer Objektivität auch einen katholischen Geistlichen auf der Bühne zu Worte kommen ließ. Wir sind überzeugt, daß man ihr dieses von gewisser Seite nicht leicht vergeben wird. Denn das Bestreben, unser Hoftheater auch zur Magd des modernen Sinnenkultus zu machen, drängt sich nur zu frech vor. Wenn man die Aufführung von Schnitzlers „Grünem Kakadu" einen „Ehrentag des Hoftheaters" nennen kann, dann hat freilich ein Mensch dort kein Recht mehr, der Höheres in sich durchlebt als die Ermordung des Buhlen seiner Frau. Leider giebt es angesichts der in München thätigen Kräfte bei solcher Einseitigkeit keine Verständigung mehr. Glücklicherweise kann man auf das Lob dieser Ritter von der Feder verzichten, die trotz allen Geschreies der „litterarischen Gesellschaft" die Leute doch nicht für den „Kakadu" erwärmen können. Das Münchener Kunstinstitut wie das Publikum (lies: 300 Schwarzröcke in den Rängen und eine rabiate Claque von katholischen Studenten im Parterre) hat aber gestern bewiesen, daß es für ein höheres Kunststreben sich die Auffassungsfähigkeit bewahrt. Hoffentlich bleiben beide diesem Streben treu. Nur Klarheit und tiefe Erfassung des Schönen wird das ermöglichen!" — —

Franz Bonn hat Herrn Direktor Stollberg vorläufig auf einen Monat abgelöst. Der große Mime, Virtuos auf der Jombenflöte und Jongleur in allen sonstigen dramatischen Stilarten, pachtete für die Dauer seines kunterbunten Gastspieles das Münchener Schauspielhaus und veranstaltete dortselbst einen echten und rechten Jahrmarkt von Plundersweilen. Zuerst renkte er die kleine moderne Bühne als ein verspäteter Prokrustes für das donebengelungene Experiment „Die Jüdin von Toledo" ein und die Zunge der nur auf die natürliche Lebenssprache gestimmten Schauspieler auf Jambengerassel aus. Die Verstümmelung, die selbstverständlich dabei herauskam, erlasse man mir näher zu präzisieren. Grillparzers philiströse Versöhnungstragödie, die förmlich noch der Monsarde des weltscheuen österreichischen Einsiedlers schmeckt, ward zur Burleske; unter Lorven die einzig fühlende Brust war Herr Bonn. Mit dem ganzen schweren Geschütz seines Jambendonners übertönte er die armen verblüfften, zu fremdem Dienst kommandierten Kollegen und stellte sie gladiatorenhaft kalt. Darauf wurde der Held von Toledo,

Digitized by Google

alias Herr Bonn, ſelbſt kalt geſtellt, als er ſeinem Ehrgeiz zu Liebe und ſeiner Begabung, ſeinem Naturell zum Trotz den Johannes Bockerat „ſchauſpielerte“. Das war nicht der nervöſe, einſame Menſch, das war der eitle Egoiſt, der Hedda-Gadleriſch in poſierender Phraſe mit ſeinem kleinlichen Ich ſpielt. Kalt bis ans Herz hinan ließ uns dieſer Bonnſche Johannes Bockerat. Was wollte dieſe Komödiantenfigur unter den einfach-natürlichen Menſchen Hauptmanns, die unſer treffliches Schauſpielhaus-Enſemble ſo lebenswahr auf die Bühne ſtellte? Das war kein Meiſterſtück, Oktavio! Nachdem uns dann im „Geigenmacher von Cremona“ der vielſeitige Künſtler rührend ſchön eigenhändig die Gelge vorgeſpielt und in den „Schauſpielern des Kaiſers“ mit verbrauchteſten Theatermätzchen an Lungenſchwindſucht ſtarb, überraſchte er zu aller Freude plötzlich mit ſeinem „Hauptmann Griesfeld“ in Hartlebens „Abſchied vom Regiment“. Hier, wo gröbere Effekte und eine gewiſſe brutale Rache die Wirkung vermitteln, wuchs ſich Bonn, der ſonſt ſo ängſtlich beſtrebt iſt, niemals über der gemimten Leidenſchaft die Schönheitslinie zu verrücken, zu rein menſchlicher Größe aus. Die Curve ſeiner Leiſtungsfähigkeit aber ſank wieder, als er als Dichter vor uns trat und München mit dem vaterländiſchen Schauſpiel „Der junge Fritz“ beſchenkte. Warum dieſe ſalomoniſche Verkündigung von Deutſchlands Größe und Einheit, eingekleidet in die landläufigſten Anekdoten aus Preußens Geſchichte zur Zeit Friedrich Wilhelms I., in Berlin eigentlich verboten wurde, iſt ein ungelöſtes Rätſel. Daß man in München ſich dieſem Verbot mit einer devoten Verbeugung anſchloß, iſt ſchon eher zu verſtehen. Gleichwohl war der obrigkeitliche Cenſor weitherzig genug, gegen eine Vorſtellung vor „geladenem Publikum“ nichts einzuwenden, und ſo durfte jedermann, der ſeinen Namen einſchrieb und gleichzeitig den erhöhten Obolus erlegte, des Glückes teilhaftig werden, im bayriſchen Radi-Kral, genannt München, der Urpremiere eines ſogenannten Hohenzollernſtückes anzuwohnen. Unlauterer Wettbewerb mit den patentierten Hohenzollern-Dichtern ſcheint bei Bonns dramatiſiertem Bilderbuch ausgeſchloſſen. Der ungefährliche Deutſchland-über-alles-Dichter hätte darum ſicher Gnade in Berlin gefunden, wenn er mit der Geſtalt Friedrich Wilhelms I. nicht eine ſo unehrerbietige Vermenſchlichung eines Königs von Gottes Gnaden vorgenommen hätte. Die Rüpelhaftigkeit des abgeſtandenen Tabakkollegiums und die biderben Ausſprüche des Gamaſchenkönigs trüben das vorſchriftsmäßige Bild, daß der Staatsdüger von Rechts wegen von ſeinem hohen Landesvater haben ſoll. Daran ändert ſelbſt das enthuſiaſtiſche Loblied, das Ferd. Bonn der knickerigen Sparſamkeit und reglementsmäßigen Selbſtzucht des Königs mit den Korporalsmanieren ſingt, nichts. Dieſer Verſtoß gegen die altehrwürdigen und heilig-unumſtößlichen Begriffe von einem König kann auch nicht durch Bonns gutgemeinte Auslegung der tyranniſchen Vergewaltigung der freien Regungen des genialen jungen Fritz als pädagogiſche Weitſichtigkeit ſeines Vaters gut gemacht werden. Nun, wir ſahen uns dieſe falſche Hiſtorie in lebenden Bildern, die ſich mit unkünſtleriſchſten Mitteln aufbaut und ſogar Ausdrücke, wie „voll und ganz“ nicht verſchmäht, mit vielem Behagen an. Das heißt, wir ſahen mit Behagen, wie Vetter Michel Bravo klatſchte und an den abgeſtandenen und wieder aufgewärmten geſchichtlichen Schulbuchepiſoden ſeinen Patriotismus aufwärmte. War ihm doch da wieder einmal ſo recht eindringlich in Alfrescomanier zum Bewußtſein gebracht worden, wie tief die Kraft der deutſchen Eiche wurzelt. Daß daneben eine ſo abgeſchmackte Fälſchung mit unterlief, wie die von dem „freiwillig“ gewählten Tode Kattes, jenes brutal in den Tod

geschickten Komplizen bei der Flucht Friedrichs II., will nichts besagen, wenn dabei die hurrafreudigen Instinkte so brav geweckt werden. Herr Bonn als junger Fritz ließ alle seine Kunststückchen von Stapel; trefflich war Herr Adolf Klein als zweiter Gast in der Rolle des Königs.

Martin Greif ist 60 Jahre alt geworden. Man hat den einsamen, weltfremden, verkannten, weil für den Tageslärm zu wenig aufdringlichen Poeten mit offiziellen Festen stark gefeiert, man hat Festreden gehalten, Kompositionen Greifscher Lieder und Balladen vorgetragen, Intendant, Regisseur und Schauspieler haben Greifsche Poesien mit viel Gefühl rezitiert, und auch die bayrische Nationalbühne hat sich mit einer Neueinstudierung der blau-weißen Historie: „Heinrich der Löwe" angeschlossen. Man hätte lieber Greifs „Agnes Bernauer" oder den „Hans Sachs" in seiner ganzen Volkstümlichkeit neuerstehen lassen sollen. Martin Greif, der feinsinnige Lyriker mit seinem konzentrierten, verschlossenen und deshalb der Außenwelt oft nicht verständlichen Innenleben, hat sich Zeit seines Lebens über zu hohe Anerkennung von keiner Seite zu beklagen gehabt. Den Alten war seine Lyrik zu modern, zu wenig ziselliert, abgeklärt und blaudlümchenhaft, und die Jungen thaten den „historischen Jambentragödiendichter", den retrospektiven Wiedererwecker des vaterländischen Dramas des Stoffes und der Form halber mit Achselzucken ab. Und doch hat Greif als Dichter genug Gesundheit, Gemüt und verklärte Menschlichkeit gezeigt, daß wir an einem Markstein seines Lebens unbedenklich in das „Ecce poeta!" aller Unbefangenen einstimmen können. War er auch kein Stil- und Neuwert-Präger, konnte er auch kein Heerführer im Reiche der Kunst sein, so war er doch auch kein Söldner, wie so mancher praktischere, staatlich ehrenbesoldete Münchener Dichter mit klingendem Namen.

Wilhelm Mauke.

Kritik.

Max Bruns.

Andachten. Drei Bücher von Max Bruns. I. Lenz. Ein Buch von Kraft und Schönheit. Berlin, Schuster & Loeffler. 180 S. M. 3,—.

Lenz! „In der ersten Wärmewonne leuchten alle Farben lichter, junge Staare lärmen laut, aller Schnee ist fortgetaut — jede Hütte heut voll Sonne, jedes Menschenkind ein Dichter!" Aus dieser wonnigen Stimmung wurden dem Dichter-Jüngling, einer, wie ich mir denke, ins Moderne übersetzten minnesänger-ritterlichen Walter Stolzing-Natur, die Mehrzahl dieser Gedichte zum glücklichen Ereignis. Ihm zunächst unbewußt: „Lenzes Gebot, die süße Not, die legt' es ihm in die Brust", ganz wie es Richard Wagner in der wundervollen Johannisabend-Szene seinen Meistersinger Hans Sachs innerlich erschauen und im grüblerischen Selbstgespräche deuten läßt. Viel von dem unsagbaren musikalischen Zauber dieser Szene wird uns gegenwärtig, wenn wir in dem altertümlich ausgestatteten Kleinquart-Band dieser neuesten Dichtungen von

Max Bruns leſen. Und Nummer um Nummer fängt uns in den Zauberbann, bis es uns umſingt und umrauſcht wie ein ganzes Konzert von lauter Preisliedern. Dieſe heilige Freude an der Kraft und Schönheit des Lenz-Geiſtes, dieſe Apotheoſen-Stimmung in der Blütezeit des Menſchen- und Naturlebens hat in dem jugendlichen Dichter Max Bruns köſtlich Geſtalt und Klang gewonnen. In ſich frei, ruhig, mutig von Kindheit auf, ein heimlicher Künſtler, den es plötzlich überwältigt, zur lauten Offenbarung drängt. Das iſt mein Eindruck. Und es wundert mich nicht, daß er nun gleich Serien von Offenbarungen verſpricht. Sein Inneres iſt ja ſtürmiſch erregt und beglückt, daß es die Fülle der Geſichte nicht zu faſſen vermag. Und nun giebt es zuweilen kein Halten mehr, und die Meiſter werden übermeiſtert, und da iſt keine Sprache noch Rede, keine Weiſe noch Ton bei Dehmel, Liliencron, Mombert und anderen der Hochbegnadeten, das nicht bei Max Bruns verwandte Künſte auslöſte. Ich habe nicht die Empfindung, daß hier von Nachahmung oder Anpaſſung geſprochen werden dürfe. Gewiß aber darf gemeſſen und gewogen und zwiſchen Kraft und Eigenart verglichen werden. Die das ſorglich und gewiſſenhaft thun, werden dem Dichter Max Bruns manche erfreuliche Kenntnis zuführen, manchen kritiſchen Witzesfunken aufleuchten laſſen, ohne ſein Vertrauen in ſein perſönliches Vermögen zu beeinträchtigen. Ich ſelbſt ſuche dieſer ſtolzen Leiſtung „von Kraft und Schönheit“ gegenüber meine Freude nicht in kritiſch-minutiöſer Wäge- und Scheidekunſt. Ich überlaſſe es gern dem ehrſam berufenen Handwerk, den Frühling in ſeinen tauſend grünen Trieben und zarten Blüten zu analiſieren. Mich entzückt ſein halbes Wunder, willig ſchlürfe ich und dankbar den Kelch der Lenzes-Luſt. Womit ich nicht verreden will, daß mich die „Andachten“ von Max Bruns, wenn ſie in drei Bänden abgeſchloſſen vorliegen, zu einer eingehenderen Beſprechung bereit finden ſollen. Ich grüße den Dichter! Salve poeta!

Michael Georg Conrad.

Romane und Novellen.

Der gemordete Wald. Ein Bauernroman aus der Mark von Fedor von Zobeltitz. 2. Auflage. Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlagsanſtalt.

Zobeltitz geht von der Erkenntnis aus, daß der Bauernſtand von einer tiefen Erkrankung ergriffen iſt, die ſeine Wurzeln erfaßt hat. Längſt iſt der Bauer nicht mehr ſtolz auf ſeinen Stand. Er möchte was „beſſeres“ ſein. Schlechte Zeiten, Mißernten, Halbbildung — alles zuſammen hat ſein altes Selbſtbewußtſein erſchüttert und ſein kerniges Bauerntum untergraben. — Das moraliſche Verkommen eines ganzen blühenden Dorfes zeigt uns Zobeltitz in ſeinem Roman. Die Gemeinde Nieder-Garaunen iſt ſeit Jahren in einen Prozeß um den Beſitz eines herrlichen Waldes, der Buchenau, mit der Hofkammer verwickelt, da die Bauern eine alte Schenkung geltend machten, deren Urkunde verloren gegangen war. Der Prozeß ſchien kein Ende zu nehmen, und niemand im Dorfe dachte mehr an ihn. Da fand plötzlich ein geriebener Advokat die Urkunde vor; noch wäre die Entſcheidung zweifelhaft geweſen, allein der Monarch entſchied nun zu Gunſten der Gemeinde. Dieſe Nachricht wirkte in Nieder-Garaunen wie eine Bombe. Ein Freudenrauſch, dem ein wirklicher folgte, erfaßte die Bauern. Nun wollte jeder aus ſeinem Waldesteil den höchſten Nutzen herausſchlagen. Daß die Buchenau parzelliert werden müſſe, ſtand ſogleich bei allen feſt, ſo ſehr auch der alte Oberförſter

Zeter-Mordio rief und ihnen unaufhörlich in die Ohren schrie, daß der Wald noch ein Menschenalter brauche, ehe er seine vollste Pracht erreiche. Nutzt alles nichts. Sie wollen reich sein. Für ihre Enkel soll dann in dem ausgerodeten Wald eine neue Sparbüchse angelegt werden. Und die Bauern werden Spekulanten. Jeder will sich „vergrößern". Ihr Gewissen erweitert sich. Die Schlauen überlisten die Dummen, um noch reicheren Gewinn zu finden. Und so bricht der alte Wald zusammen und wird ein ungeheures Leichenfeld. Aber in seinem Sturze reißt er die ganze Gemeinde mit sich ... Treffend schildert der Verfasser, wie Zwietracht, Strebertum, Gehässigkeit in die Grundvesten des Bauernstandes eindringen. Ein junger Student bringt sozialdemokratische Ideen in die morschen Köpfe und verwirrt sie vollends. Gebrochen an seiner Seele, verläßt der alte Pfarrer das Dorf, dessen moralischen Verfall er nicht aufzuhalten vermochte. — Szenen erquicklichsten Humors durchziehen das Buch und gemahnen in ihrer feinen Detailmalerei an die niederländischen Bauernbilder. Eine glänzende Persönlichkeit ist Junker Bühnen, der Vertreter des ehrenhaften märkischen Adels. Die Liebesgeschichten, die Zobeltitz in seine tiefen, volkswirtschaftlichen Studien einflicht, halten den Leser in Spannung, wenn auch durch ein allzu peinliches Verharren bei Nebensächlichkeiten manche Seite ein wenig lang erscheint. Zu voller Höhe erhebt sich der Roman gegen das Ende. Hier zeigt der Verfasser seine Meisterschaft. Er vereinigt mit starker Hand die zahllosen, auseinanderstrebenden Fäden und führt sein Werk mit ruhiger Sicherheit einem glänzenden Schluß zu. M. Stona.

Rixchen von Hans von Kahlenberg. Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten. Ein Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter. Dresden. Carl Reißner.

Ich habe eine Entdeckung gemacht — der Kürschner lügt! Er behauptet, Hans von Kahlenberg sei das Pseudonym einer Dame, sogar einer jungen Dame, sogar, wenn man aus dem Namen einen Schluß ziehen darf, einer „höheren Tochter". Der Verfasser von „Rixchen" kann alles dies nicht sein. Nicht etwa, daß das Buch männliche Diskretion zeigt — im Gegenteil. Den Grundsatz:

> Genießt ein Jüngling ein Vergnügen,
> So sei er dankbar und verschwiegen,

hat schließlich ein jeder von uns, und ein Erlebnis, wie das hier geschilderte, würde ein Mann, selbst nicht in fingierten Briefen, seinem Freunde mitteilen. — Aber es scheint mir undenkbar, daß ein weibliches Wesen, selbst wenn sie von Apollo noch so intensiv geküßt worden ist, ein sechszehnjähriges Mädchen aus sog. guter Familie, das sie als ein niederträchtiges, verlogenes, schamloses Geschöpf — schamloser wie eine gemeine Straßendirne siebenten Ranges — schildert, als einen Typus hinstellt, etwa wie Gabriele Reuter ihre „Agathe". Was diese mit tiefem Ernst aus innerstem Erleben heraus Eltern und Erziehern als schauerliche Perspektive zeigt, das ist Hans von Kahlenberg gerade gut genug für eine Anekdote im Mikosch-Genre; und mit zynischem Lachen zieht sie ihren Backfisch bis aufs Hemde, nein, buchstäblich noch eine Station weiter, aus und sagt ganz harmlos: „So machen es alle." — Daß die Briefform für die ganze Geschichte lächerlich ist, war schon oben erwähnt; Hans von Kahlenberg scheint das selbst eingesehen zu haben, denn statt der Briefe schreiben sich die Herren Abhandlungen über die Psychologie des jungen Mädchens — der Bräutigam des Mädchen an seinen Freund, der dasselbe Mädchen — na, Sie wissen schon!

Fritz Carsten.

Digitized by Google

Leidenschaften von J. Wiegand. Leipzig, G. H. Meyer. 1899.

Ein Erstling mit allen Anzeichen eines solchen, Lob und Tadel gleich herausfordernd. Man muß und möchte einem so begabten Debutanten einerseits Mut und Hoffnung machen und muß ihn doch gerade, weil er es verdient, scharf anfassen. Ich beginne mit dem Negativen, dem Leider. Also „leider" hat die schwächste und längste Novelle den Ehrenplatz erhalten und dem Trio den Namen gegeben. Den Helden dieser Novelle bilden die Leidenschaften, welche einen jungen, wertherisch unfesten Mann zwischen einer koketten Zirkusdame, vielleicht einer Zigeunerin, und einer deutschen Jungfrau herumreißen, die, als er sie treulos verlassen, nach Gretchens Art das Toben bekommt. Um die „poetische Gerechtigkeit", die der alternde Goethe ins Jenseits verlegte, gleich auf Erden in flagranti vorzuführen, verläßt bald darauf auch die Zirkusdame, wahrscheinlich durch seine Heiratsanträge angegrault, den Treulosen. Die Novelle hat weder eigentliche Handlung, noch Aufbau, noch Charakteristik; die Figuren stehen auf keinem festen Boden, sondern schweben, von der Wirklichkeit abgelöst, in der Luft. Als Ganzes ist die Novelle verfehlt, ja, überhaupt noch nicht da. Hingegen lassen die Einzelheiten, als kleine, der Natur abgelauschte Züge, poetische Intuitionen, organisch gewachsene Wendungen, auf Meißelkunst und lyrische Gedrungenheit hoffen. Augenblicklich beherrscht sie der junge Künstler noch nicht, sondern sie ihn: sie machen mit ihm noch wunderliche Sprünge über die Schranken und Barrieren einer geschlossenen Handlung. Aber ich zweifle nicht daran, daß diese wilden Remonten einmal gute Kampagne-Pferde abgeben werden ... Die zweite, sehr gedrungene Novelle „Ein Los" (natürlich ein Dichterlos) wirkt bereits als Ganzes. Sie ist ergreifend und wuchtig, die beste im Dreigestirn. Auch in Nummer drei, „Ein Jugendlieben", ist es Verf. gelungen, den ewig menschlichen und scheinbar so breitgetretenen Gegenstand der ersten — scheiternden — Liebe mit trefflicher Knappheit und so eigener Empfindung und Stilgebung zu zeichnen, daß wir im Augenblick der Lektüre glauben, er erzählte uns da was, von dem wir überhaupt noch nie gehört, geschweige denn, das wir erlebt haben. Ich greife ein paar Zeilen heraus, um meine Behauptung zu bewahrheiten.

„Ihr Glück ... Ohne Schmerz und ohne Stürme, stille, stille war es gekommen, wie um nichts von dem zarten Schmelz ihres Wesens zu verwischen. Und als sie heute erwachte, hatte sie es bis in alle Pulse klopfen gefühlt, daß sie bang schluchzend ihre Arme um ihre Kissen schlang. Aber während ihre Thränen noch flossen, war auf einmal ein Lächeln über ihr Gesicht gegangen. Sie begriff nicht mehr, warum sie weinte, wo sie doch so jubeln sollte ..."

Eine Detailbemerkung noch: Verf. hat leider die Sucht, einige Fremdworte, es sind nur zwei oder drei, gerade in die gefühlstiefsten Wendungen einzuflechten, daß man jedesmal von diesen Härten verletzt wird. Auch das hoffen wir in dem nächsten Buche vermissen zu können und wollen uns den Namen J. Wiegand einstweilen merken.

Fr. von Oppeln-Bronikowski.

Klaus Groth.

Am 2. Juni ist Klaus Groth heimgegangen. Wenige Wochen vor seinem Tode war es ihm noch vergönnt, die achtzigste Wiederkehr seines Geburtstages zu feiern und zu diesem seltenen Feste den Dank und die Anerkennung für sein Schaffen von einem großen Teile seines Volkes entgegenzunehmen. Aus

diesem Anlasse sind zwei Monographien über ihn hervorgegangen, beide von Landsleuten geschrieben, die eine von Adolf Bartels („Klaus Groth", Leipzig, Ferd. Avenarius), die andere von H. Siercks („Klaus Groth", Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer), und beide mehr oder weniger als Festgaben dem greisen Dichter dargebracht. Im übrigen freilich zeigen die beiden Bücher, in der Auffassung Groths sowohl, wie im Gange der Darstellung, wesentliche Verschiedenheiten: Siercks schildert in breiten Worten das Leben des Menschen Groth und sein Schaffen; Bartels kennzeichnet in wenigen, aber weit ausladenden Linien die Entwicklung des Dichters und seine Werke.

Von einer treuen Ehrfurcht beseelt, die jedes selbstständige, kritische Urteil dem berühmten Landsmanne gegenüber unterdrückt, so scheint H. Siercks dem Dichter gegenüberzustehen. Mit rührendem Fleiße hat er alles zusammengetragen, was auf sein Leben und Schaffen ein Licht werfen kann; aus der mündlichen Überlieferung, wie aus den Schriften des Dichters selbst und denen seiner Zeitgenossen hat er ein ganz beträchtliches Material zusammengehäuft und dann nicht ohne Geschick zu einer umfassenden Biographie von vier und ein halb hundert Seiten verarbeitet. Wer den Dichter bereits kennt und schätzt und nach einer näheren, mehr persönlichen Bekanntschaft verlangt, der wird in diesem Buche und seiner oft bis zur äußersten Kleinmalerei gehenden Darstellung sicher seine Rechnung finden. Wer dagegen eine psychologisch vertiefte Untersuchung der dichterischen Individualität und eine unterschiedliche Würdigung der einzelnen Dichtungen sucht, wird das Buch bald wieder enttäuscht aus der Hand legen, denn daran mangelt es hier vollständig. Nicht einmal den Unterschied zwischen der sprachlichen und der dichterischen Leistung Groths hat Siercks klar empfunden, geschweige denn durchgeführt. Einmal, in dem „Rückblicke auf Groths geistige Arbeit", hat er wenigstens begonnen, die dichterischen Einflüsse und Anregungen, die Groth von außen empfangen, zu sondern, doch es bleibt bei knappen und ungenügenden Andeutungen. Das Werk trägt auf dem Titelblatte den Zusatz „ein deutsches Volksbuch", und in der Form scheint mir, abgesehen von einigen Weitschweifigkeiten, der Zweck erreicht. Wenn aber die Rücksicht auf den populären Leserkreis etwa die inhaltliche Beschränkung nach der kritischen Seite hin veranlaßt hätte, so müßte ich das für einen bedenklichen Irrtum halten und könnte nur hoffen, daß in einer kommenden Auflage — zumal nach Groths Ableben — diese Lücke beseitigt würde. Nach dem Gesamteindrucke freilich scheint mir mehr der Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung und umfassendem Wissen bei dem Verfasser die Schuld zu tragen.

Unter einem ganz anderen Gesichtspunkte ist die Arbeit von Bartels geschrieben. Hier tritt der Mensch Groth zurück und der Dichter steht unbestritten im Mittelpunkte. Den Dichter schätzen, seine Dichtung verstehen und lieben lernen, das will Bartels bei seinen Lesern erreichen. Es läuft dabei unleugbar ein gut Teil Tendenz mit unter, und der Verfasser selbst giebt im Vorwort seine Ansichten offen kund; aber ich glaube nicht, daß diese Tendenz dem Buche geschadet hat. Durch eine ehrliche Objektivität wird sie in den gebührlichen Schranken gehalten und giebt dabei dem Stile eine anregende Frische und Lebendigkeit. Die kleine Schrift, die noch nicht anderthalb hundert Seiten umfaßt, ist eine ästhetische That, in kritischer wie in positiver Beziehung. Sie zerfällt in zwölf unbetitelte Abschnitte. Die beiden ersten führen uns in die Welt, aus der der

Dichter herausgewachsen ist, ein und machen uns mit ihrem lokalen und zeitlichen Charakter vertraut. Dann werden die Jugend und die dichterische Entwicklung Groths behandelt, Bedeutung und Inhalt des Quickborn dargelegt, und nach einem kurzen Überblick über die späteren Jahre die größeren Dichtungen, die Prosaerzählungen und die neuhochdeutschen Gedichte gewürdigt. Den Beschluß machen einige Bemerkungen über den Dichter und sein Publikum. Das Urteil von Bartels kann man etwa dahin zusammenfassen, daß G. der poetische Repräsentant ganz Niedersachsens sei, an dessen Dichtungen das gesamte Deutschland seine Freude haben könne. Gewiß wird man im einzelnen oft anderer Meinung sein, aber im ganzen, glaube ich, ist ihm Analyse wie Beurteilung Groths richtig gelungen und man darf dem Dichter Glück zu einem solchen Kritiker wünschen.

In der Ausstattung geben die beiden Bücher einander nichts nach. Jedes bringt auch ein charakteristisches Bild des Dichters. Karl Credner.

Zur Frauenfrage.

Die Frauenbewegung in christlicher Beleuchtung von Julius Schiller. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Verlag von Besser, Stuttgart. M. 0,60.)

Ein kurioses Buch. Wer nicht mehr daran glaubt, daß es noch naive, einfältige Gemüter giebt, der lese die Schrift. Es wird einem dabei ungefähr so zu Mute, als wenn man als Erwachsener mit Gewalt in sein Kinderbettchen gepreßt werden sollte — man bekommt Alpdrücken davon — wacht auf und freut sich der hellen Sonne der Gegenwart.

Zwei Mediziner: zuerst das bekannte Referat von Prof. Penzoldt auf dem Ärztetag in Wiesbaden über „Das Medizinstudium der Frauen“ (Gustav Fischer, Jena 1898). Herr Penzoldt hält es — trotz aller längst erbrachten Gegenbeweise — bekanntlich für ausgeschlossen, daß es irgend einen Sinn habe, die Frauen Medizin studieren zu lassen, er will nicht einmal, daß sie sich — blamieren durch das Experiment, sich selbst ad absurdum führen. Denn dieses einfachste Mittel, seine Anschauung zu rechtfertigen, fürchtet er sehr: „dazu ist die Frauenbewegung zu stark — sind die Führerinnen zu energisch — und wenn die Frauen leisten, was man von ihnen erwartet — dann sollen ihnen weitere Zugeständnisse gemacht werden“, wehrte er ängstlich ab. Aber verehrter Herr Professor: die Frauen können doch nach Ihrer Meinung das gar nicht leisten? Also wäre doch gar keine Gefahr vorhanden! — Ja, mit dieser männlichen Logik — da kenne sich nun eine Frau aus! Ich kann, so gern ich auch möchte, doch nicht den Eindruck abwehren, den Herr Prof. Penzoldt gleich damals überall hervorgerufen: daß blasse Konkurrenzfurcht das stärkste Motiv seiner ablehnenden Haltung war. Es muß ja in der That heute recht ungemütlich sein, als Mann auf die Welt gekommen zu sein — ich will es dem Herrn Professor daher nicht so übel nehmen, wenn er die vor Eifer und frischer Kraft glühenden Scharen der Frauen abzuwehren sucht. Übrigens ist er so freundlich, ihnen die Erlaubnis zum Apothekerberuf, zu höher gebildeten Heilgehülfinnen, Lehrerinnen ꝛc. zu geben. Es lohnt nicht, über ihn zu spotten: er ist so hülflos im Grunde dieser merkwürdigen und unbeweglichen Erscheinung: Frauenbewegung gegenüber, daß es auch die hartgesottenste Frauenrechtlerin rühren muß. Ob der Herr Professor wohl ahnt, was das ist: „freie Entwicklung der Persönlichkeit“?

Digitized by Google

„Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart“ von Prof. Max Runge. (Berlin, Julius Springer.) Auch einer. Er weiß das Rätsel der Sphinx zu lösen — er ist — als alter, erfahrener Frauenarzt am besten im stande, „das Weib“ „objektiv“ zu beurteilen. (Giebt es das überhaupt?) Neben seiner Stimme ist er so freundlich, noch die des „wissenden Weibes“ als wertvoll zu bezeichnen: dieses wissende Weib ist Laura Marholm. Mit ihr Arm in Arm fordert er uns in die Schranken. Also: das Weib lügt, ist gefallsüchtig, mitleidig, geduldig, lasterhaft als Prostituierte ꝛc. ꝛc. Und dazu ist die Natur noch so grausam gewesen, es recht unvollkommen zu seiner einzigen Berufsarbeit: der Mutterschaft — auszurüsten. Und es braucht Schutz gegen die „geschlechtliche Brutalität des Mannes“. Und darum — nur darum — sind diese brutalen Männer so freundlich gewesen, dem weiblichen Geschlecht „gewisse Beschränkungen im Verkehr als Sicherungsmittel für die weibliche Tugend“ aufzuerlegen — gewiß von diesen Brutalen eine anerkennenswerte Freundlichkeit — aber sollte das beste Sicherungsmittel nicht in einer Herabminderung der Brutalität bestehen? „Im Interesse des Weibes müssen wir Männer ‚daher‘ die Emanzipation des Weibes bekämpfen und das Weib vor ihren Irrlehren ‚schützen‘.“ („Im Interesse des Arbeiters“ bekämpft Herr v. Stumm die Irrlehren der Sozialdemokratie.) „Im Schoße blühender Weiber ist die Kraft eines Volkes geborgen“ citiert Herr Runge, wie seine Vorgänger. Warum zu diesem Schoß wohl auch noch ein Kopf gehört? Sollte die Natur damit nicht einen Irrtum begangen haben? Nach den Ausführungen des Herrn Professors könnte es fast so scheinen.

Johanna Elberskirchen: Das Weib, die Klerikalen und die Christlich-Sozialen. (Zürich, Verlags-Magazin.)

Ja, da kann ich wieder nur sagen: Gott sei Dank, daß ich kein Mann bin — das muß schrecklich ungemütlich sein — heutzutage. Aber ernsthaft: es sind Geißelhiebe, die da fallen — und sie treffen? Ihr Motto: „Der Mann hat nur einen sozialen Feind: den ökonomischen Ausbeuter — das Weib aber hat zwei soziale Feinde: den ökonomischen und den sexuellen Ausbeuter“ ist nur zu wahr. Und wer den Mut hat, unangenehme Wahrheiten zu ertragen, der lasse sich von ihr einmal gründlich eine Kapuzinerpredigt halten — sie verdient, gehört zu werden! Daß man die Frau wieder zur Hausarbeit (aus der Fabrik) zurückdrängen will, dieser Versuch erscheint ihr verbrecherisch. „Das ist gleichbedeutend mit einer Vermehrung der Krankheits-, der Selbstmord- und der Bordellkandidatinnen.“ Und scharf setzt sie dem reaktionären Programm der Klerikalen und Christlich-Sozialen das des Weibes entgegen: „Protest gegen jeden Versuch, dem Weibe Arbeit nehmen und verbieten zu wollen — den Arbeitslohn, die Arbeitszeit, die Arbeitsbeschränkung beim Weibe anders normieren zu wollen, als beim Mann. Kampf — unerbittlicher Kampf — bis jede Schranke gefallen ist, die das Weib vom Leben, von der individuellen und sozialen Freiheit trennt!“ Die Emanzipation des Weibes ist kein Abwenden vom Weibsein, sondern ein Zuwenden: das Weib will lieben, will leben! Aber in Schönheit, in Gesundheit, in Kraft! Aber mit der Unterdrückung der Persönlichkeit im Weibe fördern die Reaktionären das, was häßlich, unnatürlich und unwahr ist; die Geschlechtssklaverei des Weibes — sie prostituieren das Geschlechtsleben und züchten groß, was sie angeblich bekämpfen: die Dekadenz der Ehe, der Familie, der Kultur.

Digitized by Google

Die Emanzipation ist ihr ein Schrei nach Gesundheit, Glück und Leben! Es ist der leidenschaftliche Protest einer stolzen, in ihrem feinsten Empfinden gekränkten Frau — und ich möchte die Lektüre vor allem denjenigen wünschen, die immer noch glauben, „Frauenemanzipation" bedeute — Altjungferntum und Männerhaß.

Dr. Ella Mensch: Die Frau in der modernen Litteratur. Ein Beitrag zur Geschichte der Gefühle. (Berlin, Carl Duncker. 1898.) Der Titel verspricht etwas viel — es ist nur ein kleiner Ausschnitt aus der modernen Litteratur, den sie giebt — trotzdem lohnt die Lektüre der feinen Studie; denn sie hat ein paar besonders wertvolle Persönlichkeiten herausgehoben: Lou Andreas-Salomé, Ernst Rosmer (Elsa Bernstein) und die Dänin Erna Juel Hansen. Lou Andreas-Salomé ist mir immer von besonderer Bedeutung gewesen als der feinste, lebendigste Protest gegen die Einseitigkeit der Marholmschen Theorieen von der allein selig machenden Geschlechtsliebe — was wir Frau Marholm trotz aller Lebensfreudigkeit nicht mehr nachsprechen können — und gegen die trockene Langweiligkeit reiner Verstandesmenschen. Denn darin hat ja Laura Marholm leider Gottes recht: es giebt wirklich Frauenrechtlerinnen und sogar recht bekannte, die uns alle Rechte geben wollen, nur das eine nicht: Weib zu sein. Bei deren Anblick man unwillkürlich an die jungfräuliche Königin Elisabeth denken muß: „O Gott — aus diesen Zügen spricht kein Herz —" es wird einem dann ganz Maria Stuartisch zu Sinn. Aber glücklicherweise giebt es außerdem Dichterinnen und Denkerinnen, die die unendliche Kompliziertheit der weiblichen Psyche unter den heutigen Verhältnissen sehen und darstellen — wie Frau Lou in der „Fenitschka" und in „Ein überlebter Traum" — auch wohl Frieda von Bülow, Gabriele Reuter, Helene Böhlau und andere.

Manchen wertvollen Namen vermisse ich unter den von Ella Mensch behandelten, auch eine so ausführliche Behandlung mancher Minderwertigen (Johanna Ambrosius u. a.) frappiert zuweilen; — aber ich glaube, auch mit dieser nach mancher Richtung hin noch ergänzungsbedürftigen Studie ist es ihr gelungen, zu zeigen, daß wir von den Fabulistinnen zu den „innerlichen Schriftstellerinnen" gelangt sind, die nicht „Echo und Nachahmung des Mannes" sind, sondern ihr Eigenes, Persönliches geben, das, wodurch sie sich als Weib vom Mann unterscheiden. So sei denn die Lektüre dieser Studie und ebenso die Lektüre der von ihr analysierten Dichtungen allen empfohlen, die sich für das Problem der „werdenden Frau" interessieren. Helene Stöcker.

Spanische Litteratur.

Juli 1898.

Von der wundervollen katalanischen Dichtung Canigó des Mosén Jacinto Verdaguer war im Castellanischen bisher nur das von dem Barceloneser Perés übersetzte Fragment Maladeta bekannt, das mit homerischer Kraft und unerschöpflichem Bilderreichtum den höchsten Gipfel der Pyrenäen besingt. Dank der Übertragung des Conde de Cedillo, die zwar vortrefflich, aber nicht, wie das Original, durchweg in Versen gemacht ist, kann jetzt der Spanier die ganze pyrenäische Legende aus der Zeit der reconquista, das Poem der erhabenen Majestät der Pyrenäen, genießen, in welchem der Dichter der Natur, den Wäldern, den Meeren menschliches Leben verleiht. Canigó ist einem ungeheuern Tempel zu vergleichen, dessen kühner Bau, dessen

gewaltige Maße uns in Erstaunen setzen; die Menschen und Szenen aber, die der Dichter uns schildert: das Märchen vom jungen Krieger Gentil, der Griselda liebt, dann entflieht, im Canigó verzaubert, vom Grafen Guifre getötet und im Berge begraben wird, sind nur der Schmuck des kolossalen Gebäudes. Verdaguers Bilder aber entstammen keiner rhetorischen Kunst, sie sind der Ausfluß reinster, ursprünglichster Begeisterung, der glühenden Liebe zur Natur; sie entströmen einem Geist, der an große Perspektiven gewöhnt ist, der zuerst Bergriesen, dann endlose Meere gesehen.

Daß das heutige Spanien groß in der Poesie, hat Verdaguer auch in der Atlántida gezeigt, an deren Übersetzung sich eine junge Kölnerin, Clara Kommer, mit frischem Mute gewagt.

Jetzt, wo Spanien durch den unerhörten Frevel Amerikas wider Willen in den ungerechtesten der Kriege gestürzt worden, ist eine neue Folge der Episodios nacionales von Benito Perez Galdós, der die spanische Geschichte von Trafalgar bis zur Hochzeit des Francisco de Asis mit Isabel II. in dramatischer Lebendigkeit zu schildern unternommen, nicht nur ein litterarisches, sondern ein patriotisches Ereignis. Sie ist dazu angethan, im spanischen Volke die Hoffnung neu zu beleben und das Selbstvertrauen zu wecken, indem sie sie ihm in historischen Thaten die Tugenden seiner Rasse vorführt. Der neueste Band: Zumalacárregui stellt uns das edle, sympathische Bild des Helden aus dem Carlistenkrige, des Belagerers von Bilbao vor Augen. Das Buch des berühmten Romanschriftstellers ist schön, aber traurig, denn mit Wehmut muß es den Spanier erfüllen, daß in diesem siebenjährigem Kampf, ob die Sieger cristinos oder Carlisten, die Besiegten doch immer Spanier waren.

Trotz des Krieges von 1898 blüht die Poesie in Spanien, und die Dichter haben nach wie vor ihre Mäcene. Der sevillanische Lyriker vom alten Schlage, D. Luis Montoto, der die Schönheit sucht, und die Form, diese Schönheit mit bezaubernder Einfachheit auszudrücken, mit Leichtigkeit findet, ließ süßmelancholische Noches de luna (Mondnächte) erscheinen. Der Nestor der sevillanischen Poeten, der fern vom Getümmel der ewig heitern Hauptstadt Andalusiens in der Einsamkeit von Dos Hermanas weilt, D. José Lamarque de Novoa, bereitet satirische Sonetten vor, von denen eins mit Hinblick auf das große Amerika, das mit seinen Geschwadern und Legionen das kleine Spanien schmählich berauben will, das moderne Völkerrecht heißt und als Motto die Satire des Fray Gerundio trägt:

Einst in den dunklen Zeiten der Barbaren,
Hing man an Kreuzen auf die Reiterscharen;
Doch heute, wo die Welt zum Lichte drängt,
Spitzbuben werden Kreuze angehängt.

Kurz vor dem Kriege von 1898 ist der granadinische Oberst und Dichter D. Felipe Tournelle gestorben, dem die granadinischen Sieger, in deren Mitte einst D. José Zorrilla zum Dichter gekrönt wurde, jetzt eine corona poética weihen. Sie thun es schmerzgebeugt wie noch nie, da die Julians und Opas sich mühen, Fetzen vom spanischen Königspurpur zu erhaschen, da der Stahl des Krieges unnütz im Streit, und nur die brutale Gewalt und niedere List kämpfen. Leben wir — so fragen sie sich — nur noch von Erinnerungen, oder leuchten Hoffnungen im Dunkel, gleich einem Stück Himmel zwischen schwarzem Sturmgewölk? Früher gab es einen General, der den Spanlern mit seinem Heldenschwert den Weg zum Triumphe und, wenn nicht zum Siege, doch zum Ruhme bahnte. Es war der General No importa (Nichts liegt daran). Aber heute, so ruft der allgemeine Unwille, heißt der

groteske General, der vor dem selbstverschuldeten Unglück von Cavite die Achseln zuckt und auf ein Wunder vertraut, das die Spanier in den Philippinen rette, Qué se me da á mi? (Was geht's mich an?)

Nicht die spanische Regierung, wohl aber die spanische Schriftstellerwelt ist in diesen Tagen in tiefe Erregung versetzt worden. Zur selben Zeit, als der hervorragende Schauspieler und Schriftsteller Novelli mit dem „Dramma nuovo" des D. Manuel Tamayo y Baus in Paris einen glänzenden Triumph feierte, kam die Kunde vom Tode des berühmten spanischen Dichters. Von Tamayo y Baus meldet noch kein deutsches Lexikon, obgleich seine Locura de amor und seine Drama nuovo auch in Deutschland bekannt geworden, und so groß war wieder französische Unkenntnis, daß der Figaro Tamayo y Baus für zwei verschiedene Personen hielt.

Tamayo y Baus genoß in seinem Vaterlande den Ruf, der erste der zeitgenössischen Dramatiker und einer der namhaftesten Pfleger des spanischen Nationaltheaters zu sein. Aber schon lange — es mag dahingestellt bleiben, ob aus Ermüdung oder Verachtung des Ruhmes, oder, weil sein letztes Werk: „Los hombres de bien" von denen, die sich davon getroffen fühlten, abgelehnt worden — schon lange hatte er von der Bühne sich abgewandt, um sich, pünktlich und energisch wie wenige, den nützlichen, aber nicht allzusehr in die Augen fallenden Arbeiten eines Divertros der Nationalbibliothek zu widmen, die auch Dramatiker wie Bretóz, Hartzenbusch und Gutiérrez beschäftigt hatten. Durch den rastlosen Eifer, mit dem er seinem Berufe oblag, zog sich der Dichter eine Gehirnkrankheit zu, die in akute Neurasthenie ausartete und ihn unerwartet dahinraffte.

Niemand war wegen seiner großen Bescheidenheit beliebter als Tamayo, der nur künstlerischen Idealen huldigte und als Sohn eines Schauspielers, D. José Tamayo, und einer Schauspielerin, Donna Draquina Baus, von Kindheit an in der Welt des Scheins lebte. Sein Glaubensbekenntnis, das er bei seinem Eintritt in die Spanische Akademie aussprach, war: „Die große Poetik, die der dramatische Dichter zu studieren hat, ist durch die Hand Gottes in das Herz des Menschen geschrieben." Das Theater ist nach seiner Auffassung keine Kopie des Wirklichen, sondern eine Erfindung des Wahrscheinlichen. Man soll auf der Bühne nicht das Seltene, sondern das Natürliche bringen, Charaktere, aber keine Karrikatur. Poesie und Theater sind für ihn zwei verschiedene Dinge, die man seit zwei Jahrhunderten dergestalt durcheinander mengt, daß die heutigen Dramen und Komödien aneinandergereihte Poesien sind.

D. Manuel Tamayo y Baus ist in Madrid 1829 geboren. Schon in seinem 10. Jahr feierte er einen Triumph auf der granadinischen Bühne mit der Genovevade Brabante: er wurde hervorgerufen, und unter dem Beifall der Menge küßte ihn seine Mutter und benetzte sein Gesicht mit ihren Freudenthränen. Mit neunzehn Jahren heiratete er die Nichte des berühmten Schauspielers Máiquez, Donna Maria Amalia Máiquez.

Sein erstes Originalwerk war El 5 de Agosto, voll von den Schauern und Schrecken der Romantik; sein erstes Drama in Prosa ist Angela, das zwar auf Schillers „Kabale und Liebe" beruht, aber in fast allen Szenen neu ist. Die fünfaktige Tragödie Virginia, die 1853 zur Aufführung gelangte, erscheint uns als die schönste Statue des spanischen Klassizismus. Von ihr sagte Quintana: „Dies ist die erste spanische Tragödie!" Tamayo erwählte die Römerin Virginia

zur Heldin, weil sie die Liebe zur Ehre und zur Freiheit vertritt.

Dann erhab er in seinem archäologischen Drama Ricatembra zu seiner Heldin die berühmte spanische Edeldame Danna Juana de Mendoza, die van einem verschmähten Liebhaber eine Ohrfeige empfing und dann mit ihm sich vermählte, damit niemand sagen könnte, ein anderer als ihr Gemahl habe Hand an ihr Gesicht gelegt. Die Ricatembra (Edeldame) des Tamaya ist eine echte Gestalt des Ramanciers, und die szenischen Episoden lassen in unserer Einbildungskraft das Mittelalter wieder erstehen. Die Spanier vergleichen dies Drama mit den Gemälden Aldrecht Dürers, die in ihrer Unveränderlichkeit der Zeit trotzen.

Aber während die Ricatembra im Übermaß männlichen Geist atmet, ist Donna la Laca, die aus Liebe zu ihrem Gatten, Philipp dem Schönen, wahnsinnig wird, die Heldin des an den D. Alvara des Duque de Rivas erinnernden historischen Dramas in Prasa Locura de amor (Liebeswahnsinn) ganz menschlich. Es ist das beste historische Drama der spanischen Litteratur, eine Apatheose der Natur und der Moral zugleich.

Der französische Geschmack hat Tamayas Drama Nija y Madra (Tochter und Mutter) beeinflußt, dessen Szenen uns bald zum Lachen nötigen, bald Thränen entlocken. Ein Praverb ist sein Einakter Nuyendo dol perojil, ein anderes das valkstümliche Mas vale la manna que fuerza (List ist besser als Gewalt).

1856 erschien das Drama La Bola de nieve (der Schneeball), in welchem das Problem gelöst wird, daß die unbegründete Eifersucht zweier Brüder genügt, daß die Liebe ihrer Geliebten sich in Abscheu verwandelt, und die Liebe, die erst dem einen galt, jetzt auf den andern übertragen wird.

Im Jahre 1859 trat Tamaya in den Kreis der Unsterblichen als Mitglied der Spanischen Akademie. War es Bescheidenheit aber ein frommes Gelöbnis, daß Tamayo fortan alle seine Werke mit dem Pseudonym Joaquin Estébanez unterzeichnete? Unter diesem Namen wurde am 25. Oktober 1862 im Theater Lope de Vega in Madrid die dem Französischen entlehnte Komödie Lo Positivo aufgeführt. Tamaya schuf den Due Job des Léon Laya zu einem echt spanischen um und beschränkte die 11 Personen des Originals auf 4, die Akte von 4 auf 3.

Das geistvolle Drama in Prosa Lances de honor (Ehrenhändel) mutet mehr den Schriftsteller als das Publikum an. Es ist, wie Isidaro Fernández Flórez sagt, mehr ein Drama van Heiligen als von Menschen.

Im Dezember 1863 folgte das Praverb in 3 Akten del dicto al hecho (Vom Wort zur That), eine Nachahmung der 5aktigen Komödie van Emil Augier und Jules Sandeau: La Pierre de touche.

1867 erschien Tamayos Meisterwerk Un Drama nuevo, als dessen vergrödertes Abbild Leoncavallas Pagliacci zu betrachten ist. Der Schauspieler Yarick, der der Truppe Shakespeares angehört, spielt in einem Stück die Rolle eines verratenen Ehemanns und erfährt plötzlich, daß er selber verraten, verraten von dem, dem er so gläubig vertraut: die unvergleichliche Güte, die er stets Edmundo und Alicia erwiesen; das Gefühl des Schauders, das die Undankbarkeit ihm einflößt; das Gefühl seiner beschimpften Ehre, seines mit Schmach bedeckten Greisenalters kämpfen in seiner Brust den schmerzlichsten Kampf.

Die einaktige Komödie Le Feu au convent gab Tamaya zu seiner dreiaktigen, an das Pathetische und Dra-

matiſche ſtreifenden Komödie Vo hay mal que por bien no vanga (Es giebt nicht Schlechtes, das nicht zum Guten dient) Veranlaſſung, die zwar mit der Meiſterſchaft der Bola de nieve gemacht, indem die Handlung des ganzen Stückes von nur drei Perſonen getragen wird, aber doch zu den weniger bedeutenden Werken Tamayos gehört.

Ein ſoziales Stück war ſein letztes: Los hombres de bien, eine Satire gegen den Indifferentismus. Dann entſagte er dem Theater, aber es wird verſichert, daß er in ſeinem Pulte noch Werke, die er geſchrieben, verſchloß.

Fragen wir nun, wie D. Manuel y Baus, der wie ein Theologe ſchrieb und ſeinen Stücken ſtets eine chriſtliche Moral gab, als Menſch war, ſo müſſen wir bemerken, daß er, beſtändig mit der Brille bewaffnet, das Ausſehen eines deutſchen Profeſſors hatte, dem er auch in ſeinem Fleiße glich. Als D. Gaspar Núnez de Arce Miniſter war, kam er eines Abends zu ungewohnter Stunde zu Tamayo. Ohne ihn reden zu laſſen, rief ihm dieſer ſofort zu: „Ich mag es nicht!“ Er meinte damit das Großkreuz mit dem Exzellenztitel. Obgleich Hartzenbuſch eben ſo beſcheiden wie Tamayo war, konnte er doch dem Großkreuz nicht entgehen.

Am 20. Juni ſtarb Tamayo in Madrid und ohne irdiſchen Pomp wurde er ſeinem Wunſche gemäß am 22. beſtattet. Ein zahlreiches Trauergefolge begleitete ſeine Leiche vom Palaſt der Academia Espanola, deren ſtändiger Sekretär er geweſen, zum cementerio de la Sacramental de San Justo. Ein makelloſerer, ſittenreinerer Dichter hat ſelten gelebt.

Hier müſſen wir ſchließen. Aber noch tobt der Krieg. Einen warmen Gruß dem argentiniſchen Dichter Calieto Oynela, der Spanien einen beredten Beweis ſeiner herzlichen Liebe und Sympathie in einer Ode an Spanien gegeben, die mit den Worten ſchließt:

Ich, der ich ſtolz dich vor dem ganzen Weltall
Bekenn' als Mutter, der ich Ehrfurcht ſchulde,
Ich küſſ' in dieſer feierlichen Stunde
Dir die erhab'ne Stirne.

Und hoff', in Dich verſenkend meine Seele,
Als ein beliebter Seher deines Glückes,
Daß durch die Räume das Geſchrei erdröhne
Viktoria für Spanien!

Johannes Fastenrath.

Giebt es eine öſterreichiſche Litteratur?

Lieber Herr Jacobowski!

Sie haben im erſten Juli-Heft der „Geſellſchaft“ eine kritiſche Auslaſſung „Giebt es eine öſterreichiſche Litteratur?“ veröffentlicht, deren zweiter Teil ohne Zweifel die Zuſtimmung eines jeden um litterariſche Dinge ernſthaft bemühten Öſterreichers finden wird. Sie zergliedern darin ein dilettantenhaftes und patriotiſch-beſchränktes Buch („Öſterreichiſche Dichter des 19. Jahrhunderts“), das ganz geeignet erſcheint, uns auch im Auslande zu kompromittieren. Daß Sie Lücken und Unwahrheiten dieſes rückſchrittlichen Werkes zuerſt aufgedeckt haben, dafür ſchuldet man Ihnen Dank. Dagegen nehmen Sie jenes ſchlechte Buch zum Ausgang einer breiteren, allgemeinen Erörterung, mit der der Öſterreicher in mir nicht übereinzuſtimmen vermag. Die Wiener chriſtlich-ſoziale „Deutſche Zeitung“ vom 27. Juli hat Ihre Betrachtung der Frage, ob es eine öſterreichiſche Litteratur mit beſtimmter provinzieller und lokaler Beſonderheit, ähnlich der „ſchwäbiſchen“ Poeſie und der „Münchener Malerei“ giebt, einer ſo perſönlich-gehäſſigen Kritik unterworfen, daß Sie eine Erwiderung für unter Ihrer Würde halten, obwohl Sie gewiß keine litterariſche Fehde ablehnen. Dagegen werden Sie vielleicht meine ſachlichen intereſſieren, die Ihr

peſſimiſtiſcher Aufſatz ſogleich in mir wachrief. Sie ſcheinen merkwürdigerweiſe die öſterreichiſchen Nüancen in der älteren und beſonders unſerer jüngſten heimiſchen Dichtung zu überſehen. Ich ſage: merkwürdigerweiſe; denn gerade in reichsdeutſchen Journalen begegnet man jetzt immer häufiger Artikeln, z. B. erſt jüngſt in den „Preußiſchen Jahrbüchern", die der „jungöſterreichiſchen" Bewegung gerecht werden. Sie fragen, wer denn dieſes „Öſterreichertum" repräſentiere? „Etwa Ludwig Speidel, deſſen Bedeutung in Deutſchland kein Menſch begreift, Hermann Bahr, deſſen pikante Proteusnatur eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert hat, Rudolf Steiner oder Max Meſſer, der ſich um die Struktur der modernen Seele mehr kümmert, als um die öſterreichiſche? Oder der „Bombaſtus Abſtractus Hamerling", der ſich in Alt-Rom wohler fühlte, als in ſeiner Heimat? Oder Grillparzer, der uns Norddeutſche ſo ganz kühl läßt, und der ſeine Wiener Hero-Mädels direkt an Schnitzler weitergegeben hat?" Gemach, lieber Freund!.. Sie ſcheinen Ludwig Speidel, der kein ſelbſtändiges Buch ediert hat, ſondern ſich mit dem Ruhm des erſten deutſchen äſthetiſchen Journaliſten begnügt, doch ſehr zu unterſchätzen! Gewiß, er iſt kein analyſierender Kritiker, vielleicht überhaupt kein „Kritiker" — aber gerade in dieſem ſcheinbaren Mangel wurzelt ſeine Bedeutung! Er iſt ein Aufbauer, mit dem zarteſten, künſtleriſchen Gewiſſen begabt und mit einer Gewalt der anmutigkräftigen Rede, die ſeit Jacob Grimm vielleicht kein zweiter beſaß! Er hat Worte von unvergeßlicher Schönheit geprägt, Urteile von vernichtender Schlagkraft — z. B. jenes über die Fingerfertigkeit Fuldas —, er führt eine Damascenerklinge des Stils ... Und wie ſüddeutſch, wie öſterreichiſch erſcheint dieſe Art der Kritik, die naive, anſchmiegſame, warmblütige! Ohne Zweifel, er iſt der „modernen Richtung" nur langſam und ſpröde entgegengekommen, er hat manchmal verhängnisvoll geirrt. Aber ich reſpektiere den Künſtlertrotz dieſes Alten, während ich daneben den Spielhagen, der die ſtiliſtiſchen Experimente der Jugend kopiert, gering ſchätze. Man kennt auch draußen im Reiche Ludwig Speidels Wert! Auch Schmidt hat ihn einmal einen Ludwig Börne genannt, Schlenther — noch bevor er Ausſicht hatte, Direktor der Burg zu werden — von dem „weiſen Alten" geſprochen. Sie ſehen, lieber Jacobowski, es giebt in Berlin auch ganz geſcheite Leute, die Speidels Bedeutung begreifen ... Hermann Bahrs „pikante Proteusnatur" ſoll „eine Wiener Litteratur förmlich hervorgezaubert haben"! Ich denke vielmehr, gerade das Wienertum, dieſe ſchillernde Verbindung germaniſcher, ſlaviſcher und orientaliſcher Einflüſſe, mußte dieſe Natur hervorbringen! Meinen Sie nicht auch: in der Grazie Bahrſcher Feuilletons, „ſeltenen Steinen und ſcharfen Dolchen vergleichbar", ſpiegelt ſich die ganze Anmut öſterreichiſchen Weſens! Als wir unlängſt miteinander durch die Straßen Wiens gingen, da konnten Sie das Schwebende, Wiegſam-Biegſame unſrer Frauen nicht genug bewundern — gleich darauf ſprachen wir von einem beſtimmten, glänzenden Feuilleton. Denken Sie nicht, daß dieſe beiden reizenden und flüchtigen Dinge, die Wiener Frau und das Wiener Feuilleton, irgendwie traumhaft zuſammenhängen? — Robert Hamerling behandeln Sie doch ein bischen ſehr von oben herab. Seine Lyrik, mit Ausnahme der hymnenhaften Stücke, geb' ich Ihnen gern preis; er hat kaum ein ganz reines Gedicht geſchrieben. Auch der Ruhm des Epikers iſt ſchon verblaßt. Mit dieſem Un-

recht! Er hatte Makartsche Glut der Farben. Und diese Farbenfreudigkeit entquoll eben dem beregten süddeutschen, dem österreichischen Temperament! Und wenn Grillparzer „Euch Norddeutsche“ kühl läßt, so sagt Euch ein Österreicher, daß Ihr ihn — nicht ganz versteht, so wenig unser Publikum Kleists herbdeutsche Männlichkeit erfaßt. Das hat eben in der nationalen Besonderheit Grillparzers und Kleists seinen Grund! Stellen wie „Die Lampe soll's nicht sehen“ (in „Des Meeres und der Liebe Wellen“), die Gestalt der Melitta, Gedichte wie „Allgegenwart“, „Abschied von Gastein“, „Vielliebchen“, wird in ihrer wundervollen, zerfließenden Zartheit kaum ein Norddeutscher so empfinden. Der Erfolg der jungen Wiener Schule gerade im litterarischen Berlin beweist, daß man die österreichische Eigenart erkennt und liebt. In jedem Fall aber wird man — ohne darum mit seinem Wienertum zu kokettieren — verlangen dürfen: daß man sie respektiere!

Wien. Herzlich grüßend

Dr. Paul Wertheimer.

Dichter und Kritiker.

Hat ein Kritiker das Recht, in der Beurteilung eines Dichtwerkes die Person des Dichters anzugreifen? Diese Frage ist vor kurzem durch das Schöffengericht I in Berlin entschieden worden. Es handelt sich um folgenden Fall: Georg Rufeler, Lehrer und Schriftsteller in Oldenburg, brachte sein vaterländisches Drama „Die Stedinger“, das am Oldenburger Hoftheater bereits großen Erfolg gehabt, im Dezember v. J. am Berliner Belle-Alliance-Theater zur Aufführung. Das Stück wurde vom Publikum mit Beifall aufgenommen, indes ein Teil der Berliner Kritik es ablehnte und es an hämischen Bemerkungen über den Stand und die Herkunft des Dichters nicht fehlen ließ. Am schärfsten gegen den Dichter und seinen Stand lautete die Kritik des Stückes in der „Voss. Zeitung“, die unter anderem schrieb: „Es war eigentümlich, ihn zu sehen, wie er vors Publikum trat, dieser etwa 30jährige Schulmeister aus dem Marschland: ein klobiger, bebrillter Bauer. Das Bebrillte und das Bäurisch-Ungeschlachte zeigt sich auch in seinem Werke eigentümlich verbunden. — Seine starke Volkskraft ist nicht durch Bildung emporgehoben, sondern durch Schulmeisterei plattgedrückt.“ Die Sprache des Werkes wurde als „Sprachmüll“, „durchgekäutes Zeug“ bezeichnet.

Diese Sätze riefen in Lehrerkreisen stärkstes Mißfallen hervor. An den Vorstand des Deutschen Lehrer-Schriftstellerbundes, dessen Mitglied der mißhandelte Dichter ist, ergingen von verschiedenen Seiten Anfragen, was der Bund zur Abwehr dieses Angriffs auf die Person des Dichters und seine Standesehre zu thun gedenke. Der Bundesvorstand zögerte nicht, in der Angelegenheit zu handeln, wie es ihm die Satzungen und das persönliche Empfinden aller Mitglieder vorschrieben. Er richtete zunächst ein Schreiben an die Schriftleitung der „Vossischen Zeitung“, worin für den Beleidigten Genugthuung gefordert wurde. Da dies Schreiben ohne Antwort blieb, so veranlaßte der Vorstand den Dichter, gegen den Kritiker, den Berliner Schriftsteller Franz Servaes, den Weg der Klage zu beschreiten, und erbot sich, den Prozeß für ihn zu führen. Die Klage wurde in erster Instanz, die dem Beklagten den Schutz des §. 193 des Strafgesetzbuches zubilligte, zurückgewiesen, aber die sofortige Beschwerde über diese Verfügung hatte zur Folge, daß das Königliche Landgericht I zu Berlin entschied: Der Beschluß sei nicht zu halten. Der Beklagte erscheine hinläng-

lich verdächtig, den Kläger öffentlich beleidigt zu haben. Die Schilderung ſeiner Perſönlichkeit ſei keine objektive Kritik mehr, darum der Schutz des §. 193 nicht zuläſſig und das Hauptverfahren ſofort einzuleiten. Das Königliche Schöffengericht verurteilte ſodann am 25. April den Kritiker Herrn Franz Servaes.

In der Motivierung des Urteils wurde ausgeführt, daß eine derartige Kritik der Perſon des Dichters über das Maß des Erlaubten hinausgehe. Auch Ausdrücke wie „Sprachmüll", „durch Schulmeiſterei plattgedrückt" ꝛc. müßten als beleidigend aufgefaßt werden. Gleichwohl ſeien dem Beklagten, der den Kläger nicht näher gekannt, mildernde Umſtände zugebilligt worden, deshalb ſei eine Strafe von 30 Mk. nebſt Koſten des Verfahrens und Veröffentlichung des Urteils in der „Voſſiſchen Zeitung" als genügende Sühne erachtet worden.

Büchertiſch.

Chine Nouvelle, la. Jahrg. I. Heft 1 (April). Hongkong (Louis Soulfort), Francois Laur, éd.

Frapan, Ilſe, Wir Frauen haben kein Vaterland. Monologe einer Fledermaus. Berlin W., F. Fontane & Co. 8°. 156 S. M. 2,—.

Freeſe, Heinr., Fabrikantenglück. Eiſenach, M. Wilckens. 8°. 88 S. M. 1,50.

Hartmann, Sadakichi, Buddha. Drama in twelve Scenes. Authors Edition. 8°. 45 S. $ 2,—.

Horn, Dr. Paul, Die deutſche Soldatenſprache. Gießen, J. Ricker. 8°. 176 S. M. 2,50.

Lindau, Paul, Herr und Frau Bewer. 10. Aufl. Breslau, S. Schottlaender. 8°. 248 S.

Riemann, Auguſt, Nur ein Weib. Roman. Dresden, E. Pierſon. 8°. 260 S. M. 3,—.

Rilke, Rainer Maria, Zwei Prager Geſchichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 12°. 166 S. M. 1,80.

Roſen, Franz, Geheimniſſe. Roman. Dresden, E. Pierſons Verlag. 8°. 350 S. M. 3,—.

Schott, Fritz, Sommer. Ein neues Geſchichtenbuch. Mit Buchſchmuck von M. Meyer. Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 148 S.

Straß, Rudolph, Montblanc. Roman. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 304 S. M. 3,—.

Streicher, Aug., Menſchwerdung. Schauſp. in 4 Akt. Berlin, Dramaturg. Inſtitut. 8°. 67 S. M. 2,—.

Tolſtoi, Leo, Auferſtehung. Lfg. 1 und 2. (In 9 Bogen.) Leipzig, Eug. Diederichs. 8°. 80 S. à M. 0,50.

Wickſtröm, V. Hugo, Abenteurerleben. Roman. Aus d. Schwed. von L. Paſſarge. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. Je 413 S. M. 5,—.

Wilbrandt, Adolf, Der Sänger. Roman. 3. A. Stuttgart, J. G. Cotta Nfl. 8°. 484 S.

Wittenberg, Dr. Max, Mündelgelder und Hypothekenbanken. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 8°. 87 S.

Wolff, Johanna u. Guſtav, Ahasver. Schſp. Titelzeichnung von Fidus. Berlin, Dramat. Inſtitut. 8°. 102 S.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft" von J. C. C. Brnns in Minden i. Weſtf.

Digitized by Google

Ernst Haeckel

Band III. * 1899. * Heft 4.

Goethe.

Von Michael Georg Conrad.
(München.)

Das „Litterarische Echo" hat eine Umfrage erlassen:

1. Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht heute am höchsten?
2. Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwicklung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

Ohne mich streng an die Formulierung dieser Fragen zu binden, antworte ich darauf:

Faust (beide Teile), die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme, die Gespräche mit Eckermann und von der Lyrik im engeren Sinne fast alles, was Otto Erich Hartleben in seinem wundervollen „Goethe-Brevier" zusammengestellt hat — das ergreift mich heute noch mächtig. Am höchsten steht mir der erste Teil des Faust. Eine geheime Vorliebe für den Erotiker Goethe läßt mich auch seine Briefe an Frau v. Stein als köstliche Herzerfrischung empfinden.

Als zwölfjähriger Bauernjunge bekam ich zum erstenmal Goethe in die Hand und zwar ein Heftchen Lieder aus dem Pfennig-Magazin. Der erste und bleibende Eindruck war, daß ich in Goethe meinen herr-

lichsten fränkischen Landsmann gefunden. Alles was mich an Goethe entzückt — es gehören dazu auch etwelche Eigenschaften, die von unsern Zionswächtern und dürren Moralfexen als Schwächen und Laster verschrieen werden — empfinde ich heute noch, in meinen grünen fünfziger Jahren, als etwas spezifisch Fränkisches.

Goethe ist mir der vollkommene Franke.

Nicht der abstrakte, konstruierte Deutsche reichspolitischer Marke, den uns manche vorfabeln wollen.

Der Musterdeutsche im heutigen Deutschen Reiche ist doch wohl der preußische Mann, politisch, militärisch, akademisch, moralisch — und als Preuße solcher Art ist mir Goethe völlig undenkbar. Er ist mir vielmehr der klassische Gegensatz zum Musterdeutschen des großpreußischen Reichs, und daß seine freie fränkische Geburtsstadt am Main zur preußischen Provinzstadt hinaufgesunken, ist vielleicht die allerfeinste Ironie der modernen Geschichte. Die Franken haben es als Politiker in Deutschland niemals zu etwas Ordentlichem gebracht — eher schon auswärts, in Frankreich.

Am sympathischsten ist mir stets der junge Goethe gewesen und jener alte, der die Vulpius zum Weibe nahm und den Tod Schillers beweinte. Wenn ich gefragt werde, was von Goethes Wesen am bestimmendsten auf meine Welt- und Selbstanschauung gewirkt hat, so sage ich ohne Überhebung: seine Selbstherrlichkeit, seine Sonnensehnsucht, seine Fröhlichkeit, seine Genusseskraft, seine Erdentreue.

Eine kurze Zeit wurde auch mir das Goethische verleidet. Nicht durch Goethe, sondern durch allerlei Goetheaner.

Zunächst durch die anmaßlichen Schulpedanten, welche in ihren litterarhistorischen Leitfäden den Schuljungen den Unsinn eintrichtern wollten, mit dem Oberklassiker Goethe schließe die deutsche Poesie ab, das Todesjahr des Olympiers von Weimar sei auch das Sterbejahr der deutschen Dichtung. Was nach dem Ableben Goethes noch gedichtet worden, sei nicht des Besprechens wert.

Sodann durch die Goethelinge, die in ihrer kranken Ruhmsucht dem Bildungsphilister das tolle Märlein aufbinden wollten, Goethe Numero Eins habe in irgend einem Goethe Numero Zwei seine Auferstehung gefeiert und throne zum Beispiel in der Gestalt Paul Heyses auf dem Münchener Parnaß. Die Münchener Dichterschule, die mit dem bayerischen Könige Maximilian II. allerlei kleine Symposien bei Hofbräubier und Thee feiern durfte, fand sich dadurch geschmeichelt und glaubte schließlich selber, sie hätte wirklich eine neue klassische Litteratur

in Lyrik, Epos und Drama geschaffen und die Goethische Tradition zum persönlichen Nießbrauch als Erbgut überkommen.

Bekanntlich hat die offizielle Münchener Dichterschule unter Maximilian II. kein einziges hochragendes Werk hervorzubringen vermocht. Sie hat ihren Ruhm überlebt wie der spezifische Maximilansstil in der Baukunst, in der Historie und in der Politik. Von allen Münchener Dichtungen aus jener schwatzhaften, ruhmredigen Zeit weisen am ersten noch einzelne goethesche Züge die kleinen lyrischen Naturbilder von Martin Greif auf. Aber Greif wurde von den herrschenden Leuten der Münchener Dichterschule niemals als vollbürtiger Bruder in Apoll anerkannt und zu den königlichen Bier- und Thee-Symposien nicht zugelassen. Mit dem Tode Maximilians II. war auch die äußere Herrlichkeit seiner Dichterschule zu Ende. Ludwig II. mochte von den Goethelingen nichts wissen. Seine große, heiße Liebe gehörte Richard Wagner, und der neue Meister blies mit seinen Bayreuther Fanfaren die letzten Trümmer des Münchener Parnassos über den Haufen.

Die Goethelinge hatten von Goethes Genius etwa so viel wie das flinke Eichhörnchen vom Genius der Eiche hat, auf der es von Ast zu Ast hüpft. Dies immer eindringlicher den weitesten Kreisen der Kunstfreunde zum Bewußtsein gebracht zu haben, ist eins der schönsten Verdienste des neuen naturalistischen Sturms und Drangs der Jüngstdeutschen gewesen.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie wenig Goethes Menschen-Art und hohe Kunst in die geistigen Niederungen des politischen Musterdeutschen von heute paßt. Zwar hinkt der Musterdeutsche von Bismarcks Gnaden auf Geheiß Kaiser Wilhelms II. mit einer sogenannten Weltpolitik auf dem kommerziellen Gebiete jenem Ideale nach, das Goethe bereits vor hundert Jahren auf dem hehren Gebiete geistigen Schaffens den Kulturvölkern des Erdballs aufgerichtet hat. Allein, wie sich diese kommerziellen Weltpolitiker im deutschen Reichstage zu Goethe und seiner Bedeutung für die Weltlitteratur stellen, das haben sie kläglich genug bei der Debatte des Antrags eines Reichszuschusses zum Straßburger Goethedenkmal bewiesen. Um den gutmütigen Reichsdeutschen in diesem Punkte die letzte Illusion zu nehmen, erklärte dieser Tage ein Polizeibeamter in der Reichshauptstadt: lebte und dichtete Goethe heute unter den Deutschen, Gedichte wie sein „Gott und die Bajadere" würden schlankweg konfisziert werden.

Damit zu diesem blutigen Ernst der Polizeistaatsmenschen auch die Komik der kleinen Schultyrannen nicht fehle, hat vor kurzem der

Lehrer Joseph Sattel in einem der letzten Hefte der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren“ folgende Stilübung verbrochen: „Daß man Straßen und Plätze nach Goethe benamst, mag angehen; aber die von ihm verführten Mädchen auf diese Weise „unsterblich“ zu machen, ist doch in der That — lächerlich! Nächstens soll in Straßburg dem Studenten Goethe ein Denkmal errichtet werden; in der That ein Musterschüler!“ — Die Mahnung ist, so meint ironisch dazu die „Münch. Allgem. Ztg.“, nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen; das Straßburger Komitee hat in seiner letzten Sitzung beschlossen, nicht dem Musterschüler Goethe, sondern dem Musterlehrer Sattel ein Denkmal zu errichten. Die Bewilligung eines Zuschusses durch den deutschen Reichstag ist bereits gesichert. Einige andere Stellen der Sattelschen Abhandlung, die ein neues und überraschendes Licht auf Goethe werfen, glauben wir den Lesern auch nicht vorenthalten zu sollen (Seite 17): „„Während der Herr Geheimrat an Körper rund und korpulent wurde, floß seine poetische Ader sehr kümmerlich. Er wollte schon, aber das Fatale war — es ging nicht mehr. Auf „Iphigenie“ und „Tasso“ folgte ein „Großkophta“ und ein „Bürgergeneral“, lächerliche Lustspiele, die übrigens auch ein helles Licht auf seine politisch-patriotische Gesinnung werfen: Man durfte ihn, den ersten Mann im Herzogtum, nicht dafür auspfeifen, wie er es verdient hätte, aber er hatte selbst das unangenehme Gefühl, daß er von seiner Höhe tief herabgesunken sei. Um diese Zeit schrieb Schiller in seiner „Neuen Thalia“ von jungen Dichtergenien, deren „ganzes Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammige und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißleiteter, blinder Bildungstrieb erzeugte“. — Wieder eine bittere Pille für Goethe!““ Auf Seite 20 wird Goethe abgesprochen, daß er zu den „gediegeneren Geistern“ gehöre. Auf Seite 38 wird in den berühmten Worten Goethes auf Schiller

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine —

das Gemeine auf Goethe im allgemeinen und auf sein Verhalten gegen Schillers Hinterbliebene im besonderen bezogen; mindestens hätte dabei aber die Selbsterkenntnis des Gemeinen Anerkennung verdient. Den Beschluß des Schriftchens bildet eine ganz gravierende, dem Edlen von Bauernfeld nacherzählte Anekdote: Als einmal Goethe an der herzoglichen Tafel aß, während Schiller am „Hausoffizier- und Katzentische“ essen mußte, ließ Goethe Schiller „durch den Hofkamerino einen Teller

übermitteln mit der erläuternden Erklärung: Sereniſſimus ſenden Ihnen ein Kibitzei."

Zweifellos wird in dem ſchulmäßig gedrillten Bildungsſchlaraffenreich unter den zahlloſen Gedenkſchriften zur Goethe-Feier aus Anlaß ſeines hundertfünfzigſten Geburtstags die tiefgründige Weisheit des Herrn Lehrers Joſeph Sattel einen hervorragenden Platz behaupten. Für das kunſtfeindliche Philiſterium iſt dieſer goetheüberlegene Herr eine faszinierende Perſönlichkeit.

„Wir lieben Goethe, weil wir die Kunſt lieben und inſoweit wir die Kunſt lieben, das übrige an Goethe iſt uns, moraliſch betrachtet, zuwider." So ſprach einmal eine fromme Alte aus vornehmem Lebenskreis. Wir andern, die wir nicht mit dieſer Sorte von Frömmigkeit geſegnet ſind, lieben die Kunſt, weil uns Erſcheinungen wie Goethe erregen und entzücken, und weil wir wiſſen, daß es eigentlich gar keine abſtrakte Kunſt giebt, ſondern nur Künſtler und deren Perſönlichkeitswerte, d. i. aus ihrer innerſten Seelenart gefloſſene Werke. Das große, reiche Leben, das ſich in den Kunſtwerken offenbart und in dem lichten Empfindungs- und Vorſtellungskreis, der ſie umſchwebt, iſt die Summe der künſtleriſchen Perſönlichkeitswerte. Wer dieſe mindert, der verkleinert und verdächtigt die Kunſt, die er auf den Lippen führt, aber nicht in der tiefſten Seele ſpürt. Man kann ein wiſſenſchaftlich, politiſch, ökonomiſch oder ſonſtwie ausgezeichnet befähigter Kopf ſein und dennoch von der Kunſt wenig oder nichts verſtehen. Dann ſollte man aber wenigſtens ſoviel Erziehung haben, die Künſtler unbehelligt zu laſſen. Die Künſtler-Menſchen zwingen zu wollen, in den Bahnen puritaniſchen Philiſtertums zu wandeln oder nach der Pfeife der Polizei zu tanzen, iſt Vergewaltigung der Natur, iſt dreiſte Anmaßung. Nur in der Freiheit kann die Kunſt wachſen und ſich ausbreiten zum Segen der menſchlichen Kultur, und in der Freiheit kann der kunſtſchöpferiſche Menſch die Eingebungen ſeiner Seele wahr und ſchön in Marmor und Metall, auf Leinwand oder Papier ausgeſtalten und damit in empfänglichen Gemütern neue Lebensquellen wecken und unzerſtörbaren Reichtum über die arme Welt ergießen. Was wäre die Menſchheit ohne die Kunſt, ohne ihren Tiefſinn, ohne ihre Heiterkeit, ohne ihre Feinheit! Man darf als Deutſcher gar nicht daran denken, was aus unſerm furor teutonicus würde, wenn wir nicht die deutſchen Künſtler hätten! Wenn wir nicht Goethe hätten, dieſen ſchönſten Menſchen, den Deutſchland hervorgebracht!

Es ziemt ſich, jeden Anlaß, auch ein gelegentliches Kalenderdatum,

zu benützen, um Goethe mit den höchsten Ehren zu ehren. Damit es auch die Ärmsten und Traurigsten empfinden: Er ist unser schönster Sieg, denn eine ungeheure Kraft der Befreiung liegt in ihm angehäuft, eine Energie der Schönheit und Freude, die von Jahrtausenden nicht erschöpft zu werden vermag.

Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

I.

Der Empfindung, welche der Mensch hat, wenn er seine Stellung innerhalb der Welt betrachtet, hat Goethe einen herrlichen Ausdruck in seinem Buche über Winkelmann gegeben: „Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt: dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern.“ Aus dieser Empfindung heraus entspringt die bedeutungsvollste Frage, die sich der Mensch stellen kann: wie ist sein eigenes Werden und Wesen mit demjenigen des ganzen Weltalls verknüpft? Schiller hat den Weg, durch den Goethe zur Erkenntnis der menschlichen Natur kommen wollte, trefflich in einem Briefe an diesen am 23. August 1794 bezeichnet. „Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten auf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen.“ Dieser Weg Goethes ist nun auch der, welchen die Naturwissenschaft seit vier Jahrzehnten einschlägt, um die „Frage aller Fragen für die Menschheit“ zu lösen. Huxley sieht sie darin, die Stellung zu

bestimmen, welche „der Mensch in der Natur einnimmt, und seine Beziehungen zu der Gesamtheit der Dinge". Es ist das große Verdienst Charles Darwins, dem Nachdenken über diese Frage einen neuen naturwissenschaftlichen Boden geschaffen zu haben. Die Thatsachen, die er 1859 in seinem Werke „Die Entstehung der Arten" mitteilte und die Grundsätze, die er entwickelte, boten der Naturforschung die Möglichkeit, auf ihre Weise zu zeigen, wie begründet Goethes Überzeugung war, daß die Natur „nach tausendfältigen Tieren ein Wesen bildet, das sie alle enthält: den Menschen". Heute blicken wir auf vierzig Jahre wissenschaftlicher Entwicklung zurück, die unter dem Einflusse der Ideenrichtung Darwins stehen. Mit Recht konnte Ernst Haeckel in seiner Schrift „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen", die einen von ihm auf dem vierten internationalen Zoologen-Kongreß in Cambridge am 26. August 1898 gehaltenen Vortrag wiedergiebt, sagen: „Vierzig Jahre Darwinismus! Welcher ungeheure Fortschritt unserer Naturerkenntnis! Und welcher Umschwung unserer wichtigsten Anschauungen, nicht allein auf den nächstbetroffenen Gebieten, sondern auch auf demjenigen der Anthropologie und ebenso aller sogenannten Geisteswissenschaften!" Goethe hat, aus seiner tiefen Naturerkenntnis heraus, diesen Umschwung vorausgesehen und seine Bedeutung für den Fortgang der menschlichen Geisteskultur in vollem Umfange erkannt. Wir sehen das besonders deutlich aus einem Gespräche, das er am 2. August 1830 mit Soret gehabt hat. Damals gelangten die Nachrichten von der begonnenen Julirevolution nach Weimar und versetzten alles in Aufregung. Soret wurde, als er Goethe besuchte, mit den Worten empfangen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" Soret konnte natürlich nur glauben, Goethe spreche von der Julirevolution, und erwiderte, daß bei den bekannten Zuständen nichts anderes zu erwarten war, als daß man mit der Vertreibung der königlichen Familie endigen würde. Goethe aber hatte etwas ganz anderes im Sinne. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire." Der Streit betraf die Frage, ob jede der Spezies, in denen die organische Natur sich auslebt, einen besonderen Bauplan für sich habe, oder ob ihnen allen ein solcher gemeinsam sei. Goethe hatte für sich diese

Frage bereits mehr als vierzig Jahre früher entschieden. Sein eifriges Studium der Pflanzen- und Tierwelt hatte ihn zum Gegner der Linné'schen Ansicht gemacht, daß wir „Spezies so viele zählen, als verschiedene Formen im Prinzip geschaffen worden sind". Wer eine solche Meinung hat, kann sich nur bemühen, zu erforschen, welches die Organisationspläne der einzelnen Spezies sind. Er wird diese einzelnen Formen vor allem sorgfältig zu unterscheiden suchen. Goethe schlug einen anderen Weg ein. „Das, was Linné mit Gewalt auseinanderzuhalten suchte, mußte, nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens, zur Vereinigung anstreben." Es bildete sich in ihm die Meinung aus, die er 1796 in den „Vorträgen über die drei ersten Kapitel des Entwurfs einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie" in dem Satze zusammengefaßt hat: „Dies also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu können, daß alle vollkommenen organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzteren den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen beständigen Teilen mehr oder weniger hin- und herneigt und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet." Das Urbild, auf das sich alle mannigfaltigen Pflanzenformen zurückführen lassen, hat Goethe schon 1790 in seinem „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären" dargestellt. Diese Betrachtungsweise, durch die Goethe die Gesetze der lebendigen Natur zu erkennen bestrebt war, ist ganz gleich derjenigen, die er in seinem 1793 geschriebenen Aufsatz „Der Versuch, als Vermittler von Objekt und Subjekt" für die leblose Welt fordert: „In der Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage: Wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?" Auch die Spezies erscheinen uns nur isoliert. Goethe sucht ihre Verbindung. Daraus geht klar hervor, daß Goethes Streben darauf gerichtet ist, bei Betrachtung der Lebewesen dieselbe Erklärungsart anzuwenden, die bei der leblosen Natur zum Ziele führt. Wie weit er mit solchen Vorstellungen seiner Zeit vorauseilte, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, daß zur selben Zeit, als Goethe seine Metamorphosenschrift veröffentlichte, Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft" die Unmöglichkeit einer Erklärung des Lebendigen nach denselben Prinzipien, die für das Leblose gelten, wissenschaftlich darthun wollte. Er behauptet: „Es

ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisierten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Prinzipien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können; und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für den Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu fassen, oder zu hoffen, daß noch etwa dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturgesetzen, die keine Absicht geordnet hat, begreiflich machen werde; sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechthin absprechen." Haeckel weist diesen Gedanken mit den Worten zurück: „Nun ist aber dieser unmögliche Newton siebzig Jahre später in Darwin wirklich erschienen und hat die Aufgabe thatsächlich gelöst, deren Lösung Kant für absolut undenkbar erklärt hatte!" Daß der durch den Darwinismus bewirkte Umschwung in den naturwissenschaftlichen Anschauungen eintreten müsse, wußte Goethe, denn er entspricht seiner eigenen Vorstellungsart. In der Ansicht, die Geoffroy de St. Hilaire gegen Cuvier verteidigte, daß alle organischen Formen einen „allgemeinen, nur hier und da modifizierten Plan" in sich tragen, erkannte er die eigene wieder. Deshalb konnte er zu Soret sagen: „Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger Frankreichs. Dieses Ereignis ist für mich von ganz unglaublichem Wert, und ich juble mit Recht über den endlich erlebten, allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe und die ganz vorzüglich auch die meinige ist." Von noch viel größerem Werte für Goethes Naturanschauung sind nun die Entdeckungen Darwins. Die Naturanschauung Goethes verhält sich zum Darwinismus in ähnlicher Weise wie die Einsichten Kopernikus' und Kepplers in den Bau und die Bewegungen des Planetensystems zu der Auffindung des Gesetzes der allgemeinen Anziehung aller Himmelskörper durch Newton. Dieses Gesetz zeigt die naturwissenschaftlichen Ursachen auf, warum sich die Planeten in der Weise bewegen, wie es Kopernikus und Keppler beschrieben haben. Und Darwin hat die natürlichen Ursachen gefunden, warum das von Goethe angenommene, gemeinsame Urbild aller organischen Wesen in den mannigfaltigen Spezies zur Erscheinung kommt.

Der Zweifel an der Anschauung, daß jeder einzelnen organischen Spezies ein besonderer Organisationsplan zu Grunde liege, der für alle Zeiten unveränderlich sei, setzte sich in Darwin fest auf einer Reise, die er im Sommer 1831 als Naturforscher auf dem Schiffe Beagle nach Südamerika und Australien antrat. Wie seine Gedanken reiften,

davon erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir Mitteilungen von ihm lesen wie diese: „Als ich während der Fahrt des Beagle den Galapagosarchipel, der im Stillen Ozean etwa fünfhundert englische Meilen von der südamerikanischen Küste entfernt liegt, besuchte, sah ich mich von eigentümlichen Arten von Vögeln, Reptilien und Schlangen umgeben, die sonst nirgends in der Welt existieren. Doch trugen sie fast alle amerikanisches Gepräge an sich. Im Gesang der Spottdrossel, in dem scharfen Geschrei des Aasgeiers, in den großen, leuchterähnlichen Opuntien bemerkte ich deutlich die Nachbarschaft mit Amerika; und doch waren diese Inseln durch so viele Meilen vom Festlande getrennt und wichen in ihrer geologischen Konstitution und in ihrem Klima weit von ihm ab. Noch überraschender war die Thatsache, daß die meisten Bewohner jeder einzelnen Insel dieses kleinen Archipels spezifisch verschieden waren, wenn auch untereinander nahe verwandt. Ich habe mich damals oft gefragt, wie diese eigentümlichen Tiere und Menschen entstanden seien. Die einfachste Antwort schien zu sein, daß die Bewohner der verschiedenen Inseln voneinander abstammen und im Verlauf ihrer Abstammung Modifikationen erlitten hätten, und daß alle Bewohner des Archipels von denen des nächsten Festlandes, nämlich Amerika, von welchem die Kolonisation natürlich herrühren würde, abstammten. Es blieb mir aber lange ein unerklärliches Problem: wie der notwendige Modifikationsgrad erreicht worden sein könnte." Über dieses Wie klärten Darwin die zahlreichen Züchtungsversuche auf, die er nach seiner Heimkehr mit Tauben, Hühnern, Hunden, Kaninchen und Kulturgewächsen machte. Aus ihnen ersah er, in welch hohem Grade in den organischen Formen die Möglichkeit liegt, sich im Verlaufe ihrer Fortpflanzung fortwährend zu verändern. Man ist in der Lage, durch Herstellung künstlicher Bedingungen aus einer gewissen Form nach wenigen Generationen neue Arten zu erhalten, die viel mehr von einander abweichen als solche in der freien Natur, deren Verschiedenheit man für so groß hält, daß man jeder einen besonderen Organisationsplan zu Grunde legen möchte. Diese Veränderlichkeit der Arten benutzt bekanntlich der Züchter, um solche Formen von Kulturorganismen zur Entwicklung zu bringen, die gewissen Absichten entsprechen. Er sucht die Bedingungen herzustellen, welche die Veränderung nach einer Richtung hinlenken, die ihm entspricht. Will er eine Schafsorte mit besonders seiner Wolle züchten, so sucht er innerhalb seiner Schafherde diejenigen Individuen aus, welche die feinste Wolle haben. Diese läßt er sich fortpflanzen. Von ihren Nachkommen wählt er zur weiteren Fort-

pflanzung wieder diejenigen aus, welche die feinste Wolle haben. Wird das durch eine Reihe von Generationen hindurch fortgesetzt, so erlangt man eine Schafspezies, welche in der Bildung der Wolle erheblich von ihren Vorfahren abweicht. Dasselbe kann man mit andern Eigenschaften der Lebewesen machen. Aus diesen Thatsachen geht zweierlei hervor: daß die organischen Formen die Neigung haben, sich zu verändern, und daß sie die angenommenen Veränderungen auf ihre Nachkommen *vererben*. Durch die erste Eigenschaft der Lebewesen ist der Züchter im stande, bei seiner Spezies gewisse Merkmale auszubilden, die seinen Zwecken entsprechen; durch die zweite übertragen sich diese neuen Merkmale von einer Generation auf die andere.

Der Gedanke liegt nun nahe, daß sich die Formen auch in der freien Natur fortwährend ändern. Und die große Veränderungsfähigkeit der Kulturorganismen zwingt nicht dazu, anzunehmen, daß diese Eigenschaft der organischen Formen innerhalb gewisser Grenzen eingeschlossen ist. Wir können vielmehr annehmen, daß sich im Laufe großer Zeiträume eine gewisse Form in eine ganz andere verwandelt, die in ihrer Bildung in der denkbar größten Weise von der ersten abweicht. Die natürlichste Folgerung ist dann die, daß die organischen Spezies nicht unabhängig, jede nach einem besonderen Bauplan, nebeneinander entstanden sind, sondern daß sich im Laufe der Zeit die einen aus den andern entwickeln. Eine Unterstützung erfährt dieser Gedanke durch die Erkenntnisse, zu denen *Lyell* in der Entwickelungsgeschichte der Erde gelangt ist, und die er zuerst 1830 in seinen „Grundsätzen der Geologie“ (Principles of geology) veröffentlicht hat. Durch sie wurden jene älteren geologischen Ansichten, wonach sich die Bildung der Erde in einer Reihe gewaltsamer Katastrophen vollzogen haben soll, beseitigt. Durch diese Katastrophenlehre sollten die Ergebnisse erklärt werden, zu denen die Untersuchung der festen Erdkruste geführt hat. Die verschiedenen Schichten der Erdrinde und die in ihnen enthaltenen, versteinerten organischen Wesen sind ja die Überbleibsel dessen, was sich im Zeitenlaufe auf der Erdoberfläche zugetragen hat. Die Anhänger der gewaltsamen Umwälzungslehre glaubten, daß sich die Entwicklung der Erde in aufeinanderfolgenden, genau voneinander unterschiedenen Perioden vollzogen habe. Am Ende einer solchen Periode trat eine Katastrophe ein. Alles Lebendige wurde zerstört und seine Reste in einer Erdschicht aufbewahrt. Über dem Zerstörten erhob sich eine vollständige neue Welt, die wieder geschaffen werden mußte. An die Stelle dieser Katastrophenlehre setzte Lyell die Ansicht, daß sich die Erdrinde im Laufe sehr langer

Zeiträume allmählich durch dieſelben Vorgänge gebildet habe, die ſich noch heute jeden Tag auf der Oberfläche der Erde abſpielen. Die Thätigkeit der Flüſſe, welche Schlamm von einer Stelle ab- und der anderen zuführen, die Wirkungen der Gletſcher, die das Geſtein abſchleifen und Blöcke fortſchieben, und ähnliche Vorgänge ſind es geweſen, die in ihrer ſtetigen, langſamen Wirkſamkeit der Erdoberfläche die heutige Geſtalt gegeben haben. Dieſe Anſchauung zieht die andere notwendig nach ſich, daß auch die heutigen Tier- und Pflanzenformen ſich allmählich aus denjenigen entwickelt haben, deren Reſte uns in den Verſteinerungen erhalten ſind. Nun ergiebt ſich aus den Vorgängen der künſtlichen Züchtung, daß wirklich eine Form in eine andere ſich verwandeln kann. Es entſteht nur die Frage, wodurch werden in der Natur ſelbſt die Bedingungen zu dieſer Umwandlung geſchaffen, die der Züchter auf künſtlichem Wege herbeiführt?

Bei der künſtlichen Züchtung wählt die menſchliche Intelligenz die Bedingungen ſo, daß die neuentſtehenden Formen dem Zwecke angepaßt ſind, den der Züchter verfolgt. Nun ſind aber auch die in der Natur lebenden organiſchen Formen im allgemeinen den Bedingungen zweckmäßig angepaßt, unter denen ſie leben. Jeder Blick in die Natur kann über die Wahrheit dieſer Thatſache belehren. Die Tier- und Pflanzenſpezies ſind ſo eingerichtet, daß ſie in den Verhältniſſen, in denen ſie leben, ſich erhalten und fortpflanzen können.

Dieſe zweckmäßige Einrichtung iſt es eben, welche das Vorurteil hervorgerufen hat, daß die organiſchen Formen ſich nicht auf dieſelbe Weiſe erklären laſſen, wie die Thatſachen der lebloſen Natur. Kant führt in der Kritik der Urteilskraft aus: „Die Analogie der Formen, ſofern ſie bei aller Verſchiedenheit einem gemeinſchaftlichen Urbilde gemäß erzeugt zu ſein ſcheinen, verſtärkt die Vermutung einer wirklichen Verwandtſchaft derſelben in der Erzeugung von einer gemeinſchaftlichen Urmutter durch ſtufenweiſe Annäherung einer Tiergattung zur andern .... Hier ſteht nun dem Archäologen der Natur frei, aus den übrig gebliebenen Spuren ihrer älteren Revolutionen, nach allen ihm bekannten und gemutmaßten Mechanismen derſelben, jene große Familie von Geſchöpfen (denn ſo müßte man ſie ſich vorſtellen, wenn die genannte, durchgängig zuſammenhängende Verwandtſchaft einen Grund haben ſoll) entſpringen zu laſſen. Allein er muß gleichwohl zu dem Ende dieſer allgemeinen Mutter eine auf alle dieſe Geſchöpfe zweckmäßig geſtellte Organiſation beilegen, widrigenfalls die Zweckform der Pro-

dukte des Tier- und Pflanzenreiches ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu denken ist."

Will man die organischen Formen in derselben Art erklären, wie die Naturwissenschaft es mit den unorganischen Erscheinungen macht, so muß gezeigt werden, daß die zweckmäßige Einrichtung der Organismen ohne einen absichtlich in sie gelegten Zweck geradeso naturnotwendig entsteht, wie eine elastische Kugel gesetzmäßig dahinrollt, wenn sie von einer andern gestoßen wird. Diese Forderung hat Darwin durch seine Lehre von der natürlichen Zuchtwahl erfüllt. Gemäß ihrer durch die künstliche Züchtung erwiesenen Verwandlungsfähigkeit müssen sich die organischen Formen auch in der Natur umbilden. Ist nichts vorhanden, was von vornherein die Verwandlung so einrichtet, daß nur zweckmäßige Formen entstehen, so werden wahllos unzweckmäßige oder mehr oder weniger zweckmäßige entstehen. Nun ist die Natur ungeheuer verschwenderisch in der Hervorbringung ihrer Keime. Auf unserer Erde werden soviele Keime erzeugt, daß sich in kurzer Zeit eine große Anzahl Welten füllen könnten, wenn sie alle zur Entwickelung kämen. Dieser großen Zahl von Keimen steht nur ein verhältnismäßig geringes Maß von Nahrung und Raum gegenüber. Die Folge davon ist ein allgemeiner Kampf ums Dasein unter den organischen Wesen. Nur die Tüchtigen werden sich erhalten und fortpflanzen können; die Untüchtigen müssen zu Grunde gehen. Die Tüchtigsten werden aber eben die sein, die den Lebensbedingungen am zweckmäßigsten angepaßt sind. Der durchaus absichtslose und naturnotwendige Kampf ums Dasein bewirkt somit dasselbe, was die Intelligenz des Züchters mit den Kulturorganismen vollbringt: er schafft zweckmäßige organische Formen. Dies ist in großen Umrissen der Sinn der von Darwin aufgestellten Lehre von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein oder der Selektionstheorie. Durch sie war erreicht, was Kant für unmöglich gehalten hat: die Zweckform der Produkte des Tier- und Pflanzenreichs ihrer Möglichkeit nach zu denken, ohne der allgemeinen Mutter eine auf alle diese Geschöpfe zweckmäßig gestellte Organisation beizulegen.

Wie Newton durch seine Lehre von der allgemeinen Anziehung der Himmelskörper zeigte, warum diese in den von Kopernikus und Keppler festgestellten Bahnen sich bewegen, so konnte man nunmehr mit Hilfe der Selektionstheorie erklären, wie sich in der Natur die Entwicklung des Lebendigen vollzieht, deren Gang Goethe in der „Metamorphose der Pflanzen" mit den Worten bezeichnet hat: „Soviel aber können

wir sagen, daß die aus einer kaum zu sondernden Verwandtschaft als Pflanzen und Tiere nach und nach hervortretenden Geschöpfe nach entgegengesetzten Seiten sich vervollkommnen, sodaß die Pflanze sich zuletzt im Baum dauernd und starr, das Tier im Menschen zur höchsten Beweglichkeit und Freiheit sich verherrlicht." Goethe hat von seinem Verfahren gesagt: „Ich raste nicht, bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem sich vieles ableiten läßt, oder vielmehr der vieles freiwillig aus sich hervorbringt und mir entgegenträgt." Für Ernst Haeckel wurde die Selektionstheorie der Punkt, aus dem er eine ganze naturwissenschaftliche Weltanschauung ableitete.

Auch Jean Lamarck hat bereits im Anfange unseres Jahrhunderts die Ansicht vertreten, daß zu einer gewissen Zeit in der Erdentwickelung sich aus den mechanischen, physikalischen und chemischen Prozessen heraus, durch Urzeugung, ein einfachstes Organisches entwickelt habe. Diese einfachsten Organismen haben dann vollkommenere erzeugt, und diese wieder höher organisierte, bis herauf zum Menschen. „Man könnte daher diesen Teil der Entwicklungstheorie, welcher die gemeinsame Abstammung aller Tier- und Pflanzenarten von einfachsten, gemeinsamen Stammformen behauptet, seinem verdientesten Begründer zu Ehren mit vollem Rechte Lamarckismus nennen" (Haeckel, natürliche Schöpfungsgeschichte). Haeckel hat im großen Stile eine Erklärung des Lamarckismus durch den Darwinismus gegeben.

Den Schlüssel zu dieser Erklärung fand Haeckel dadurch, daß er in der individuellen Entwickelung der höheren Organismen — in ihrer Ontogenie — die Zeugnisse dafür suchte, daß sie wirklich von niederen Lebewesen abstammen. Wenn man die Formentwickelung eines höheren Organismus vom ersten Keime bis zum ausgebildeten Zustande verfolgt, so stellen die verschiedenen Stufen Gestalten dar, welche den Formen niederer Organismen entsprechen. Im Beginne seiner individuellen Existenz ist der Mensch und jedes andere Tier eine einfache Zelle. Diese teilt sich, und aus ihr entsteht eine aus vielen Zellen bestehende Keimblase. Aus ihr entwickelt sich der sogenannte Becherkeim, die zweischichtige Gastrula, die die Gestalt eines becherförmigen oder krugförmigen Körpers hat. Nun bleiben die niederen Pflanzentiere (Spongien, Polypen u. s. w.) während ihres ganzen Lebens auf einer Entwicklungsstufe stehen, welche diesem Becherkeim gleicht. Haeckel sagt darüber: „Diese Thatsache ist von außerordentlicher Wichtigkeit. Denn wir sehen, daß der Mensch und überhaupt jedes Wirbeltier, rasch vor-

übergehend ein zweiblättriges Bildungsstadium durchläuft, welches bei jenen niedersten Pflanzentieren zeitlebens erhalten bleibt" (Anthropogenie S. 175). Ein solcher Parallelismus zwischen den Entwicklungsstadien der höheren Organismen und den ausgebildeten niederen Formen läßt sich durch die ganze individuelle Entwicklungsgeschichte hindurch verfolgen. Haeckel kleidet diese Thatsache in die Worte: „Die kurze Ontogenesis oder die Entwickelung des Individuums ist eine schnelle und zusammengezogene Wiederholung, eine gedrängte Rekapitulation der langen Phylogenese oder Entwicklung der Art." Dieser Satz drückt das sogenannte biogenetische Grundgesetz aus. Wodurch kommen nun die höheren Organismen im Lauf ihrer Entwickelung zu Formen, die den niederen gleichen? Die naturgemäße Erklärung ist die, daß sich jene aus diesen entwickelt haben, daß also jeder Organismus in seiner individuellen Entwickelung uns die Gestalten aufeinanderfolgend zeigt, die ihm als Erbstück von seinen niederen Vorfahren geblieben sind.

Der einfachste Organismus, der sich dereinst auf der Erde gebildet hat, verwandelt sich im Laufe der Fortpflanzung in neue Formen. Von diesen bleiben die bestangepaßten im Kampf ums Dasein übrig und vererben ihre Eigenschaften auf ihre Nachkommen. Alle Gestaltungen und Eigenschaften, die ein Organismus gegenwärtig zeigt, sind in großen Zeiträumen durch Anpassung und Vererbung entstanden. Die Vererbung und die Anpassung sind also die Ursachen der organischen Formenwelt.

Haeckel hat also dadurch, daß er das Verhältnis der individuellen Entwickelungsgeschichte (Ontogenie) zur Stammesgeschichte (Phylogenie) suchte, die naturwissenschaftliche Erklärung der mannigfaltigen organischen Formen gegeben. Er hat als Naturphilosoph die menschliche Erkenntnisforderung erfüllt, die Schiller aus der Beobachtung des Goetheschen Geistes gewonnen hat: er ist aufgestiegen von der einfachen Organisation, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Seine Ansicht hat er in mehreren großangelegten Werken niedergelegt, in seiner „Generellen Morphologie" (1866), in der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" (1868), in der „Anthropogenie" (1874), in der er „den ersten und bis jetzt einzigen Versuch unternommen hat, den zoologischen Stammbaum des Menschen im einzelnen kritisch zu begründen und die ganze tierische Ahnenreihe unseres Geschlechts . . . . eingehend zu erörtern. Zu diesen Werken ist in den letzten Jahren noch seine dreibändige „Systematische Phylogenie" getreten.

Es ist bezeichnend für die tiefe philosophische Natur Haeckels, daß er nach dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten" sogleich die volle Tragweite der darin aufgestellten Grundsätze für die gesamte Weltanschauung des Menschen erkannte, und es spricht für seinen philosophischen Enthusiasmus, daß er mit Kühnheit unermüdlich alle die Vorurteile bekämpfte, die sich gegen die Aufnahme der neuen Wahrheit in das Glaubensbekenntnis des modernen Geistes erhoben. Die Notwendigkeit, daß alles moderne wissenschaftliche Denken mit dem Darwinismus zu rechnen hat, setzte Haeckel in der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte am 22. September 1877 in dem Vortrage „über die heutige Entwickelungslehre im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft" auseinander. Ein umfassendes „Glaubensbekenntnis eines Naturforschers" trug er am 9. Oktober 1892 in Altenburg beim 75jährigen Jubiläum der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes vor. (Gedruckt ist diese Rede unter dem Titel „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft". Bonn, 1892.) Was sich aus der reformierten Entwickelungslehre und aus unserem gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Wissen für die Beantwortung der „Frage aller Fragen" ergiebt, hat er in großen Linien kürzlich in dem oben erwähnten Vortrage „Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen" entwickelt. Hier behandelt Haeckel neuerdings die Konsequenz, die sich für jeden logisch Denkenden ohne weiteres aus dem Darwinismus ergiebt, daß der Mensch sich aus niederen Wirbeltieren, und zwar zunächst aus echten Affen entwickelt hat. Dieser notwendige Folgeschluß ist es aber auch gewesen, welcher alle alten Vorurteile der Theologen, Philosophen und aller, die in deren Bann stehen, zum Kampf gegen die Entwickelungstheorie aufgerufen hat. Zweifelsohne hätte man sich ein Hervorgehen der einzelnen Tier- und Pflanzenformen auseinander gefallen lassen, wenn dessen Annahme nur nicht zugleich auch die Anerkennung der tierischen Abstammung des Menschen nach sich gezogen hätte. „Es bleibt," wie Haeckel in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" betonte, „eine lehrreiche Thatsache, daß diese Anerkennung keineswegs — nach dem Erscheinen des ersten Darwinschen Werkes — allgemein war, daß vielmehr zahlreiche Kritiker des ersten Darwinschen Buches (und darunter sehr berühmte Namen) sich vollkommen mit dem Darwinismus einverstanden erklärten, aber jede Anwendung desselben auf den Menschen gänzlich von der Hand wiesen." Mit einem gewissen Schein von Recht berief man sich dabei auf Darwins Buch selbst, in dem von dieser Anwendung kein Wort steht. Haeckel

wurde deswegen, weil er rücksichtslos diese unabweisliche Konsequenz zog, der Vorwurf gemacht, daß er „darwinistischer als Darwin selbst sei“. Das ging freilich nur bis zum Jahre 1871, in dem Darwins Werk erschien „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“. Hier vertritt dieser selbst mit großer Kühnheit und Klarheit diese Folgerung.

Man erkannte richtig, daß mit dieser Folgerung eine Vorstellung fallen muß, die zu den geschätztesten in der Sammlung älterer menschlicher Vorurteile gehört: diejenige, daß die „Seele des Menschen“ ein besonderes Wesen für sich sein soll, das einen ganz anderen „höheren Ursprung“ habe, als alle anderen Naturdinge. Die Abstammungslehre muß natürlich zu der Ansicht führen, daß die seelischen Thätigkeiten des Menschen nur eine besondere Form derjenigen physiologischen Funktionen sind, die sich bei dessen Wirbeltier-Ahnen finden, und daß diese Thätigkeiten sich mit eben derselben Notwendigkeit aus den Geistesthätigkeiten der Tiere entwickelt haben, wie sich das Gehirn des Menschen, welches die materielle Bedingung des Geistes ist, aus dem Wirbeltiergehirn entwickelt hat.

Nicht nur die Menschen mit alten, durch die verschiedenen Kirchenreligionen großgezogenen Glaubensvorstellungen sträubten sich gegen das neue Bekenntnis, sondern auch alle diejenigen, die sich zwar scheinbar von diesen Glaubensvorstellungen freigemacht haben, deren Geist aber doch noch immer im Sinne dieser Vorstellungen denkt. In dem Folgenden soll der Nachweis geführt werden, daß zu der letzteren Art von Geistern eine Reihe von Philosophen und naturwissenschaftlich hochstehenden Gelehrten gehört, die Haeckel bekämpft haben und noch immer Gegner der von ihm vertretenen Ansichten sind. Zu ihnen gesellen sich dann die, welchen überhaupt die Fähigkeit abgeht, aus einer Reihe vorliegender Thatsachen die notwendigen logischen Folgerungen zu ziehen. Welches die Einwände sind, gegen die Haeckel seinen Kampf zu führen hatte, möchte ich hier zur Darstellung bringen. (Forts. folgt.)

Weiße Roſen.

Komödie in einem Akt von Felice Cavalotti.

Deutſch von Gräfin Marta Freddi (Mailand).

(Schluß.)

Enrico (auf die Roſen zeigend): Bitte, gieb mir eine! . . . Von denen dort! . . .

Adelina: Weiter fehlt nichts! . . . Natürlich die allerſchönſte für den jungen Herrn! Für ſeine große Liebenswürdigkeit . . . für all ſeine hohen Verdienſte! . . . (Mit dem gemachten Ernſt einer harmloſen Koketterie.) Jetzt mal heraus mit der Sprache: Was haben wir in dieſen Tagen geleiſtet?

Enrico: An Dich gedacht habe ich.

Adelina: Flunkerei, nichts als Flunkerei!

Enrico: Auf mein Wort! — Adelina, ſei gut . . . Gieb mir die Roſe!

Adelina: Gar nichts wird der junge Herr bekommen! — Ich will wiſſen: Was hat man in dieſen letzten Tagen gemacht?

Enrico: Von Dir hab' ich geträumt . . .

Adelina: O, wie er lügen kann! . . . Von mir? Wirklich von mir? Schwör' es mir zu!

Enrico (mit drolliger Feierlichkeit): Ich ſchwöre es!

Adelina (kokett): Ein Meineid!

Enrico: Auch noch; damit ich ganz beſtimmt in die Hölle käme! . . . Adelina, bitte, gieb mir die Roſe! . . .

Adelina: Um ſie dann wem zu ſchenken?

Enrico: Böſe! . . .

Adelina (mit anmutiger Koketterie die Roſe vom Stock ſchneidend): Alſo — kommen der junge Herr hier mal her.

Baldaſſare und Antonio (beide ſehr bewegt und betroffen).

Enrico (nach der Aufforderung Adelinens ſich lebhaft verbeſſernd): O, Du Gute, Gute, Gute!

Adelina (ſchickt ſich an, ihm die Roſe ins Knopfloch zu ſtecken): Kopf in die Höhe! Stillgeſtanden!

Enrico: So? (Während er ſich ſteif wie ein Rekrut aufrichtet und

Adelina ſich mit der Roſe an ſeinem Kopfloch zu thun macht, ſtreckt er den Mund vor, um das Mädchen zu küſſen.)

Adelina (zieht ihr Köpfchen zurück; tritt auf): Stillgeſtanden, ſag' ich!

Enrico: Aber ich ſtehe ja wie eine Mauer! Adelina? . . .

Adelina: Was beliebt?

Enrico: Weißt Du, daß ich Dir ſehr — aber ſehr gut bin?

Adelina (kokett): Ich Ihnen auch nicht die Spur!

Baldaſſare: Das war brav!

Adelina (fortfahrend): So — und jetzt ſchicke ich Sie fort . . . zu Ihrer Signora Enfiteusi. (Während ſie damit fertig wird, die Blume feſtzuſtecken, bemerkt ſie den jungen Mann von gegenüber, der zu ihr hinüberſieht. Bei ſeite): O, da iſt er! (Eilt von Enrico fort, ans Fenſter.)

Enrico: Was haſt Du denn?

Adelina: Warte einen Augenblick. (Enrico will ihr folgen; ſie macht ihm ein verneinendes Zeichen.) Bleib da!

(Adelina geht vorſichtig ans Fenſter, ſteht dort, auf das Fenſterbrett geſtützt, blickt hinaus, als prüfe ſie das Wetter, und ſchaut dabei verſtohlen nach ihrem Gegenüber.)

Baldaſſare (hat mit fieberhafter Spannung alle Bewegungen Adelinas verfolgt und da er annimmt, daß ſie ſich ans Fenſter geſtellt hat, um ihn zu verabſchieden, wendet er ſich befriedigt zu Antonio, der gedankenvoll und in Sorge daſteht): Du ſiehſt alſo, daß ſie nur miteinander geſcherzt haben! (Als er ſich ſeinem Beobachtungspoſten wieder nähert, ſieht er, daß Adelina die beiden Flügel der Jalouſien langſam einander nähert und ſchließt. Baldaſſare fährt erſchrocken zurück, wird bleich und muß ſich ſtützen:) Die Jalouſien . . . O mein Gott! . . .

(Antonio ſucht den Freund mit Gewalt von der Thür fortzuziehen.)

Antonio (mit vor Erregung verdeckter Stimme): Jetzt kommſt Du hier fort!

(Baldaſſare widerſetzt ſich ihm und ſteht wie angenagelt auf ſeinem Beobachtungspoſten.)

Enrico (zu Adelina): Warum machſt Du die Jalouſien zu?

Adelina: Weil man uns hier ſonſt ſieht.

Enrico (überraſcht): Wer ſieht uns?

Adelina: Komm! (macht ihm ein Zeichen, ſich dem Fenſter zu nähern) Sieh — dort drüben . . .

Enrico (ſieht durch die geſchloſſenen Sommerladen in die bezeichnete Richtung): Der dort mit dem Affengeſicht und dem fürchterlichen ſchottiſchen Shlips? (lacht laut) Und . . . ſag' mal . . . alſo feinet-

wegen guckteſt Du jetzt eben nach den Wolken? — Sieh doch, wie er herglotzt ... Aber, das iſt ja der richtige Pavian!

Adelina (verſtimmt): Hörſt Du endlich auf mit den häßlichen Worten!?

Enrico: Weshalb denn?

Adelina: Weil ich ſie nicht hören mag!... Armer Hans... Iſt ſo gut!...

Enrico (immer ſcherzend): Und Hans heißt er noch dazu! Das wollte ich auch eben ſagen. Mit der Viſage und ſolchem Shlips kann ein Menſch nicht anders wie Hans heißen!

Adelina (ſchmollend): Ich weiß nicht, was Du willſt? Was kann denn der Ärmſte dafür? (Ihre Stimme hat mehr den Ausdruck des Mitleids, als der Liebe.) Er hat mich ſo gern! — (Kokett) Der, ja!... (Auf Enrico blickend): Unausſtehlicher!...

Enrico: Schätzchen!

(Die Gegenſzene zwiſchen den beiden Freunden nimmt unterdeſſen ihren Fortgang. Baldaſſare immer aufmerkſamer und geſpannter. Antonio ſteht hinter ihm und macht von Zeit zu Zeit Verſuche, ihn von der Thür zu entfernen.)

Adelina: Da ſteht er nun ſtundenlang ſo — mit dem Buch in der Hand — ohne ſich wegzurühren.... So lange, als ich's will!

Enrico: Und das amüſiert Dich?

Adelina: Und wie ſehr!

Enrico: Aber jetzt, da Du die Jalouſien zugemacht haſt, wird er doch fortgehen...

Adelina: Fällt ihm nicht ein! Ich hab' ihm ein Zeichen gemacht, ſich nicht fortzurühren.

Enrico: Wie denn? Ich habe doch nichts geſehen.

Adelina: Vorher... Als ich die Sommerladen ſchloß.

Enrico (ausdrucksvoll): Alſo Zeichen macht Ihr Euch! (Adelina, mit harmloſer Schelmerei lächelnd, macht mit dem Köpfchen: ja.) Adelina!...

Adelina (ſchelmiſch lächelnd, mit lieblichem Augenaufſchlag): Soll er mal ſein „Kompliment" machen? (Steckt die Hand durch die Stäbe der geſchloſſenen Jalouſie [wie durch einen Käfig], um zu winken.)

Baldaſſare (wie niedergedonnert): Ganz wie ſie... Aber ganz wie ſie!

Antonio (ſucht abermals, ihn zum Fortgehen zu bewegen): So komm doch endlich fort!

Baldaſſare (mit erſtickter Stimme, ohne die Augen von der Szene zu wenden): Laß mich... Laß mich hier!

Adelina (fährt fort, Zeichen zu machen): Jetzt hat er meine Hand geſehen. Sieh mal, wie er bienert und wie er ſpringt! . . . So, jetzt noch mal! . . .

Enrico (verſtimmt): So ſchick ihn doch fort!

Adelina: Weshalb denn? Ich denke gar nicht dran.

Enrico: Dann . . . . . Weißt Du, Adelina, was Du thun müßteſt? — Mach' mal, mit einem Schlag, die Jalouſien ganz weit auf, daß er uns beide hier ſieht. . . .

Wollen mal ſehen, was er für'n dummes Geſicht dazu machen wird? . . .

Adelina (empört): Kommt mir garnicht in den Sinn! Was denkſt Du Dir?

Enrico: Wieſo denn?

Adelina: Weil ich ganz gewiß nichts thun würde, was ihn kränken könnte. Wenn er uns hier beiſammenſähe . . . (macht eine verabſchiedende Bewegung mit der Hand) . . . Addio!

Enrico (in vorwurfsvollem Ton): A—de—li—na! . . .

Adelina: Wie beliebt?

Enrico: Du haſt alſo dieſen Orang-Utang gern?

Adelina: Ich habe Dir ſchon einmal geſagt, daß ich ſolche Schimpfworte nicht hören will. Reſpekt, mein Lieber, vor meinem künftigen Mann!

Enrico: Wie haſt Du geſagt? . . .

Adelina: Ich habe geſagt, daß Du ihn, ob Orang-Utang oder nicht, reſpektieren ſollſt, weil er einmal mein Mann ſein wird.

Enrico: Wie? Du würdeſt einen zum Mann nehmen, der ſolche lächerlichen Schlipſe trägt und Hans heißt?

Adelina: Warum denn nicht? Auch mein gutes Mamachen konnte häßliche Namen nicht leiden und doch hat ſie meinen Vater geheiratet, der Baldaſſare heißt.

(Sehr belebte Gegenſzene. Antonio verſucht immer wieder, mitleidig, aber vergebens, Baldaſſare fortzuziehen. Dieſer folgt, in großer Herzensangſt, jedem Wort.)

Antonio (herzlich bittend): So gehen wir doch! (Bei Seite:) Dieſe Kokette! Mein Schlingel von Sohn ſoll's zu hören bekommen! — —

Enrico (zu Adelina): Aber, erlaube mal! Wenn das da Dein Zukünftiger iſt, was bin dann ich?

Adelina (mit harmloſer Koketterie): Duu? . . . Aber Du biſt

doch kein Mann zum heiraten! . . . Der da, sieh mal, der ist so verständig . . . und hat mich im Ernst lieb . . . und studiert so fleißig und ordentlich! . . . Der wird eine angesehene Stellung bekommen, und seine Frau eine geachtete und geehrte Dame werden. Der hat mich wirklich lieb, der arme, gute Mensch, und wird mal alles thun, wie ich's will; er wird mir schenken, was ich nur haben mag! . . . Du bist nicht vernünftig und ernsthaft wie der; bist immer und immer lustig. Du arbeitest nicht, studierst nicht, und wir beide würden ein paar unglückliche, elende Menschen miteinander werden. Ich habe es ja schon gesagt: Du bist überhaupt nicht zum heiraten . . . bist eben . . . der Enrico! —

Enrico: Aber — Adelina — wenn ich nun doch fleißig und ernsthaft werden möchte und ordentlich studieren? . . .

Adelina (lacht laut auf): Du? — Du studieren? Aber, das ist ja gar nicht möglich; dann wärst Du überhaupt nicht mehr Du!

Ich glaube, Du würdest mir nicht einmal mehr gefallen! Jetzt — ja — so gefällst Du mir; weißt Du, so halb verdreht wie Du bist. Und wenn ich Dich auch nicht heirate — davon stirbst Du nicht!

Enrico: Adelina! . . .

Adelina: Nein, nein; mach' mir nur keine Flausen vor. Dazu kenne ich Dich zu gut: Davon stirbst Du nicht. Der da — ja! Der, ja . . . Er hat's mir auch in einem wunderschönen Gedicht geschrieben. (Mitleidig) Und warum sollte ich den Ärmsten wohl sterben lassen? — Nein, das thu' ich nicht!

Enrico: Gut also! Laß ihn leben! Nimm ihn Dir, dann hast Du ihn, addio!

Adelina (ihn freundlich und liebenswürdig zurückhaltend): Nein, nein, nicht so im Zorn fortgehen; das kann ich nicht leiden. Du hast unrecht, Dich über so etwas mit mir zu zanken . . . solltest doch vernünftig sein! Wenn Du brummig aussiehst, bist Du grundhäßlich! Nein, nein, wir müssen gute Freunde bleiben, denn gern hab' ich Dich — sogar sehr!

Enrico: Du Böse! . . . Dann gieb mir wenigstens zur Versöhnung einen Kuß . . .

Adelina: Aber nur einen! . . . Da . . . (hält ihm die Stirn hin) einen ganz, ganz kleinen. (Enrico küßt sie auf die Stirn. Sie fährt freundlich, liebenswürdig plaudernd fort): Jetzt bist Du nicht mehr ärgerlich, nicht wahr? Nun geh' aber wirklich fort. (Nach dem Gegenüber blickend):

Er iſt da . . . Ich mag nicht, daß — „mein Papa“ — Dich hier ſieht. Ade alſo! —

Enrico: Ich gehe ja ſchon! . . . (Geht ſchlechter Laune fort, wendet ſich im Abgehen aber nochmals zum Fenſter) Pavian! . . . Affengeſicht! . . . Orang-Utang, der Du biſt! . . . Sollſt mir's bezahlen! . . .

Adelina: So geh' doch! . . .

Enrico: Ich gehe ja ſchon! (Indem er fortgeht, bittet er noch um einen Kuß): Noch einen?

Adelina (zieht ſich zurück): O nein, o nein! Zwei ſind zu viel; das wäre ſchon nicht mehr ſchön. Nein, nein! (Enrico geht hinaus, während Adelina ihm auf ſeine fortwährende ſtumme Bitte ausdrucksvoll wiederholt: Nein, nein.)

Vierte Szene.

Nachdem Enrico ſich durch die Thür nach der Treppe entfernt hat, öffnet Adelina wieder langſam die Jalouſien, indem ſie ſich mit ihrem Gegenüber verſtändigt.

Dann verläßt auch ſie ihr Stübchen. —

Zur Rechten, im Nebenzimmer, iſt unterdeſſen die Gegenſzene dramatiſch crescendo weitergeſpielt worden. Ganz zuletzt hat Baldaſſare, völlig außer ſich und tieftraurig, die Verbindungsthür verlaſſen und iſt auf einen Stuhl niedergeſunken.

Baldaſſare: O mein Gott, mein Gott! . . . (Er ſpricht mit ſich ſelbſt, als wenn er ſeine Erinnerungen mit aller Macht zurückriefe, mit der Hand an der Stirn.) In ihrem Hauſe . . . vor unſerer Hochzeit . . . wer ging denn da aus und ein . . . wer kam denn da hin? . . . (Indem er ſeine Erinnerungen zu konzentrieren ſucht, begegnet ſein Blick dem Blick Antonios. Er ſtutzt; ſein Auge bleibt auf ihm haften und in ſeinen Zügen lieſt man eine ſtumme Frage. Antonio kann ſich einer heftigen Bewegung nicht enthalten. Er ſchaut Baldaſſare mit einem unbeſchreiblichen Blick an. Die Augen der beiden Freunde bleiben ineinander ruhen, ſtumm, lange, ausdrucksvoll. Dann neigt Antonio langſam ſein Haupt. — — — Da fährt Baldaſſare jäh empor, ſchreit verzweifelt auf und ſtürzt ſich mit geballten Fäuſten auf Antonio:) O, Du, Du . . . (Aber als er Auge in Auge dicht vor ihm ſteht und Antonio in ſchwerer Trauer ihn anſieht, ſtutzt er. Ein krampfhaftes Zittern überfällt ihn, er zieht ſich, von Schmerz überwältigt, zurück, fällt wieder auf ſeinen Stuhl nieder, verhüllt mit beiden Händen ſein Antlitz und weint bitterlich. —)

Antonio (düſter, traurig — iſt bei dem Anſturm Baldaſſares unbeweglich geblieben. Als Baldaſſare wieder auf ſeinen Stuhl geſunken iſt, nähert er ſich ihm, zuerſt lebhaft. Dann, als ſei ihm plötzlich ein rettender Gedanke gekommen, ſteht er ſtill, ſucht und bringt endlich eine Brieftaſche zum Vorſchein, die er auf der Bruſt trug. Er ſucht und blättert fieberhaft darin herum, bis er zwei alte,

vergilbte Blättchen gefunden hat. Dann nähert er sich Baldassare und, aufrecht hinter seinem Stuhl, beginnt er mit leiser, bewegter Stimme zu lesen:)

„Lieber Antonio!

Ich muß Dir etwas mitteilen, das Dich überraschen wird. Lache, so viel Du magst, sage, daß ich ein launisches Weib bin, aber — — an der Thatsache ist nichts mehr zu ändern: ‚Ich bin verliebt in meinen Mann.' (Baldassare, der bis zu diesem Augenblick sein Gesicht in den Händen verborgen hatte, erhebt voller Interesse den Kopf und folgt der Lektüre mit wachsender Aufmerksamkeit.)

Wie es so gekommen ist, weiß ich Dir nicht zu sagen; aber Thatsache ist, daß Baldassare mir gestern und heute wie ein völlig anderer Mann vorkommt. Die Liebe hat ihn ganz verändert: Er spricht lebhaft und interessant und ist sehr angenehm in der Unterhaltung, was ich nach seinen Briefen, die wie von einem Schüler geschrieben waren, nicht für möglich gehalten hätte. Sein tiefes Gefühl hat mich fortgerissen, so daß ich, als wir uns umarmten, Reue empfand und drauf und dran war, ihn um Verzeihung zu bitten für die Dummheiten, die wir bei geschlossenen Jalousien zuweilen auf seine Kosten gemacht haben. Aber zu welchem Zweck hätte ich das wohl thun sollen, da er ja doch schließlich den Sieg davongetragen und Dich und mich durch diese Herzensüberraschung getrennt hat! . . . . . Denke Dir, sogar sein Name, über den ich früher so oft lachte, erscheint mir jetzt fast poetisch; ist's doch der Name zweier Könige, deren einer so viel gesunden Menschenverstand hatte, sein Leben bis zum letzten Augenblick gebührend zu genießen! Und auch diesem, meinem Baldassare hoffe ich das Leben so freundlich wie nur irgend möglich zu gestalten.

Daß ich den entsetzlichen, schottischen Shlips sofort ins Feuer geworfen habe, wo die Flammen am hellsten brannten, versteht sich von selbst; von nun an wird er nur Shlipse, die aus meinen Händen hervorgegangen sind, tragen.

Ja, lieber Antonio, so steht's! und da nun dieser unvorhergesehene Fall unsere Voraussicht gestört hat, thust Du mir wohl den Gefallen, von heute ab nicht wieder bei uns vorzusprechen. . . .

Vittorina."

Baldassare (erhebt sich stürmisch): Das Datum, ich will das Datum sehen!

Antonio (wendet ihm langsam das Blatt zu): Der Tag nach Eurer Hochzeit.

Baldassare (thut einen Freudenruf).

Antonio: Du weißt, daß, so lange Du verheiratet warst, und so lange sie lebte, niemals mein Fuß über Eure Schwelle gekommen ist.

Baldassare (sehr erregt und gespannt): Und ... Und zuvor? ...

Antonio (mit großer Ruhe auf Adelinens Stübchen weisend): Zuvor? ... Du hast ja wohl gesehen, daß zuvor Schlimmes zwischen uns nicht vorging. ...

Baldassare (übermannt von Bewegung, jubelnd vor Freude): O, meine Vittorina, o, meine geliebte Vittorina! (Geht zu Antonio und drückt ihm im Übermaß des Gefühls die Hände. Antonio erscheint trübe und schwermütig.) Danke, Antonio, danke, danke! ...

Antonio (herb, mit traurigem, bitterem Lächeln): Ja, das kannst Du wohl sagen! ...

Baldassare: Und Du hast wirklich und ganz gewiß nicht mehr mit ihr gesprochen? (Antonio schüttelt brüsk aber bewegt den Kopf.) Und sie hat Dir auch niemals mehr geschrieben?

Antonio: Das ja ... Das doch!

Baldassare (plötzlich wieder düster geworden): Wann?

Antonio (schroff seine Worte herausstoßend): Bist Du jetzt endlich zu Ende mit Deinen nachträglichen Eifersüchteleien? Ich muß Dir sagen, daß ich Dich für einen krassen Egoisten halte. Glaubst Du, mein Lieber, daß sorglose, heitere Naturen nicht auch wirklicher, tiefer Liebe fähig sind?

Aber nein, Ihr Kopfhänger und Professoren des Sentimentalismus glaubt, die große Leidenschaft in Erbpacht genommen, mit Löffeln gegessen zu haben! — Weil Ihr Euer Schmachten in Versen verherrlicht und Euren Liebesjammer in Verzweiflung einwechselt, bildet Ihr Euch ein, daß nur Ihr, nur Ihr allein wißt, was tiefe Neigung ist! ... Wenn Ihr unglücklich liebt, singt Ihr von Sterben und Verderben ... Wir? — Wir wissen was Bess're zu thun! Wir lieben und leiden ... aber wir nehmen den Kampf mit dem Dasein auf — und leben weiter ..... (Plötzlich mit Energie und laut sprechend): Wenn Du nun doch mal alles wissen mußt — — Da! ... so lies auch das! (Wirft ein zerlesenes, altes Blättchen auf den Tisch, das er zuvor, mit dem ersten zusammen, aus seiner Brieftasche genommen hatte.) O, — lies nur laut! —

Baldassare: „Antonio! Es geht mit mir zu Ende, ich muß sterben; und im Angesicht des Todes darf man aussprechen ... was man im Leben hat verschweigen müssen.

So will ich Dir denn ſagen, daß ich weiß, wie viel Du durch meinen zu leichten Sinn gelitten haſt, und daß die Liebe zu mir im tiefſten Grunde Deines Herzens nie erloſchen iſt.

Bevor ſie mich zur letzten Ruhe betten, mußte ich Dir dies ſagen und auch, daß ich Dir Dank weiß für das große, ſtumme Opfer Deines Lebens, auf das ich im ſtillen allezeit ſtolz geweſen bin.

Wenn Deine Liebe ſo groß und edel iſt, mir verzeihen zu können, ſo beweiſe es, wenn ich begraben bin, denn die Toten, die einen Groll hinterlaſſen, können keinen Schlummer finden in der Erde.

Komm dann zu mir, Antonio, und pflanze, als Zeichen Deiner Verzeihung, auf mein Grab einen Roſenbuſch von weißen Roſen .... (Antonio trocknet ſich Thränen fort.) Du weißt ſchon, ſolche, wie ſie an meinem Fenſter ſtanden, ſchon, als ich ein ganz junges Mädchen war, und von denen ich Dir eine ſchenkte, als wir zum erſtenmal miteinander ſcherzten. Und komm zuweilen, meinen weißen Roſenbuſch zu begießen, wie Du einſt ſo gern die Blumen in meinem Stübchen begoſſeſt." (Antonio ſchluchzt, das Geſicht in den Händen verborgen. Baldaſſare ſieht fragend zu ihm hin): Das alſo ſind die weißen Roſen, die eine unbekannte Hand um ihr Kreuz rankte? (Antonio antwortet nicht. Baldaſſare wirft ſich ihm in die Arme): O, mein Antonio, verzeih' mir! ...

Antonio (ſeine Erſchütterung bemeiſternd): Sie hat Dich ſehr geliebt, weißt Du; und ich ... ich habe viel gelitten. — (In dieſem Augenblick hört man Adelina die Treppe emporkommen und ſingen: Alla stella confidente. Die beiden Freunde ſtehen lauſchend da, mit traurigem Lächeln.)

Antonio (zu Baldaſſare): Das iſt Deine Vittorina, die Dir ein Zeichen giebt ... die Dich ruft. (Sehr langſam): Heute iſt ihr Namenstag — wir können zuſammen zu ihr gehen.

Deutſche Lyrik.

Vorahnung.

Verhöhnt mich auch lachend der Wirbelwind,
— Mein Kind, das iſt ein Königskind,
Mit Locken, wie Sonnenſcheinen.

Ich ſitze ſinnend unter dem Dach,
Bin in den Nächten fieberwach
Und nähe Hemdchen aus Leinen.

— Meiner Mutter Wiegenfeſt iſt heut',
Geſtorben ſind Vater und Mutter beid'
Und ſahen nicht mehr den Kleinen.

— Meine Mutter träumte einmal ſchwer. —
— Sie ſah mich nicht an ohne Seufzer mehr
Und ohne heimliches Weinen. —

Ahnung.

Verlacht mich auch neckiſch der Wirbelwind, —
Mein Kind, das iſt ein Himmelskind,
Mit Locken, wie Sonnenſcheinen.

Ich ſitze einſam unter dem Dach,
Bin in den Nächten fieberwach
Und nähe Hemdchen aus Leinen.

Meiner Mutter Wiegenfeſt iſt heut',
Geſtorben ſind Vater und Mutter beid'
Und ſahen nicht mehr den Kleinen.

. . . . . Meiner Mutter träumte damals bang'
In der Nacht vor meinem Untergang.
— Ich ſah ſie heimlich weinen. . . .

Verwelkte Myrten.

Biſt wie der graue, ſonnenloſe Tag,
Der ſündig ſich auf junge Roſen legt.
— Mir war, wie ich an Deiner Seite lag,
Als ob mein Herze ſich nicht mehr bewegt.

Ich küßte Deine bleichen Wangen rot,
Entwand ein Lächeln Deinem ſtarren Blick.
— Du trateſt meine junge Seele tot
Und kehrteſt in Dein kaltes Sein zurück.

Sinnenrauſch.

Dein ſünd'ger Mund iſt meine Totengruft,
Betäubend iſt ſein ſüßer Atemduft,
Denn meine Tugenden entſchliefen.
Ich trinke ſinnberauſcht aus ſeiner Quelle
Und ſinke willenlos in ihre Tiefen,
Verklärten Blickes in die Hölle.

Mein weißer Leib erglüht in ſeinem Hauch,
Er zittert, wie ein junger Roſenſtrauch,
Geküßt vom warmen Maienregen.
— Ich folge Dir ins wilde Land der Sünde
Und pflücke Feuerlilien auf den Wegen.
— Wenn ich die Heimat auch nicht wiederfinde. —

Berlin. Elſe Laſker-Schüler.

Müde.

Ein blaſſer Abend dämmert ſtill herauf,
Die Sterne ſteh'n in nebelfernen Reichen;
Ich bin ſo müd' vom irren Tageslauf,
Daß mir die Thränen übers Antlitz ſchleichen.

Kamſt Du nicht ſonſt um dieſe Stunde her,
Um meinen Kopf an Deine Bruſt zu lehnen — —?
Nur dunkel fühl' ich's und nichts weiter mehr . . .
Zu müde ſelbſt, um mich nach Dir zu ſehnen.

Berlin. Gertrud Triepel.

Sehnſucht.

Zu grauſem Opfer hat mich auserleſen
Des Zweifels Beſtie, die mein Mark verzehrt;
Verſagt iſt mir der Friede, heißbegehrt,
Und nie kann ich zur Fröhlichkeit geneſen.
Gern möcht' ich dieſen Leib den Gräbern geben,
Mit der Gewißheit, daß er ſicher ruht,
Daß dieſer Lebensſäfte raſche Flut
Sich nimmer regt, um qualvoll neu zu leben.

Und doch fühl' ich ein fieberndes Begehren
In meiner Bruſt, und meine Seele ſehnt
Sich brünſtig aufwärts, da ſie träumend wähnt
Ein Glück ihr harrend in erlauchten Sphären!

Minden i. W. Andreas Auguſt Runtemund.

Troſt.

Bin am lauten Tag ich gleich
manchen Dornenweg gegangen,
abends meine Hände doch
nach den goldnen Sternen langen.

Markloh. Paul Rüthning.

Einer Toten.

Im weißen Kleide ſaßeſt Du im Garten,
Und nichts bewegte ſich an Dir,
Nur Deine ſtillen Augen glitten
Über all die Roſen hin . . . zu mir.
Wie Lotosblüten lagen Deine Hände müde
Dir im Schoß.
Ein Vogel ſang von irgendwo verſchlafen: Friede,
Dann kam ein Wind und legte Deine Stirne bloß. —
Ich ſeh' Dich noch: verſunken in Gedanken
Sahſt Du die Roſen wanken
Im Wind. Deine müden Augen fielen zu:
Sie drückten eine ſcheue Thräne tot. —
Leiſe ging die Sonne dann zur Ruh':
Auf allen Blumen lag ihr letztes Rot.
So ſaßeſt Du und träumteſt . . . Dich als Kind zurück,
Du träumteſt von vergang'nem Glück,
Von jenen ſonn'gen Tagen,
Da wir im blumenluſt'gen Hagen,
Damals, ganz der Liebe hingegeben,
Träumten von einem Leben,
Das nicht war — und auch nicht kam. . . .
Am Himmel waren alle Sterne angefacht;
Deine großen Augen gingen auf, Du hobſt Dich ſacht —
„Wir wollen uns noch Roſen brechen,"
So fingen dieſe Augen an zu ſprechen,
„Eh' es Nacht . . ."

Berlin. Fritz Stöber.

Ich träume — ich träume!

Ich kann es nicht denken, ich kann es nicht faſſen:
Ich bin ſo einſam, ſo ganz verlaſſen.
Ich bring' nichts vor, ich bring' nichts zurück,
Ich hab' nicht Luſt, ich habe kein Glück.
Ich träume — ich träume.

Ich kann nicht arbeiten, ich kann nichts erraffen;
Ich bin ſo kraftlos und kann nichts ſchaffen.
Es fehlt der Schwung, es mangelt die Kunſt:
Ich hab' nicht Glut, nicht Sonnenſcheingunſt.
Ich träume — ich träume.

Ich träume vom Glücke, ich träume vom Ruhme,
Von großen Ehren, vom Heldentume.
Ich ſchweig' hinauf zum Weltätherraum:
Erleb' das Glück — — doch bleibt es ein Traum.
Ich träume — ich träume.

Elberfeld. Carl Lamprecht.

Mittag.

Selig lächelnd
Flattert der Blick der Sonne
Zu mir hernieder;
Wie tanzende Falter
Gleitet das lichtgoldene Flimmern
Koſend um mein Haupt
Und taucht in tauſend Meere
Heißen, ſtrahlenden Glücks mein Grämen.
Lehre mich doch,
Himmliſche Schmeichlerin,
Deine reizenden Tänze,
Verrate
Deine leichten Künſte des Lachens,
Daß meine dunkle Stirne
Wie du in heiterem Glanze leuchtet,
Und meine zitternden Füße
Sicher und ſiegend zu ewigen Höhen ſchreiten!
Lehre mich doch
Deine rätſelſüßen Künſte, Herrlichſte!
Klug und geſchmeidig
Werden meine verlangenden Glieder ſein,
Und als Meiſter bald in deinen Lichtarmen
Darf ich den letzten, dunklen Gedanken der Erde
Jubelnd vergeſſen!

München. Richard Braungart.

Schranken.

An deinen Nacken, du mein brauner Hengſt,
Lehn' ich das Haupt, die Augen ſchließe ich,
Der letzte, leiſe Sonnenſchimmer blich,
Wie unſere Hoffnung — ach! ſie ſchied uns längſt.

Du biſt des Satteis ledig — und der Zaum,
So leicht er iſt, gemahnt an die Kandare.
Wie bebt Dein ſchlanker Leib, die ſeid'nen Haare
Der Mähne kniſtern, träumſt du noch den Traum?

Den Traum der Freiheit, der uns überfiel
So heiß und oft — dahin — ſelbſt in Gedanken —
O wag' es nicht! — ſieh dieſen Peitſchenſtiel
Und meine Hand — ſie zeichnet uns die Schranken.

Berlin. Miriam Eck.

Bergſee.

Goldfroher Tag, der über dem Thale ruht,
Und träumend atmet über dem ſtillen See,
Aus deſſen Spiegel, tiefkühl umſchauert,
Der überhangenden Birken Grün blickt.

Goldfroher Tag! So wie ein Jauchzen geht's,
Ein tiefverhaltenes, über Berg und Wald.
Beſchneit von Blüten, ſpring' ich empor und jub'le,
Des Tages Stimme ich, der Schönheit Stimme!

Charlottenburg. Guſtav Renner.

Traumwachen.

Dinge, die längſt geſchehen,
Streifen mich leis wie im Traum,
Menſchen, die einſt ich geſehen,
Schweben wie Schatten im Raum.

Alles Vergangene lebend,
Klingt und rauſcht, wie ein Baum
Auf- und niederſchwebend,
Nickt mir zu wie im Traum.

Baſel. Paul Schmitz.

Urgeſchichte der Autorität.*)

Von Multatuli.

(Schluß.)

Siebente Geſchichte von der Autorität.

„Le premier roi fut un soldat heureux!“ ſagte Voltaire, doch weiß ich nicht, ob's wahr iſt.

Es iſt ebenſowohl möglich — ja, mehr als möglich! —, daß der erſte König jemand war, der Bekanntſchaft hatte mit ſtrickeliefernden Einſiedlern.

Doch die folgende Geſchichte iſt wahr. —

Krates war ſehr ſtark. Er knickte Bruſtwehren von Baumſtämmen mit Daumen und Mittelfinger um und konnte dreizehn Feinde mit einem Schlag totſchlagen. Wenn er huſtete, geriet die Luft durch die Zuſammenpreſſung in Brand, und der Mond ſchüttelte ſich, ſo er nur an Bewegung dachte.

Wegen all dieſer Verdienſte wurde Krates König. Und er ſtarb, nachdem er einige Zeit König geweſen war.

Doch der kleine Krates, ſein Söhnchen, hatte die engliſche Krankheit gehabt, was ihn aber nicht abhielt, König ſein zu wollen nach ſeinem Vater, der ſo ſtark geweſen war.

Er ſetzte ſich auf einen Stuhl, den er Thron nannte, und rief:

— Ich bin König!

— Warum biſt du König? fragte das Volk, das noch dumm war und keinen Begriff von Erbfolge hatte.

— Nun, weil meine Mutter in einer Hütte mit dem alten Krates gewohnt hat, der nun tot iſt.

Eigentlich ſagte er: Palais, aber es war 'ne Hütte.

Das Volk begriff die Logik nicht, und wenn Krates II. rief: „Komm!“, dann lief jeder weg. Doch ſagte er: „Geh!“, dann kam man hart angelaufen. Kurzum, die Autorität war weg, und Krates Nr. 2 war zu dumm, um ſeinen Willen durch einen entgegengeſetzten Befehl durchzuſetzen.

*) Aus der im Druck befindlichen Überſetzung der Werke Multatulis, deren erſter Band bei J. C. C. Bruns in Minden i. W. erſchienen iſt. Herausgeber und Überſetzer iſt Wilhelm Spohr (Friedrichshagen). D. Red.

Im Oppositionsblatte dieser Tage las man das folgende:

„Warum, o Krates Nr. 2, der du krummbeinig und unbesonnen bist, warum nimmst du den Platz auf dem Stuhle des Mannes ein, der vor zwanzig Jahren in einer Hütte wohnte mit der Frau, die dich geboren hat? Steh auf und mache Platz und sage nicht „geh!“ oder „komm!“, als wärest du der echte alte Krates! Wo sind die Bollwerke von Eichenstämmen, die du mit deinem Finger umgeknickt hättest? Der Mond schüttelt sich nicht, und denkst du gleich ans Bersten des Weltalls. Du kannst keinen Floh totschlagen, und es ist nirgends Brand, wenn du niesest. Steh auf und mache Platz für einen anderen, der alle diese nützlichen Dinge versteht!“

So sprach die Opposition.

Krates hätte wahrscheinlich aufstehen müssen von dem Stuhle, den er Thron nannte, wenn nicht eine alte Amme also zum Volke gesprochen hätte:

„Höre mich, o Volk, denn ich war die Amme des kleinen Krates, da er noch kleiner war als jetzt! Als er geboren wurde, hat sein Vater sich das Haupt gesalbt mit Oel, und siehe, es fiel ein Tropfen der Salbe auf das Haupt meines kleinen Pfleglings. Es ist darum unnötig, daß er Mauern umknicke, und auch ist es nicht nötig, daß der Mond sich schüttele, noch daß er Brand mache durch Husten. Ich sage dir . . .“

Doch die beredte Amme brauchte nicht zu vollenden. Die Schlußfolgerung war so mühelos zu ziehen, daß alles Volk — die Redaktion des Oppositionsblattes am lautesten — wie aus einer Kehle ausrief:

„Es lebe der Gesalbte des Herrn!“

Und Krates blieb sitzen auf dem Stuhl, den er Thron nannte.

Und er ist darauf sitzen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Achte Geschichte von der Autorität.

Thygater*) melkte die Kühe ihres Vaters und sie melkte gut, denn die Milch, die sie nach Hause brachte, lieferte mehr Butter als die Milch, die von ihren Brüdern nach Hause gebracht wurde. Ich werde dir sagen, wie das kam, und gieb gut acht, daß du's weißt . . . so du einmal ausgehen magst zu melken. Doch sage ich dir dies, nicht auf daß du melken mögest wie Thygater, sondern um dich auf das Vorbild ihrer Brüder zu weisen, die durch minder gutes Melken besser thaten. Verständiger wenigstens.

Wenn die jungen Landleute die Weide betreten, ja, lange vor

*) Griechisch = Tochter; im Sanskrit = Melkmädchen.

dieſer Zeit, ſtehen die Kühe an der Einfriedigung und warten, daß ſie entlaſtet werden von dem Überfluß, den ſie eigentlich für ihre Kälber bereit machten. Aber die Menſchen eſſen die Kälber auf, „weil ſie ſich hierzu geeignet fühlen“, und dann iſt da Milch zuviel in den Eutern.

Was geſchieht nun, während die Kühe mit dummen Geſichtern am Verſchlage warten? Während dieſes Stillſtehens treibt der leichteſte Teil der Milch, die Sahne, das Fett, die Butter, nach oben, und liegt alſo der Zitze am fernſten.

Wer nun geduldig melkt bis auf die Neige, bringt fette Milch nach Haus. Wer Eile hat, läßt Sahne zurück.

Und ſiehe, Thygater hatte keine Eile, doch ihre Brüder wohl.

Denn dieſe behaupteten, daß ſie auf etwas anderes Recht hätten, denn auf das Melken der Kühe ihres Vaters. Aber ſie dachte nicht an dies Recht.

— Mein Vater hat mich gelehrt, zu ſchießen mit Pfeil und Bogen, ſprach einer der Brüder. Ich kann von der Jagd leben und will umherſtreifen in der Welt und arbeiten für eigene Rechnung.

— Mich lehrte er fiſchen, ſagte ein zweiter. Ich wäre wohl dumm, allzeit zu melken für einen anderen.

— Er zeigte mir, wie man einen Kahn macht, rief der dritte. Ich fälle einen Baum und gehe darauf ſitzen im Waſſer. Ich will wiſſen, was da zu ſehen iſt an der anderen Seite des Sees.

— Ich habe Luſt, zuſammenzuwohnen mit der blonden Gyne*), erklärte ein vierter, daß ich ein eigen Haus habe, mit Thygaters darinnen, für mich zu melken.

So hatte jeder Bruder einen Wunſch, eine Begierde, einen Willen. Und ſie waren ſo erfüllt von ihren Neigungen, daß ſie ſich keine Zeit gönnten, die Sahne mitzunehmen, die die Kühe ganz betrübt bei ſich behalten mußten, ohne Nutzen für jemanden.

Aber Thygater melkte bis auf den letzten Tropfen.

— Vater, riefen endlich die Brüder, wir gehen!

— Wer wird da melken? fragte der Vater.

— Ei, Thygater!

— Wie wird's werden, wenn auch ſie Luſt kriegt zum Fahren, Fiſchen, Jagen, Weltbeſehen? Wie wird's werden, wenn auch ſie auf den Gedanken kommt, zuſammenzuwohnen mit etwas Braunem oder Blondem, auf daß ſie ein eigen Haus habe, mit allem, was dazu ge-

*) Ebenfalls griechiſch = das Weib.

hört? Euch kann ich miſſen, doch ſie nicht . . . dieweil die Milch, die ſie nach Hauſe bringt, ſo fett iſt.

Alſobald ſagten die Söhne, nach einiger Überlegung:

— Vater, lehre ſie nichts! Dann wird ſie treu fortmelken bis an das Ende ihrer Tage. Zeige ihr nicht, wie die geſpannte Sehne, ſich zuſammenziehend, den Pfeil wegſchießt: dann wird ſie nicht Gelüſte haben zur Jagd. Verbirg ihr die Eigenſchaft der Fiſche, die einen ſcharfen Haken einſchlucken, ſo er mit ein wenig Aas bedeckt iſt: ſie wird dann nicht denken an das Auswerfen von Angeln oder Netzen. Lehre ſie nicht, wie man einen Baum aushöhlt und damit wegfahren kann an die andere Seite des Sees: dann wird ſie kein Verlangen fühlen nach dieſer anderen Seite. Und laß ſie nimmer erfahren, wie man mit Blond oder Braun ein eigen Haus erwerben kann und was dazu gehört! Laß ſie dies alles nimmer wiſſen, o Vater, dann wird ſie bei dir bleiben, und die Milch deiner Kühe wird fett ſein! Indeſſen . . . laß uns gehen, Vater, jeden nach ſeinem Begehr!

So ſprachen die Söhne. Doch der Vater — der ein vorſichtiger Mann war — erwiderte:

— Ei nun, wer wird hindern, daß ſie erfährt, was ich ſie nicht lehrte? Wie wird's ſein, wenn ſie die Blaufliege fahren ſieht auf einem treibenden Zweig? Wie, wenn der gezogene Faden ihres Geſpinſtes ſich auf die vorherige Länge herſtellt und, ſchnell ſich zuſammenziehend, die Spule ihres Webſtuhls zufällig fortſchleudert? Wie, wenn ſie am Rand des Baches den Fiſch beobachtet, der nach dem ſich windenden Wurm ſchnappt, aber in falſch gelenkter Gier verfehlt und feſthakt an der ſcharfen Hülsſcheide des Rieds? Und wie endlich, wenn ſie ein Neſtchen findet, das die Lerchen im Maimond ſich im Klee bauen?

Die Söhne dachten wieder nach und ſagten:

— Sie wird daraus nichts lernen, Vater! Sie iſt zu dumm, um Begehr zu ſchöpfen aus Wiſſenſchaft. Auch wir würden nichts erfahren haben, wenn du uns nichts geſagt hätteſt.

Doch der Vater antwortete:

— Nein, dumm iſt ſie nicht! Ich fürchte, daß ſie aus ſich ſelbſt lernen wird, was ihr nicht lerntet ohne mich. Dumm iſt Thygater nicht!

Darauf dachten die Söhne wieder nach — diesmal tiefer — und ſagten:

— Vater, ſage ihr: daß wiſſen, begreifen und begehren . . . ſündig iſt für ein Mädchen!

Diesmal war der ſehr vorſichtige Vater zufriedengeſtellt. Er ließ

seine Söhne ziehen, zum Fischfang, auf die Jagd, in die Welt hinein, auf die Freite . . . überall hin . . .

Aber er verbot das Wissen, das Begreifen und das Begehren Thygater, die in Einfältigkeit fortfuhr zu melken bis an das Ende.

Und das blieb also bis auf den heutigen Tag.

Neunte Geschichte von der Autorität.

Hassan verkaufte Datteln in den Straßen von Damaskus. Wenn ich sage, daß er diese verkaufte, meine ich eigentlich, daß er sie nicht verkaufte, denn seine Datteln waren so klein, daß niemand sie kaufen wollte.

Mit Verdruß und Abgunst sah er, wie jeder den reichen Aouled begünstigte, der dicht bei ihm auf einer Matte wohnte. Denn sie wohnten in Damaskus auf Matten, die sehr hohe Räume hatten, weil sie kein Dach über sich hatten. Der Reichtum von Aouled bestand denn auch nicht in Häusern, sondern in einem Garten, der sehr fruchtbar war, ja, so furchtbar, daß die Datteln, die darin wuchsen, so groß waren, wie drei gewöhnliche Datteln. Und darum kaufte, wer vorbeiging, die Datteln Aouleds und nicht die Datteln Hassans.

Da kam in die Stadt ein Derwisch, der Weisheit zu viel hatte und zu wenig Nahrung. Wenigstens tauschte er seine Kenntnisse für Speise ein, und man wird sehen, wie unser Hassan wohlfuhr bei diesem Tausch.

— Gieb mir zu essen, gebot ihm der Derwisch, dann werde ich thun, was kein Khalif für dich thun kann. Ich werde das Volk zwingen, deine Datteln zu kaufen, indem ich sie groß mache, ja, größer denn die Früchte Aouleds. Wie groß sind diese?

— O weh, Derwisch, von Allah gesendet — ich küsse eure Füße — die Datteln Aouleds — Allah gebe ihm Krämpfe! — sind dreimal größer denn gewöhnliche Datteln! Tretet ein auf meine Matte, kreuzet eure Beine, seid gesegnet und lehret mich meine Datteln groß machen und das Volk zwingen, sie zu kaufen.

Hassan hätte fragen können, warum der Derwisch, der solche Befähigung hatte, der Speise bedürfte. Aber chikanieren that Hassan niemals. Er setzte seinem Gaste gekochtes Leder vor, alles, was er übrig hatte von einem gestohlenen Geißbock.

Der Derwisch aß, sättigte sich und sprach:

— Dreimal größer denn gewöhnliche Datteln sind die Früchte deines Nachbarn . . . wie groß sollen die deinen werden, o Hassan, Sohn von ich weiß nicht wem?

Haſſan bedachte ſich ein Weilchen und ſagte:

— Allah gebe euch Kinder und Vieh! Ich wünſchte, daß meine Datteln dreimal größer würden, als ſie durch euch gemacht werden können.

— Gut, ſprach der Derwiſch. Siehe hier einen Vogel, den ich mitbrachte aus dem fernen Oſten. Sage ihm, daß jede deiner Datteln ſo groß iſt, als drei von deinen Datteln.

— Ich wünſch' euch Frauen und Kameele, o Derwiſch — der ihr angenehm riechet wie Oliven — aber was ſoll's helfen, wenn ich dieſem Vogel ſage, was nicht iſt?

— Thue nach meinen Worten, erwiderte der weiſe Mann. Dafür bin ich ein Derwiſch, daß du mich nicht begreifſt.

Haſſan wünſchte dem Vogel Länge der Federn und nannte ihn Rock. Doch es war kein Vogel Rock.*) Es war ein kleiner Vogel, der wohl einem Raben glich, mit loſer Zunge und hüpfendem Schritt. Der Derwiſch hatte ihn mitgenommen von Indalus**), wo er durch Kaufleute angebracht war, die über See gekommen waren aus dem Lande, wo die Menſchen Negern gleichen, obſchon es fern iſt von Afrika. Daß Haſſan das Tier „Rock" nannte, geſchah, weil er bemerkt hatte, daß jemand, von dem man etwas wünſcht, ſich aufbläht. Und ebenſo umgekehrt. Wer was nötig hat von einem anderen, ſchrumpft ein. So war es in Damaskus.

Haſſan ſchrumpfte ein und ſagte:

— Ich bin dein Sklave, o Vogel Rock! Mein Vater war 'n Hund . . . und jede meiner Datteln iſt ſo groß wie drei von meinen Datteln!

— Recht ſo, ſagte der Derwiſch. Fahre ſo fort und fürchte Allah!

Haſſan fuhr ſo fort. Er fürchtete Allah und erzählte nur immerfort dem Vogel, daß ſeine Datteln unmöglich groß ſeien.

Der Lohn der Tugend blieb nicht aus. Noch nicht dreimal hatte der Khalif alle Bewohnerinnen ſeines Harems umbringen laſſen . . . noch hatte keine Mutter die Zeit gehabt, ihre Töchter gehörig bereit zu machen für den Markt zu Rum***) . . . noch war Haſſan keinem einzigen verirrten Geißböcklein wieder begegnet, daß es ihm Geſellſchaft leiſte und ihn am Leben erhalte auf ſeiner Matte, und ſiehe da, der Vogel rief:

*) Rock iſt ein Rieſenvogel in der orientaliſchen Mythologie. Unſere Türme im Schachſpiele waren früher Elefanten, und noch früher: Rocks. Daher der Schachausdruck: roquieren, rochieren.

**) Indalus = Pertjah = Sumatra. Ich denke, daß der Vogel ein Beo (d. h. Nachplapperer) war, der über Sumatra von Neuguinea kam.

***) Konſtantinopel.

— Mein Vater iſt 'n Hund . . .

Das war nicht nötig, aber er ſagte es Haſſan nach.

. . . Mein Vater iſt 'n Hund, kriege Länge der Federn, die Datteln von Haſſan ben*) . . .

Ich weiß den Namen von Haſſans Vater nicht, und wenn der Mann ein Hund war, kommt's auch nicht drauf an.

. . . Die Datteln von Haſſan ſind dreimal größer als ſie ſind!

Da gab es auch Beſſerwiſſer in Damaskus, die dawiderſprachen. Aber es dauerte nicht lange. Es war nämlich in der Stimme des Vogels etwas, das die Luft in einer Weiſe erſchütterte, daß es Einfluß hatte auf die Strahlenbrechung. Die Datteln wuchſen . . . in aller Augen!

Und der Vogel rief nur immerfort:

— Die Datteln von Haſſan ſind dreimal größer als ſie ſind!

Und ſie wuchſen! Man überſchnappte ſich, um hineinzubeißen.

Und Aouled wurde ſehr mager. Doch Haſſan kaufte viele Geißböcke und Lämmer und er baute ein Dach über ſeiner Matte. Er wurde ſehr ehrlich und fand es eine Schande, wenn jemand, der ſelbſt keine Lämmer hatte, eines aufaß von den ſeinen. Und er fuhr fort, Allah zu fürchten.

Dieſe Frömmigkeit und dieſen Reichtum hatte er dem kleinen Vogel zu danken, der in einem fort dasſelbe ſagte und Lüge zur Wahrheit machte durch Wiederholung. Jeder fand Haſſans Datteln groß, jeder war gezwungen, dieſe zu kaufen, jeder . . .

Mit Ausnahme von Haſſan ſelbſt, der ſich im ſtillen bei Aouled verſah, deſſen einziger Kunde er war.

Und das iſt alſo geblieben bis auf den heutigen Tag.

Zehnte Geſchichte von der Autorität.

Es liegt ein Raubſtaat an der See, zwiſchen Oſtfriesland und der Schelde . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

*) ben = Sohn.

'Tite Poulette.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düsseldorf.)

(Fortsetzung.)

Christian Koppig schloß das Fenster.

Nur ein großmütiges Herz — und ein holländisches Phlegma hätte es in diesem Augenblick thun können, und selbst du, Christian Koppig — auch dein Fenster wurde sehr, sehr langsam zugemacht! Dann aber schrieb er seiner Mutter folgendermaßen:

„In dieser ganzen, so verdorbenen Stadt ist keine, die so schön wäre, wie das arme Mädchen, das mir gegenüber wohnt und das dennoch, trotz ihrer Schönheit, eine Ausgestoßene ist, weil Mischblut in ihren Adern rollt. Sie lebt ein einsames, unschuldiges Leben inmitten all dieser Verderbtheit, einer Lilie gleich, die auf einem Sumpfe erblüht ist. Ich habe großes Mitleid mit ihr. Gott beschütze sie! sagte ich heute Abend zu einem meiner Kollegen, Gott beschütze sie, denn ich sehe keine Rettung für sie! Ich weiß ja recht wohl, daß es einen natürlichen, vielleicht auch ganz berechtigten Widerwillen gegen Mischblut giebt; ich teile ihn ja auch; aber wenn sie heute nach Holland käme, würde auch nicht einer von hundert Freiern den geheimen Makel an ihr entdecken." —

So schrieb der junge Mann und versuchte sich selbst vorzumachen, daß er niemals daran denken würde, das liebenswürdige, unglückliche Mädchen zu lieben. Dann schlug die Turmuhr zwölf, und er ging zu Bette. Um dieselbe Zeit gab 'Tite Poulette der Mutter den Gutenachtkuß.

„'Tite Poulette, ich möchte, Du versprächest mir etwas."

„Nun, Mama?"

„Wenn Dich je ein Mann lieben sollte und Dich heiraten wollte, ohne daß er wüßte — Du verstehst mich — versprich mir, es ihm nicht zu sagen, daß Du nicht weiß bist!" —

„Das wird nie geſchehen," ſagte 'Tite Poulette.

„Aber wenn es ſein ſollte?" drängte Madame John.

„Ich ſollte das Geſetz brechen?" fragte 'Tite Poulette ungeduldig.

„Aber das Geſetz iſt ungerecht," ſagte die Mutter.

„Und doch iſt es das Geſetz."

„Aber Du wirſt es nicht ſagen, Liebchen, nicht wahr?"

„Ich würde es ihm ganz gewiß ſagen," antwortete die Tochter.

Als Zalli aus irgend einem Grunde am anderen Morgen an das Fenſter kam, ſtutzte ſie.

„'Tite Poulette!" rief ſie leiſe und ohne ſich zu bewegen. Die Tochter kam. Der junge Mann von drüben ſaß an ſeinem Fenſter und las. Mutter und Tochter wechſelten einen ſcheuen Blick miteinander, er hieß auf franzöſiſch: „Wenn der uns geſtern Abend geſehen hätte?"

„Ah, liebes Kind," ſagte die Mutter mit ſchelmiſchem Ausdruck.

„Was meinſt Du, Mama?"

„Der, o der ſpricht ein ſo entſetzlich ſchlechtes Franzöſiſch!" —

Eines Morgens ganz früh, als Zalli und 'Tite Poulette zur Meſſe ging, kamen ſie an einem Café vorüber, als plötzlich der Geſchäftsführer der Salle de Condé aus demſelben trat. Er war noch gar nicht zu Bett geweſen. Monſieur war erſtaunt. Er hatte das feine, ſcharfe Auge der Franzoſen für alles, was ſchön war und, ganz gewiß, 'Tite Poulette war eine Schönheit allererſten Ranges. Gehört hatte er ſchon oft von Madame Johns Tochter, und er hatte längſt gehofft, ſie einmal zu ſehen. Aber war es möglich, daß dieſes herrliche Weſen 'Tite Poulette war?

Sie verſchwanden im Dome. Ein plötzliches Gefühl des Mitleids durchzuckte ihn. Er folgte ihnen. 'Tite Poulette kniete ſchon im Kirchenſtuhle. Zalli ſtand noch im Durchgang und netzte grade ihre Hand mit Weihwaſſer.

„Madame John" — flüſterte der Geſchäftsführer.

Sie verneigte ſich.

„Madame John, iſt dieſe junge Dame Ihre Tochter?"

„Sie — ſie — iſt meine Tochter —", ſagte Zalli mit einem gewiſſen beſtürzten Ausdruck, den der Geſchäftsführer falſch verſtand.

„Ich kann es kaum glauben, Madame John."

Er ſchüttelte den Kopf und lächelte mit einer Miene, als ſei er zu geſcheit, um ſich etwas vormachen zu laſſen.

„Doch, mein Herr, ſie iſt meine Tochter." —

„O nein, Madame John, ich glaube, das wollen Sie mir nur vormachen.“ —

„Ich schwöre Ihnen, daß sie meine Tochter ist.“ —

„Ist das möglich?“ sagte er, noch immer zweifelnd; im Innersten war er überzeugt, daß Zalli ihm die Unwahrheit sage. „Warum denn kommt sie niemals mit Ihnen in die Ballsäle?“ — Zalli versuchte von ihm loszukommen, zuckte die Achseln und lächelte:

„Jeder nach seinem Geschmacke, Monsieur, es paßt ihr nicht.“

Sie versuchte ihm zu entschlüpfen, aber er folgte ihr auf dem Fuße: „Ich werde Sie besuchen, Madame John.“

Sie wandte sich und schaute ihn furchtlos an. „Bitte, bemühen Sie sich nicht, mein Herr!“ sagte sie; ihr drohendes Auge aber sprach: „Wage nicht zu kommen.“ — Sie wandte sich von ihm und kniete nieder. Der Unternehmer benetzte seine Finger mit Weihwasser, bekreuzigte sich und ging. —

Mehrere Wochen gingen vorüber, und Monsieur de la Rue hatte die Herausforderung von Madame Johns Augen nicht angenommen. Ein oder zwei Sonntagabende war es ihr gelungen, ihm auszuweichen, obwohl sie ihrem Engagement gemäß in der Salle de Condé tanzte; aber allmählich kam der Zahlungstag, ein Samstag, und sie war genötigt, in Monsieurs kleines Kontor zu gehen, um ihr Geld zu holen.

Es war ein Nachmittag im Mai. Madame John kam heim und sank matt in einen Stuhl. Ihre Augen waren feucht.

„Bist Du hingegangen, liebste Mutter?“ fragte 'Tite Poulette.

„Ich konnte es nicht,“ antwortete sie und verbarg das Gesicht in den Händen.

„Mama, er hat mich am Fenster gesehen.“

„Während ich fort war?“ fragte die Mutter.

„Er ging auf der anderen Seite der Straße. Er sah absichtlich herauf und sah mich.“ Die Wangen des jungen Mädchens erglühten heiß. Zalli rang die Hände.

„Es ist nichts, Mutter, geh' nur nicht zu ihm hin.“

„Aber das Geld, mein Kind?“

„Das Geld macht nichts aus.“

„Aber dann wird er es herbringen, er sucht die Gelegenheit.“ —

Da war der Knoten. —

Um dieselbe Zeit verlor Christian Koppig seine Stellung bei dem deutschen Importhause, wo er, wie er seiner lieben Mutter geschrieben hatte, „aber wirklich unentbehrlich geworden war“. — „Der Sommer

kommt," sagte der Chef, „Sie sehen selbst, unsere jungen Leute sind zu faul. Ja, es ist wahr, Ihr Engagement war eigentlich für ein Jahr, aber — — wir konnten nicht voraussehen — —" 2c. 2c. „Außerdem", so schloß er seine Rede höchst schmeichelhaft, „ist ja Ihr Vater ein reicher Mann und Sie können es sich schon leisten, mal einen Sommer bequem zu leben. Könnten wir Ihnen sonst mit irgend etwas dienen?" 2c.

So verlebte der junge Holländer seine Nachmittage zu Hause; er saß am Fenster, las und blickte fleißig auf das Fenster gegenüber. Vor diesem war seit einiger Zeit ein Brett befestigt, auf dem eine Reihe von Blumentöpfchen und Zigarrenkistchen standen, in denen kleine Pflanzen und Blumen ihr Dasein fristeten.

'Tite Poulette war ihre Gärtnerin, und es war seltsam zu beobachten, wie viel Wasser ihre Blumen brauchten, und dabei war es gleich, ob das Wetter naß oder trocken war, die Blumen wurden alle paar Stunden unerbittlich begossen. Niemals sah sie von ihrer Aufgabe auf. Und doch bin ich ganz sicher, sie that es mit jenem innigen Vergnügen, das alle jungen Mädchen empfinden, wenn sie sich von dem Auge eines jungen Mannes beobachtet fühlen, der ihnen nicht ganz gleichgültig ist.

An diesem besonderen Samstagnachmittag im Mai war Christian Koppig heimlicher Zeuge der traurigen Szene gegenüber gewesen. Plötzlich fiel es 'Tite Poulette ein, daß er sie vielleicht beobachten könne und sie lief an das Fenster, um die Jalousie herunter zu lassen. Gerade als sie dies thun wollte, veranlaßte die wunderbare Zartfühlichkeit Christian Koppigs ihn ebenfalls, seine Fensterläden zu schließen. Die beiden jungen Leute schauten sich einen Augenblick an — tap, tap, tap, ertönte da der Klopfer an der Gitterthür. Die schwarzen Augen des Mädchens und die blauen Augen des jungen Mannes, die sich zum erstenmale im Leben voll und innig angeschaut, senkten gleichzeitig den Blick auf den gewölbten Thorweg und sahen „Monsieur", den Geschäftsführer der Salle de Condé. Dann verschwanden die schwarzen Augen. Christian Koppig öffnete nach kurzem Nachdenken seinen Schlagladen wieder, bereit, ein kühner Zuschauer alles dessen zu werden, was sich drüben ereignen würde. Für's erste erfolgte gar nichts.

„'s ist drüben etwas nicht in Ordnung," dachte der junge Holländer und wartete.

Der Geschäftsführer wartete auch, rieb seinen Hut und bürstete seinen Rock mit den Spitzen seiner fein behandschuhten Hände.

„Sie wollen ihn nicht empfangen," schloß der Zuschauer langsam.

Tap, tap, tap ertönte der Klopfer, Monsieur de la Rue drehte sich gemächlich um und bemerkte den hübschen, jungen Holländer am gegenüberliegenden Fenster, der ihn anschaute.

„'n Holländer," murmelte der Geschäftsführer zwischen den Zähnen.

„Er starrt mich an," sagte Christian Koppig zu sich selbst, „thut nichts, ich starre ihn auch an."

Ein lange Pause, dann wieder ein lauteres Pochen.

„Sie wollen, daß er geh'n soll," dachte Koppig.

„Klopft doch lauter!" rief ein Straßenjunge, der dabei stand.

Tap, tap. Der Impresario hatte kaum begonnen, noch lauter zu klopfen, als verschiedene Nachbaren aus Fenster und Thüren lugten.

„Sehr schlimm," dachte der Holländer, „irgend einer sollte ihn fortjagen. Mich wundert's, was sie thun werden!" —

Der Impresario trat in die Straße zurück, schaute zu den geschlossenen Fenstern hinauf, ergriff abermals den Klopfer und hielt ihn in der Hand.

„Sie sind alle ausgegangen, Herr," sagte der Straßenjunge.

„Du lügst," sagte der Impresario.

„Ah," dachte Christian Koppig, „ich werde hinuntergehen und ihn fragen." Hier verlor er die Klarheit der Gedanken, er fühlte nur, daß er ihm irgend etwas sagen müsse. Er wandte sich, um die Treppe hinab zu gehen. Dabei bemerkte er, daß sein Arm, den er auf das Treppengeländer stützte, in geradezu lächerlicher Weise zitterte, und er war doch so vollkommen ruhig! Gerade als er die Straßenthür erreichte, erhob der Impresario wieder den Klopfer — da knarrte das Schloß und die Gitterthür wurde ein wenig geöffnet.

Dahinter stand Madame John, der Geschäftsführer verbeugte sich, lächelte, hielt Geld in seiner Hand, lächelte und verbeugte sich wieder und suchte offenbar etwas durchzusetzen, wogegen Madame John widersprach.

Das Fenster oben — Christian Koppig bemerkte es wohl — öffnete sich ein ganz klein wenig, wie eine Austerschale. Jetzt erhob der Impresario Fuß und Arm, als wolle er den Eingang erzwingen und Madame John bei Seite stoßen, aber rasch wie ein Donner schlug das Thor vor seiner Nase zu. Man hörte, wie Zalli fliegenden Fußes die Treppen hinauf eilte. Als die atemlose Mutter wieder in das Zimmer kam, rief ihr 'Tite Poulette, die am Fenster stand, entgegen: „Sieh nur, Mama, der junge Herr von drüben ist heruntergekommen!"

„Gott segne ihn," sagte die Mutter. —

„Ich will hingehen und ihn ganz artig fragen, ob er sich nicht irre," dachte Christian Koppig.

„Was machen sie?" fragte die Mutter und rang die Hände.

„Sie sprechen miteinander; der junge Herr ist ruhig, aber Monsieur de la Rue ist sehr böse," flüsterte die Tochter, da plötzlich — klatsch, klatsch, hörte man ein scharfes, helles Geräusch und „Ha, ha", ertönte lautes Gelächter und Händeklatschen von den Fenstern der Nachbarn.

„O welch ein Schlag!" rief das Mädchen halb erschrocken, halb lustig und sprang vom Fenster zurück.

Aber das Händeklatschen und das Aharufen weiblicher Stimmen dauerte immerfort und es hatte diesmal eine andere Ursache. 'Tite Poulettes rasche Bewegung hatte die schwache Schnur zerrissen, mit der ihr hängender Garten am Fenster befestigt war, die ganze Reihe von Zigarrenkistchen und Blumentöpfchen glitt seitwärts, überschlug sich im Niederfallen in der Luft und entleerte dann ihren ganzen Inhalt über das Haupt des verblüfften Impresarios. Atemlos, bleich wie eine Kalkwand, stand er einen Moment keuchend da, stieß dann eine wilde Drohung aus und rasch um die Ecke biegend, lief er davon, so schnell er nur konnte. Christian Koppig stand sprachlos. Keiner war so erstaunt wie er.

„Christian Koppig, Christian Koppig," sagte der gute Junge zu sich selbst, als er langsam die Treppe hinaufging, „was hast du da mal wieder angefangen? Die arme Frau wird um ihr sauer erworbenes Geld kommen, und das liebliche Mädchen ist der Gegenstand eines Straßenskandals geworden. Was wird die thörichte Nachbarschaft sagen? Bist du eifersüchtig? —" — Er zögerte, sich selber die Frage zu beantworten; und dann: „O Christian Koppig, du bist wirklich mal wieder ein Dummkopf gewesen! — Und ich kann mich nicht einmal bei den Damen entschuldigen, denn wer in der Straße würde ein Briefchen von mir übermitteln, ohne darüber zu lächeln und sich allerlei dummes Zeug einzubilden? Ich kann ihnen nicht einmal den Schaden ersetzen. Geld? Sie würden es nicht annehmen. O! Christian Koppig, warum kümmerst du dich nicht um deine eigenen Angelegenheiten? Ist sie dir irgend etwas? Liebst du sie? Natürlich nicht! O, du Dummkopf!"

Der Leser muß zugeben: Wenn der Gedankengang des jungen Mannes auch nicht ganz logisch war, seine Schlußfolgerung war durchaus richtig. Denn hört nur, was er that.

Er ging in sein Zimmer, in dem es schon dunkel wurde, zündete seine große holländische Lampe an und begann zu schreiben. „Etwas muß geschehen," sagte er laut, indem er zur Feder griff, „ich will ganz ruhig und kühl sein. Ich will zurückhaltend und kurz schreiben; aber natürlich muß ich sehr freundlich sein, sonst könnte ich sie beleidigen. Ach, ich muß ja aber Französisch schreiben, das hätte ich beinahe vergessen, und — dummer Kerl, der ich bin, ich schreibe es so schlecht, während all' meine Brüder und Schwestern es so gut können!" —

Er suchte sein französisches Wörterbuch heraus, zwei Stunden vergingen. Er machte sich eine andere Feder, er wusch sein Tintenfaß und füllte es neu; er reparierte seinen unausstehlichen Stuhl, machte nach zwei Stunden einen neuen Versuch und kam zu demselben Resultat. „Mir thut der Kopf weh," sagte er und legte sich auf sein Bett, um seine Sätze besser bilden zu können.

Er wurde durch den hellen Sonntagssonnenschein erweckt. Die Glocken des Domes und der Ursulinerkapelle läuteten zur Frühmesse; eine Spottdrossel saß auf dem Kamine über Madame Johns Zimmer, die jubelte, pfiff, zwitscherte und trillerte in den hellen Maimorgen hinein. „O — du verschlafener Christian Koppig," war der erste Gedanke des jungen Mannes, „was bist du für ein Dummkopf." —

Madame John und ihre Tochter gingen heute nicht zur Messe. Der Morgen ging dahin und ihr Fenster blieb verschlossen. „Sie sind beleidigt", sagte Christian Koppig, verließ das Haus und ging zu der kleinen protestantischen Kapelle, die unter dem Namen Christuskirche bekannt ist.

„Nein, sie sind doch nicht beleidigt," meinte er, als er heimkehrte und die Läden geöffnet fand. Durch Zufall sah er spät am Nachmittage, als er unbewußt hinüberschaute, daß Madame John Toilette gemacht hatte. Konnte es sein, daß sie zur Salle de Condé geh'n will? Er stürzte rasch an den Tisch und fing nun wirklich zu schreiben an.

Er hatte richtig geraten. Der Lohn war zu kostbar, um verloren zu gehen. Der Impresario hatte ihr ein Billet geschrieben. „Wenn er am vorherigen Nachmittage sich fehlerhaft benommen, so bedauere er dies lebhaft und sei froh, daß den Damen weiter nichts Unangenehmes daraus entstanden sei, obwohl er ja allerdings von einem Raufbold angefallen worden sei. Der Shawltanz sei im Abendprogramm angekündigt und er hoffe zuverlässig, daß Madame John, deren Salair für sie bereit liege, ihn nicht im Stiche lassen würde." Am Schlusse fügte er zart hinzu, „daß er vollkommen davon überzeugt sei, daß Madame

und Mademoiſelle durchaus richtig handelten, wenn ſie abſolut keinen Herrenbeſuch in ihrer Wohnung empfingen". — Trotz aller Bitten 'Tite Poulettes ging alſo Madame John zur Salle de Condé: „Vielleicht gelingt es mir, herauszubringen, was Monſieur de la Rue gegen den Herrn von drüben vor hat." Denn daß der Franzoſe ſeine Niederlage nicht vergeben würde, wußte ſie ganz ſicher. Darauf hatte die Tochter nichts mehr einzuwenden.

Der ſchwerfällige junge Holländer war wie elektriſiert und ſchrieb wie toll. Er ſchrieb und zerriß, ſchrieb und zerriß wieder, ſteckte ſeine Lampe an, ſtarrte hinüber und ſetzte ſchließlich den Namen unter den Brief.

„Madame und Mademoiſelle!

Ein Fremder, der Ihre Bekanntſchaft nicht ſucht, aber alle Tage Ihre Güte und hohe Ehrenhaftigkeit bewundert, bittet Sie, ſeine Taktloſigkeit von geſtern zu entſchuldigen und ihm zu geſtatten, den Verluſt Ihres Fenſterſchmucks, ſowie Ihres Gehaltes von Monſieur de la Rue zu erſetzen, indem er Ihnen einliegenden Checque der Banque de la Louisiana im Werte von 50 Dollars überſendet. In der Hoffnung, nicht mißverſtanden zu werden, hochachtungsvoll

Chriſtian Koppig.

P. S. Madame ſollte nicht zu dem Balle in der Salle de Condé gehen."

Er mußte die Botſchaft ſelbſt überbringen. Er mußte franzöſiſch ſprechen. Was ſollte er nur ſagen?

Ein Moment des Nachdenkens — nun wußte er es — und ſpornſtreichs ſprang er die hohen Treppen hinab. Kurz vorher hatte Madame John die Gitterthür geöffnet und ſchlüpfte ein bischen verſpätet zur Rue Condé.

„Natürlicherweiſe werde ich nur Madame John ſehen", dachte der junge Mann, eine Hoffnung unterdrückend, und bewegte den Klopfer. 'Tite Poulette lag oben auf den Knieen und betete für ihre Mutter — ſie ſprang haſtig auf.

„Was mag ſie wohl vergeſſen haben," dachte ſie und eilte hinab.

Die Gitterthür öffnete ſich und zwei unſchuldige junge Menſchen ſtanden einander wie betäubt gegenüber.

„Ach, ach" — — ſagte der hübſche Holländer — ſtotterte dann ein paar holländiſche Worte, übergab ihr den Brief und ſtürzte die Straße hinab. (Schluß folgt.)

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernſt Gyſtrow.
(Leipzig.)

(Fortſetzung.)

Ueber Form und Inhalt erhob das Bürgertum ſtraußiſchen Bekenntniſſes natürlich ein furchtbares Gezeter. Das intereſſiert uns hier nicht. Aber Form und Inhalt lehnte auch der Katholizismus ſchroff und ohne Kompromiß ab. War es nur die erſte Verblendung einer konſervativen Macht dem Neuartigen gegenüber, oder handelte er aus ſeinem innerſten, hiſtoriſchen Weſen heraus?

Erinnern wir uns der dogmatiſchen Lehre. Gott hatte, obwohl volle und ſtetige Urſache alles Seienden, doch dem endlichen Geiſte, dem Menſchen, Wahlfreiheit zum ſittlich Böſen, d. h. zur Abwendung von Gottes Geboten, gelaſſen. Dieſen unlöslichen Widerſpruch beleuchtete ich früher. Dem erſten folgt ein zweiter, ebenſo ſchreiender: die Wahlfreiheit zum Böſen machte Gott in ſeinem Zorne zur erblichen Notwendigkeit; die einmalige Selbſtbeſtimmung wurde in einen dauernden Determinismus umgewandelt. Von der Vertreibung aus Eden bis zu Chriſti Erſcheinen ſind die Menſchen erbſündig determiniert. Die Erlöſung hob dieſen Zuſtand auf. War dem Stadium der Wahlfreiheit zur Sünde eine Zeit des Verdammtſeins zur Sünde gefolgt, ſo trat nun die Wahlfreiheit zur Sühnung der Sünde in Kraft. Doch iſt ſie gebunden an die myſtiſche Wirkſamkeit äußerer Vorgänge, deren Vollzug in den Händen einer irdiſchen Organiſation monopoliſiert wird: der von der Kirche verwalteten Sakramente, vornehmlich desjenigen der Buße. Als ketzeriſch verworfen ward der Verſuch eines chriſtlichen, konſequenten Determinismus, wie Calvins Prädeſtinationshypotheſe ihn enthielt; als ketzeriſch verworfen nicht minder der lutheriſche Gedanke, der die Sühne zum Privathandel zwiſchen Menſch und Gott vergeiſtigte. Jakobus und Petrus hatten über Paulus, das judenchriſtliche über das griechenchriſtliche Ideal, der Theismus über den Pantheismus geſiegt.

Nicht deterministiſche Beſtimmtheit, ſondern dogmatiſche Regelung, nicht Erlebnis, ſondern Bekenntnis, nicht Geſetz, ſondern Vorſchrift, nicht Notwendigkeit, ſondern Zwang: ſo ward das katholiſche Lebensideal für alle Zeiten feſtgelegt.

Damit war aber auch die Stellung des Katholizismus zur neuen Kunſt gegeben. Weltanſchauungen, die von der kirchlichen abgewichen, hatte man ja oft genug kommen und gehen ſehen; jetzt kam eine, die den Katholizismus ausſchloß und die nicht mehr ging, weil ſie durch neue Wiſſenſchaften, Pſychologie und Soziologie, geſtützt war. Die neue Dichtung ſah die Wirklichkeit durchs Medium dieſer Erkenntniſſe. Es wäre ganz irrtümlich, zu meinen, das naturaliſtiſche Element habe die katholiſchen Kreiſe zurückgeſtoßen. So zimperlich, wie die Leſerinnen von Wolff und Ebers, ſind die katholiſchen Bürgersleute denn doch nicht, und die derbknochigen Bauernſöhne, die nicht nur im Kaplanstalar, ſondern auch unterm Biſchofshut ſtecken, mögen über die verlogene Prüderie der Kreiſe von „Bildung und Beſitz“ mit gutem Rechte zornig aufgelacht haben. Colomas „Lappalien“ ſind mit den äſthetiſchen Bettelſuppen des feuilletoniſtiſchen Zeitalters gar nicht zu vergleichen; und Sienkiewicz' „Die Familie Polaniecky“ würde im gutbürgerlichen Heim nur mit Bedenken vorgeleſen werden; die „Gartenlaube“ hätte die Veröffentlichung ganz ſicher abgelehnt. Die katholiſche Kirche hat, zumal ſeit Ketteler und Moufang, keinen Grund, die Häßlichkeit des Elends zu verſchleiern; die liberale Bourgeoiſie allerdings. Wenn Zola die Kohlengräber von Voreux durch die Kraft der Kirche in menſchenwürdige Lage emporheben ließe, ſo würde kein Kardinal die Widmung des „Germinal“ zurückgewieſen haben. Weiß doch die Kirche nur zu gut, daß in den Höhlen des Jammers Stunden kommen, wo man ſich gern den Weihrauchduft gefallen läßt, der in ſtrahlenden Salons voll Moſchusgerüchen eine verhaßte Störung ſein würde. Ich kann mir einen kirchlichen Roman naturaliſtiſcher Form ohne Schwierigkeit denken. Daß der Naturalismus die Kunſtform der neuen Weltanſicht ward, beſagt ganz und gar nicht, daß ſie das Monopol für ihn beſeſſen hätte; ſo gut wie Ketteler die Arbeiterfrage durch die Kirche löſen wollte, konnte auch ein Künſtler es in ſeiner Art verſuchen, konnte er das Elend der Proletarier epiſch darſtellen, wie der Mainzer Kirchenfürſt es kritiſch gethan; mit derſelben Gewißheit hätte er es gedurft und gekonnt, wie etwa Strauß und Heyſe es nicht durften und nicht konnten. Ja, hat der Katholizismus Öſterreichs nicht eine Realiſtin in Emil Marriot

gefunden? Sehen wir von einer Wertung ihres Schaffens hier ab: sie vereint die rücksichtslose Wahl der Stoffe, Milieus, Probleme mit streng katholischer Frömmigkeit. Veremundus weist mit großem Nachdruck auf sie hin. Man wird mir einwenden: aber er konstatiert ja gerade, daß sie auf katholischer Seite totgeschwiegen wird. Sicherlich; allein, das ist nur ein Symptom dafür, daß der Katholizismus augenblicklich überhaupt bis zur völligen litterarischen Apathie herabgesunken ist. Die Katholiken kennen einfach Emil Marriot nicht, weil ihre Familienzeitschriften naturgemäß nicht von Karl May zu der Wiener Wirklichkeitsdarstellerin den Weg finden. In dem Augenblick aber, wo die Katholiken aus dem dumpfen Schlafe erwachen — wer weiß, ob die neuesten Dinge in Österreich nicht den Anstoß geben! — werden sie zweifellos den katholischen Naturalismus nicht von sich weisen. Mag ihm immerhin das „sittsame katholische Haus“ sich verschließen und weiter für den „Hausschatz“ und die Kunst des Herrn Karl May optieren, was besagt das? Vom „sittsamen evangelischen Hause“, das unentwegt zur Fahne des „Daheim“ steht, ganz zu schweigen, hat doch auch das „freigeistelnde, aber prüde Haus“ des satten Philistertums über die „Gartenlaube“ und „Über Land und Meer“ mit Fräulein Heimburg und Frau v. Eschstruth hinaus keine litterarischen Bedürfnisse und wendet sich vom Naturalismus mit ehrlicher Empörung ab. Nicht nur in der religiös indifferenten Salonherde, die in Österreich der katholischen Kirche angehört, sondern auch in den Reihen der gutgläubigen Katholiken giebt es Leute, deren Kunsthunger und Kunstgeschmack anderes begehrt, als im Dispens der klerikalen Redaktionen enthalten ist, und sie werden unbeschadet ihrer Glaubenstreue nicht zögern, die Marriot als eine der ihren zu begrüßen, selbst wo sie auf den Wegen der erotischen Problemdichtung wandelt. Was Veremundus über diesen letzten Punkt sagt, kann man oft genug von gebildeten, aber glaubensbewußten Katholiken hören; und wenn auch zweifellos für die Gestaltung des Sexuellen der katholische Leser eine verhältnismäßig enge Grenze abstecken wird, so mag man doch aus Veremundus' Urteil ersehen, daß die Verdammung vielmehr der lüsternen als der brutalen Entschleierung des Geschlechtslebens gilt. In der vornehmen, atheistischen Bourgeoisie war's bekanntlich gerade umgekehrt: sie verschloß streng einem Zola und Strindberg dieselben Bücherschränke, in denen Sacher-Masoch prangte. Welches Verhalten achtenswerter und gesunder ist, bedarf keiner Erörterung. Schließlich hält ja doch kein wirklich moderner Mensch mehr den litterarischen Exhibitionismus, der seiner-

zeit eine natürliche Reaktion auf die heuchleriſche Prüderie war, für einen Weſensbeſtandteil der neuen Dichtung. Tovote, der impotente Affe Maupaſſants, iſt längſt abgethan, und d'Annunzios Schöpfungen mögen dem einzelnen feinſte Offenbarungen des Stimmungslebens bringen, für die Volkskunſt im beſten Sinne ſcheiden ſie doch wohl debattelos aus. Mag alſo die Rückſichtsloſigkeit, mit der der Naturalismus auch das phyſiſch oder pſychiſch Häßliche geſtaltet, ihm heute noch die Ablehnung ſeitens katholiſcher Kreiſe eintragen: das iſt zufällige, nicht notwendige Erſcheinung; und wenn Veremundus dies Verhalten geändert ſehen möchte, ſo fordert er von ſeiner Kirche vielleicht etwas, das ihrer zeitweiligen Gepflogenheit, ihrer momentanen Stimmung, aber nichts, was ihrer unveränderlichen Lehre, ihrem bleibenden inneren Weſen zuwiderläuft.

Allein der Naturalismus erſchöpft nicht die Tiefen der neuen Dichtung, und wenn der „Germinal“ die vorhin angenommenen Vorausſetzungen erfüllte, eine katholiſche Lebensanſchauung verklärte, ſo möchte er trotz all ſeines Naturalismus doch ſchwerlich Anſpruch auf den Titel eines modernen Kunſtwerkes haben. Die Kirche könnte der kraſſeſten, brutalſten Wirklichkeitsdarſtellung ihre Approbation erteilen: innerlich käme ſie der neuen Dichtung damit um keinen Schritt näher. Denn das innere Weſen der Moderne: der abſolute Determinismus naturaler und ſozialer Form ſchließt nicht nur die wertloſe Makulatur, die ſich augenblicklich katholiſche Belletriſtik nennt, ſondern ganz ebenſo auch die von Veremundus erſehnte und erträumte Poeſie vom Wettbewerb um künſtleriſche Wertung einfach aus. Es wird geraten ſein, den Beweis dafür nicht in abſtrakter Deduktion, ſondern an dem lebendigen Organismus eines Kunſtwerkes zu führen; und in der engeren Auswahl drängt ſich naturgemäß die Schöpfung auf, die die vollendetſte Gabe deutſchen modernen Schaffens iſt: Hauptmanns „Fuhrmann Henſchel“.

Herrn Kreitens J. S. jeſuitiſche Äſthetik würde den Stoff dieſes Dramas rundweg ablehnen. Bruch eines Gelübdes — Buhlerei — Selbſtmord: dieſe Sündenhierarchie könnte in ſchwachen Seelen die Begierde zur Nachahmung wecken. Das pädagogiſche Moment entſcheidet ja für die ultrakatholiſche Kritik von vornherein die Stellungnahme. Ein Kunſtwerk, das die Sünde darſtellt, ohne zum Corrigens allerdickſter katholiſcher Tendenz zu greifen, iſt eigentlich gar nicht wert, daß man ſich kritiſch darum bemüht; oder rechtfertigt ſolches Bemühen nur von dem Geſichtspunkte aus, daß man das vom Verfaſſer argerweis

Verſäumte in der Beſprechung doppelt und dreifach nachholt. Von der Weltlitteratur bleiben bei dieſer Durchſiebung nur die religiöſe (natürlich katholiſche) Poeſie und die mit grellſter Tendenz lackierten Machwerke übrig; das mag ſchade ſein, aber die Schuld daran trägt eben — die Weltlitteratur. So billig argumentiert nun die reformkatholiſche Äſthetik nicht. Den Standpunkt der Verheimlichungspädagogik vermag zwar auch Veremundus nicht ganz preiszugeben; aber er mildert ihn wenigſtens zu jener Verwäſſerung ab, in der ihn auch der evangeliſche und der freigeiſtelnde Philiſter feſthält. Im ganzen begreift er vollkommen, daß die geſtaltende Kunſt, epiſche wie dramatiſche, einfach zum Tode verurteilt wird, wenn ſie auf die Darſtellung der „Sünde“ verzichten ſoll; denn gerade nach dogmatiſcher Lehre iſt ja der Zweck des Erdenlebens das Ringen mit der Sünde, als erſte Etappe auf dem Wege der ſeligen oder unſeligen Vollendung der Geſchöpfe, in der Gottes ſekundäre Selbſtverwirklichung beſteht. Und Veremundus hat ja Herrn Kreitens Empfinden in tiefſte Erregung verſetzt, indem er es für reizvoll erklärte, den verſchlungenen Wegen der Sünde nachzuſpüren. Er wird alſo, meine ich, wenn auch mit einigem Bedenken, den Stoff des „Fuhrmann Henſchel“ nicht von der Hand weiſen, und nur die Form der dichteriſchen Geſtaltung als maßgebend für ſein Urteil gelten laſſen.

Das fertige Werk wirft nun gleich Veremundus' Theſe von der „mit Objektivität vorgetragenen zielbewußten Handlung“ über den Haufen. Denn Henſchel, man mag das Wörtchen „zielbewußt“ noch ſo weitherzig auslegen, hört in dem Augenblick auf, zielbewußt zu ſein, wo er wahnſinnig wird. Das iſt eine Begebenheit, ſogar oder vielleicht erſt recht im Lichte der katholiſchen Paſtoralmedizin. Zwar führt die moderne Pſychiatrie faſt jeden Selbſtmord auf momentane oder chroniſche Unzurechnungsfähigkeit zurück; aber ich bin nicht ſo anſpruchsvoll, Veremundus dieſe Anſicht aufzudrängen; Hauptmann läßt vor unſern Augen die Geiſtesſtörung eintreten, aus der dann der Selbſtmord hervorgeht. Unſer Äſthetiker, der die Zielbewußtheit ſogar für den künſtleriſch giltigen *Roman* fordert, erlebt hier den Schmerz, daß nicht einmal das *Drama* mehr ſein Poſtulat erfüllt. Ein Zeichen, wird er ſagen, daß das Drama *entartet*, *kein* Drama mehr iſt. Ein Zeichen, entgegne ich, daß das Drama *neugeartet*, ein *anderes* Drama geworden iſt. (Schluß folgt.)

Die deutsche Kunstausstellung in Dresden.

Die „reichsdeutsche Kunstausstellung“ sollte sie eigentlich heißen. Denn bedauerlicher Weise sind hier keine großen, „überstaatlichen“ Gesichtspunkte maßgebend gewesen. Wo blieb Wien mit seiner heiter aufblühenden Neukunst? Wo die Schweiz, die uns bekanntlich u. a. einen gewissen Böcklin gegeben hat? Wo sind die zum Teil recht hervorragenden Maler Prags? Diese Lücken müssen festgestellt werden; ein Bild des deutschen Gesamtschaffens giebt die Dresdener Ausstellung keineswegs.

Zu gunsten der Übersichtlichkeit folge ich in diesem Berichte der Einteilung nach Städten und Gauen, wie sie in der Ausstellung beliebt wurde; am praktischsten ist sie jedenfalls. Daß unsere deutsche bildende Kunst immer mehr den Lokalton verliert, ist freilich eine bekannte Thatsache, die sich aus der „Fretzügigkeit“ modernen Künstlertums ganz gut erklären läßt.

Doch zunächst ein Wort über die innere Ausschmückung der Kunstausstellungsräume. Im allgemeinen kann man den vornehmen Grundton dieser Ausstellung nur loben. Eine Ausnahme macht die große Halle, in der die meisten plastischen Kunstwerke stehen. Die Farben reden hier nicht mehr leise und liebenswürdig zu uns — sie schreien uns an. Zuerst sucht man die Ursache dieser überlauten Wirkung in der allzu großen Buntheit: gelbe Wände, ein blauer Fries, roter Teppich, grüne Zierbäumchen. Aber das ist es schließlich doch nicht so sehr: die lasurblauen Piedestale stehen auf dem siegellackroten Grunde nicht einmal so unvorteilhaft, der Zusammenklang, unterstützt durch die weißen oder bronzegrünen Skulpturen, ist lustig und freundlich. Der Hauptfehler liegt in dem Mißverhältnis zwischen diesem unteren Teil der Halle und dem Oberbau, dessen Kahlheit, noch unterstützt durch blaugemalte Fensterflächen, in grellen Gegensatz zu dem farbentrunkenen Unterbau tritt. Die kuriosen Kunstbäumchen aus Blech, mit metallenen Orangen daran, vermehren noch die steife Unruhe des Ganzen. Die kolossale Brunnengruppe von Rudolf Maison wirkt in dem geschlossenen Raume, umgeben von lauter kleinen Plastiken, wahrhaft erdrückend.

Sonst läßt sich von der inneren Ausschmückung fast nur Gutes sagen. Sehr fein sind die Tönungen der verschiedenen Zimmer und Säle. Man sieht da abwechselnd pompejanisches Rot, goldige und weiße Töne, moosgrüne Sammettapezierung, sogar tiefvioletten Anstrich mit schwarzgoldenen Randleisten. Zahlreiche Einrichtungen und Intérieurs überraschen durch Phantasie und Geschmack. So sind z. B. das Frühstückszimmer, das Musikzimmer, die Diele im modernisierten Empirestil als wahre Kunstwerke zu bezeichnen. Dazu kommen drei höchst reizvolle Alt-Meißner Porzellanzimmer. Das erste veranschaulicht den von Ost-

asien beeinflußten Barockstil (Periode des Malers Herold), das zweite den Rokokostil (Periode des Bildhauers Kändler), das dritte den Empirestil und den Beginn des Verfalls, der mit dem Klassizismus einsetzt. Jenes ist als Speisezimmer gedacht, auf dem Tische prangt das berühmte gräfl. Brühlsche „Schwanenservice", die Wände zieren Fürstenporträts aus dem Dresdener Königsschlosse. Besonders anheimelnd ist das zuletzt erwähnte Empire- oder Marcolini-Zimmer. Es stellt das „Salett" einer Villa vor, das sich traulich auf eine Parkterrasse öffnet.

Die Dresdener Malerei ist zunächst durch eine Reihe älterer, angesehener Herren vertreten, die jedoch außerhalb der Stätte ihres Wirkens kein besonderes Interesse beanspruchen dürften. Von den Jüngeren verdienen Georg Lührig, Richard Müller, Pepino, das Ehepaar Mediz-Pelikan und Hans Unger Erwähnung. Letzterer hat sich ein eigenes Kabinett (eben jenes violette) einrichten dürfen, in dem sieben Bilder von glühender Farbenseligkeit den Beschauer überraschen.

Georg Lührig, dieser ernste, eckige, schwere, herbe, jede Konzession an den Geschmack des Publikums stolz verschmähende Künstler, interessiert diesmal hauptsächlich durch seine „Drei Mädchen". Die Modelle sollen rumänisch sein, ebenso die Landschaft. Letztere ist vortrefflich, der Lustton von großer Echtheit. Malerisch ganz ausgezeichnet sind die Füße aller drei Mädchen; an solchem naturalistischen Detail kann man die Ehrlichkeit von Lührigs Kunst erkennen. Ein Wunder an Helligkeit und Farbenlust ist E. Mediz-Pelikans „Oleanderbaum". Auch eine meisterhaft ausgeführte Dalmatinergruppe — vier Männer in Nationaltracht schleppen Steine über einen kalkgrau-rötlichen Höhenweg am Meere — erregt berechtigtes Aufsehen. Karl Mediz hat sie gemalt, ebenso eine Prozession der Gottscheerinnen und eine Landschaft mit Cypressen. Richard Müller hat neben seiner „Barmherzigen Schwester" eine Reihe von Zeichnungen und Radierungen ausgestellt, von den letzteren müßten der „Kohlweißling" und der „Schwalbenschwanz" das Entzücken nicht nur des Kunstverständigen, sondern auch des Entomologen sein. Besondere Nennung verdienen noch Emilie Mediz-Pelikans „Meeresstille" und „Pinien" und weiterhin von den hier angebrachten Kleinarbeiten Georg Lührigs Steindruck „Baumgang". Im grünen Kabinett, einem der künstlerisch feinsten und geschmackvollsten Räume der Ausstellung, sind neben Leo Pohles mißlungenem Königsbild zwei Kirchenintérieurs von Gotthardt Kuehl plaziert, die zu den besten Arbeiten dieses Meisters zählen. Unter den Kunstgenossenschaftern ragt noch Albert Stagura durch seinen „Ort des Friedens" hervor. Vorzüglich gelang ihm die Perspektive des Cypressenganges, den der von rechts einfallende Sonnenstrahl durch Erhellung des ersten Treppenabsatzes teilt und belebt. In seinem „Gebirgsbach nach dem Regen" überrascht die Wahrhaftigkeit der Lichtwirkung auf den fernen Bergwäldern, wie auch der naturwahre gelbliche Ton der Wassermasse.

Unter den Berliner Malern ist trotz des stark kosmopolitischen Wesens der reichshauptstädtischen Kunst ein gewisses Vorwiegen des nordgermanischen Elementes nicht abzuleugnen; und es liegt ja auch in der Natur der Sache, daß die eigentönigsten Künstler Berlins Niederdeutsche sind. Ludwig Dettmann, dessen Bilder mich oft an Gedichte von Klaus Groth erinnern, hat auch hier wieder nordische Klänge angeschlagen. Seine „Fischerhochzeit" bringt mir jene Kirchen der Ostseestädte mit ihren Votivschifflein und geschnitzten Holzemporen wieder in Erinnerung; ein Sonnenstrahl fällt auf die schlichte Hochzeitsgesellschaft, deren harte

Gesichter durch Teilnahme und Andacht verklärt erscheinen. Sein „Windstoß" (im kleineren Berliner Saale) — ein herbstlicher Baum vor einem Bauernhause, der seine gelben Blätter auf die Straße schüttelt — steht malerisch vielleicht noch höher. Weit weniger Persönliches weist Otto Brausewetters „Christus am Kreuze" auf; ist er nicht Gabriel Max nachempfunden? Franz Skarbinas „Allerseelentag" verleugnet nicht die bekannten Vorzüge dieses Meisters, die uns hier freilich fast äußerlich erscheinen wollen. Intimer ist sein Bild „Am Mühlwasser", es liegt darüber etwas wie ein schwärmerischer Glanz. In beiden Gemälden wirkt das Rothaar der Frauengestalt vortrefflich. Die Landschaft ist hier sehr stark vertreten, und das norddeutsche Tiefland wird von den Künstlern bevorzugt. Vor allem ist wieder Ludwig Dettmann zu nennen, dessen Aquarelle „Das alte Haus" und „Am Saume des Boddens" so recht von der Poesie der Ostseelandschaft erfüllt sind. Auch Elisabeth v. Eicken ist auf den norddeutschen Ton gestimmt. Sie hat eine gewisse Verwandtschaft mit Dettmann, scheint aber schwermütiger und schwerer, wie besonders ihre Moorstudien bezeugen. Eine Art Idealstilisierung deutscher Landschaft und Erhebung derselben ins „Märchenfremde" unternimmt wiederum Walther Leistikow in seiner geheimnisvollen „Dämmerung", während er in der „Hellen Nacht" ein bereits wiederholt von ihm behandeltes Motiv abändert und wiederum energisch stilisiert. Einige namhafte jüngere Maler Berlins sind in der Ausstellung nicht vertreten, so z. B. Brandenburg, Baluschek, Scholz. Als kunsthistorische, oder wenn man will, kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit sei noch Anton v. Werners Repräsentationsbild: „Am 26. Oktober 1890" erwähnt.

Von den Düsseldorfer Beiträgen nenne ich nur zwei: die wundervolle Marine von Dücker und eine „westfälische Landschaft" von Jernberg. Eine herrliche Oktoberlandschaft mit dem Traum und Frieden späten Sonnengoldes, mit den blauen Schatten halb entlaubter Birken am Feldweg. —

Auf den ersten Blick scheint es, als ob Worpswede dieses Mal nicht so eindrucksmächtig vertreten wäre, wie vor zwei Jahren. Aber man hüte sich da vor einem vorschnellen Urteil! Wir sind eben an die Eigenart dieser Künstlergruppe schon gewöhnt; sie frappieren uns nicht mehr so wie 1897. Aber manche von ihnen sind noch fortgeschritten, während andere freilich in Gefahr sind, in ihrer Manier stecken zu bleiben. Mackensen und am Ende galten früher so ziemlich allgemein als die Führer der Worpsweder Künstlerschaar. Jetzt treten sie etwas mehr in den Hintergrund. Auch Vinnen entfernt sich, wenigstens motivisch, von seinen Genossen. Die interessantesten und bedeutendsten „Worpsweder" sind gegenwärtig unbedingt der Westfale Modersohn und der Bremer Vogeler; jener als Landschafter, dieser als Phantasiemaler und Märchenerzähler. Heinrich Vogeler ist stets feiner in der poetischen Totalwirkung seiner Bilder, als in der preciösen Stilisierung seiner überschmächtigen Gestalten; so auch hier in seiner „Heimkehr", diesem zarten lyrischen Farbengedichte. Daß er der „dichterischeste" Worpsweder ist, bleibt wohl unbestritten. Otto Modersohns „Unwetter" möchte ich zu den schönsten Bildern der Ausstellung zählen. Welche Stimmung! Diese rotgrauen Wolken, im furchtbar aufgeregten Bach gespiegelt, diese sturmgeschüttelten Birken! Desselben Künstlers „Herbstwetter" steht fast auf gleicher Höhe. Interessant zu beobachten ist die verschiedenartige Behandlung des Baches oder Moorgrabens in jenen beiden Bildern und in der „Moorhütte". Ähnliche Vorzüge, wie Modersohn, weist Hans am Ende auf, ohne jedoch die Innigkeit des Westfalen zu erreichen.

Frisches Leben begrüßt uns in dem grüngetönten Saale, in dem der Karlsruher Künstlerbund seine Werke hat aufhängen lassen. Ein Reiz deutscher Jugendlichkeit lebt hier, eine Ursprünglichkeit der Empfindung weht uns an, wie sie selbst bei den Münchener Sezessionisten kaum zu finden sind.

Ein wirkliches Triptychon, nicht nur ein dreigeteiltes Bild, sondern eine Dreiheit von Bildern mit einheitlicher Bedeutung ist des Grafen Leopold von Kalckreuth: „Unser Leben währet 70 Jahre". Das Werk offenbart uns keine neuen Seiten im künstlerischen Wesen Kalckreuths, weder technisch noch gedanklich kann es als ein bestimmter Fortschritt angesprochen werden; aber es ist in seiner Art harmonisch und vollendet, ein schlichtes Farbengedicht ohne Tendenz oder sonstige Prätentionen. Gewiß ist die alte Frau im Hauptbilde eine gute Bekannte von der letzten Ausstellung her; dafür ist das Mädchen im linken Seitenbilde so einfach schön in ihrer bäuerlichen Jugend, und auf dem rechten Flügel wieder die kartoffelbeladene (mittelalte) Frau so lebenswahr, daß der Gesamteindruck uns rührt und befriedigt. Auf dem Gebiete der Landschaft leisten die Karlsruher ganz Herrliches. Ihr größter und fruchtbarster Landschafter ist Hans v. Volkmann. Manche vermissen bei Volkmann die „persönliche Note". Aber das liegt in der objektiveren Natur seiner Landschaftsbetrachtung. Er holt aus jeder Landschaft sozusagen ihr Persönliches heraus und trägt darum weniger von seiner eigenen Stimmung in sie hinein. Sein Bild: „Sinkender Sonne Gruß" ist das Juwel des Karlsruher Zimmers. Letztes Licht auf dem Strandhaferbewuchs der hohen Düne, dahinter trauervoll das graue Meer! Und dann seine Eifellandschaft: wie da die Schatten der Bäume in die Grasmulden fallen, die glatten, rötlichen Kühe auf der Weide leuchten! Jedes dieser Gemälde hat eben die besondere Stimmung, welche der dargestellten Gegend in diesem Augenblicke eignet.

Im Saale der Münchener Kunstgenossenschaft ist das meistbewunderte Bild eine Madonna von Karl Marr, bei den Sezessionisten ist's eine Pallas Athene. Wie seltsam bezeichnend für die archaisierende Kunst eines Stuck und für die „hieratische" Sehnsucht vieler Sezessionisten! Das auf Goldgrund gemalte Bild der Weisheitsgöttin ist übrigens nicht die Perle der erlesenen kleinen Sammlung, die Franz Stuck hier zusammengestellt hat. Als solche möchte ich eher die „Ägypterin" bezeichnen. Da kommt die wirklich verblüffende Technik, die schier visionäre Phantasie dieses kraftvollen Niederbayern viel mehr zum Ausdruck. In der That, ganz wunderbar fesselt uns das Bild, immer plastischer tritt der von phantastischen Pfauenfarben umfunkelte Kopf aus der schwarzen Tiefe des Grundes heraus. Nächst der „Ägypterin" möchte ich die „Dame in der Landschaft" und die „Wilde Jagd" besonders anführen. Bis zur aufrichtigen Bewunderung der „Amazone" kann ich mich jedoch nicht versteigen. Stuck ist gewiß ein außerordentlicher Künstler, aber bei der Einschätzung seiner Schöpfungen wirft heute doch auch die Mode ihr Vollgewicht in die Wagschale.

In der „Lyrik der Landschaft" stehen die Münchener mit den Karlsruhern und Worpswedern obenan. Welch traute Heimlichkeit in Karl Hermann Müllers Abendlandschaft, welch ein echt moderner Impressionismus in des „Dachauers" Adolf Hölzel „Abendstimmung", wie treuherzig gesehen sind Alfred v. Schrötters „Weiden im Schnee" und Georg Flads „Dachau im Winter". Überhaupt, diese „Dachauer"! Es sind die Worpsweder Süddeutschlands. Was haben sie alles aus der schlichten Moosgegend, der stillen Amper-Landschaft

herausgefühlt! Wenn Bayern, wie wir eben gehört haben, auf der Pariſer Weltausſtellung künſtleriſch die erſte Rolle in der deutſchen Abteilung ſpielen ſoll, ſo müſſen wir dieſe Bevorzugung einfach ſelbſtverſtändlich finden und nicht etwa glauben, dies hänge nur mit der relativ größeren Sympathie der Franzoſen für die Süddeutſchen zuſammen. In Sachen deutſcher Kunſt marſchiert München vorläufig immer noch „an der Spitze".

Das gilt auch von der Plaſtik. Die Sonderausſtellung von etwa zwanzig Werken Adolf Hildebrands findet einmütige Bewunderung. Seine „Luna" hat einen eigenen Kuppelſaal für ſich bekommen. Von ſeinen Porträtbüſten ſind die von Helmholtz und die noch geiſtvollere des Herzogs Karl Theodor i. B. beſonders hervorzuheben. Louis Tuaillons „Siegesreiter" intereſſiert beſonders durch die originelle Modellierung des Pferdes, das eine Individualität, nicht nur einen Typus ausdrückt. Stucks „Tänzerin" gehört zu ſeinen ſchönſten plaſtiſchen Arbeiten. — Im Klinger-Saale, der neben dem oft beſprochenen Gemälde „Chriſtus im Olymp" mehrere Bildwerke dieſes Meiſters birgt, fällt ein marmornes, armloſes Weib durch die Schönheit des Materials auf. Der Verſuch der Dresdener Klingerſchwärmer, den Mangel der Arme als einen ganz beſonders genialen Einfall hinzuſtellen, verdient freilich nur ein Lächeln. Sachſen iſt im allgemeinen gut vertreten; reizend iſt z. B. das Werk eines jungen Bildhauers, der den Namen jenes berühmten Zwinger-Erbauers trägt: Pöppelmanns Marmor-Gruppe „Mutter und Kind". Von den Bildwerken des Berliners Hugo Lederer iſt die Gypsgruppe „Schickſal" trotz einer gewiſſen Effekthaſcherei der Beachtung würdig.

Damit hätten wir natürlich nur einen ganz flüchtigen Rundgang beendet. Nur mit einem Worte erwähnen kann ich der „Lukas Cranach-Ausſtellung", die einen Aufſatz für ſich beanſpruchen würde. Tieferes Intereſſe kann ſie nur beim Kunſthiſtoriker hervorrufen, beſonders, wenn er ſich für die ſogenannte „Pſeudo-Grunewald-Frage" erwärmt hat. Eine Diskuſſion dieſer kunſtgeſchichtlichen Frage, die eine Art Seitenſtück zur Siſtina-Frage bildet und zu deren Entſcheidung die hieſige Ausſtellung reiches Material bietet, fällt natürlich nicht mehr in den Rahmen meines Berichtes. Bodo Wildberg.

Kritik.

Lyriſche Landsmannſchaft.

Das lyriſche Wien. Eine moderne Leſe von Dr. Auguſt Renner. Mit Dichtungen von Ferdinand Saar, J. J. David, Joſef Kitir, Felix Dörmann, Karl v. Levetzow, Paul Wilhelm, Hugo v. Hofmannsthal u. a. Wien, Berlin und Leipzig, Georg Szelinski, k. k. Univerſitäts-Buchhandlung. 59 S.

Hannoverſches Dichterbuch. Mit Beiträgen lebender Dichter und Buchſchmuck von Heinr. Vogeler-Worpswede. Herausgeg. von Hans Müller-Brauel. Göttingen, Lüder Horſtmann. 455 S.

Die Wiener Auslese von Renner bringt elf Dichter mit je sechs bis zwölf Beiträgen, ausgewählt vom Herausgeber aus Sammelbänden und Zeitschriften. Die Autoren sind also nicht persönlich an der Wahl ihrer Charakterstücke beteiligt. Anders im Hannoverschen Dichterbuch. Müller-Brauel hat sich mit den Dichtern zwecks ihrer persönlichen Vertretung in Verbindung gesetzt und von einer großen Zahl von Autoren Originalmitteilungen und Originalbeiträge erhalten. Im ganzen sind über fünfzig Dichter, große, kleine und kleinste, mit mehr als einem halben Tausend oft sehr interessanter, für den Forscher durchweg wertvoller Beiträge in dem prachtvoll ausgestatteten Bande vereinigt. Die hannoversche Landsmannschaft kann auf dies Buch stolz sein: es ist die schönste und reichste Sammlung deutscher Heimatlyrik, wie sie zugleich ein erhebendes Zeugnis regsten Kunstgeistes und Schönheitssinnes ist der Provinz Hannover. Nur geborene Hannoveraner, nicht zugewanderte, wurden aufgenommen, von Hermann Allmers, Karl Henckell, Otto Erich Hartleben, Franz Evers, Georg v. Ompteda, Heinz Tovote, Eduard von der Hellen bis herab auf den Zionswächter und Auchlyriker Börries v. Münchhausen. Das ist der einzige, den ich aus Gründen guten deutschen Geschmacks fortwünsche. Der Freiherr Börries v. Münchhausen hat durch sein denunziatorisches Verhalten bis auf weiteres das Recht verwirkt, mit unbescholtenen, freien Männern und ehrlichen Rittern vom Geiste in deutscher Dichterrunde zu sitzen. Anerkennenswert ist das Bemühen des Herausgebers, die mundartlichen Dichter möglichst vollzählig zu bringen. In der Wiener Sammlung findet sich kein einziger Dialektdichter.

M. G. Conrad.

Künstler-Romane.

Gährungen. Aus dem Leben unserer Zeit. Von Franz Servaes. Leipzig und Dresden, Carl Reißner. 472 S.

Halbnaturen. Ein Wiener Roman von Rudolf Lothar. Leipzig, Georg Heinrich Meyer. 335 S.

Die erlösende Wahrheit. Eine einfache Geschichte von Gerhard Ouckama. München, Piloty & Loehle. 195 S.

Es sind im guten Sinne Künstlerromane. Problem und Milieu sind den geistig vornehmen, wirtschaftlich unabhängigen Lebenskreisen entnommen. Die alternde Goethe-Welt ins Moderne übersetzt. Nachblüten des Weimaraner Olympiertums im Treibhause unserer heutigen Dekadenzdichtung. Bei Servaes und Lothar mit dem Anspruche, über das ästhetische Problem- und Milieuspiel hinaus kulturpsychologische Werte zu prägen und soziale Entwicklungsgänge bloßzulegen. Eigentlicher Zukunftsgeist ist in diesen Büchern kaum zu entdecken. Ihre Verfasser wurzeln mit ihrer Persönlichkeit vollständig im Gestrigen und Heutigen. Ihre Kunst und Wissenschaft erreicht Nietzsche nicht, geschweige, daß sie an einem Punkte darüber hinausschlüge. Es sind tüchtige Leistungen geistig hellsichtiger, künstlerisch gewandter, ethisch vorurteilsfreier Männer, die mit dem Jahrhundert abschließen, indem sie ästhetisierend nach dem Anfang des Jahrhunderts in Goetheherrlichkeit zurückschielen. Von dem gewaltigen Nietzsche-Charakter, der dem Übergang ins nächste neue Jahrhundert den wuchtigen Stempel aufdrückt und dem Schrifttum mit Übermenschen-Blitzen die Wege erhellt, ist in den Autoren nichts zu spüren. Ihre Bücher überwältigen nicht. Sie interessieren durch ihre Vorzüge und

Schwächen den Schöngeist. Sie sind reine Litteratur.

Höher steht „Die erlösende Wahrheit".

In seinen vorausgegangenen Werken („Die Karburg", „Die Dekadenten") hat der Verfasser des vorliegenden Romans bereits gezeigt, daß er das künstlerische Rüstzeug und die Weihe des Herzens besitzt, um sich an die tiefsten Lebensrätsel als nachschaffender und erleuchtender Geist wagen zu dürfen. Seine Analyse ist so fein und geistreich, daß sie wohl dem gewöhnlichen Romanleser kaum in ihrer vollen Bedeutung sich erschließen wird. Vielleicht, daß sie sogar den Spott des brutalen Lesepöbels herausfordert. Auch die Robusten und Übergesunden werden gleich mit einem abweisenden Schlagwort — „verrückt", „pathologisch"! — zu Hand sein. Eine vornehme Künstlernatur begünstigt das dreieckige Verhältnis der eigenen Gattin aus reinster Seelengüte! Das ist für die Normalen natürlich von ausgesuchter Lächerlichkeit und Verächtlichkeit! Gewiß, es ist ein seltsamer Fall, den der Dichter hier vor uns aufbaut und mit hellem Lichte beleuchtet. Die Rätselseele des Helden entbehrt einer komischen Beimischung nicht in dem Komplexe von erhabenen und rührenden Elementen, der ihre abnorme persönliche Art bildet. Man denkt an Jesus, an Tolstoi, an Diefenbach und andere. Der Untergrund ist nicht erfabuliert. Die kennzeichnenden Entwicklungs-Vorgänge sind überzeugend. Nur ein großes, reines Talent vermochte uns einen der großen Mißverstandenen so zu schildern und glaubwürdig zu machen, wie es der deutschrussische Dichter Ouckama hier vollbracht hat in der einfachen Geschichte von der „erlösenden Wahrheit". Es ist ein schönes, bedeutendes Werk. Ein Lebensbuch, nicht bloße Litteratur.

M. G. Conrad.

Eine neue Weltgeschichte.

Die „Gesellschaft" ist keine historische Fachzeitschrift, und der dies schreibt, ist kein Historiker. Geschichtsbücher können in ihr nicht vom Standpunkte der Fachgelehrsamkeit angezeigt werden, sondern vom Standpunkte des gebildeten Laien nur, der in der Gegenwart mehr als früher gerade nach guten Geschichtswerken sucht, die ihn ebenso fesseln wie orientieren, ohne ihn mit allzuviel erstickenden Details zu überschütten. Die vorliegende neue Weltgeschichte*) scheint, nach dem ersten bisher fertiggestellten Buch zu schließen, in hervorragendem Maße selbst anspruchsvollen Wünschen zu entsprechen. Sie ist nicht allzulang, 600 Seiten der erste Band. Sie ist in wirklich schöner Sprache geschrieben. Sie ist übersichtlich, ohne Detailüberladung. Sie verspricht lückenlos zu werden. Und sie ist sichtlich unparteiisch und unteleologisch.

Diesen Grundcharakter begründet der Herausgeber Hans Helmolt in einem besonderen Abschnitt über Gegenstand und Ziel einer Weltgeschichte. Was er ausführt, ist etwa folgendes: Weltgeschichte ist die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit. Was bisher an „Weltgeschichten" erschien, entspricht dem nicht. Selbst die Weltgeschichte eines Ranke war nur ein Bruchstück. Und gewöhnlich enthalten solche „Weltgeschichten" nur: Ägypten, Babylon und Assyrien, Persien, Griechenland und Rom, das Christentum, die Germanen und Romanen, nebenbei noch flüchtig die Slaven. Amerika, Ostasien, Ozeanien — die ungeheuren Gebiete, die gerade in der Gegenwart in den Mittel-

*) Weltgeschichte, unter Mitwirkung vieler Gelehrten, von Dr. Hans Helmolt, mit 24 Karten, 46 Farbendrucktafeln, 125 schwarzen Beilagen. 8 Bde. zu je 10 Mk. Band 1: Vorgeschichte, Amerika, der Stille Ozean. Bibliographisches Institut. Leipzig.

punkt des allgemeinen Intereſſes rücken und die doch auch eine, zum Teil vieltauſendjährige Geſchichte haben — fehlen meiſt gänzlich. Der Grund davon iſt teils die Tradition, die nun die angegebene Anlage der Weltgeſchichte ſo überliefert hat, teils der Dünkel, daß nur die genannten Völker die Kulturträger und deshalb allein geſchichtlich wichtig ſeien. Kein Volk oder Volksteil aber, ſelbſt wenn es in dem überlieferten Sinn „geſchichtslos“ iſt, iſt für die Weltgeſchichte wert- und wirkungslos geblieben. Darum müſſen auch ſie in den Kreis der Darſtellung gezogen, in ihrer Wechſelwirkung zu anderen Volkskörpern erkannt werden. Nur aus dem Werdegange *aller* Völker erwächſt die Erkenntnis der wahren weltgeſchichtlichen Zuſammenhänge. Freilich dürfen dieſe Zuſammenhänge nicht künſtlich, von einem beſtimmten philoſophiſchen und teleologiſchen Syſtem aus konſtruiert werden. Geſchichtsphiloſophie mag an anderer Stelle berechtigt ſein, dem Hiſtoriker geziemt es nicht, ſie zu haben. Leute wie Ranke und Treitſchke waren deshalb in erſter Linie Geſchichtsphiloſophen und Geſchichtsteleologen, nicht Hiſtoriker. Dem Hiſtoriker kommt es nicht zu, den Plan Gottes oder der Natur in der Geſchichte zu entdecken. Denn jeder bringt zur Beantwortung dieſer Fragen ſeine perſönliche Auffaſſung mit, die ſtets von der anderen verſchieden iſt. Das Grübeln über die *Ziele* alles Geſchehens iſt demnach kein hiſtoriſches Handeln. Die Erkenntnis deſſen, was man den Kauſalnexus der Geſchichte genannt hat, muß genügen. Alles andere iſt vom Übel. Dann aber kann die Welthiſtorie auch neutral bleiben. Sie überliefert die Kenntnis der Thatſachen und ihrer wahren Zuſammenhänge, aber ſie überläßt es jedem Leſer, dieſe Kenntniſſe dann religiös, philoſophiſch, politiſch, praktiſch zu modeln und zu verwerten.

Helmolt greift mit dieſen und ähnlichen Gedanken direkt in den Streit der Hiſtoriker ein, der bekanntlich in jüngſter Zeit beſonders lebhaft in der Hardenſchen Zukunft zwiſchen Delbrück und Lamprecht durchgefochten worden iſt. Mir ſcheint, für eine Weltgeſchichte, die Leſer aller Richtungen finden und feſſeln, und doch wiſſenſchaftlich begründet bleiben will, iſt das Helmoltſche Prinzip das allein richtige. Daß es nicht zu trockner Eintönigkeit und Langeweile zu führen braucht, beweiſt eben der erſte Band der Helmoltſchen Geſchichte. Er feſſelt bis zum Schluß. Ja, mehr, er löſt, gerade indem er ſich auf die Klarlegung der erkennbaren Zuſammenhänge des geſchichtlichen Geſchehens beſchränkt, bei dem Leſer eine Fülle eigener praktiſch wertvoller Gedanken aus. Bei dem Schreiber dieſer Zeilen waren es namentlich religiöſe, ſoziale und politiſche, bei anderen werden es wieder andere ſein, aber gerade dadurch wird das Buch einen lebendigen und dauernden Wert gewinnen.

Im Sinne ſeines eben charakteriſierten Grundprinzips ſagt Helmolt an einer Stelle ſeiner Erörterungen feinſinnig: „Natur und Menſch, das ſind (für den reinen Hiſtoriker) die beiden maßgebenden Schöpfer der Geſchichte; ihr gegenſeitiges Aneinanderarbeiten und Ineinanderwirken läßt geſchehen, was geſchehen iſt.“ Dieſer Gedanke führt ihn dann zu der eigenartigen und, ſoviel man weiß, auch ziemlich neuen Anlage ſeiner Weltgeſchichte: der anthropo-geographiſchen. Hierbei greift er auf Karl Ritter und Friedrich Ratzel zurück: der Boden, auf dem die Menſchheit ſteht, d. h. die Erde, deren Kunde man Geographie heißt, iſt die Bühne ihrer Geſchichte. „Geographie iſt da nun notwendig die Grundlage für das umfaſſende Verſtändnis der Weltgeſchichte. Ihr Hauptziel iſt, zu verſtehen, wie kein Teilchen der Menſchheit in ſeiner

historischen Entwicklung bloßzulegen ist, ohne dabei Nachbarteilchen zu berühren. Die anthropo-geographische Anordnung des Stoffs der Weltgeschichte führt deshalb ganz von selber zu seiner lückenlosen Darstellung. Denn stets reiht sich, in unzerreißbarer Wechselwirkung, Völkerkreis an Völkerkreis. Bis der Umkreis der Erde umschritten, die Kette vollgliedlich geschlossen ist. So steht mit einem Schlage das Gebäude da, „worin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft, die kleinen und kurzlebigen, die großen und einflußreichen, Platz finden: es ist die Ökumene."

In der That, jede andere Form der Stoffgliederung erscheint minderwertig gegenüber dieser. So die nach Rassen — denn es giebt keine allgemeingültige Rasseneinteilung. Ebenso die nach Kulturformen — denn sie genießt immer geschichtliche Verbindungen und schafft unaufhörliche Wiederholungen. Man weiß wirklich nicht leicht eine bessere, als diese anthropo-geographische Grundeinteilung zu finden.

Aber — eins muß ihr gegenüber doch festgehalten werden. Ganz tendenzlos, wie Helmolt meint, ist auch sie nicht. Sie hat mindestens einen starken Stich in die materialistische Geschichtsauffassung der Marxisten hinein. Nicht, als ob sie sich gänzlich mit ihr deckte. Karl Marx faßt sie bekanntlich so, daß die ökonomischen Unterlagen einer Gesellschaft im letzten Grunde deren gesamte politische, soziale, religiöse, philosophische, ethische, ästhetische und allgemein geistige Struktur bestimmen. Von volkswirtschaftlichen Dingen ist nun bei Helmolts Grundlegung seiner Weltgeschichte allerdings nicht, oder doch beinahe nicht die Rede. Andererseits ist aber nicht zu leugnen, daß gerade wieder die ökonomischen Verhältnisse eines Volks in allererster Linie von der Beschaffenheit des Bodens, auf dem es lebt, bedingt sind. Wie der Boden, seine Lage, seine Qualität, seine Nachbarschaft und sein Umfang, so die Ökonomie des ihn bewohnenden Volkes — diese Parallele ist mindestens zu einem großen Teile unbestreitbar richtig. Damit aber ist der Zusammenhang der Helmoltschen und Marxistischen Geschichtsauffassung, wie uns scheint, unwiderleglich dargethan. Helmolt erscheint als ein lebendiger Beweis für die Richtigkeit einer wenigstens modifizierten materialistischen Geschichtsauffassung, und wäre es nur in dem Umfange, den ihr Eduard Bernstein in seinem jüngsten, vielbesprochenen Buche über die Voraussetzungen des Sozialismus zuweist. Meines Erachtens ist das auch kein Schaden für Helmolt. Denn auch mir steht die materialistische Geschichtsauffassung in der Bernsteinschen Formulierung fest: die materiellen Verhältnisse bedingen in der That in allererster Linie die menschliche Gesellschaft; aber allerdings ist umgekehrt auch der menschliche Wille wieder im stande, die ihn umgebenden ökonomischen und natürlichen Verhältnisse mit zu beeinflussen. Nur daß jenes das erste, dieses das zweite ist.

Das Helmoltsche materialistisch gerichtete, anthropo-geographische Prinzip wird in dem ganzen ersten, bisher allein vorliegenden Bande nun auch treulich durchgeführt. Am feinsinnigsten wohl von Friedrich Ratzel selbst in dem Abschnitt: die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde. Um der 44 Seiten dieses einen Abschnitts allein verdient der ganze Band gelesen zu werden. Ich zähle ihn zu den Schriftstücken, die auf mich und mein Denken eine unauslöschliche, richtunggebende Wirkung ausüben. Und wie mir, wird es jedem gehen, der dieser Gedankenwelt bisher ferner stand. Strengste Wissenschaftlichkeit und genialer Weitblick vereinigen sich zu teilweise überraschenden, und doch wie

Selbstverständlichkeiten wirkenden Erkenntnissen.

In anderer Weise wendet wieder den Helmoltschen Grundsatz der nächste Abschnitt des Buches über die Vorgeschichte der Menschheit von Johannes Ranke an. Was die geologisch-archäologische Wissenschaft, allein gestützt auf die Monumente des Bodens, über das Dasein der Menschheit vor der Zeit aller andersartigen, geschweige denn schriftlichen Überlieferung gefunden, ist hier, nach meiner Kenntnis, zum erstenmal in dieser geschlossenen, anschaulichen, wissenschaftlich unanfechtbaren Form zu einem Ganzen zusammengefaßt. Die Materie in ihrem höchsten, ältesten, sprödesten Teil tritt hier als Lehrerin der Geschichte auf, zeigt selbst, wie sie, der Boden, die Erde, die bestimmende Macht für die damalige geschichtlich-vorgeschichtliche Menschheit war.

Am schärfsten tritt der geschichtsmaterialistische Zug der Helmoltschen Weltgeschichte aber in dem umfangreichsten, weil Hauptabschnitt des ersten Bandes, der Geschichte Amerikas (Seite 181 bis 574) zu Tage. Und wieder namentlich da, wo es sich um die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika dreht. Man kann wohl sagen, daß auch nach Konrad Häbler (dem Verfasser dieses Abschnittes) die Geschichte der U. A. S. beinahe rein eine Geschichte der wirtschaftlichen Interessen und Klassen dieses Staates ist. Wann immer die naturalistische Geschichtsauffassung Material zur Bestätigung des unbedingt Richtigen in ihr brauchen wird, so wird sie es sich sicherlich künftig auch hier, bei dem Nichtmarxisten Haebler holen. —

Die vorliegende Besprechung hat nur einen, allerdings einen neuen Hauptgedanken der neuen Weltgeschichte beleuchten können. Was diese sonst bietet, kann hier nicht auch nur andeutungsweise gesagt werden. Nur das soll am Schlusse persönlich noch bemerkt werden, daß nie ein Band einer Weltgeschichte den Schreiber so gefesselt und bereichert hat, wie dieser. Wir sind aufs äußerste auf die nachfolgenden Bände gespannt.

Paul Göhre.

Wagner-Litteratur.

Mehr und mehr sind wir in der letzten Zeit aus einer recht fatalen Sackgasse der spezifischen „Wagner-Litteratur" herausgekommen, welch' letztere sich leider lange Zeit immer nur wie ein Aschenbrödel, freud-, raum- und zeitlos gleichsam, oft bei den obskursten Verleger-Namen des deutschen Buchhandels herumzudrücken hatte und darum denn auch zumeist so gut wie — „verlegt" war. Das ist jetzt mit einem Male anders geworden. Breitkopf & Härtel, Bruckmann, S. Fischer, C. Reißner: dergleichen bedeutet einen großen, entschiedenen Fortschritt in dieser Frage, zeigt es uns doch, daß das Gesprächsthema Wagner nun endlich auch einmal „salonfähig" geworden ist.

Wir kommen auf solche Betrachtungen anläßlich dreier wertvoller Publikationen, von denen sich zwei insbesondere mit „R. Wagners Weltanschauung" beschäftigen, das dritte bisher unveröffentlichte Briefe des Meisters und gewichtige Details zur Entstehungsgeschichte der Bayreuther Bühnenfestspiele beibringt. Von jenen wieder ist die eine unter dem eben genannten Titel selbst bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienen und hat einen jungen, sehr begabten Ästhetiker Dr. Rudolf Louis zum Verfasser, während die andere: „Richard Wagner, der Dichter und Denker" betitelt, von einem Franzosen, Dr. Henri Lichtenberger, herrührt, demselben feinsinnigen Professor der Universität Nancy, dessen Nietzsche-Buch unlängst in deutscher

Übertragung ein so berechtigtes Aufsehen allenthalben erregen durfte; und zwar liegt diese in autorisierter Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski aus dem Reißnerschen Verlage (Dresden und Leipzig) vor. Die dritte endlich benennt sich „Briefe R. Wagners an Emil Heckel" (Berlin, S. Fischer); ihre Herausgabe hat der als gediegener Schriftsteller in der Litteraturwelt längst wohlgeschätzte Sohn des ehemaligen Bayreuther Verwaltungsrates Karl Heckel besorgt. — Erscheint es sehr begreiflich, daß die ersten beiden Bücher sich vielfach berühren, wenn auch Lichtenberger nach dem Untertitel: „Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens" dieses letztere mehr betont, Louis hingegen mit seinem Werke sich unwillkürlich einen engeren Rahmen gesteckt hat, — so liegt es wiederum auch nahe, beide zusammen hier zu betrachten. Nimmt man überdies noch den unlängst in der Wissenschaftl. Beilage der Münchener „Allg. Ztg." (Nr. 47—49) veröffentlichten, ungemein lichtvollen Vortrag H. St. Chamberlains über „R. Wagners Philosophie" mit hinzu, so kann diesem Studium ein sehr wertvolles Ergebnis von vornherein garantiert werden; denn alle drei ergänzen sich nicht nur wechselseitig, sondern bereichern und erweitern die Kenntnis vom Wagner-Problem geistig um ein Erhebliches. Von Überweg-Heinze und Falkenberg wird R. Wagner zwar in der Geschichte der Philosophie aufgeführt, ja, der verstorbene Carl v. Prantl in München reihte ihn schon früher, bei seinen Vorlesungen, unter den Hegelianern ein. Aber des „Wagnerianers" Chamberlain Beweisführung: daß R. Wagner zwar eine umfassende, außerordentlich hell beleuchtete Weltanschauung, doch keine wirkliche Philosophie besessen habe, ist so klar und einleuchtend, daß wir fortan auch alle jene Ausführungen, wo (bei Louis, Lichtenberger u. a.) von der Philosophie Wagners die Rede ist, wohl oder übel nur mehr mit jener Einschränkung werden verstehen können. Niemals mehr wollen wir bei allen diesen Erörterungen vergessen, daß philosophische Erkenntnis und philosophisches Bewußtsein bei dem Dichterkomponisten nichts Eigenes, Direktes gewesen ist, sondern daß er darin abhängig von anderen (Feuerbach, Schopenhauer), gebundener Geist gleichsam, war, während man über den Versuch Arthur Drews', im Zentrum des Wagnerschen Schaffens, d. h. im „Nibelungen-Ring", Ed. v. Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" nachzuweisen (Leipzig, H. Haacke), getrost wohl zur Tagesordnung übergehen kann. Richtiger also werden wir auf alle Fälle künftig nicht vom „Philosophen", sondern vom „Denker" Wagner sprechen — wenn immer sich nebenher die Frage wohl aufwerfen läßt, ob Chamberlain seinerseits nicht stellenweise „Philosophie" mit „Erkenntnis-Theorie" zu sehr verwechselt hat, und ob aus seiner schroffen Ablehnung der „Philosophie" Wagners als solcher nicht doch beinahe schon etwas wie hochnäsiges Zunftgelehrtentum zum Leser spricht. Fast scheint es wenigstens, als wäre er eines Tages auf dem kritischen Punkte der Betrachtung angelangt, wo man sich nolens volens auf Grund selbständiger Lebensanschauung über Wagner zu erheben beginnt: so daß wir also hier am Ende gar eine zweite Auflage Nietzsche noch zu gewärtigen hätten. Bedeutend genug ist Chamberlain allerdings dazu!

Doch, ich kehre zu meinen Klienten: Rudolf Louis und Henri Lichtenberger, zurück und möchte hier vor allem feststellen, daß bei ersterem im Grunde mehr das Was, bei letzterem vornehmlich das Wie seiner Darstellung fesselt und interessiert: wie wir sehen, der alte or-

ganiſche Gegenſatz und Unterſchied zwiſchen der germaniſchen und franzöſiſchen Raſſe. Freimütig, je näher wir dem Verfaſſer perſönlich ſtehen und für je berufener wir ſeine Feder und Begabung halten, muß es dem Louisſchen Buche gegenüber bekannt werden: das, was ſeine buchhändleriſche Ankündigung ſo beſonders betont — „eine im beſten Sinne des Wortes populäre Schreibweiſe“ — ſcheint uns doch nicht erreicht zu ſein. Um ſo lebhafter freilich darf die andere Seite jener Ankündigung, d. h. „Ernſt und Gründlichkeit, wie ſie der Gegenſtand erforderte“, anerkannt werden, kann man von dem ebenſo fachkundigen wie geiſtvollen Verfaſſer aufrichtigen Lobes beſtätigen, daß ſein redliches Beſtreben, die Klippe ſowohl der Einſeitigkeit als auch der Oberflächlichkeit zu umſchiffen, bei ihm nirgends zu verkennen bleibt. Nach Hugo Dingers dickleibigem Werke über „R. Wagners geiſtige Entwicklung“ und Chamberlains bekanntem umfaſſenden „Wagner-Buch“ den Denker Wagner auf 180 Seiten 8° ſelbſtändig und intereſſant, neu und im Grundkern erſchöpfend zugleich zu behandeln, das war keine leichte Aufgabe. Erſterer hatte freilich über dem Moment der Entwicklung die perſönliche Einheit zu ſehr vergeſſen und eine unvermittelte Kluft zwiſchen dem Wagner der Feuerbach- und dem der Schopenhauer-Periode aufgeriſſen; letzterer wiederum jene organiſche Einheit der Perſon ſo ſtreng genommen, daß er die einzelnen Begriffe auf den verſchiedenen Stufen Wagners nahezu gleichwertig einſetzte und behandelte, ſie mitunter ſogar beliebig durcheinander miſchend. So galt es für Louis, das rein hiſtoriſch-genetiſche Verfahren und die quaſi dogmatiſche Darſtellungsweiſe ſozuſagen zu kombinieren und die ſich entwickelnde Einheit bei Wagner aufzuſuchen. Ein ſorgfältiges Regiſter erhöht den Wert dieſer Arbeit zudem noch um ein Beträchtliches. Und kommen dabei noch ſo ausgezeichnete Partieen mit in Betracht, wie die lichtvolle Heranziehung Platos S. 22 f.; die dankenswerte Hervorhebung E. T. A. Hoffmanns (32–39); das aufſchlußreiche Zurückgreifen auf Nietzſche (S. 44 f.); das intereſſante Kapitel Feuerbach (S. 69 ff.) mit dem Verſuch des Nachweiſes, wie Wagner — trotz Chamberlain — doch mehr als nur die „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit“ von jenem gekannt haben müſſe; die treffenden Bemerkungen zum Begriff „Altruismus“; das Thema „Mann — Weib“ und „Liebe“ mit ſeinem tiefen Einſchlag in Wagners Lebens- und Kunſtphiloſophie (94 f. u. a.); die geiſtvolle Erläuterung der Naturauffaſſung bei Rouſſeau — Tolſtoi und bei Wagner (84); der wichtige Abſchnitt „Triſtan“ (132—139) und ſo vieles andere mehr: dann iſt man ohne weiteres befugt, von einer entſcheidenden Bereicherung der einſchlägigen Litteratur bei dieſer Schrift zu reden, die nur lieber in Fraktur ſtatt in Antiqua gedruckt und nicht ſo miſerabel geheftet ſein müßte, um noch ungleich günſtiger zu wirken. Das alles ſchließt natürlich nicht aus, daß man in Einzelheiten recht oft anderer Meinung ſein kann. So z. B., wenn Louis „in den kunſttheoretiſchen Anſchauungen Wagners eine prinzipielle Änderung (gegen Dieger) nicht finden kann“ — S. 147 Anm. —, ſo möchte ich ſchon gerne auf die Wandlung ſeiner Äſthetik vom Senſualiſtiſchen ſozuſagen zum Somnambulen aufmerkſam machen; und eine Wendung wie die S. 164: daß Nietzſche „den traurigen Sophiſten vom Schlage eines Max Nordau und ihren Scheinargumentationen ſich anzuſchließen wenig vornehm genug war“ — eine ſolche Wendung ſollte doch ſelbſt einem ſtreng dogmatiſchen Wagnerianer nicht unterlaufen dürfen, denn Nietzſches

„Neuer Umblick“ wurde niedergeschrieben 1879, der „Fall Wagner“ erschien 1888 und Nordaus „Entartung“ erblickte doch bekanntlich erst 1896 das Licht der Öffentlichkeit. Selbst in dem grundwesentlichen Hauptpunkte seiner Darlegung können wir schließlich Louis nicht ganz beipflichten, so sehr er gerade darin auch mit seinem Gegner Chamberlain übereinzustimmen scheint. Louis hofft nämlich, in dem Begriff des „Rein-Menschlichen“, dessen mannigfache Wandlungen bei Wagner auf Schritt und Triti aufmerksam verfolgend, den Zentralpunkt für eine einheitliche Auffassung der geistigen Entwicklung des Bayreuther Meisters gefunden zu haben (vgl. S. 16 und 71). Aber indem er hier die notwendige organische Ergänzung (vergl. S. 148), d. h. den Begriff des „Ewig-Natürlichen“ — ich will nicht sagen: unterschlägt, aber doch so gut wie ignoriert (S. 186 springt dieses „Ewig-Natürliche“ übrigens plötzlich, wie das bekannte Teufelchen aus dem Kasten, doch heraus), indem er ihn gleichsam implicite mit einbegreift und das „Rein-Menschliche“ darum lange nicht so energisch von seiner religiösen Seite faßt, wie es von Wagner später recht eigentlich doch gemeint ist, — erleichtert er sich seine Aufgabe ganz wesentlich, oft bis zur Verdunkelung des Problems, um dann gelegentlich doch wieder (S. 99, 128, 130, 132, 170) von einer „totalen Umwälzung“, der „fundamentalen Revolution“, dem „ganz anderen Wagner“ zu reden.

Da scheint mir denn doch der sanft freiere, will sagen: mit weniger gebundener Raute marschierende Ausländer Lichtenberger in seinem scharfsinnigen Schluß-Fazit, und hier in der korrekten Auseinanderhaltung jener beiden Hauptbegriffe, dem punctum saliens der Sache einigermaßen näher gekommen zu sein. (Wie schade, daß sich die beiden gegenseitig gar nicht zu kennen scheinen, da sich ihre Kreise stellenweise wieder so schön und tief berühren!) Und der Franzose hat dabei nach den großen Vorzug, durch den Kritizismus Nietzsche-Nordau wacker hindurch gegangen, daher wetter- und sattelfest in allen Lagen zu sein und doch schließlich zu wesentlich positiven, zum Teil spezifisch Wagnerianischen Ergebnissen in seiner Forschung zu gelangen. Ist in diesem ganzen Buche schon vorher die gute, klare Einteilung, die verständige Gruppierung und sinnvoll-übersichtliche Gliederung für ein Fremd-Urteil überaus erfreulich, so namentlich ist dieses glänzende Schlußkapitel im großen und ganzen mit seinem bedeutenden Ausblick und seiner warmen Verehrung ganz vortrefflich, um nicht zu sagen: meisterhaft geraten. Mit freudigem Erstaunen wird der Leser gewahr, wie hier nicht etwa die seichte Oberfläche herauskommt — bei solch' geschmackvoller Vereinfachung alles Schwierigen, sondern gerade der reale Kern sich losschält von aller komplizierten Umhüllung. Und auch sonst läßt sich wohl ohne Bedenken von dem Buche sagen: Wo du es aufschlägst, da ist es interessant! Sein Untertitel sagt eigentlich schon plastisch alles, was sein Inhalt birgt. Ganz gewiß auch ist es keine schlechte Technik, die da in einer Darstellung und Entwicklung von Wagners Leben und Schaffen zugleich seine künstlerisch-philosophische „Evolution“ giebt, seine persönlich-philosophische Weltanschauung wiederspiegelt. Zwar ist dem deutschen Herrn Übersetzer da und dort eine kleine Flüchtigkeit mit untergelaufen. So hätte er das Felix Weingärtner (vergl. 562 Anm.), das wiederholte Schlosser statt Schlösser (S. 198 u. 389 Anm.), das Madame d'Agout (S. 415) des französischen Textes aus eigener, besserer Kenntnis schon zu berichtigen wissen können; auch berührt sein hartnäckiges: „Glauben, Willen, Frieden“ (als Nomitativ Singular des

Subſtantivs) immerhin etwas eigentümlich. Aber die Litteraturkunde des Autors iſt eine überraſchend umfaſſende (höchſtens F. v. Hauſegger, Schemann und die Gobineau-Vereinigung, ſowie einige grundlegende Abhandlungen des Unterzeichneten haben wir, außer — wie ſchon erwähnt — Louis, noch vermißt); das eigentliche Quellenmaterial — bis auf Weißheimers Memoiren — zuverläſſig und ſolide; das Regiſter auch hier wieder eine den Gebrauchswert ungemein erhöhende, ſehr willkommene Beigabe der deutſchen Publikation (für eine Neuauflage empfehlen wir übrigens folgende Vervollſtändigungen: Coſima Wagner nicht S. 561, ſondern 562; Nietzſche zum übrigen auch noch S. 485; S. 451 und 458 auch noch die Zuſätze zum „Judentum in der Muſik“ aus dem VIII. Bande der „Geſ. Schr.“ nachzutragen!); zudem geben die Inhalts-Stichwörter der einzelnen Seiten mit dem Index zuſammen noch einen ausgezeichnet raſchen Einblick in das Ganze. So ſehen wir denn in dem zugleich hübſch gedruckten Lichtenbergerſchen Buche nicht nur die beſte Geſamt-Darſtellung, die uns aus der franzöſiſchen Litteratur über Wagner (wir denken an Schuré, Jullien, Noufflard, Ernſt, den Grafen Chambrun und ſelbſt Kufferath) bisher begegnet iſt; ſie ſchlägt durch ihren feinen kritiſchen Ernſt bei wärmſter Anerkennung ſogar auch noch eine ganze Menge ehrlich gemeinter und tüchtig gearbeiteter, aber viel zu ſchwerfällig-kanoniſcher Schriften der deutſchen Wagner-Litteratur um ein Beträchtliches. Kurz, wir ſalutieren reſpektvollſt und ſtehen ſogar nicht an, dieſes franzöſiſche Werk für das (annoch wenigſtens) einzige zu erklären, welches auf der *vollen* Höhe der wiſſenſchaftlichen Wagner-Forſchung ſteht, d. h. welches auf der Höhe des Zeitbewußtſeins über Wagner (den neuen Nietzſcheſchen Standpunkt noch *mit* indegriffen) den heutigen Stand der Dinge in direkter Bejahung der hohen internationalen Kulturbedeutung gerecht notifiziert. —

Weſentlich kürzer vermögen wir uns über die drittgenannte, gleichfalls vortreffliche und dankenswerte Broſchüre zu faſſen. Sie gründet ſich im Hauptſächlichen auf frühere Veröffentlichungen desſelben Herausgebers über die Entſtehungsgeſchichte der Bayreuther Feſtſpiele und perſönliche Erinnerungen des Vaters Heckel zu ſeiner verdienſtvollen, ihm unvergeſſenen Mitwirkung an dem Zuſtandekommen des idealen Unternehmens. Nur ſind jetzt die Originalien der zu Grunde gelegten Briefe des Meiſters pp. dazu und überhaupt zuerſt ans Tageslicht gekommen. Lebendig entwickelt, friſch geſchrieben, bietet das ganze viel neue Materialien, intime Dokumente, zum Teil archivaliſche Ausbeutungen — alles in allem eine recht zeitgemäße Vervollſtändigung unſerer Kenntnis von Wagners Weſen und den mancherlei Leidensſtationen auf dem ſteilen Calvarienwege bis zur endlichen Krönung des unerhörten Bayreuther Werkes — für den Meiſter ſowohl als ſeine Getreuen. Emil Heckel war einer der erſten, der thätigſten und der beharrlichſten, und er war glücklicherweiſe aus jener Stadt, da „*Männer heimiſch*“ ſind. Die Prägung *dieſes* Wortes danken wir Wagner aufrichtigen Herzens als eine in Andetracht der Perſon und der näheren Umſtände wohlgelungene. Sonſt freilich gehen uns ſeine krampfigen und hartnäckigen Stammbuchreimereien in der Regel ein wenig auf die Nerven. Kein Zweifel: Wagner muß zuweilen wohl überaus „ſchwierig“ geweſen ſein. Allein — er war kein Schauſpieler! Sehr groß (und konfliktreich für ihn ſelbſt und ſeine Schule) war dagegen zuweilen der Widerſpruch zwiſchen den philoſophiſchen Überzeugungen bezw. moraliſchen Forderungen und ſeinen organiſchen Rei-

gungen bei ihm (wozu man vergl. wolle: Lichtenberger S. 538).

Recht merkwürdig iſt endlich ein viertes Buch, das wir in dieſem Zuſammenhange noch raſch mit anreihen wollen: „Parſifal. Der Weg zu Chriſtus durch die Kunſt. Eine Wagner-Studie von Albert Roß Parſons. Aus dem Engliſchen nach der zweiten Auflage überſetzt von Dr. Reinhold Frhrn. von Lichtenberg (2. Auflage); Zehlendorf, Paul Zillmanns Verlag" — ein recht ſeltſames Buch, obendrein ziemlich langweilig geſchrieben und — o, ſo unendlich engliſch in ſeiner Form und Anſchauungsweiſe! Bei aller Gelehrſamkeit, vom Myſterium bis zur Magie, vom Myſtizismus bis zum Occultiſtiſchen herab — es muß doch wohl ein ziemlich flacher Kopf ſein, der es verfaßt hat. Dieſes theoſophiſch-theologiſche Spintiſieren über ein Thema wie „Parſifal" mit allem Spleen einer krampfhaft-hartnäckigen Bibel-Symbolik: wer kennte das nicht ſchon an den begeiſterten amerikaniſchen und angliſaniſchen Bayreuth-Pilgern, die ganze Nachmittage in Diskuſſion über der tiefſinnigen Frage zubringen können: ob Titurel = Simeon ſei! Die unvereinbarſten Dinge zuſammengeworfen und durcheinander gequirlt — wir alle haben früher nur zu gern ſolche Dinge geleſen und leider auch ſelbſt in dieſem Genre zu viel ſchon verbrochen! Allmählich, bei wachſender Erkenntnis, hat man aber ſchließlich denn doch ein Haar darin gefunden. — Übrigens, wo alles liebt, kann Karl allein nicht haſſen. Der franzöſiſche Abbé Marcel Hébert analyſiert „das religiöſe Gefühl bei R. Wagner", Mr. Parſons hält in der New Yorker Allerſeelen-Kirche eine Erbauungs-Andacht auf den modernen Reformator . . . da müſſen die „Bayreuther Blätter" unbedingt auch einmal offiziell predigen (vgl. das X./XI. Stück ihres vorigen Jahrganges)! Ein Nietzſche hat gewiß ſo unrecht nicht: ſie ſind beim Weihrauch und beim Pſalmodieren eines Oberprieſtertums glücklich angelangt. Allein, eine weſentliche Einſchränkung müſſen wir ihm gegenüber doch machen. Nur der „Antichriſt" ganz allgemein in ihm durfte Wagners letzte Entwicklung als Dekadence pp. beherzt ablehnen. Nicht aber konnte er dabei ſcheinbar noch zwiſchen den zwei chriſtlichen Hauptkonfeſſionen unterſcheiden und vom „Parſifal" behaupten: „Was Ihr vernahmt, iſt Rom — Roms Glaube ohne Worte!" Entweder — oder! Entweder Chriſt oder Antichriſt. Wenn aber erſteres noch zugegeben, dann beſteht keinerlei Recht, den germaniſch-proteſtantiſchen „reinen Thoren" des thätigen Mitleids, der ſich der Sünde beherzt ſtellt, den kämpfenden und Liebeswerke thätig wirkenden Gralsdienſt von Mönch und Ritter zugleich, mit katholiſcher Weltflucht und romantiſcher Velleität für gleichbedeutend zu erklären. Das war doch einmal hier zu ſagen.

Weimar. Dr. Arthur Seidl.

Auf die Menſur!

Kurz nach der Veröffentlichung des Abſchn. II („Der alte Menſch und ſeine Kunſt") meiner Studie über den „Katholizismus und die neue Dichtung" ging mir durch die Vermittelung der Redaktion das Urteil eines Leſers zu, das mich zur Er-

widerung drängt, weil ich fürchte, daß es nicht allein ſtehen wird. Ich ſetze es wörtlich hierher:

„... die Bemerkungen über Hutten und Luther ſind albern und auf gänzlicher Unkenntnis der Pſychalogie dieſer beiden Perſönlichkeiten beruhend. Es iſt jammerſchade, daß ſelbſt geſcheidte Menſchen ſich van gewiſſen daktrinären Phraſen der dreißiger und vierziger Jahre nicht emanzipieren können."

Ich hatte nämlich geſchrieben: „Das hat Luther bei weitem nicht ſo konſequent durchgedacht, wie Ulrich v. Hutten und Thamas Münzer, die ihm beide an geiſtiger Begabung wie an Charaktergröße überlegen waren." Ich vermute, die „Charaktergröße" hat jenen Leſer in ſalche Aufregung verſetzt, daß er mit dem etwas graben Warte „albern" werten mußte. Dabei überſieht er eben in der Hitze den Unterſchied zwiſchen Charaktergröße und mächtiger Perſönlichkeit. Und dach iſt dieſer Unterſchied ſo bedeutend, daß man faſt ſagen kann: beide Wertungen ſchließen einander meiſtens aus. Die ſtarke, bezwingende Perſönlichkeit kann, wenn ſie ſich durchſetzen will, nur ſehr ſelten Charaktergröße bewahren. Denn Charaktergröße affenbart ſich in nichts ſa ſtark, als in der Reinheit der Mittel. Van Bismarcks Gegnern überragten ihn nicht wenige an Charaktergröße, ohne daß ihm einer (außer Laſſalle) an Gewalt der Perſönlichkeit auch nur nahegekommen wäre. Analog ſteht es mit Luther. Er iſt thatſächlich vor Bismarck der größte deutſche Realpalitiker. Keiner vor Bismarck hat ſeine Zeit ſa verſtanden, wie Luther. Er ſah, was alle anderen — auch Hutten und Münzer — nicht ſahen: das Aufſteigen der Fürſtenmacht. Sa nahm er ſkrupellas, was er fand, lehnte ſich an die Fürſten und tratzte dem Kaiſer und ließ die Bauern im Stich. Es war ſeine Tragik, daß er gar bald var dem Fürſtentume ganz kapitulieren mußte. Wenn man „Über die Freiheit eines Chriſtenmenſchen" mit aſſenen Augen lieſt, ſa findet man Stellen, in denen die jeſu-pauliniſchen Wahrheiten van der Rechtfertigung im Glauben mit — ich ſpreche das harte Wort aus: jeſuitiſcher Dialektik für die Forderung des Unterthanengehorſams ausgebeutet werden. Und daß der Deſpotismus des Fürſtentums tauſendmal raher, niedriger, ſchlimmer war, als der Roms, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Ulrich Hutten und Münzer kämpften für unrealiſierbare Ideale: denn das Ritterideal war ſchon vernichtet, das liberale nach nicht erfüllbar. Daß dennoch alles ſich gut gewendet hat, daß Preußen die gigantiſche Aufgabe löſte, aus dem Kleinfürſtentum heraus dieſes zu überwinden und eine neue Einheitsmacht zu ſchaffen — hat daran vielleicht Luther ein Verdienſt? — Auch ich verſage den großen Realpalitikern meine Bewunderung nicht. Aber ich lüge mir auch nlcht var, ſie ſeien Idealiſten geweſen. Und ich quäle mich auch nicht ab, ſie en miniature nachzuahmen, nach dem Vorbilde unſerer Bismarck-Anbeter. Im Hinblick auf ſalches Gebahren, das verlagen und lächerlich zugleich iſt, muß ich doch ſagen, daß mir „manche Phraſen" aus der aufſteigenden Zeit des Bürgertums, aus den vierzlger Jahren, lieber ſind, als die modiſchen aus der abſteigenden, und daß wir uns lieder von letzteren emanzipieren und uns zuweilen an jene erinnern ſallten.

Leipzig. Ernſt Gyſtraw.

Büchertiſch.

Aram, Kurt, Gedichte. Dresden, E. Pierſon. 8°. 172 S. M. 2,50.

Bachofen, J. J., Das Mutterrecht. Eine Unterſuchung über die Gynaikokratie der alten Welt nach ihrer relig. u. rechtl. Natur. 2. Aufl. Basel, Benno Schwabe. 4°. LX u. 440 S. M. 16,—.

Biedermann, Woldemar Freih. v., Goethe-Forſchungen. Anderweite Folge. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 8°. 271 S. M. 10,—.

Boelitz, Martin, Lieder des Lebens. Dresden, E. Pierſon. 8°. 164 S. M. 2,50.

Bulthaupt, Heinrich, Dramaturgie des Schauſpiels, Shakeſpeare. 6. Aufl. Oldenburg, Schulze (A. Schwartz). 8°. 502 S. Broſch. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Enking, Ottomar, Johann Rolfs. Roman. Dresden, Carl Reißner. 8°. 272 S.

Fiereus-Gevaert, H., La Tristesse contemporaine. Essai. Paris, Felix Alcan. 8°. 195 S.

Fiſcher, Karl, Das Balderſpiel. Wien, Fr. Schalk. 8°. 100 S.

Grunwald, M., Mitteil. der Geſellſchaft für jüdiſche Volkskunde. Heft III. Hamburg, Selbſtverlag der Geſellſchaft. 8°. 90 S.

Heinemann, Karl, Goethe. 2. verbeſſerte Aufl. Leipzig, E. A. Seemann. 8°. 774 S. M. 12,—.

Heller, Friedrich, Sünde. Novelle. Dresden, Carl Reißner. 8°. 159 S.

Hellgren, Olaf, Aus d. Memoiren eines Laubfroſches. 2. Aufl. Zürich, Caeſar Schmidt. 318 S.

Kielland, Alexander L., Jacob. Roman. Überſ. a. d. Norw. v. Dr. Leo Bloch. Berlin W., „Harmonie“. 8°. 206 S. M. 3,—.

Kohl, Franz Friedrich, Echte Tiroler Lieder. Wien 18, Canongaſſe 9, Selbſtverlag. 8°. 302 S. fl. 2,35.

Kurth, Ferdinand Max, Dichtungen. 1. u. 2. Heft, à 16 S. Selbſtverlag. 8°. (6 Hefte 3 M. Subſkript.)

Riehl, W. H., Geſchichten und Novellen. Lfg. 7—14. Stuttgart, J. G. Cotta. 8°. à M. 0,50.

Robert, Gustave, La Musique à Paris (1897—1898). Paris, IV ème année. Ch. Delagrave. 12°. 360 S. Fr. 3,50.

Schäfer, Theo, Leben und Träume. Gedichte. Bern, Steiger & Co. 8°. 64 S.

Schulze-Schmidt, Bernhardine, Ringende Seele. Auch eine Liebesgeſchichte. Stuttgart, Deutſche Verlagsanſtalt. 8°. 294 S.

Schwabe, Kurt, Mit Schwert und Pflug in Deutſch-Südweſtafrika. Berlin, E. S. Mittler. 8°. 448 S. M. 11,50.

Seelmann, Theo, Das höchſte Gut. Schauſp. in 4 A. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. 8°. 163 S. M. 2,—.

Sinnet, A. P., Die eſoteriſche Liebe oder Geheimbuddhismus. (Aus dem Engl.) 2. Aufl. Leipzig, Th. Grieben (L. Fernau). 8°. 296 S. M. 4,—.

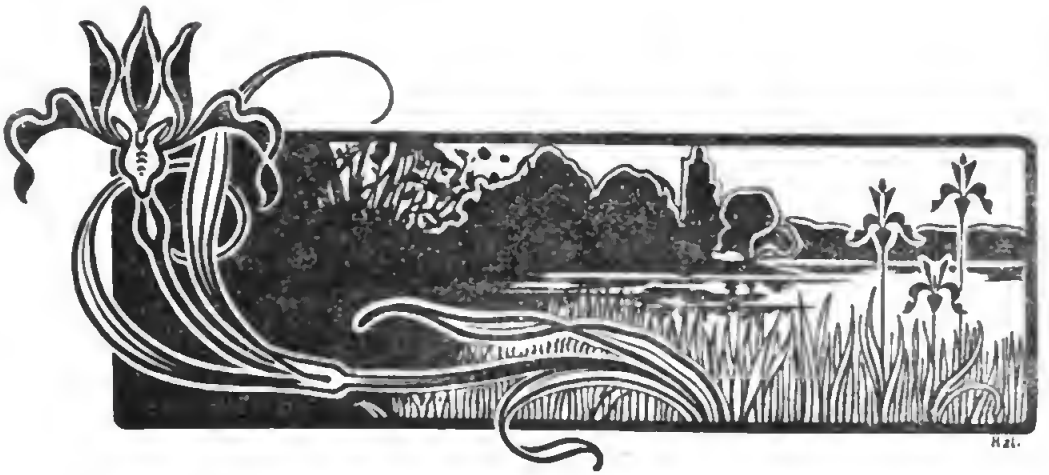
Sintenis, F., Die Pſeudonyme der deutſchen Litteratur. Hamburg, Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. 8°. 27 S. M. 0,60.

Tolſtoi, Leo, Auferſtehung. 2 Lfrg. Leipzig, Eugen Diederichs. 8°. S. 81 bis 144. M. 0,50.

Zobeltitz, Fedor v., Aus tiefem Schacht. Roman. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt. 8°. 391 S.

Zola, Emile, Die Schultern der Marquiſe. Novellen. München, Albert Langen. 8°. 130 S. M. 1,—.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Weſtf.



Band III. * 1899. * Heft 5.

Ein Paſſionsſpiel im Norden.

Von Anſelm Heine.
(Berlin.)

Wer in den letzten Wochen durch die Straßen von Helſingfors ging, begegnete hier und da einem Trupp ſchweigſamer Menſchen, Männer und Frauen, die einander ſtumm die Hände drückten, wie bei einer Leichenfeier.

Sie tragen keinen Sarg in ihrer Mitte. Ihre Trauer gilt dem Begräbnis eines Lebendigen.

Ein merkwürdiges Paſſionsſpiel, dieſe Grablegung der höchſt lebensvollen finniſchen Verfaſſung!

Ich weiß nicht, ob das zuſchauende Europa berechtigt iſt, den bequemen Philiſterſtandpunkt einzunehmen, den jene Berliner Spießbürgerin bei der Aufführung des Tell ſo bündig zu Worte brachte. Nachdem ſie ſich beim Apfelſchuß voll Entſetzen erhoben hatte „Du werſcht doch nich? Tell, Du werſcht doch nich?“ ſank ſie auf ihren Platz zurück mit dem Entrüſtungsſeufzer: „Im Grunde, was ſchert's mir?“

Uns alle, die wir in germaniſcher Kultur leben, „ſchert“ jedenfalls das, was jetzt in Finnland geſchieht, ziemlich viel. Wir haben alle Urſache, uns dafür zu intereſſieren, wenn der große, aſiatiſche Koloß ſich zu dehnen beginnt und unter ſeiner plumpen Schwere wie

ein Bergsturz germanische Entwicklung, germanisches Streben zu verschütten droht. Um den Inhalt der tragischen Komödie dort im Norden zu verstehen, muß man sich Finnlands Geschichte ins Gedächtnis zurückrufen. Finnland hat vom Jahre 1157 an zu Schweden gehört und mit Schweden zusammen unter dem Schutze derselben Verfassung gestanden. Diese Zusammengehörigkeit wurde erst aufgehoben, als Finnland nach dem napoleonischen Kriege im Jahre 1809 an Rußland abgetreten wurde. Bei der Übernahme des Landes erklärte der Zar Alexander I. auf dem Landtage zu Borgå, daß er hiermit „die Religion und die Grundgesetze des Landes bestätigen und bekräftigen wolle, nebst den Privilegien und Rechten, die jeder Stand und alle seine Einwohner überhaupt bis jetzt, der Konstitution gemäß, genossen haben".

Diese Bestätigung der Privilegien und Rechte aber bedeutet, die Stände sollten nach wie vor die Interessen des Landes vertreten. Dem Zaren aber sollte die letzte Entscheidung zustehen. Die Änderung irgend eines der Grundgesetze durfte nur mit Genehmigung des Landtages und des Senates — der obersten finnländischen Regierungsbehörde — erfolgen.

Auf Grund dieser Bestimmungen wurde Finnland als Großfürstentum dem Zarenreiche angegliedert.

Die Rede, mit welcher Alexander I. am Tage vor der Eröffnung des Landtages von Borgå die Stände begrüßte, enthielt folgende Worte: „Diese Ständeversammlung soll der Ausgang für Eure politische Existenz werden." Und nach Abschluß des Landtages äußerte er: „Für die Zukunft unter die Zahl der Nationen erhoben, im Schutze seiner Gesetze wird dieses Volk die Vorsehung segnen — —."

Der Thron des Zaren war, seiner eigenen Anweisung nach, mit dem Wappen Finnlands geschmückt.

Seine Absichten für Finnland erklärt er noch deutlicher am 27. März 1810. Die Worte, mit denen er sein Manifest einleitet, lauten unter anderen: „Es ist unser Vorsatz gewesen, dieses Land zu regieren ‚comme une nation libre'." Und in dem geheimen Reskript an den Generalgouverneur vom selben Jahre kommen folgende Stellen vor: „4. Beim Ordnen der Verhältnisse Finnlands war es meine Absicht, dem Volke politische Existenz zu verleihen, so daß es sich nicht als von Rußland erobert, sondern als durch seinen eigenen Vorteil mit demselben verbunden betrachten möge: darum 5. sind nicht nur seine bürgerlichen, sondern auch seine politischen Gesetze beibehalten worden."

Die Nachfolger Alexanders I. hatten kein Bedenken getragen, diese Verfassung zu bestätigen. Auch der gegenwärtige Zar Nicolas II. beschwur sie mit folgenden Worten:

> Nachdem Wir durch Fügung des Höchsten in erblichen Besitz des Großfürstentums Finnland gelangt sind, bestätigen Wir hierdurch von neuem Religion, Grundgesetze, Rechte und Privilegien, die jeder Stand des genannten Großfürstentums insbesondere und seine Einwohner überhaupt bisher, laut der Verfassung dieses Landes genossen, indem wir geloben, dieselben unverändert in Kraft und Wirkung zu erhalten.
>
> Livadia, den 6. November 1894. Nicolas.

Während der 90 Jahre, die seit dem Landtage von Borgå verflossen sind, hat sich Finnland zu einem Kulturstaate ersten Ranges entwickelt. Durch zähen Fleiß hat es in Landwirtschaft, Industrie und Wissenschaft erstaunliche Erfolge erzielt und seinen mächtigen Nachbarn und Schutzherrn in vieler Hinsicht überflügelt. Finnland hat 3 % Analphabeten (in Rußland besuchen nur 4 % überhaupt die Schule). Finnland hat 7,6 Einwohner auf 1 □km. An der Universität sind 2100 Studenten immatrikuliert, darunter 300 Frauen. Seine Zolleinnahmen betrugen 1830: 830 000 Mark; 1889: 13 Mill. Mark; 1896: 26 Mill. Mark. Eisenbahnen durchkreuzen das ganze Land, Musik und Poesie lösen dem ernsten Volke, das im Kampfe mit der rauhen Natur schweigsam geworden ist, das Herz. Jede Bewegung der Zeit findet dort einen Wiederhall und eine Antwort. Frische und Intelligenz, eine auffallende Reinheit der Sitten, zähe Geduld und Rechtlichkeit sind die Hauptcharakterzüge dieser sympathischen „nation libre".

Finnland hat während fast eines Jahrhunderts den Zaren nicht den leisesten Grund zur Beschwerde gegeben. Die immer erneute Bestätigung der finnländischen Verfassung ist ein Beweis dafür, daß dies auch von der Seite der Zaren anerkannt wurde. Auch jetzt ist es nicht der Zar, den das gemaßregelte Volk als die direkte Ursache seiner Leiden betrachtet. Man weiß in Finnland zu gut, wie eifrig und seit wie lange schon die Panslavisten an der Arbeit sind, um Finnlands Existenz zu untergraben. Unter Alexander I. waren sie die Unterliegenden. Unter Alexander III. bereits hatte ihre Partei eine Anzahl Hetzschriften im kaiserlichen Archiv niedergelegt, aber der Zar erlaubte nicht die Ausgabe derselben. Jetzt hat man diese Papiere hervorgeholt,

und die frühere Vorarbeit bewirkte die unheimliche Schnelligkeit der jetzigen Propaganda. Es befinden sich unter diesen Schriften die verzweifeltsten Versuche, zu beweisen, Alexanders I. Erklärung habe nur „auf die schwedischen Gesetze und Teile derselben, welche mit der neuen Stellung Finnlands als ein unzertrennlicher Teil des russischen Kaiserreichs übereinstimmen", hinzielen können.

So wenig die Resultate ihrer Anstrengungen vor der Vernunft bestehen können, nach und nach ist es den panslavistischen Hetzereien doch gelungen, die maßgebenden Persönlichkeiten an ihre Schlagworte zu gewöhnen, sich ihre Ohren willig zu machen.

Schon Anfang der neunziger Jahre wurden in Rußland Stimmen laut, die forderten, daß alle „Reichsgesetze" (die Grenzen dieses Begriffes sind äußerst dehnbar) ohne Rücksicht auf das konstitutionelle Recht Finnlands gelöst werden sollten. In Petersburg fand 1894 eine Konferenz statt, deren Aufgabe es war, die Grundgesetze neu zu kodifizieren und Vorschläge zu entwerfen, um aus dem russischen Reichsrat eine Behörde zu machen, die alle beiden Ländern gemeinsamen Angelegenheiten bestimmen könne. Auf diese Nachricht sandten die Stände voll Besorgnis ein Schreiben an den Monarchen. Als die von der Konferenz vorgeschlagenen Maßregeln kein Verfahren veranlaßten, beruhigte man sich aber wieder.

Da erfolgte im Oktober vorigen Jahres die Ernennung eines neuen Generalgouverneurs. Es war Bobrikoff, der uns Deutschen noch in „bester" Erinnerung ist. Denn er war es, der die Ostseeprovinzen in unglaublich kurzer Zeit russifiziert hat, der eine blühende Pflanzstätte deutscher Wissenschaft, die Universität Dorpat, im Namen seiner Regierung in die slavische Ruine Suyeff verwandelte.

War nun Bobrikoff der rechte Mann für Finnland, so fand man in dem Kriegsminister Kuropatkin den rechten Vertreter der panslavistischen Interessen in Petersburg. Von ihm ging die Militärvorlage aus, deren Verwirklichung schon allein Finnlands Ruin bedeuten würde.

Jeder, der die rauhen und schweren Verhältnisse kennt, unter denen die Finnen auf die Ziele friedlicher Entwicklung hinarbeiten, weiß, daß man dem Lande keine weiteren Heereskosten aufbürden darf, ohne seine Lebens- und Fortschritts-Fähigkeit zu unterbinden. Die neue Vorlage nun verlangt, daß die beste Arbeitskraft des Landes auf fünf Jahre in die Armee eingestellt werde und zwar in Rußland selbst. Bis jetzt war die Dienstzeit auf drei Jahre berechnet und

wurde im Lande absolviert. Von 5000 Mann soll die Armee auf 20 000 Mann gebracht werden. Außerdem würde eine Zahlung von 10 Millionen an die russische Kriegskasse zu leisten sein. Die Kosten der Armee würden sich jährlich von 7 auf 17 Millionen erhöhen.

Man wußte in Rußland ganz genau, daß auf eine Zustimmung des Landtages zu diesen Strangulationsmaßregeln nicht zu rechnen sei. So handelte es sich einfach darum, diesem Landtage seine Einmischung unmöglich zu machen.

Am 15. Februar wurde ein Manifest des Zaren erlassen, das den Befehl enthielt, in Zukunft „alles, was russische und finnische Interessen gemeinsam betrifft", im russischen Reichsrat zu entscheiden.

Die Art, wie dieses Manifest zu stande kam, hat sogar für Rußland etwas Außerordentliches. Denn während sonst über Gesetzgebungsfragen im Reichsrat verhandelt wird, war dies alles in geheimer Sitzung von einem Komitee entschieden worden, das in drei Zusammenkünften am Ziele seiner Beratungen angelangt war. Die Mitwirkung des finnischen Landtages aber hatte man ganz einfach ausgeschaltet. Damit war allem Recht und Gesetz ins Gesicht geschlagen. Das Manifest vom 15. Februar ist der tragische Höhepunkt des Leidensdramas, das sich dort oben im Norden abspielt.

Es fehlt ihm nicht an possenhaften Intermezzi. Der Übereifer neuernannter Beamten weiß sich nicht genug zu thun. Fünfundneunzig Zeitungen wurden seit dem Oktober konfisziert. (Im ganzen vorigen Jahre nur etwa vierzig.) Die eine dieser Zeitungen wurde straffällig, weil sich unter den Predigtanzeigen die Ankündigung eines Gebetes für das Vaterland fand! In Helsingfors wird das Denkmal Alexanders II. fast täglich von den Finnländern mit Blumen geschmückt. Unlängst gab der Generalgouverneur dem Polizeimeister die Weisung, in Zukunft davon abzusehen, da die Huldigung als Demonstration aufgefaßt werden müsse. Der Polizeimeister bat seinerseits, den Befehl schriftlich zu formulieren. Letzteres aber blieb wohlweislich aus.

Merkwürdig war es auch, daß der prachtvolle Kranz, den die Finnländer zum neunzehnjährigen Todestage Alexanders II. in der Peter-Pauls-Feste niedergelegt hatten, spurlos verschwand. Als der Zar erschien, fand er an der Stelle der finnischen die ungarische Pietätsbezeugung niedergelegt —.

Alle diese Kleinlichkeiten sind nur als Anzeichen ernst zu nehmen. Und auch dieser bedurfte es nicht mehr nach Finnlands letzter, großer Enttäuschung. Zwei Tage nachdem das Manifest in Finnland hatte

veröffentlicht werden müſſen, fand in Helſingfors eine große Verſammlung ſtatt, in der ein Ausſchuß von 20 Perſonen gewählt wurde, der den Auftrag erhielt, Unterſchriften für eine Adreſſe an Nicolas II. zu ſammeln. Bei 30 Grad Kälte, unter Schneeſtürmen, auf unwegſamen Strecken durchreiſten etwa 150 Perſonen das Land, um in den verſtreuten Gehöften dort, ſelbſt von der Bevölkerung der Polarkreiſe, Unterſchriften zu ſammeln. Eine ſtille, zähe Energie beherrſchte alle dieſe mit den Unwettern Kämpfenden und ein Strahl von Hoffnung erleuchtete ihnen den Weg.

Die Adreſſe, die ſamt den Unterſchriften 20 Foliobände bildet, iſt in fünf Tage entſtanden und in mehr als hundert Exemplaren von freiwillig ſich Anbietenden, hauptſächlich Frauen, abgeſchrieben worden. Und nun machten ſich die beſten Männer des Landes nach Petersburg auf. Zuerſt ſchien man hoffen zu dürfen. Die Bitte um Empfang wurde ſchnell befördert. Sehr bald aber ſpürte man den Druck von oben. Die vermittelnden Perſönlichkeiten wurden kühl, endlich ſchroff. Zuletzt traf die Antwort des Zaren ein. Er verwies auf eine längſt verſchollene Verordnung von 1826, die den Unterthanen verbietet, ſich der Perſon des Zaren zu nähern. Ohne Vermittlung von Gouverneur, Generalgouverneur und Miniſterſtaatsſekretär habe demnach ihre Adreſſe keine Gültigkeit. Er verweiſe ſie auf dieſen Weg.

Damit iſt das Schickſal der Adreſſe beſiegelt. Zugleich das Schickſal dieſes frommen, immer noch loyalen Volkes, das allſonntäglich in der Kirche die Augen auf das Manifeſt Alexanders I. richtet, das in allen Gotteshäuſern angebracht iſt. Einmütig und geduldig, würdig und ernſt trägt es ſein unverdientes Schickſal. Der letzte Akt ihrer Tragödie zeigt uns ein langſames, heldenhaftes Niederſchreiten. Ihrer hohen Kultur gemäß denken ſie nicht daran, mit theatraliſchem Schwertgeraſſel und melodramatiſchen Klagegeſängen ſich laut zu machen. Selbſt ihre letzte geſcheiterte Hoffnung haben ſie mit ſtillem Ernſt zu Grabe gebracht.

Erſchüttert ſehen wir ſie kämpfen und erliegen. Der aſiatiſche Koloß dehnt ſich aus und zerdrückt erbarmungslos mit ſeiner plumpen Schwere ein letztes, vorgeſchobenes Eckchen germaniſcher Kultur.

Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

II.

Auf die Verwandtschaft des Menschen mit den höheren Wirbeltieren wirft die Wahrheit ein helles Licht, die Huxley 1863 in seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur“ ausgesprochen hat: „Die kritische Vergleichung aller Organe und ihrer Modifikationen innerhalb der Affen-Reihe führt uns zu einem und demselben Resultate: Die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse scheiden, sind nicht so groß als die Unterschiede, welche diese Menschenaffen von den niedrigeren Affen trennen.“ Mit Hilfe dieser Thatsache ist es möglich, die tierische Ahnenreihe des Menschen im Sinne der Darwinschen Abstammungslehre festzustellen. Der Mensch hat mit den Ostaffen zusammen gemeinsame Stammeltern in einer ausgestorbenen Affenart. Durch entsprechende Benutzung der Erkenntnisse, welche vergleichende Anatomie und Physiologie, individuelle Entwicklungsgeschichte und Paläontologie liefern, hat Haeckel die in der Zeit weiter vorausliegenden tierischen Vorfahren des Menschen, über die Halbaffen, Beuteltiere, Urfische, bis hinauf zu den Urdarmtieren und den nur aus einer Zelle bestehenden Urtieren verfolgt. Er hat ein volles Recht zu dem Ausspruche: Sind die Erscheinungen der individuellen Entwickelung des Menschen etwa weniger wunderbar als die paläontologische Entwickelung aus niederen Organismen? Warum soll der Mensch sich nicht im Laufe großer Zeiträume aus einzelligen Urformen entwickelt haben, da jedes Individuum dieselbe Entwickelung von der Zelle zum ausgebildeten Organismus durchläuft?

Es wird dem menschlichen Geist aber auch nicht leicht, sich über die Entwickelung des Einzelorganismus vom Keim bis zum ausgebildeten Zustand naturgemäße Vorstellungen zu bilden. Wir sehen das an den Gedanken, die sich ein Naturforscher wie Albrecht von Haller (1708 bis 1777) und ein Philosoph wie Leibniz (1646 bis 1716) über diese Entwickelung gebildet haben. Haller vertrat die Ansicht, daß der Keim eines Organismus bereits alle Teile, die

während der Entwickelung auftreten, im Kleinen, aber vollkommen fertig vorgebildet enthalte. Entwickelung soll also nicht Bildung eines Neuen an dem Vorhandenen sein, sondern Auswickelung eines schon Dagewesenen und wegen seiner Kleinheit nur dem Auge Verborgenen. Wäre diese Ansicht richtig, dann müßten aber auch in dem ersten Keim einer tierischen oder pflanzlichen Form alle folgende Generationen bereits ineinander eingeschachtelt gelegen haben. Haller hat diese Folgerung auch gezogen. Er nahm an, daß in dem ersten Menschenkeim der Urmutter Eva das ganze Menschengeschlecht im Kleinen bereits vorhanden gewesen ist. Und auch Leibniz kann sich die Entstehung der Menschen nur als Auswickelung von bereits Existierendem denken: „So sollte ich meinen, daß die Seelen, welche eines Tages menschliche Seelen sein werden, im Samen, wie jene von anderen Spezies, dagewesen sind, daß sie in den Voreltern bis auf Adam, also seit dem Anfang der Dinge, immer in der Form organisierter Körper existiert haben."

Der menschliche Verstand hat einen Hang, sich vorzustellen, daß etwas Entstehendes schon in irgend einer Form vor der Entstehung vorhanden gewesen ist. Der ganze Organismus soll schon im Keim verborgen sein; die einzelnen organischen Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten sollen als Gedanken eines Schöpfers vor ihrer thatsächlichen Entstehung vorhanden sein. Nun fordert aber die Idee der Entwickelung, daß wir uns die Entstehung eines Neuen, Späteren aus einem bereits Vorhandenen, Früheren vorstellen. Wir sollen das Gewordene aus dem Werden begreifen. Das können wir nicht, wenn wir alles Gewordene als ein immer Dagewesenes ansehen.

Wie groß die Vorurteile sind, die der Entwickelungsidee entgegengebracht werden, das zeigte sich deutlich an der Aufnahme, die Caspar Friedrich Wolffs 1759 erschienene „Theoria generationis" bei den zu Hallers Ansichten sich bekennenden Naturforschern fand. In dieser Schrift wurde gezeigt, daß im menschlichen Ei noch nicht eine Spur von der Form des ausgebildeten Organismus vorhanden ist, sondern daß dessen Entwickelung in einer Kette von Neubildungen besteht. Wolff verteidigte die Idee einer wirklichen Entwickelung, der Epigenesis, eines Werdens von noch nicht Vorhandenem, gegenüber der Ansicht von der scheinbaren Entwickelung, der Einschachtelung und Auswickelung. Haeckel sagt von Wolffs Schrift, sie „gehört trotz ihres geringen Umfanges und ihrer schwerfälligen Sprache zu den wertvollsten Schriften im ganzen Gebiete der biologischen Litteratur . . . Trotzdem hatte diese

merkwürdige Schrift zunächst gar keinen Erfolg. Obgleich die naturwissenschaftlichen Studien infolge der von Linné gegebenen Anregung zu jener Zeit mächtig emporblühten, obgleich Botaniker und Zoologen bald nicht mehr nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählten, bekümmerte sich doch niemand um Wolffs Theorie der Generation. Die wenigen aber, die sie gelesen hatten, hielten sie für grundfalsch, so besonders Haller. Obgleich Wolff durch die exaktesten Beobachtungen die Wahrheit der Epigenesis bewies und die in der Luft schwebenden Hypothesen der Präformationstheorie widerlegte, blieb dennoch der „exakte" Physiologe Haller der eifrigste Anhänger der letzteren und verwarf die richtige Lehre von Wolff mit seinem diktatorischen Machtspruche: „Es giebt kein Werden" (Nulla est epigenesis!). Mit solcher Macht widersetzte sich das Denken einer Ansicht, von der Haeckel (in seiner Anthropogenie) findet: „Wir können heutzutage diese Theorie der Epigenesis kaum mehr *Theorie* nennen, weil wir uns von der Richtigkeit der *Thatsache* völlig überzeugt haben und dieselbe jeden Augenblick mit Hilfe des Mikroskopes demonstrieren können."

Wie tief eingewurzelt das Vorurteil gegen die Idee der Entwickelung ist, darüber können uns die Einwände, die unsere philosophischen Zeitgenossen gegen sie machen, jeden Augenblick belehren. Otto Liebmann, der wiederholt, in seiner „Analysis der Wirklichkeit" und in „Gedanken und Thatsachen", die naturwissenschaftlichen Grundansichten einer Kritik unterworfen hat, äußert sich über den Entwicklungsgedanken in einer merkwürdigen Weise. Er kann die Berechtigung der Vorstellung, daß höhere Organismen aus niederen hervorgehen, angesichts der Thatsachen nicht leugnen. Deshalb versucht er die Tragweite dieser Vorstellung als eine für das höhere Erklärungsbedürfnis möglichst geringe hinzustellen. „Angenommen, Deszendenztheorie ... wäre fertig, der große Stammbaum der organischen Naturwesen läge offen vor uns aufgerollt; und zwar nicht als Hypothese, sondern als historisch-konstatiertes Faktum, was hätten wir dann? Eine *Ahnengallerie*, wie man sie auf fürstlichen Schlössern auch findet; nur nicht als Fragment, sondern als abgeschlossene Totalität." Es soll also für die wirkliche Erklärung nichts Erhebliches gethan sein, wenn man zeigt, wie das Spätere als Neubildung aus dem Früheren hervorgeht. Es ist nun interessant, zu sehen, wie Liebmanns Voraussetzungen ihn doch wieder zu der Annahme hinführen, das auf dem Wege der Entwicklung Entstehende sei schon vor seiner Entstehung vorhanden. In dem vor kurzem erschienenen zweiten Heft seiner

„Gedanken und Thatsachen“ behauptet er: „Für uns freilich, denen die Welt in der Anschauungsform der Zeit erscheint, ist der Same früher da als die Pflanze, Erzeugung und Empfängnis früher da als das daraus entspringende Tier, und die Entwicklung des Embryo zum erwachsenen Geschöpf ein in der Zeit ablaufender, zeitlich in die Länge gezogener Prozeß. In dem zeitlosen Weltwesen hingegen, welches nicht entsteht und nicht vergeht, sondern ein für alle Mal ist, sich im Strom des Geschehens unabänderlich erhält, und für welches keine Zukunft, keine Vergangenheit, sondern nur eine ewige Gegenwart existiert, fällt dieses Vorher und Nachher, dieses Früher und Später gänzlich hinweg . . . Das, was sich für uns in der Linie der Zeit als langsamer oder schneller ablaufende Succession einer Reihe von Entwicklungsphasen entrollt, ist im allgegenwärtigen, permanenten Weltwesen ein feststehendes, unentstandenes und unvergängliches Gesetz.“ Der Zusammenhang solcher philosophischen Vorstellungen mit den Auffassungen der verschiedenen Religionslehren über die Schöpfung ist leicht einzusehen. Daß in der Natur zweckmäßig eingerichtete Wesen entstehen, ohne eine zu Grunde liegende Thätigkeit oder Kraft, welche die Zweckmäßigkeit in die Wesen hineinlegt, wollen weder die Religionslehren, noch solche philosophische Denker wie Liebmann zugeben. Die naturgemäße Anschauung verfolgt den Gang des Geschehens und sieht Wesen entstehen, welche die Eigenschaft der Zweckmäßigkeit haben, ohne daß der Zweck selbst mitbestimmend bei ihrer Entstehung gewesen ist. Die Zweckmäßigkeit ist mit ihnen geworden; aber der Zweck hat bei diesem Werden nicht mitgewirkt. Die religiöse Vorstellungsart greift zu dem Schöpfer, der nach dem vorgefaßten Plane die Geschöpfe zweckmäßig geschaffen hat; Liebmann wendet sich an ein zeitloses Weltwesen, aber er läßt das Zweckmäßige doch durch den Zweck hervorgebracht sein. „Das Ziel oder der Zweck ist hier nicht später und auch nicht früher als das Mittel, sondern er fordert es vermöge einer zeitlosen Notwendigkeit“ (Gedanken und Thatsachen, 2. Heft, S. 268). Liebmann ist ein gutes Beispiel für die Philosophen, die sich scheinbar von Glaubensvorstellungen frei gemacht haben, die aber doch ganz im Sinne solcher Vorstellungen denken. Sie wollen ihre Gedanken rein aus vernünftigen Erwägungen heraus bestimmen lassen; die Richtung giebt ihnen aber doch ein eingeimpftes theologisches Vorurteil.

Ein vernunftgemäßes Nachdenken muß daher Haeckel beipflichten, wenn er sagt: „Entweder haben sich die Organismen natürlich ent-

wickelt und dann müssen sie alle von einfachsten, gemeinsamen Stammformen abstammen — oder das ist nicht der Fall, die einzelnen Arten der Organismen sind unabhängig voneinander entstanden, und dann können sie nur auf übernatürlichem Wege, durch ein Wunder, erschaffen sein. Natürliche Entwickelung oder übernatürliche Schöpfung der Arten — zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist zu wählen, ein Drittes giebt es nicht!" (Freie Wissenschaft und freie Lehre, S. 9). Was von Philosophen oder Naturforschern gegenüber der natürlichen Entwicklungslehre als solches Drittes vorgebracht wird, erweist sich, bei genauerer Betrachtung, nur als ein seinen Ursprung mehr oder weniger verschleiernder oder verleugnender Schöpfungsglaube.

Wenn wir die Frage nach der Entstehung der Arten in ihrer wichtigsten Form aufwerfen, in der nach dem Ursprung des Menschen, so giebt es nur zwei Antworten. Entweder ist ein vernunftbegabtes Bewußtsein vor seinem thatsächlichen Auftreten in der Welt in keiner Weise vorhanden, sondern es entsteht als Ergebnis des im Gehirn konzentrierten Nervensystems; oder eine alles beherrschende Weltvernunft existiert vor allen übrigen Wesen und gestaltet den Stoff so, daß im Menschen ihr Abbild zur Erscheinung kommt. Haeckel stellt (in „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft", S. 21) das Werden des Menschengeistes in folgender Weise dar: „Wie unser menschlicher Körper sich langsam und stufenweise aus einer langen Reihe von Wirbeltierahnen herangebildet hat, so gilt dasselbe auch von unserer Seele; als Funktion unseres Gehirns hat sie sich stufenweise in Wechselwirkung mit diesem ihrem Organ entwickelt. Was wir kurzweg ‚menschliche Seele' nennen, ist ja nur die Summe unseres Empfindens, Wollens und Denkens, die Summe von physiologischen Funktionen, deren Elementarorgane die mikroskopischen Ganglienzellen unseres Gehirns bilden. Wie der bewunderungswürdige Bau des letzteren, unseres menschlichen Seelenorgans, sich im Laufe von Jahrmillionen allmählich aus den Gehirnformen höherer und niederer Wirbeltiere emporgebildet hat, zeigt uns die vergleichende Anatomie und Ontogenie; wie Hand in Hand damit auch die Seele selbst — als Funktion des Gehirns — sich entwickelt hat, das lehrt uns die vergleichende Psychologie. Die letztere zeigte uns auch, wie eine niedere Form der Seelenthätigkeit schon bei den niedersten Tieren vorhanden ist, bei den einzelligen Urtieren, Infusorien und Rhizopoden. Jeder Naturforscher, der gleich mir lange Jahre hindurch die Lebensthätigkeit dieser einzelligen Protisten beobachtet hat, ist positiv überzeugt,

daß auch sie eine Seele besitzen; auch diese ‚Zellseele' besteht aus einer Summe von Empfindungen, Vorstellungen und Willensthätigkeiten; das Empfinden, Denken und Wollen unserer menschlichen Seele ist nur stufenweise davon verschieden." Die Gesamtheit menschlicher Seelenthätigkeiten, die in dem einheitlichen Selbstbewußtsein ihren höchsten Ausdruck findet, entspricht dem komplizierten Bau des menschlichen Gehirnes ebenso wie das einfache Empfinden und Wollen der Organisation des Urtieres. Die Fortschritte der Physiologie, die wir Forschern wie Goltz, Munk, Wernicke, Edinger, Paul Flechsig u. a. verdanken, geben uns heute die Möglichkeit, einzelne Seelenäußerungen bestimmten Teilen des Gehirnes, als deren besondere Funktionen, zuzuweisen. Wir sehen in vier Gebieten der grauen Rindenzone des Hirnmantels die Vermittler von vier Arten des Empfindens; die Körperfühlsphäre im Scheitellappen, die Riechsphäre im Stirnlappen, die Sehsphäre im Hinterhauptlappen, die Hörsphäre im Schläfenlappen. Das die Empfindungen verbindende und ordnende Denken hat seine Werkzeuge zwischen diesen vier „Sinnesherden". Haeckel knüpft an die Erörterung dieser neueren physiologischen Ergebnisse die Bemerkung: „Die vier Denkherde, durch eigentümliche und höchst verwickelte Nervenstruktur vor den zwischenliegenden Sinnesherden ausgezeichnet, sind die wahren Denkorgane, die einzigen realen Werkzeuge unseres Geisteslebens." (Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen, S. 15.)

Haeckel fordert von den Psychologen, daß sie solche Ergebnisse bei ihren Ausführungen über das Wesen der Seele berücksichtigen und nicht eine Scheinwissenschaft aufbauen, die sich zusammensetzt aus phantastischer Metaphysik, einseitiger, sogenannter innerer Beobachtung der Seelenvorgänge, unkritischer Vergleichung, mißverstandenen Wahrnehmungen und unvollständigen Erfahrungen, aus spekulativen Verirrungen und religiösen Dogmen. Man findet dem Vorwurf gegenüber, der durch diese Ansicht der veralteten Seelenkunde gemacht wird, bei Philosophen und auch bei einzelnen Naturforschern die Behauptung, daß in den materiellen Vorgängen des Gehirnes doch nicht das eingeschlossen sein könne, was wir als Geist zusammenfassen; die stofflichen Vorgänge in den Sinnes- und Denksphären seien doch keine Vorstellungen, Empfindungen und Gedanken, sondern nur materielle Erscheinungen. Das Wesen der Gedanken und Empfindungen können wir nicht durch äußere Beobachtung, sondern nur durch innere Erfahrung, durch rein geistige Selbstbeobachtung kennen lernen. Gustav

Bunge z. B. führt in einem Vortrage „Vitalismus und Mechanismus“ (S. 12) an: „In der Aktivität — da steckt das Rätsel des Lebens darin. Den Begriff der Aktivität aber haben wir nicht aus der Sinneswahrnehmung geschöpft, sondern aus der Selbstbeobachtung, aus der Beobachtung des Willens, wie er in unser Bewußtsein tritt, wie er dem innern Sinn sich offenbart.“ Manche Denker sehen das Kennzeichen eines philosophischen Kopfes in der Fähigkeit, sich zu der Einsicht zu erheben, daß es eine Umkehrung des richtigen Verhältnisses der Dinge ist, die geistigen Vorgänge aus materiellen begreifen zu wollen.

Solche Einwände deuten auf ein Mißverständnis der von Haeckel vertretenen Weltanschauung hin. Wer wirklich von dem Sinn dieser Weltanschauung durchdrungen ist, wird die Gesetze des geistigen Lebens niemals auf einem anderen Wege, als durch innere Erfahrung, durch Selbstbeobachtung zu erforschen suchen. Die Gegner der naturwissenschaftlichen Denkungsart reden geradeso, als wenn deren Anhänger die Wahrheiten der Logik, Ethik, Ästhetik u. s. w. nicht durch Beobachtung der Geisteserscheinungen als solcher, sondern aus den Ergebnissen der Gehirnanatomie gewinnen wollten. Das von solchen Gegnern selbstgeschaffene Zerrbild naturwissenschaftlicher Weltanschauung nennen sie dann Materialismus und werden nicht müde, immer von neuem zu wiederholen, daß diese Ansicht unfruchtbar sein muß, weil sie die geistige Seite des Daseins ignoriere oder wenigstens auf Kosten der materiellen herabsetze. Otto Liebmann, der hier noch einmal angeführt werden mag, weil seine antinaturwissenschaftlichen Vorstellungen typisch für die Denkweise gewisser Philosophen und Laien sind, bemerkt: „Gesetzt nun aber, die Naturerkenntnis wäre ans Ziel gelangt, so würde sie in der Lage sein, mir genau die körperlich-organischen Gründe anzugeben, weshalb ich den Satz ‚zweimal zwei ist vier‘ für wahr halte und behaupte, den anderen Satz ‚zweimal zwei ist fünf‘ für falsch halte und bestreite, oder weshalb ich diese Zeilen hier gerade jetzt aufs Papier schreiben muß, während ich in dem subjektiven Glauben befangen bin, es geschehe dies deshalb, weil ich sie wegen ihrer von mir angenommenen Wahrheit niederschreiben will.“ (Gedanken und Thatsachen. 2. Heft 5. 294 f.) Kein naturwissenschaftlicher Denker wird je der Meinung sein, daß darüber, was im logischen Sinne wahr oder falsch ist, die körperlich-organischen Gründe Aufschluß geben können. Die geistigen Zusammenhänge können nur aus dem geistigen Leben heraus erkannt werden. Was logisch berechtigt ist, darüber wird immer die Logik, was künstlerisch vollkommen ist, darüber

wird das ästhetische Urteil entscheiden. Ein anderes aber ist die Frage: wie entsteht das logische Denken, wie das ästhetische Urteil als Funktion des Gehirnes? Über diese Frage allein spricht sich die vergleichende Physiologie und Gehirnanatomie aus. Und diese zeigen, daß das vernünftige Bewußtsein nicht für sich abgesondert existiert und das menschliche Gehirn nur benutzt, um sich durch dasselbe zu äußern, wie der Klavierspieler auf dem Klavier spielt; sondern daß unsere Geisteskräfte ebenso Funktionen der Form-Elemente unseres Gehirns sind, wie „jede Kraft die Funktion eines materiellen Körpers ist". (Haeckel, Anthropogenie. 2. Teil. S. 853.)

Das Wesen des Monismus besteht in der Annahme, daß alle Weltvorgänge, von den einfachsten mechanischen an bis herauf zu den höchsten menschlichen Geistesschöpfungen, in gleichem Sinne sich naturgemäß entwickeln, und daß alles, was zur Erklärung der Erscheinungen herangezogen wird, innerhalb der Welt selbst zu suchen ist. Dieser Anschauung steht der Dualismus gegenüber, der die reine Naturgesetzlichkeit nicht für ausreichend hält, um die Erscheinungen zu erklären, sondern zu einer über den Erscheinungen waltenden, vernünftigen Wesenheit seine Zuflucht nimmt. Diesen Dualismus muß die Naturwissenschaft, wie gezeigt worden ist, verwerfen.

Es wird nun von Seite der Philosophie geltend gemacht, daß die Mittel der Naturwissenschaft nicht ausreichen, um eine Weltanschauung zu begründen. Von ihrem Standpunkte aus hätte die Naturwissenschaft ganz recht, wenn sie den ganzen Weltprozeß als eine Kette von Ursachen und Wirkungen im Sinne einer rein mechanischen Gesetzmäßigkeit erklärt; aber hinter dieser Gesetzmäßigkeit stecke doch die eigentliche Ursache, die allgemeine Weltvernunft, die sich der mechanischen Mittel nur bedient, um höhere, zweckmäßige Zusammenhänge zu verwirklichen. So sagt z. B. der in den Bahnen Eduard von Hartmanns wandelnde Arthur Drews: „Auch das menschliche Kunstwerk kommt auf mechanische Weise zu stande, wenn man nämlich nur die äußerliche Aufeinanderfolge der einzelnen Momente dabei im Auge hat, ohne darauf zu reflektieren, daß hinter diesem allen doch nur der Gedanke des Künstlers steckt; dennoch würde man denjenigen mit Recht für einen Narren halten, der etwa behaupten wollte, das Kunstwerk sei rein mechanisch entstanden . . . was sich auf jenem niedrigeren, mit der bloßen Anschauung der Wirkungen sich begnügenden Standpunkte, der also den ganzen Prozeß gleichsam nur von hinten betrachtet, als

gesetzmäßige Wirkung einer Ursache darstellt, dasselbe erweist sich, von vorne gesehen, allemal als beabsichtigter Zweck des angewandten Mittels." (Die deutsche Spekulation seit Kant. 2. Band. S. 287 f.) Und Eduard von Hartmann selbst sagt von dem Kampf ums Dasein, der es ermöglicht, die Lebewesen naturgemäß zu erklären: „Der Kampf ums Dasein und mit ihm die ganze natürliche Zuchtwahl ist nur ein Handlanger der Idee, der die niederen Dienste bei der Verwirklichung, nämlich das Behauen und Anpassen der vom Baumeister nach ihrem Platz im großen Bauwerk bemessenen und typisch vorherbestimmten Steine, verrichten muß. Diese Auslese im Kampf ums Dasein für das im wesentlichen zureichende Erklärungsprinzip der Entwickelung des organischen Reiches ausgeben, wäre nicht anders, als wenn ein Taglöhner, der beim Zurichten der Steine beim Kölner Dombau mitgewirkt, sich für den Baumeister des Kunstwerkes erklären wollte." (Philosophie des Unbewußten. 10. Aufl. Band III. S. 403.)

Wären diese Vorstellungen berechtigt, so käme es der Philosophie zu, den Künstler hinter dem Kunstwerke zu suchen. Philosophen haben in der That die verschiedensten dualistischen Erklärungsweisen der Welterscheinungen versucht. Sie haben in Gedanken gewisse Wesenheiten konstruiert, die hinter den Erscheinungen schweben sollen, wie der Künstlergeist hinter dem Kunstwerke waltet.

Alle naturwissenschaftlichen Betrachtungen könnten dem Menschen die Überzeugung nicht nehmen, daß die wahrnehmbaren Erscheinungen von außerweltlichen Wesen gelenkt werden, wenn er innerhalb seines Geistes selbst etwas fände, was auf solche Wesen hindeutet. Was vermöchten Anatomie und Physiologie mit ihrer Erklärung, daß die Seelenthätigkeiten Funktionen des Gehirnes sind, wenn die Beobachtung dieser Thätigkeiten etwas lieferte, was als höherer Erklärungsgrund anzusehen ist? Wenn der Philosoph uns zu zeigen vermöchte, daß sich in der menschlichen Vernunft eine allgemeine Weltvernunft offenbart, dann könnten eine solche Erkenntnis alle naturwissenschaftlichen Ergebnisse nicht widerlegen.

Nun wird aber die dualistische Weltanschauung durch nichts besser widerlegt, als durch die Betrachtung des menschlichen Geistes. Wenn ich einen äußeren Vorgang, z. B. die Bewegung einer elastischen Kugel, die durch eine andere gestoßen worden ist, erklären will, so kann ich nicht bei der bloßen Beobachtung stehen bleiben, sondern ich muß das

Geſetz ſuchen, das Bewegungsrichtung und Schnelligkeit der einen Kugel durch Richtung und Schnelligkeit der anderen beſtimmt. Ein ſolches Geſetz kann mir nicht die bloße Beobachtung, ſondern nur die gedankliche Verknüpfung der Vorgänge liefern. Der Menſch entnimmt alſo aus ſeinem Geiſte die Mittel, um das zu erklären, was ſich ihm durch die Beobachtung darbietet. Er muß über die Beobachtung hinausgehen, wenn er ſie begreifen will. Beobachtung und Denken ſind die beiden Quellen unſerer Erkenntniſſe über die Dinge. Das gilt für alle Dinge und Vorgänge, nur nicht für das denkende Bewußtſein ſelbſt. Ihm können wir durch keine Erklärung etwas hinzufügen, was nicht ſchon in der Beobachtung liegt. Es liefert uns die Geſetze für alles andere; es liefert uns zugleich auch ſeine eigenen. Wenn wir die Richtigkeit eines Naturgeſetzes darthun wollen, ſo vollbringen wir dies dadurch, daß wir Beobachtungen, Wahrnehmungen unterſcheiden, ordnen, Schlüſſe ziehen, alſo uns Begriffe und Ideen über die Erfahrungen mit Hülfe des Denkens bilden. Über die Richtigkeit des Denkens entſcheidet nur das Denken ſelbſt. So iſt es das Denken, das uns bei allem Weltgeſchehen über die bloße Beobachtung, nicht aber über ſich ſelbſt hinausführt.

Dieſe Thatſache iſt unvereinbar mit der dualiſtiſchen Weltanſchauung. Was die Anhänger dieſer Weltanſchauung ſo oft betonen, daß die Äußerungen des denkenden Bewußtſeins uns durch den inneren Sinn der Selbſtbeobachtung zugänglich ſind, während wir das phyſiſche, das chemiſche Geſchehen nur begreifen, wenn wir die Thatſachen der Beobachtung durch logiſche, mathematiſche Kombination u. ſ. w., alſo durch die Ergebniſſe der geiſteswiſſenſchaftlichen Gebiete in die entſprechenden Zuſammenhänge bringen: das dürften ſie vielmehr niemals zugeben. Denn man ziehe nur einmal die richtige Folgerung aus der Erkenntnis, daß Beobachtung in Selbſtbeobachtung umſchlägt, wenn wir aus naturwiſſenſchaftlichem in geiſteswiſſenſchaftliches Gebiet heraufgehen. Läge den Naturerſcheinungen eine allgemeine Weltvernunft oder ein anderes geiſtiges Urweſen zu Grunde (z. B. Schopenhauers Wille oder Hartmanns unbewußter Geiſt), ſo müßte auch der denkende Menſchengeiſt von dieſem Weltweſen geſchaffen ſein. Eine Übereinſtimmung der Begriffe und Ideen, die ſich dieſer Geiſt von den Erſcheinungen bildet, mit der eigenen Geſetzmäßigkeit dieſer Erſcheinungen wäre nur möglich, wenn der ideelle Weltkünſtler in der menſchlichen Seele die Geſetze erzeugte, nach denen er vorher die ganze Welt geſchaffen hat. Dann aber könnte der Menſch ſeine eigene

geistige Thätigkeit nicht durch Selbstbeobachtung, sondern durch Beobachtung des Urwesens erkennen, von dem er gebildet ist. Es gäbe eben keine Selbstbeobachtung, sondern nur Beobachtung der Absichten und Zwecke des Urwesens. Mathematik und Logik z. B. dürften nicht dadurch ausgebildet werden, daß der Mensch die innere, eigene Natur geistiger Zusammenhänge sucht, sondern daß er diese geisteswissenschaftlichen Wahrheiten aus den Absichten und Zwecken der ewigen Weltvernunft ableitet. Wäre die menschliche Vernunft nur Abbild einer ewigen, dann könnte sie ihre Gesetzmäßigkeit nimmermehr durch Selbstbeobachtung gewinnen, sondern sie müßte sie aus der ewigen Vernunft heraus erklären. Wo immer aber eine solche Erklärung versucht worden ist, ist stets einfach die menschliche Vernunft in die Welt hinaus versetzt worden. Wenn der Mystiker durch Versenken in sein Inneres sich zur Anschauung Gottes zu erheben glaubt, so sieht er in Wirklichkeit nur seinen eigenen Geist, den er zum Gott macht; und wenn Eduard von Hartmann von Ideen spricht, die sich der Naturgesetze als Handlanger bedienen, um den Weltenbau zu bilden, so sind diese Ideen nur seine eigenen, durch die er sich die Welt erklärt. Weil Beobachtung der Geistesäußerungen Selbstbeobachtung ist, deshalb spricht sich im Geiste das eigene Selbst und nicht eine äußere Vernunft aus.

Im vollen Einklange mit der Thatsache der Selbstbeobachtung steht aber die monistische Entwickelungslehre. Hat sich die menschliche Seele langsam und stufenweise mit den Seelenorganen aus niederen Zuständen entwickelt, so ist es selbstverständlich, daß wir ihr Entstehen von unten her naturwissenschaftlich erklären, daß wir aber die innere Wesenheit dessen, was sich zuletzt aus dem komplizierten Bau des menschlichen Gehirns ergiebt, nur durch die Betrachtung dieser Wesenheit selbst gewinnen können. Wäre Geist in einer der menschlichen Form ähnlichen immer vorhanden gewesen und hätte sich zuletzt nur im Menschen sein Gegenbild geschaffen, so müßten wir den Menschengeist aus dem Allgeist ableiten können; ist aber der Menschengeist im Laufe der natürlichen Entwickelung, als Neubildung, entstanden, dann begreifen wir sein Herkommen, wenn wir seine Ahnenreihe verfolgen; wir lernen die Stufe, zu der er zuletzt gekommen ist, kennen, wenn wir ihn selbst betrachten.

Eine sich selbst verstehende und auf unbefangene Betrachtung des menschlichen Geistes gerichtete Philosophie liefert also einen weiteren Beweis für die Richtigkeit der monistischen Weltanschauung. Sie ist

dagegen ganz unverträglich mit einer dualistischen Naturwissenschaft. (Die weitere Ausführung und ausführliche Begründung einer monistischen Philosophie, deren Grundgedanken ich hier nur andeuten konnte, habe ich in meiner „Philosophie der Freiheit", Berlin 1894, Verlag Emil Felber, gegeben.)

Wer die monistische Weltanschauung recht versteht, für den verlieren auch alle Einwendungen, die ihr von der Ethik gemacht werden, alle Bedeutung. Haeckel hat wiederholt auf das Unberechtigte solcher Einwendungen hingewiesen und auch darauf aufmerksam gemacht, wie die Behauptung, daß der naturwissenschaftliche Monismus zum sittlichen Materialismus führen müsse, entweder auf einer vollkommenen Verkennung des ersteren beruht, oder aber auf eine bloße Verdächtigung desselben hinausläuft.

Der Monismus sieht natürlich das menschliche Handeln nur als einen Teil des allgemeinen Weltgeschehens an. Er macht es ebenso wenig abhängig von einer sogenannten höheren moralischen Weltordnung, wie er das Naturgeschehen von einer übernatürlichen Ordnung abhängig sein läßt. „Die mechanische oder monistische Philosophie behauptet, daß überall in den Erscheinungen des menschlichen Lebens, wie in denen der übrigen Natur, feste und unabänderliche Gesetze walten, daß überall ein notwendiger, ursächlicher Zusammenhang, ein Kausalnexus der Erscheinungen besteht, und daß demgemäß die ganze, uns erkennbare Welt ein einheitliches Ganzes, ein ‚Monon' bildet. Sie behauptet ferner, daß alle Erscheinungen nur durch mechanische Ursachen, nicht durch vorbedachte zweckthätige Ursachen hervorgebracht werden. Einen ‚freien Willen' im gewöhnlichen Sinne giebt es nicht. Vielmehr erscheinen im Lichte der monistischen Weltanschauung auch diejenigen Erscheinungen, die wir als die freiesten und unabhängigsten zu betrachten uns gewöhnt haben, die Äußerungen des menschlichen Willens, gerade so festen Gesetzen unterworfen, wie jede andere Naturerscheinung." (Haeckel, Anthropogenie, S. 851 f.) Die monistische Philosophie zeigt die Erscheinung des freien Willens erst im rechten Lichte. Als Ausschnitt des allgemeinen Weltgeschehens steht der menschliche Wille unter denselben Gesetzen wie alle anderen natürlichen Dinge und Vorgänge. Er ist naturgesetzlich bedingt. Indem aber die monistische Ansicht leugnet, daß in dem Naturgeschehen höhere, zweckthätige Ursachen vorhanden sind, erklärt sie zugleich auch den Willen unabhängig von einer solchen höheren Weltordnung. Der natürliche Entwicklungsprozeß führt die Naturvorgänge herauf bis

zum menschlichen Selbstbewußtsein. Auf dieser Stufe überläßt er den Menschen sich selbst; dieser kann nunmehr die Antriebe seiner Handlungen aus seinem eigenen Geiste holen. Waltete eine allgemeine Weltvernunft, so könnte der Mensch auch seine Ziele nicht aus sich, sondern aus dieser ewigen Vernunft holen. Im Sinne des Monismus ist hiernach das Handeln des Menschen durch ursächliche Momente bestimmt; im ethischen Sinne ist es nicht bestimmt, weil die ganze Natur nicht ethisch, sondern naturgesetzlich bestimmt ist. Die Vorstufen des sittlichen Handelns sind bereits bei niederen Organismen vorhanden. „Wenn auch später beim Menschen die moralischen Fundamente sich viel höher entwickelten, so liegt doch ihre älteste, prähistorische Quelle, wie Darwin gezeigt hat, in den sozialen Instinkten der Tiere." (Haeckel, Monismus, S. 29.) Das sittliche Handeln des Menschen ist ein Entwickelungsprodukt. Der sittliche Instinkt der Tiere vervollkommnet sich, wie alles andere in der Natur, durch Vererbung und Anpassung, bis der Mensch aus seinem eigenen Geiste heraus sich sittliche Zwecke und Ziele setzt. Nicht als vorherbestimmt durch eine übernatürliche Weltordnung, sondern als Neubildung innerhalb des Naturprozesses erscheinen die sittlichen Ziele. In sittlicher Beziehung „zweckvoll ist nur dasjenige, was der Mensch erst dazu gemacht hat, denn nur durch Verwirklichung einer Idee entsteht Zweckmäßiges. Wirksam im realistischen Sinne wird die Idee aber nur im Menschen. Auf die Frage: was hat der Mensch für eine Aufgabe im Leben, kann der Monismus nur antworten: die, die er sich selbst setzt. Meine Sendung in der Welt ist keine (ethisch) vorherbestimmte, sondern sie ist jeweilig die, die ich mir erwähle. Ich trete nicht mit gebundener Marschroute meinen Lebensweg an" (vergl. meine „Philosophie der Freiheit", S. 172 f.). Der Dualismus fordert Unterwerfung unter die von irgend woher geholten sittlichen Gebote. Der Monismus weist den Menschen auf sich selbst. Dieser empfängt von keinem äußeren Weltwesen sittliche Maßstäbe, sondern nur aus seiner eigenen Wesenheit heraus. Die Fähigkeit, sich selbst ethische Zwecke zu schaffen, kann man moralische Phantasie nennen. Der Mensch erhebt durch sie die ethischen Instinkte seiner niederen Vorfahren zum moralischen Handeln, wie er durch die künstlerische Phantasie die Gestalten und Vorgänge der Natur in seinen Kunstwerken auf einer höheren Stufe wiederspiegelt.

Die philosophischen Erwägungen, die sich aus dem Vorhandensein der Selbstbeobachtung ergeben, sind somit keine Widerlegung, sondern eine

wichtige Ergänzung der aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie genommenen Beweismittel der monistischen Weltanschauung. —

(Schluß folgt.)

'Tite Poulette.

Aus: Old Creole Days von George W. Cable.

(Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Hanns Ewers-Düsseldorf.)

(Schluß.)

„Ach, was habe ich gethan," sagte das arme Mädchen, und heiße Thränen fielen auf den unerbrochenen Brief. „Und — was soll ich thun? Es kann Unrecht sein, den Brief zu öffnen — — und doch vielleicht ist es noch schlimmer, dies nicht zu thun."

Und dann las sie den Brief, und ihre Verwirrung und Aufregung steigerte sich noch, da sie wirklich den Inhalt desselben absolut nicht verstand. Und was dann geschah? Sie seufzte, sie schluchzte, sie warf sich weinend auf ihr Bett und preßte die Schläfen in die Hände, weil einer, der ihre Bekanntschaft nicht suchte, es wagte, ihr Geld anzubieten. Geld, Geld, o der Schande, es aussprechen zu müssen, Geld, das nur aus Mitleid ihr, der armen Farbigen, geboten wurde!

Indessen kam unser junger Tölpel von einem halbstündigen Spaziergang zurück und dachte, er könne nun wohl Antwort auf sein Briefchen holen. „Gewiß wird Madame John diesmal selbst kommen." Er klopfte. Die Klappe oben in dem Fenster öffnete sich und etwas Weißes flatterte hindurch und fiel dann vor ihm nieder, wie ein getroffenes Täubchen. Es war sein eigener Brief mit der Banknote. Er nahm ihn auf, sprang an das Gitter und klopfte sanft, aber eindringlich.

„Gehen Sie fort," sagte eine zitternde Stimme von oben.

„Madame John?" sagte er; das Fenster schloß sich, und dann hörte er einen Fußtritt auf der Treppe. Tap, tap, mit jedem Schritt ein bischen tiefer in sein Herz. 'Tite Poulette kam an die verschlossene Thüre.

„Was wollen Sie?" fragte sie von innen.

„Ich, ich — — wollte nicht zu Ihnen — ich wünsche Madame John zu sprechen."

„Ich muß den Herrn ersuchen, sofort zu gehen. Meine Mutter ist in der Salle de Condé."

„Auf dem Balle?" — Christian Koppig wiederholte die Worte mechanisch, und plötzlich kam ihm der Gedanke, daß er dort ganz unauffällig die Bekanntschaft von Madame John machen könne. Sollte das ein Staatsverbrechen sein, auch mal dahin zu gehen? Keineswegs, möglicherweise gelang es ihm, einer unbeschützten Frau beizustehen und ihr aus der Not zu helfen. Und sieh', schon stand Christian Koppig am Eingang der Salle de Condé. Eine große Halle, der Schein von tausend Lampen, das Wogen und Rauschen der Fächer und Kleider, fröhliche Musikweisen, Reihen eleganter Herren und Damen, die auf und ab promenierten. An den Wänden die ihre Töchter begleitenden Mamas mit hohem Kopfputz, in den Fensternischen ältere Herren. Hin und wieder glitten fröhliche Paare im Walzertanz daher, überall Lächeln und Anmut und Anmut und Lächeln; alles schön, elegant und bezaubernd. Vielleicht lachte hier und dort eine junge Creolin ein wenig zu laut und dann — fast alle Herren hatten einen Stockdegen. Da ging plötzlich eine tiefverschleierte Dame an ihm vorüber, die sich auf den Arm eines Herrn stützte. Sie sah aus wie — nein, es mußte Madame John sein! Nun vorwärts, Christian Koppig, zögere nicht und thue, als sähest du ihren Begleiter nicht.

„Madame John," sagte er sich tief verneigend, „ich bin Ihr Nachbar, Christian Koppig."

Madame John verbeugte sich, lächelte, es war ein Balllächeln, aber sie war erschrocken, während ihr Begleiter, der Impresario, ihren Arm fallen ließ und sich rasch entfernte.

„Ah, Monsieur," flüsterte sie aufgeregt, „man wird Sie ermorden, wenn Sie nur einen Augenblick länger hier bleiben. Sind Sie bewaffnet? Nein? Nehmen Sie dies." Sie versuchte einen Dolch in seine Hände gleiten zu lassen, aber er wollte ihn nicht nehmen.

„O mein lieber, junger Mann, geh'n Sie! Geh'n Sie rasch!" drängte sie und durchforschte ängstlich den Saal.

„Ich wünsche, daß Sie nicht tanzen möchten," sagte der junge Mann.

„Ich habe ja schon getanzt; ich will nun nach Hause gehen. Kommen Sie schnell, wir wollen zusammen gehen." Sie legte ihren Arm auf den seinen und eilte mit ihm die Straße entlang.

Als sie eine Strecke gegangen waren und einen Platz passiert hatten, hörten sie das Geräusch sie verfolgender Männer.

„Laufen Sie, Herr!“ rief ſie und verſuchte ihn fortzuziehen, aber der junge Holländer wollte nicht.

„Laufen Sie, mein Herr, o mein Gott, es iſt Monſieur!“ —

„Das iſt für geſtern,“ ſchrie der Impreſario, indem er mit einem Stock ausholte, aber Chriſtian Koppigs ſtarke Fauſt packte ihn und warf ihn in den Schmutz.

„Das iſt für 'Tite Poulette,“ rief ein anderer Mann und ließ von hinten einen furchtbaren Schlag auf den Holländer niederſauſen.

„Und das von mir,“ ziſchte ein Dritter und drang mit ſcharfer Waffe auf ihn ein.

„Das für geſtern,“ knirſchte der Impreſario und ſchnellte wie ein Tiger auf.

„Das, das und das, ha —“

Da wußte Chriſtian Koppig, daß er geſtochen wurde.

„Das und das und das!“ und der arme, junge Holländer ſchlug wild um ſich, ſchnappte nach Luft, ſchloß ſeine Augen, ſtolperte, ſtürzte, raffte ſich halb auf, ſtürzte wieder hin, und ſie ſtießen und traten auf ihm herum.

Dann liefen ſie plötzlich davon.

Zalli hatte die Polizei geholt.

„Hebt ihn auf!“

„Lebt er noch?“

„Kann's nicht ſagen. Hebt ihn auf; führen Sie uns, Madame.“

„Sein Blut ſtrömt über meine Hoſe!“

„Dieſen Weg, — hierher, um die Ecke!“

„Hier iſt es.“ — Tap, tap ging der alte, eherne Klopfer.

Die Laſt war ſchwer. Flüche am engen Gitterthore, mehr Flüche im dunkeln Thorweg, mehr die enge, gewundene Treppe hinauf.

Endlich oben im Zimmer.

„Leiſe, leiſe, legt ihm dies unter den Kopf.“

Da liegt er, auf 'Tite Poulettes eigenem Bett.

Die Schutzleute waren gegangen. Sie blieben unter der Laterne an der Ecke ſtehen, um ihren Gewinn zu zählen. Eine Banknote, Banque de la Louisiana, 50 Dollars. „Die Vorſehung war uns gnädig. Wir wollen's im „Wilhelm Tell“ verteilen. — Habt ihr je einen Schrei gehört, wie ihn jenes junge Mädchen ausgeſtoßen?“

Und da lag nun der junge Holländer, ſein Geld flatterte diesmal nicht zu ihm zurück und keine bebende Stimme bat ihn, doch wieder fortzugehen. O Weib, das du keinen ſchlimmeren Feind kennſt als den

Mann! — Tritt näher, armes Mädchen, fürchte nichts. Berühre mit leichter Hand seine kalte Stirn. Blicke freundlich auf sein stilles Antlitz und streichle zärtlich seine Locken von den Schläfen. Niemand wird diesmal deine Güte mißverstehen. Pflege ihn mütterlich, schwesterlich, fürchte nichts. Geh, wache die Nacht bei ihm. Du magst zu seinen Füßen schlafen, er wird sich nicht rühren. Und dennoch: er lebt, er wird leben, vielleicht, um dich zu vergessen, wer weiß es? Du, sei gut und wachsam, und Gott wird dich belohnen!

Während die Frauen noch hart rangen, um ihn dem Tode zu entreißen, bereitete der Kranke ihnen schon einen großen Kummer.

„Mutter," sagte er zu Madame John, und er beherrschte während des Fieberdeliriums die französische Sprache vollkommen, „liebe Mutter, fürchte nichts. Vertrau' Deinem Jungen, fürchte nichts. Ich werde 'Tite Poulette nicht heiraten. Ich kann es nicht. Sie ist schön, liebe Mutter, aber ach, sie ist keine — weißt Du es, liebe Mutter, weißt Du, was ich meine? — Die Rasse, die Rasse! weißt Du nicht, daß sie ein Mischling ist? Ist es nicht so?" —

Die arme Krankenpflegerin nickte und gab ihm einen Schlaftrunk, aber ehe der Kranke fest einschlief, schreckte er auf und starrte vor sich hin. „Laß sie gehen," sagte er und winkte mit der Hand, „sie ist ein Mischling. O wer könnte eine schwarz-weiße Frau nehmen?! O nein, nein, nein."

Am anderen Morgen war er wieder ganz klar.

„Madame," flüsterte er schwach, „habe ich in der letzten Nacht phantasiert?"

Zalli zuckte die Achsel. „Vielleicht ein wenig, aber wirklich nur ein ganz klein wenig."

„Habe ich etwas Unrechtes, etwas Närrisches gesagt?"

„O nein, nein. Sie haben nur die Hände gefaltet und gebetet, ja, Sie haben die ganze Zeit zur heiligen Jungfrau gebetet."

„Zur heiligen Jungfrau?" lächelte der Holländer etwas ungläubig.

„Und zum heiligen Joseph, Sie können es mir glauben," beharrte Zalli.

Aus Höflichkeit versuchte er ihren Worten Glauben zu schenken, aber er wurde etwas mißtrauisch.

Hart war der Kampf gegen den Tod. Krankenpflegerinnen sind manchmal Heldinnen, diese waren es gewiß. Den ganzen langen, erschlaffenden Sommer hindurch dauerte der Kampf, aber als sich die ersten kühlen, erfrischenden Oktoberlüftchen durch das geöffnete Fenster

ſtahlen, richtete ſich Chriſtian Koppig auf und lächelte ihnen entgegen. Der Arzt, ein wirklich netter Mann, war außerordentlich freundlich; aber zuweilen ſprach er über ganz unerklärliche Dinge und ſchien es nicht zu bemerken, wenn Zalli ihn erſuchte, doch leiſe zu ſprechen. „Ob ich Monſieur John gekannt habe“, ſagte er, „na, und wie! Wir ſind auf der Schule Stubenkameraden geweſen. Und er hat Ihnen ſoviel hinterlaſſen, Madame John? Ja, mein alter Freund John war ſtets ein anſtändiger Kerl. Nun, und dann haben Sie alles in jener Bank deponiert und verloren. Nun, nun, Madame John, es macht nichts und auch von — — will ich 'Tite Poulette nichts erzählen! Adieu.“ — Und ein ander Mal: — „Ob Sie mir alles anvertrauen können? Mit Vergnügen, Madame John. Nein, ich werde es niemand ſagen, ſelbſt 'Tite Poulette nicht. „Was — was? —“ ein langes Flüſtern — „Und Monſieur John wußte das und ermutigte Sie dazu? — — Na, na, na! Aber kann ich Ihnen glauben? Freilich, wenn Sie Monſieur Johns beſtätigtes Zeugnis haben. Sehr gut, wirklich? Sie ſagen, daß Sie es haben, aber wo iſt es?? So — morgen?“ ein ungläubiges Kopfſchütteln. „Verzeihen Sie mir, Madame John, ich denke, daß Sie mir vielleicht die Wahrheit geſagt haben!“ —

„Ob ich glaube, daß Sie recht gehandelt haben? Gewiß: was die Natur uns verſagt, beſchert uns zuweilen der Zufall, aber beides liegt in Gottes Hand. Die Tote beſtohlen? Nein, Sie haben ihr gegeben, ſie wird Ihnen noch im Himmel dankbar dafür ſein, Madame John.“

Chriſtian Koppig war erwacht, aber er lag bewegungslos und mit geſchloſſenen Augen da, hörte das Geſpräch teilweiſe, glaubte es zu verſtehen und freute ſich deſſen herzlich. Als der Arzt weg war, rief er Zalli.

„Ich mache Ihnen große Mühe, was, Madame John?“ —

„Nein, nein, Sie ſind gar nicht läſtig. Ja, wenn Sie das gelbe Fieber hätten, dann ja! Ich hatte einſt einen Herrn und eine Dame in Pflege, es waren Spanier und erſt eben mit dem Schiffe herübergekommen. Beide waren am gelben Fieber erkrankt, lagen in wilden Fieberphantaſien und konnten nicht mehr ſagen, wie ſie hießen. Niemand half mir da, außer Monſieur John. Nie wieder habe ich ſo ſchwere Tage durchlebt, wie damals. Vier Tage und vier lange Nächte hindurch hat da mein Kopf auf keinem Kiſſen geruht.“

„Und dann ſtarben ſie?“ ſagte Chriſtian Koppig.

„In der dritten Nacht ging der Herr heim, der arme Seunor! 'Sieur John — er wußte es nicht, daß es ihm ſchädlich war — hatte

ihm Kaffee und geröſtetes Brot gegeben. Am vierten Tage regnete es, es wurde ſehr kühl, und gerade vor Tagesanbruch iſt die arme Dame —"

„Geſtorben," ſagte Koppig.

Zallis Arme fielen in den Schoß, und Thränen ſtiegen in ihren Augen auf.

„Und ſie hinterließ ein neugeborenes Kind?" fuhr der Holländer in beinahe frohlockendem Tone fort.

„O nein, mein Herr, nein," ſagte Zalli.

Des Kranken Herz wurde bleiſchwer.

„Madame John," — ſeine Stimme zitterte — „ſagen Sie mir die Wahrheit: iſt 'Tite Poulette Ihr eigenes Kind?"

„Ha, ha, ha, welche Thorheit! Natürlich iſt ſie mein Kind!" Und Madame lachte ihr helles, franzöſiſches Lachen.

Das war zu viel für den kranken Mann. Eine Schwäche überfiel ihn, er verbarg ſein Antlitz in den Kiſſen und weinte wie ein Kind. Zalli verließ das Zimmer, um ihre Erregung zu verbergen.

„Mama, liebe Mama," ſagte 'Tite Poulette, die nichts gehört hatte aber ihre Mutter weinen ſah.

„Ach mein Kind, mein Kind, unſere Aufgabe wird mir zu ſchwer. Laß mich geh'n — ein ander Mal! — Geh, wache Du an ſeinem Bette."

'Tite Poulette war ganz erſchrocken.

„Er bedarf jetzt nicht mehr vieler Pflege."

„Nein, aber geh, mein Kind, ich wünſche allein zu ſein."

Das Mädchen ſtahl ſich in das Krankenzimmer. Der Kranke, der ſich indeſſen wieder ermannt hatte, blickte ſo lange zu ihr hin, bis ſie ſeinen Blick fühlte. Dann wandte er ſeine Augen von ihr und ſuchte einen Entſchluß zu faſſen. — Nun, kühnes Herz, ſage ihr Lebewohl, ſprich ein paar freundliche Abſchiedsworte und dann nichts mehr!

„'Tite Poulette."

Die zarte Figur am Fenſter wandte ſich und kam an ſein Bett.

„Ich glaube, ich verdanke Ihnen mein Leben," ſagte er.

Sie ſah nieder und errötete heftig.

„Ich muß mich morgen in einer Sänfte hinübertragen laſſen."

Sie bewegte ſich nicht und ſagte kein Wort.

„Und ich muß Ihnen danken, liebe Pflegerin, ſüße Pflegerin, ſchöne Pflegerin."

Sie ſchüttelte abwehrend den Kopf.

„Gott ſegne Sie, 'Tite Poulette!"

Ihr Antlitz ſenkte ſich.

„Gott hat Sie mit wunderbarer Schönheit ausgeſtattet, 'Tite Poulette!"

Sie rührte ſich nicht. Da faßte er ihre kleine Hand und als er ſie langſam einen Schritt näher zog, fiel eine Thräne von ihren langen Wimpern.

Aus dem anderen Zimmer beobachtete Zalli unbemerkt und mit ſteigender Angſt das junge Paar. Der junge Mann erhob ihre Hand und legte ſie auf ſeine Lippen. Zwar zog ſie dieſelbe ſanft wieder weg, aber ſie blieb doch in ſeiner Hand, wie ein gefangenes Vöglein, das vergebens zu entſchlüpfen ſucht.

„Willſt Du meine Liebe nicht haben, 'Tite Poulette?"

Keine Antwort.

„Du willſt ſie nicht, Schönſte?"

„Ich kann es nicht," war alles, was ſie ſagen konnte und ihre Thränen fielen auf die verſchlungenen Hände nieder.

„Du thuſt mir Unrecht, 'Tite Poulette. Du haſt kein Vertrauen zu mir. Aber ich ſage Dir, daß ich hart, hart gekämpft, bis zu dieſer Stunde gegen meine Liebe gekämpft habe. Jetzt ergebe ich mich. Ich bin Dein, bin es für immer. Gott verhüte, daß ich je anderes erbitte, als daß Du mein Weib werdeſt!"

Das Mädchen rührte ſich noch immer nicht, es blickte nicht auf, nur ſeine Thränen rannen.

„Soll es nicht ſein, 'Tite Poulette?" Er verſuchte vergebens, ſie an ſich zu ziehen.

„'Tite Poulette?" Er ſprach es ſo zärtlich.

Da ſagte ſie: „Das Geſetz erlaubt es nicht."

„Doch, doch," rief Zalli, umfaßte ſie und zog ſie zu ihm. „Nehmt ſie nur, ſie gehört Euch! Und ihr Blut iſt rein! Nehmt ſie nur, küßt ſie nur! — — Gelobt ſeiſt du, Maria!

Ich hatte ja niemals ein Kind — ſie iſt das Kind der Spanierin!" — —

Deutſche Lyrik.

Laß mich zu Dir kommen.

Laß mich zu Dir kommen,
Laß mich ſtill
Hinhocken an Deines Stuhles Seite
Und meinen Kopf an Deine Kniee lehnen —
Und laß mich lauſchen Deiner Stimme Klang!
Erzähl' mir was!
Laß ſchmeichelnd ſchöne Worte,
Wie Glocken ſingen, von den Lippen gleiten —
Mit dieſem ſehnſuchtvollen, tiefen Ton.
Weißt Du, es iſt
Als liebe man der Worte jedes innig,
Und ließ' mit zärtlich zögernd ſchwerem Ton
Sie in die Welt hinaus!
Laß ſie getroſt!
Ich trinke ſie mit meiner ganzen Seele —
Und ſpreche ſie in Traum und Wachen nach —
Als wie mein Liebſtes, denn ſie ſind ja Du!
Und wenn Du ausgeſprochen, löſ' einmal,
Dein Auge, das an jenem Fleckchen Sonne
Verſunken hängt, und ſieh' auf mich herab!
Längſt liegt ja Deine Hand
Mit zauberhafter Macht auf meinem Haupt.
Komm! Sieh!
Auch auf mein Haar
Hat ſich ein Strahl der Sonne hinverirrt,
Und flimmert Dir aus meinen Augen zu.
Such' Deine Sonne hier! ich will Dir geben
All' was Du magſt, willſt Du's in dieſer Stunde.
Doch, weißt Du?
Oft ſchon hab' ich Dir's geſagt,
Dein ganzes Herz will ich geopfert haben,
Denn unſtät, ungeſtüm iſt meine Seele.

Teichwolframsdorf. Frieda Lange.

Mater dolorosa.

Im Gewirre der Großſtadtſtraße
ſchreitet die Häuſer entlang
eine ſchwangere Arbeiterfrau,
die Lippen im ſtummen Schmerz aneinandergepreßt.
Ihr Bub, der Franzi, trippelt an ihrer Rechten einher,
und links ſchleppt ſie im Einkaufskorbe
drei Laibe Brot, Salat, Cichorie und Brennholz.
Und ich muß ſtille ſtehen in meinem Wandern:
Bewundern Dich,
anbeten Dich,
o, Du dreimal gebenedeite Heilige Du!

Mutterhände.

Ich liebe meine Mutter.
Liebe ihre mild-blauen Augen,
ihren ſtolzen Mund,
ihre ſorgendurchfurchte Königinſtirn.
Aber am teuerſten ſind mir ihre Hände.
Dieſe mageren, abgearbeiteten, zarten, zitternden Hände!
Wie lieb' ich ſie,
wenn ſie auf der blauen Arbeitsſchürze
ausruhen von den Mühen des Tages.

Chi lo sa?

Auf der Sonntagspromenade im Mittagsſonnenſcheine großer Korſo.
Ehrwürdige Tanten, das Silberhaar ſorgfältig geſcheitelt, in koſtbaren Seidenroben,
Backfiſchlein mit ſchlenkernden Armen in Roſa nnd Himmelblau, Batiſt, Lackſtiefeletten.
Ladenſchwungs, friſiert, pomadiſiert,
viel Militär,
Gigerl,
Studenten. — — —
Auf einmal,
Herrgott! mir vis à vis
ein Fräulein oder junge Frau ſogar,
die mich mit feuchten, ſchwarzen Kinderaugen ſtaunend anblickt,
lange, lange ſtaunend anblickt.
Wie aus einer anderen Welt!
Ich tauche — bebend vor freudigem Schreck —
meinen Blick tief in den ihren . . . . . .

Eine leiſe Welle nach Eau de violettes
und
alles iſt fort — — —
Mich aber läßt der Gedanke nicht los,
Daß ich dieſes Fräulein oder junge Frau ſogar
einmal in ihrem Boudoir heimlich liebkoſen werde.
Und ſelig macht mich dieſer Gedanke volle vierundzwanzig Stunden lang!
Nicht wahr, zu närriſch, zu dumm ſo etwas!
Aber dennoch ein leiſes: Chi lo sa???

Brünn. Eugen Schick.

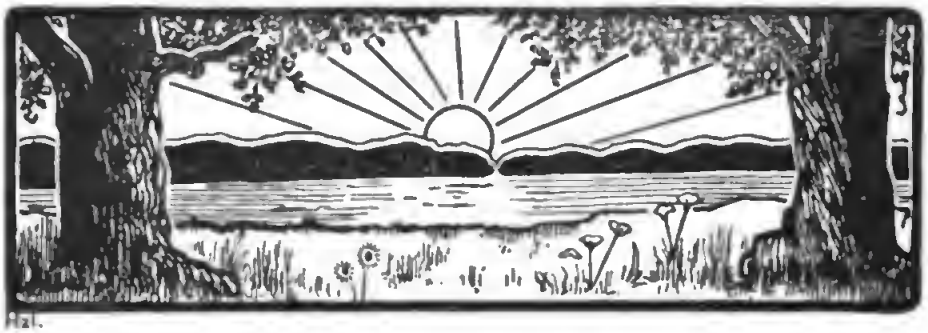
Chriſtus.

Trägſt Du noch immer Dornenkronen,
Biſt Du noch immer in Schmerzen uns nah',
Seliger Bettler auf Königsthronen,
Heiliger Träumer von Golgatha?
Ach, nicht mit zitternden Sklavenarmen,
Zuckend unter der Peitſche Strich,
Stolz, in den Augen ein ſieghaft Erbarmen,
Nazarener, ſo lieb' ich Dich!

War nicht Dein Herz der Sonne ergeben
Und Deine Seele nicht glanzerfüllt?
Wir aber ſchleppen von Leben zu Leben
Dein gekreuzigtes Götzenbild.
Statt Dir zu folgen in jauchzender Treue,
Wenn Du ſegnend durchwandelſt die Flur,
Suchen die Träume verängſtigter Reue
Ewig die blutige Henkerſpur.

Chriſtus, wann brichſt Du wieder die Ketten
Dieſer finſteren Tyrannei?
Ach, ſo viel Seelen gilt es zu retten,
König, mein König, wer hilft dabei?
Wer hat den Mut, die Geißel zu ſchwingen,
Ob den Krämern im Tempel der Zeit —
Soll denn nicht endlich der Weckruf erklingen?
König, mein König, biſt Du bereit?!

Berlin. Martin Boelitz.



Zwiſchen den Gärten.

Von Eliſabeth Dauthendey.

(Würzburg.)

Hoch zwiſchen der ewigen Bläue des Himmels und der orgeltiefen Stimme des Meeres hängen die üppigen Gärten von Nervi.

Schmale, ſteil abfallende Wege führen zwiſchen ihnen zu den kühlen Wäldern im Thale.

Aus den blühenden Gärten ſteigen Säulen von Düften zu dem zeugenden Lichte empor. Andächtig, wie Flammen heiliger Kerzen, ſchweben ſie aufwärts zur ſchweigenden Höhe.

Aber wenn das träumende Meer erwacht, dann fliegen aus den Bergen die eilenden Winde herbei und auf den brauſenden Meeresſängen beginnen ſie ihren wogenden, wallenden Tanz mitten durch die ſtillen, dampfenden Duftſäulen hindurch. Und ſie biegen und knicken und brechen ſie in ihrem wirbelnden Reigen auf den dumpfen Rhythmen des ſingenden Meeres.

Und ſie zwingen die keuſche, himmelſuchende Herrlichkeit zur Erde zurück, und die Düfte ſtrömen ineinander, koſen und küſſen und miſchen ſich und füllen die Luft der Erde mit einem wilden Rauſch von Glück und Liebe. —

Und unter dieſem Rauſche wandeln kranke Menſchen mit dem Tode im Herzen und der zehrenden Lebensſehnſucht im brennenden Blute und der ſchmerzhaften Schönheit in den ewighoffenden Augen. —

Wo dieſe hängenden Gärten an den ſchmalen Weg ſtoßen, ſieht man über die niedrige Brüſtung in den Nachbargarten hinüber.

In einem derſelben, dicht an der Mauer, wachſen Eukalypten und Mimoſen zu einer Laube zuſammen — die Luft darin iſt ſchwül vom Dufte der Pitoſpera und Magnolien.

Eine zerbrochene Marmorſäule ſteht in dem Dickicht. An der Säule lehnt ein Kind.

Ihre jungen, weltfremden Augen ſtarren angſtvoll und ſcheu in der unendlichen Herrlichkeit umher.

Vor wenig Tagen noch ſah ſie auf weite, ſchneebleiche Ebenen und nun plötzlich dieſer lachende Reichtum, dieſes ſelige Licht, dieſes Meer von Farben und Duft.

Es quält ſie alles.

All die wilde Üppigkeit, die an ſie herandrängt. Die ſchwere, blauende Unendlichkeit des Meeres. Und dieſes brandende Wellenlied.

Und der bange, ſchwere, ſchwüle Duft.

Sie lehnt an der Säule und bebt in den Schauern der fremden, neuen Schönheit, ihr junger Körper fiebert und glüht, und eine fremde, neue Sehnſucht fällt in ihre junge Seele. —

Lange ſteht ſie ſo mit ſchlaff herabhängenden Armen; hülflos ſchmiegt ſich der ganze Körper an die ſteinerne Stütze.

Wie eine neue Blume leuchtet ihre kinderſüße Schönheit unter dieſem ſtarken Lichte, unter dieſer blühenden Pracht.

Sie lauſcht nach ihrer Seele — und findet ſie nicht.

Wer iſt ſie — träumt ſie — lebt ſie —?

Sie weiß nichts — nichts mehr. —

Da tönt plötzlich ein Ruf vom Hauſe.

— Irene —

Galt das ihr? Wie aus den fernſten Winkeln der Erde fühlt ſie dieſe Stimme, die an etwas weit, weit von ihr weg Schwebendes ſie erinnert. — Und mit irren Augen und unſicheren Schritten folgt ſie wie eine Schlafwandelnde der rufenden Stimme.

* * *

Täglich kommt ſie nun zu dieſem Platze.

Und ſtundenlang träumt ſie hier.

Wenn der kranke Vater eingeſchlummert iſt unter dem ſchmeichelnden Zaubertrank aus den goldnen Bechern dieſer neuen, ſtarken Sonne, die wie ein ſiegender Gott über der liebesbrünſtigen Erde liegt —

Dann eilt ſie zu ihrem heimlich ſtillen Winkel.

Und alle ihre Sinne öffnen ſich den tauſend Herrlichkeiten dieſer neuen Erde, welche ſich zu ihren Füßen ausbreitet und den heißen Atem ihrer ſatten, fruchtſchweren Liebe in ihr junges, keuſches Herz atmet.

Denn ihr ſcheues, banges Auge iſt endlich ſtille und ſicher geworden.

Etwas Starkes und Glückliches kommt in ihre Seele, täglich mehr und mehr — und endlich neigt sie sich in trunkener Seligkeit zu der gewaltigen Fülle der um sie flutenden Schönheitswonne.

Und mit dem stolzen Mut ihrer goldenen Jugend baut sie sich einen festen Thron hoch über dieser selig-blühenden Erde und ist ihre Königin und herrscht in dieser Schönheit wie in ihrem Reich.

Nur noch für sie strömt dieser strahlende Sonnenglanz vom Himmel. Er spielt mit ihrer feinen, weichen Haut und reift ihr ihre schwellende Kraft, und ihre knospende Jugend blüht auf unter den Wonnefluten seiner heißen Zärtlichkeiten. Für sie nur glüht und spricht und schäumt diese wilde Farbenlust.

Nur noch für sie singt das Meer sein tiefes Lied der Ewigkeit. —

Und als sie so Besitz genommen von allem, wendet sich ihr ruhig gewordener Blick der Nähe zu.

Und sie sieht plötzlich den Garten auf der anderen Seite, ihr gegenüber.

Ein hochgewölbtes Dach von Palmen steht darüber, und hoch in den Kronen hängen leuchtende Rosen, und glühende Geranien drängen sich heran, und der süße, betäubende Duft von Heliotrop fließt über die niedrige Mauer herab.

Marmorgötter sonnen ihre weißen Leiber.

Die Hochglut des Mittags zittert in der Luft.

In ihrem kühlen Versteck fühlt sie die Hitze nicht. Aber sie sieht sie überall.

Alles duckt sich unter ihrer lastenden Schwere.

Auf den Häusern und Marmorgestalten liegt sie in weißen Gluten.

Die Bäume und Blumen wagen sich nicht zu rühren.

Und selbst das gewaltige Meer ist ganz still und stumm geworden unter ihrem flimmernden, stechenden Glanze. — Das Mädchen legt seine weiße Hand auf die Mauerbrüstung — da fühlt sie die sengende, zehrende Glut.

Wie das wohl thut. Diese echte, gerade, volle Sonnenwärme in sich hineinfluten zu fühlen.

Plötzlich schwingt sie sich hinauf auf die Mauer und legt sich mitten in den Sonnenschein.

Den großen Hut deckt sie über das Gesicht.

Und nun schlug es über ihr zusammen, ein weiches Duften — das Wellenspiel von goldnen Südsonnengluten.

Und ihre vom langen Nordwinter durchkälteten Glieder fühlen

ſich in unendlicher Seligkeit aufgelöſt und alles Denken und Wollen erliſcht in einem bebenden Traume von Glück und Wonne.

Es wird lebendig um ſie her.

Eine leiſe, weiche, ſchmeichelnde Melodie erklingt.

Und leiſe, huſchende Schritte kommen heran.

Sie hob ein wenig den ſchützenden Hut —

Und erſchrak.

Die weißen Götter waren in der Sonne aufgewacht und nun kamen ſie in einem langen Zuge aus dem Garten heraus.

Der große Pan voran und er blies auf der Syrinx die ſüße, ſehnſüchtige Melodie.

Sie ſchienen hinunter zum Meere zu wollen.

Als ſie an ihr vorüber kamen, blieb der Zug ſtehen — „Ah," ſagte Pan und hob den Hut von ihrer Stirn. „Was haben wir da — um dieſe Zeit ein Menſchenkind, das die Sonne nicht fürchtet —

Pſt, leiſe — kommt, ſeht — ein ſchönes Kind" — und ſein ſtruppiges Geſicht lachte, ſein Mund wurde unheimlich groß, und die ſpitzen Ohren bewegten ſich — er beugte ſich über ſie und wollte ſie küſſen —

Da ſchob ihn Diana beiſeite —

„Bleib bei Deinen Nymphen — das iſt nichts für Dich" —

„Oho — aber gut — doch kein anderer ſoll ſie ſtören — kommt, wir tanzen ihr einen ſchönen Traum, an den ſie noch lange denken ſoll." —

Und all die weißen Götter und Göttinnen mit ihrem Gefolge reichen ſich die Hände und reihen ſich zu einem Kreiſe, doch ſo, daß ihre Geſichter ihr zugewendet bleiben.

Und nach der Flöte des Pan tanzen ſie mitten in der ſchmalen, ſonnenweißen Gaſſe in wiegenden Rhythmen einen geheimnisvollen Reigen.

Und die Töne fallen wie weiche, ſchwere Tropfen langſam auf ihr Herz, und es wird ihr ſo bang und ſo ſelig.

Die leuchtende Herrlichkeit der Götterleiber bewegt ſich in wunderſüßer Anmut, und doppelt ſchön ſind ſie neben dem zottigen Leibe des häßlichen Pan.

Und vor allem der eine.

In ſtrahlender Jugendſchöne der eine.

Apoll —

Als er ihr wieder einmal ganz nahe kam, da breitete ſie die Arme aus — und er die ſeinen. Der Kreis hielt ſtille, Pan ließ ſeine

Flöte fallen — eine ewig-bange Sekunde lang — ſchon kam das himmelsſchöne Angeſicht ihr nahe — ganz nahe — —

Da riß der ſcharfe Klang einer Glocke die heilige Mittagsſtille entzwei.

Sie richtete ſich haſtig auf.

Auf dem ſchmalen Wege lagen die Schatten der Bäume.

Ein leiſer Wind bewegte die Luft.

Drüben über die Gartenmauer blickte das grinſende Geſicht des Pan, er hielt ſeine Flöte an den breiten Mund, und ſeine Augen blinzelten boshaft und neugierig zu ihr herüber. Überall aus dem glänzenden Grün lugte ein weißes Götterbild hervor —

Und dort in dem Krankenſtuhle — war das Apoll —

Weiß wie pariſcher Marmor war das ſchöne Angeſicht, und unter dem wirren Lockenhaar ſahen die dunkelglühenden Augen zu ihr herüber.

„Irene“ —

Sie ſprang von ihrem heißen Lager herab.

Noch ein Blick hinüber —

Der kranke Mann ſtützte ſich auf die Lehnen ſeines Stuhles, um beſſer herüberſehen zu können.

Eine ſchwere Angſt ſtrömte ihr zum Herzen — ſie fühlte wieder die heißen Tropfen, die aus der Flöte des Pan in ihr Blut gefallen waren.

Scheu ſieht ſie zu ihm hin —

Pan lachte immer noch, und ſein Lachen ſah noch boshafter aus, da jetzt ein Schatten auf ſeinen ſtruppigen Bart fiel.

Sie wendete ſich jäh ab und floh in das Haus zu der rufenden Stimme.

* * *

Ihre Augen ſuchten ſich täglich und ihre jungen Seelen.

Sein bleiches, ſchönes Haupt in die weißen Kiſſen gebettet, ſein ſchlanker Leib in ein weiches, weißes, griechiſches Gewand gehüllt — ſo ſah er wirklich aus, als ſei er jener Gott, den ſie im Traum geſchaut — als ſei er eben aus ſeinem marmorkühlen Schlaf erwacht und könne für die lange gefeſſelten Glieder die Kraft und Bewegung nicht gleich finden.

Aber ſeine Augen lebten. —

Und ſie kniete auf einer Bank dicht an der Mauer, auf beide Arme ſtützte ſie ſich und ihre Augen waren bei ihm. — Jeden Tag

eine kleine, kurze halbe Stunde — dann wurde es lebendig in den Gärten, und der Zauber erloſch. —

Welch ſeliges Leben lebten ſie in dieſer kurzen Spanne Zeit.

Erſt ein ſcheues Hinblicken zueinander.

Ein ſchmerzhaftes Erröten und Erbleichen.

Ein haſtiges Verbergenwollen der Erregung —

Dann plötzlich ganz ineinander Auge in Auge —

Seele an Seele, nackt, widerſtandslos in der Gewalt der ewigen Urkraft des Seins.

Und ihre Augen ſagten ſich alles.

Sie grüßten ſich mit koſenden Blicken.

Sie blieben ineinander lange — fragend, gebend und nehmend.

Es war, als ob ſie ſich auch im Raum immer näher kämen, die Mauern zwiſchen ihnen ſchwanden. Es war nur noch die heiße Sonne über ihnen und die ſpielenden Düfte zwiſchen ihnen.

Die Sonne küßte ihre junge Schönheit, und die rinnenden Düfte trugen die heiße Sehnſucht ihrer bebenden Herzen zueinander. —

Und das letzte Verlangen der Liebe kam über die beiden.

Sie breiteten die Arme nacheinander aus.

Und es wurde ihnen dunkel vor den Augen von den Thränen der Sehnſucht.

Der Kranke erhob ſich langſam von ſeinem Lager und mit unſicheren Schritten kam er an die Mauer.

Mit ſeinen bleichen, zitternden Händen brach er die glühenden Roſen vom Strauche —

„Ich liebe Dich,“ rief er mit leiſer Stimme — er küßte die Roſen und warf ſie ihr zu —

Es war, als ob ein Strom ſeines Blutes durch die Luft zu ihr käme —

Mit einem jauchzenden Schrei fing ſie ihn auf und drückte ihre brennenden Lippen in die Blumen, und ihr Leib erſchauerte, wie die Liebe erſchauert, wenn ſie eins wird mit der Liebe. —

Als ſie wieder aufblickte, leuchtete ſein Angeſicht in übererdenhafter Schönheit — ſeine flehenden Augen und ſeine bleichen Hände grüßten zu ihr herüber. — Plötzlich ſenkte er das Haupt, und eine bange Todestraurigkeit breitete ſich über ihn aus, und mit müden, ſchweren Schritten wankte er zu ſeinem Lager zurück. —

Anderen Tages ſaß eine ſchwarze Nonne neben ſeinem Lager.

Seine Augen waren geſchloſſen.

Und wie lange ſie auch hinſtarrte in der Todesangſt ihrer Seele — kein Strahl ſeines Weſens kam zu ihr.

Und anderen Tages war ſein Platz leer.

Eine ewig lange Stunde harrte ſie auf ihn, und alle Qualen der Angſt wühlten in ihrer Seele. —

Da kam vom Hauſe langſam und feierlich die ſchwarze Nonne.

Sie trat an die Mauer —

Hob beide Hände zum Munde und flüſterte:

„Er iſt tot“ —

Dann wendete ſie ſich kalt und gnadenlos zum Hauſe zurück. — —

Das junge Weib fiel zur Erde.

Der Thron, den ihre ſieghafte Jugend ſich in ſchrankenloſem Herrſcherglücke aufgebaut über der Erde, zerbrach unter der Laſt ihres Schmerzes.

Sie war nur noch eins mit der Erde.

Sie fühlte ſich erlöſchen, wie die Erde erlöſcht, wenn die Sonne ſinkt.

Und das Brauſen des Meeres ſtrömte mit dem Brauſen ihres klagenden Blutes zuſammen, und ſie verſtand den geheimnisvollen Sang ſeiner Tiefe: Den Sang von der Ewigkeit des Schmerzes. —

„Irene“ —

Mit zerbrochener Seele ſank ſie am Stuhle des kranken Vaters nieder.

„Wo warſt Du, mein Kind?“

„Er iſt geſtorben.“ —

„Was ſagſt Du — Irene?“ —

„Ich habe ihn ſo lieb“ —

„Was meinſt Du, mein Liebling? —

„Kann ich nicht auch ſterben, mein Vater?“ —

Gedichte von S. Obuchowetz.

I.

Das ruſſiſche Paradies.

Schnell kamt ihr, teure Freunde, dahin,
Wo alle Beſten geweſen:
Dort liegt des ruſſiſchen Lebens Sinn, —
Des greulich-wilden und böſen . . .
Denn leider ſind wir ein Sklavengeſchlecht:
Jetzt geht es den Demokraten
Bei uns im Lande traurig und ſchlecht
Für heil'ge Reden und Thaten.
Von blut'ger Willkür, vom tollen Tier
Erhalten Wunden und Hiebe
So viele, die ehrlich hegen hier
Nur chriſtliche Menſchenliebe.
Wir ſollen ſchweigen und ſitzen ſtill:
In den Kerker ſchreitet jeder,
Der mutig dem Fortſchritt dienen will
Mit Wiſſenſchaft, Wort und Feder.
Durch niederträchtiges Spitzeltum.
Gehetzte, verfolgte Jugend
Erfüllt die Gefängniſſe rings herum
Für hohe und reine Tugend.
Ich kenne, Freunde, eure Geduld:
Auch in dunkler Sonderzelle
Hält aus dieſe Qualen, ohne Schuld,
Ein Geiſt — der edle und helle!
Ihr kämpft für Liebe, Wahrheit und Licht
Gegen alte Völkerleiden;
O, Helden, bedauern darf man euch nicht, —
Nur heiß kann ich euch beneiden!
Er naht — der große Befreiungstag:
Wir werden uns bald umarmen, —
Ob vor Haß und Wut dann platzen mag
Die Horde ſchmutz'ger Gendarmen!

II.

Sommernachtstraum.

Den Erdwall zerſtörter Feſtung
Sah ich im Faſtowſchen Wald,
Wo manches von Palijs Thaten
Einem Dichter widerſchallt . . .
Ich ſchwärme — und vor den Augen
Taucht auf dieſes Volksfreund's Bild, —
Mit ſeinen blutigen Gaben
So edel und doch ſo wild!
Dort ſtehen Koſakengeſpenſter:
Es kann ja nichts and're ſein,
Im blauen Sommernachtſchimmer,
Im ſilbernen Mondesſchein!
Ich träume von beſſ'ren Tagen,
Von glorreicher Freiheitszeit:
Da waren die Ukrainer
Zu ringen und kämpfen bereit
Mit Polen, Türken, Tataren,
Für unſer blühendes Land . . .
Ich habe euch, alte Helden
Kleinruſſiſcher Sagen, erkannt!
Doch iſt der Zauber vergangen:
Zur Wirklichkeit bald erwacht,
Seh' ich nur prächtige Eichen
Im Glanze heimiſcher Nacht!

A. d. Ruthenisch-Ukrainischen überſetzt von Sergei von Berdiajew (Kiew).

Die Frau Direktor.

Novelle von Guſtav Macaſy.

(Wien-Mödling.)

In dem Schlafgemach des Direktors Singer war es ganz ſtill geworden. In dem Bett, deſſen weiße Linnen und rote Decken grell von den dunklen Tapeten abſtachen, lag der Tote. Die linke Hand mit den krampfhaft zuſammengeballten Fingern hing weit über den Rand des Bettes herab, und die dunkelrote Atlasdecke war zur Hälfte auf den Boden geſunken. So wie man ihn am Morgen aufgefunden hatte, lag er noch da. Denn vor Ankunft des Arztes hatte niemand gewagt, ihn zu berühren.

Auf einem Stuhl neben dem Ofen ſaß Anita, die junge Gattin des Verſtorbenen, und ſtarrte nach der dunklen Ecke hinüber. Eben hatten ſie die Bewohner des Hauſes verlaſſen, und in ihren Ohren klangen noch die höflichen, kühlen Beileidsformeln nach, mit denen ſich alle dieſe Menſchen von ihr verabſchiedet hatten.

Regungslos ſaß Anita da und ſtarrte dem kalten Manne in das fahle Antlitz. Sie ſah die geſchloſſenen Augen und den halbgeöffneten, zahnloſen Mund, um den ein bitteres und höhniſches Lächeln lag. Es war, als grinſe dieſes Geſicht aus Freude darüber, daß nun alles zu Ende ſei. — So wie er im Leben war, liegt er nun da! — dachte Anita. Doch es kam ihr alles wie ein Traum vor, und ſie bemühte ſich vergebens, ihre Gedanken zu ordnen. — Weshalb hatte man ſie hier allein gelaſſen? — fiel ihr plötzlich ein. Ach ja, damit ſie ſich ihrem Schmerze hingeben könne. Aber es war kein Schmerz in ihr und keine Trauer, — nur ein gepreßtes Gefühl von Unbehaglichkeit, von etwas Fremdem und Störendem. Und ganz ſchwach, ganz leiſe etwas wie Freude, wie unſinnige Freude über dieſen Tod. Aber alles das erſtickte das unbehagliche Gefühl.

Und ſie reflektierte. Auf dieſen Tod hatte ſie ja ſeit langem gewartet. Ein Jahr und mehr war er krank geweſen, und ſchon im Sommer hatten ihn die Ärzte aufgegeben. Wie hatte ſie gebangt und gezittert, von Tag zu Tag, von Woche zu Woche! Aber es war eine zähe Natur, die nicht ſterben wollte. So war der Sommer vergangen, ein langer Sommer, den in ihrem Denken nur der einzige Wunſch ausgefüllt hatte: ſein Tod! Und bis in den Herbſt hinein hatte er gelebt,

wenn dieſes Vegetieren noch leben zu nennen war. Und ſchon hatte ſie mit einem neuen, troſtloſen Winter gerechnet, da, unerwartet, früher, als man es nach ſeinem letzten Befinden ahnen konnte, war er dieſe Nacht geſtorben, einſam, allein, ohne Hülfe. Als Frau Bode, die alte Wirtſchafterin, am frühen Morgen hereingekommen war, um Feuer zu machen, hatte ſie ſeinen Tod entdeckt und war gleich zu Anita hinaufgeeilt.

— Kommen Sie ſchnell, Frau Direktor! Der Herr iſt tot. — Das waren die Worte, die ſie jäh aus dem Schlaf geweckt hatten.

— Ob er wohl lange gelitten hat? — dachte ſie nun. Aber es lag ihr wenig daran, denn gleich darauf dachte ſie, wie häßlich, wie ekelhaft häßlich er jetzt ſei, und ſie beſann ſich, daß ſie nun ein ſchwarzes Kleid tragen müſſe. So ſaß ſie lange, und das Feuer im Kamin verlöſchte, und es wurde kühl in dem kleinen, geſchmackvoll ausgeſtatteten Zimmer. Aber Anita empfand die Kälte nicht. Sie blickte zum Fenſter hinaus: durch den grauen Herbſtnebel hindurch ſah ſie die Geſtalten vorübereilender Menſchen. Sie empfand keine Furcht, daß ſie hier ſo allein neben einem Toten ſei. Das drückende Gefühl der Unbehaglichkeit ließ keine Furcht in ihr aufkommen. Es fiel ihr ein, wie viel ſie jetzt zu thun und zu ordnen haben werde. Und plötzlich dachte ſie an Hugo, den Sohn des Direktors, den ſie nur ein einziges Mal geſehen hatte, vor vielen Jahren, und daran, daß dieſer nun auch kommen werde. Das alles erregte ihren Abſcheu: ſie fühlte, daß ſie vor einer Reihe der läſtigſten Zeremonien ſtand und in ihrer Erbitterung wünſchte ſie, — wenn er doch ſo weiter gelebt hätte!

Dann ſtand ſie auf und trat vor den hohen Spiegel, der zwiſchen den Fenſtern bis zur Decke hinaufreichte. Den Toten hatte ſie vergeſſen. Aber da erſchrak ſie vor ihrem Geſicht. Ihre Wangen waren gelb und eingefallen, und ihre Augen von Fieber und Erregung gerötet. Zum erſtenmal erſchien ſie ſich häßlich und erſchrak davor. Und ſie dachte an ihre Jugend und Schönheit. Wie hatte ſie ſich in ihrer Schönheit geliebt! Aber die Jahre waren auch faſt ſpurlos an ihr vorübergegangen, deſſen war ſie ſich bewußt. Nur voller und ſtrahlender waren ihre ſtolzen, ebenmäßigen Züge geworden. Aber heute ſah ſie verfallen und häßlich aus, und mit einer Bewegung des Grauens wollte ſie ſich abwenden, da ſah ſie durch den Spiegel die dunkelrote Decke vom Bett her leuchten, und plötzlich fing die Decke an, ſich zu bewegen, und glitt lautlos und langſam auf den Boden. Da packte Anita ein namenloſes Grauen. Es war ihr, als ſtünde der Tote wieder auf. Sie

sah ein langes, grinsendes Gesicht mit weit offenem, zahnlosem Mund. Mit gellendem Aufschrei stürzte sie nach der Thüre.

Dann aber schämte sie sich ihrer Furcht und blickte nach dem Bett hinüber. Da lag der Tote, unbeweglich, bleich, — sie mußte über den Gedanken lächeln, daß dieser da sich noch einmal regen könne.

— Vor Dir habe ich Ruhe! — flüsterte sie und trat langsam näher. Sie sah auch die lange, dürre, herabhängende Hand. Und plötzlich packte sie ein unwiderstehliches Verlangen, danach zu greifen. Sie nahm vorsichtig mit zwei Fingern die Hand und ließ sie mit raschem Rucke wieder los, so daß der Arm schleifend an der Bettkante hin und her baumelte. Trotz des Abscheus über all diese Häßlichkeit mußte sie doch lächeln.

— Ganz tot, mausetot ist er — sagte sie dann zu sich und während sie langsam der Thür zuschritt, wiederholte sie mit unsinnigem, hervorbrechendem Jubel zehnmal, zwanzigmal:

— Ganz tot, mausetot ist er. —

Dann verließ sie das Sterbegemach.

* * *

Die zwölfjährige Ehe des Direktors mit Anita war eigentlich eine glückliche und friedliche gewesen. Freilich hatte den Frieden der Direktor selbst durch seine ernste, unerschütterliche Ruhe und seinen unbeugsamen Willen in das Haus gebracht. Strenge, wie er während seines ganzen Lebens gegen andere war, war er es auch gegen sich selbst, und die Achtung, die er sich vor allen Menschen zu erringen wußte, diese aus Furcht und Anerkennung gemischte Achtung errang er sich auch von seiner Gattin. Diese hatte er aus den ärmlichsten Verhältnissen zu sich emporgezogen.

Anita war das Kind eines Arbeiters der Fabrik, welche der Direktor leitete. Ihr Vater war im Trunk gestorben. Der Direktor hatte Anita kennen gelernt, als sie sich zur Arbeit in der Fabrik gemeldet hatte. Kurz entschlossen hatte er sie in eine Erziehungsanstalt in der Hauptstadt gebracht und nach drei Jahren als sein Weib heimgeführt. Und seine Berechnungen hatten ihn nicht getäuscht, denn Anita hatte sich schnell in das neue Leben hineingefunden. Wohl aber hatte er sich in dem Wesen des jungen Weibes geirrt. Er hatte, alternd, wie er schon damals war, gehofft, in Anita eine dankbare, hingebende Pflegerin zu finden, jemanden, der ihm seine einsamen Tage verklären

ſollte, ihn mit Fröhlichkeit und Sonnenſchein umgeben. Und aus dem Dankgefühle heraus, hatte er gehofft, werde ſich die Liebe entwickeln. Aber Anita wußte nichts von Dank für ihren Wohlthäter, und gar bald bemerkte der Direktor, daß es ihm auch nie gelingen werde, die Liebe des jungen Weibes zu erwerben. Es hatte den Anſchein, als ob Anita das neue, luxuriöſe Leben als etwas ihr Gebührendes auffaſſe, gleichſam als ein Äquivalent für ihre Schönheit, deren ſie ſich vollbewußt war. Und zudem bemerkte der Direktor, daß Anita die drei Jahre ihrer Erziehung nicht benutzt hatte, ſich jene gründliche und ernſte Bildung anzueignen, auf welche er ſelbſt ſo großen Wert legte, ſondern nur jene äußere Gewandtheit, hinter der es leicht war, jede Art von Unwiſſenheit und Verſtändnisloſigkeit zu verbergen.

Aber der Direktor war nicht der Mann, lange über dieſe verfehlten Hoffnungen zu trauern. Er fügte ſich ſtillſchweigend in das Unvermeidliche und als er erſt klar eingeſehen, daß ſich an dem Charakter Anitas nichts mehr ändern laſſen werde, gab er ſich damit zufrieden. Aber damit war auch ſeine erſte, unbegrenzte Liebe zu dem ſchönen, jungen Weib, dieſe innige Zärtlichkeit und Aufopferungsfreude verſchwunden. Und nur die flüchtige, von Zeit zu Zeit auflodernde Sinnlichkeit war es noch, die ihn an Anita feſſelte. Darum überhäufte er ſie mit Geſchenken und ſchmückte ſie, nicht, um ihr Freude zu bereiten, ſondern nur, weil ſie der Gegenſtand ſeiner Sinnlichkeit war, und auch, um mit ihr vor aller Welt zu prunken, denn er war mit peinlichſter Vorſicht bemüht, in den Augen der Menſchen ſeine Ehe als eine der glücklichſten und tiefſinnigſten erſcheinen zu laſſen. Seine Eitelkeit gefiel ſich darin, zu wiſſen, daß man ihn um ſein ſchönes Weib beneide. Und auch Anita wußte dies, trotzdem zwiſchen den Gatten niemals ein Wort darüber gefallen war. Und auch ſie bemühte ſich, gerade in der Öffentlichkeit gegen ihren Mann eine gut geſpielte Herzlichkeit zur Schau zu tragen. Sie that dies auch gerne, und es erſchien ihr doch wie eine kleine Pflicht — nicht der Dankbarkeit, ſondern des Anſtandes, die ſie dem Direktor für all das Gute ſchuldig ſei. Denn auch ſie wollte beneidet ſein, zumal von denjenigen, die ſie in ihren früheren, armſeligen Verhältniſſen ſchon gekannt hatten. Auch ſollte man bewundern, wie leicht und ſchnell ſie ſich der neuen Atmoſphäre anzupaſſen verſtanden hatte. Sie ſetzte einen gewiſſen Stolz darin, als eine weltgewandte und gebildete Frau zu gelten, deren Glück ihr eigenſtes Verdienſt ſei. Der Direktor wußte dies und es gefiel ihm an ihr. Es verſöhnte ihn mit dem „albernen Streich“, wie er ſeine Ehe vor ſich ſelbſt nannte. Und

dieſe äußere, gewollte und aus der Überlegung heraus geſchaffene Harmonie war es, die den Frieden im Hauſe des Direktors ſtets aufrecht erhalten hatte, wenn ſie auch mit den inneren Gefühlen der beiden nichts gemeinſam hatte. Aber, als ſich die Gatten daran gewöhnt hatten, ihre Rolle glücklicher Menſchen vor der Welt konſequent durchzuführen, übertrugen ſie dieſe Rolle auch auf die Einſamkeit des häuslichen Lebens. In den ganzen Jahren der Ehe war es nie zu einem Streite gekommen, nie zu einem plötzlichen Ausbruch der Leidenſchaften. Der Direktor war nicht gelaunt, je mehr als das Nötigſte zu ſprechen, und Anita hütete ſich, das gute und ſtumme Einverſtändnis durch nutzloſe Zänkereien zu ſtören. Ihr Verkehr im Hauſe war auf derſelben Grundlage wohlgeſitteter Höflichkeit aufgebaut, wie der in der Geſellſchaft. Vorſichtig wurde von beiden Seiten jedes Wort abgewogen, und die Herzlichkeit gleichſam mit dem Maße der größeren oder geringeren Verpflichtung, herzlich zu ſein, gemeſſen. So war der Friede in dem Hauſe des Direktors Singer: man hütete ſich, ihn zu erſchüttern, weil man wußte, daß er das einzige ſei, was dieſe beiden Menſchen dauernd miteinander verbinden konnte.

Innerlich waren ſie ſich aber im Laufe der Zeit immer fremder geworden. Anita hatte den Direktor nie geliebt. Als er ſich damals ſo ſchnell entſchloſſen hatte, ihr Los zu einem günſtigen zu geſtalten, da war ihr dies als das größte Glück erſchienen und ſie hatte gemeint, der Liebe bedürfe es nicht, um glücklich zu ſein. Erſt ſpäter, an der Seite des ungeliebten Mannes, erwachte in ihr die Sehnſucht nach einer großen Liebe, aber auch die Einſicht, daß ſie dieſe für ihren Mann nie empfinden könne. Sie fand ihn alt und häßlich, und ſeine Kränklichkeit erregte nicht ihr Mitleid, ſondern ihren Abſcheu. Oftmals zitterte ſie, wenn er nur in ihre Nähe kam, und ſie war nicht im ſtande, das tiefe, unüberwindliche Grauen vor ihm zu verbergen. Freilich ſuchte ſie es hernach durch die kalte Freundlichkeit im Verkehre zu mildern, aber ſie ſah doch, daß er ihren Abſcheu wohl bemerkt hatte. Sie ſah auch, wie im Laufe der Zeit ſeine Gleichgültigkeit gegen ſie zunahm: das war es, was ſie ſich vor allem wünſchte, wenn ſie es auch durch ihr Benehmen nicht auszudrücken wagte.

Aber je ärmer an Liebe Anitas Ehe wurde, deſto größer wurde ihre Sehnſucht. Der Direktor, der ſie unabläſſig beobachtete und aus allen ihren Worten und Gebärden ihre Seelenzuſtände zu leſen wußte, merkte gar oft mit Schrecken Anitas wachſende Freude an Vergnügungen, er ſah, daß ſie langſam und mit der äußerſten Vorſicht zu kokettieren

anfing, ja, daß sie den jungen Männern ihrer Bekanntschaft beinahe auf halbem Wege entgegenkam. Und der Direktor sah nur zu klar, daß es nur einer Gelegenheit bedurfte, damit ihm Anita untreu wurde. Er wußte, daß es für sie kein Bedenken gegeben hätte. Und um so unabläßiger beobachtete er sie und kontrollierte ihr ganzes Leben und Thun. Über jeden ihrer Schritte wußte er sich Auskunft zu verschaffen und auch der ganze Kreis ihrer Bekannten war stets der Gegenstand seiner eingehendsten Beobachtungen. Gleichwohl war er nicht eifersüchtig: sein kalter, ernster Charakter fand sich mit jedem Problem des Lebens ab, und er war niemals so sehr von einer Leidenschaft beherrscht worden, daß er sie nicht zuletzt seiner Überlegung untergeordnet hätte. Und so behütete er Anita nicht um seinetwillen und weil ihm ihre Treulosigkeit Schmerz verursacht hätte, sondern aus Rücksicht auf seine Ehe nach außen hin. Nachdem seine Versuche, sich ein inneres Glück zu bauen, mißlungen waren, blieb seine äußere Ehre, der Nimbus von Glück, der sich um seine Ehe gebildet hatte, sein letzter Stolz, und er hätte Anita nicht den kleinsten Schritt zur Untreue verziehen. Darum benutzte er auch jede Gelegenheit, ihr diese Meinung verständlich zu machen, obwohl er es vermied, direkt davon zu sprechen.

Und Anita verstand ihn auch. Sie sah, daß sie beobachtet wurde, und daß es ihr unmöglich gewesen wäre, auch nur die geringste ihrer Handlungen vor ihrem Gatten zu verbergen. Und obwohl sie unter diesem beständigen Zwange litt, begriff sie doch das Benehmen des alten Mannes. Denn ihre leichtlebige, allem Ernsten fremde Natur vertröstete sich immer auf die Zukunft. Sie träumte von einer Zeit, wo es dem Direktor *nicht* mehr möglich sein werde, ihr aufzulauern, und sie war fest entschlossen, keinen Augenblick zu zögern, um sich für alles das zu entschädigen, was sie jetzt ertragen müßte. Und dieser Gedanke war ihr ein großer Trost in ihrer gedrückten und beengten Lage. Ihre Phantasie war unabläßig thätig, sich Bilder kommenden Glückes und kommender Lust vorzuspiegeln. Sie träumte sich in die seltsamsten Situationen einer tollen, zügellosen Leidenschaft hinein, sie ersann sich die märchenhaftesten Liebeserlebnisse, in denen sich ihre von Sehnsucht und Entbehrung übersättigte Seele von allen Schranken losreißen konnte.

Damit aber nahm auch ihr Benehmen zu dem Direktor eine andere Gestalt an. Früher kalt, ablehnend, ja, zitternd vor jeder seiner Berührungen, ließ sie später alles geschehen: denn ihr Geist war abwesend, und sie zwang beinahe ihre Phantasie, daß sie ihr andere Bilder

als die der Wirklichkeit vor ihrem inneren Auge ausgestalte. Und all das Häßliche und Widerwärtige an ihrem Manne wurde in ihren Gedanken zu einem Reichtum an Schönheit und Kraft.

Der Direktor wußte sich diese Veränderung anfangs nicht zu erklären. Oftmals, wenn er in den kurzen Ruhepausen der Arbeit neben ihr saß, dann schloß Anita die Augen, und es war ihr, als sei eine ihrer Traumgestalten, ein geliebter Mann an ihrer Seite. Ihr ganzes Wesen wurde ein anderes, und alles an ihr atmete Glück und loderndes Begehren. So suchte sie sich das Unerträgliche erträglich zu machen, und was in Wirklichkeit nur ihren Ekel erregt hätte, das umgab sie durch ihre Gedanken mit Schönheit und Anmut.

Der Direktor sah dies und war damit zufrieden, ohne nach der tiefen Ursache dieser Umwandlung zu fragen. Es genügte ihm, daß Anita ihre Vorliebe für den großen Verkehr und für glänzende Gesellschaften allmählich eindämmte und die stille Ruhe der Häuslichkeit den rauschenden Festen vorzog. Er war umsomehr damit zufrieden, als ihm seine Aufgabe als Beobachter dadurch erleichtert wurde. So glich die Ehe des Direktors in den letzten Jahren einem seltsamen Gemisch von Gewohnheit und gut gespielter Komödie, durch welche sich beide Teile ihr aufgezwungenes Lebenslos erträglich machten. Und auch als der Direktor vor einem Jahr erkrankte und fast immer an das Bett gefesselt war, änderte Anita nichts in ihren äußeren Gewohnheiten, denn gar bald war es die Hoffnung auf seinen Tod, die sie tröstete, und der Gedanke, in kurzem völlig frei und unabhängig zu sein. Dieser Gedanke nahm sie so sehr in Anspruch, daß es ihr gar nicht einfiel, sich während der Krankheit des alten Mannes zu entschädigen für die vielen freudlosen Jahre. Und als es ihr zur Gewißheit wurde, daß der Direktor von seinem Leiden nicht mehr genesen könne, da standen alle ihre Zukunftsträume in ihr auf und gewannen Leben und greifbare Wirklichkeit.

So war es gekommen, daß der Direktor bis zu seinem Ende niemals Ursache gehabt hatte, sich über Anita zu beklagen. Und dies freute ihn, wenn er auch einsah, daß es keineswegs ihr Verdienst gewesen war. Es freute ihn in Bezug auf die Außenwelt, deren Urteil und Achtung er höher schätzte, als sein inneres Glück. Seine ganze, schwere Krankheit wurde ihm bei diesem Gedanken leicht. Er hatte selbst nicht mehr viel Hoffnung, zu genesen, aber der Abschied von der Welt erschien ihm schöner und verklärter bei der Überlegung, daß man von ihm sagen werde: er sei Zeit seines Lebens glücklich gewesen. Für glücklich gehalten werden zu müssen, das erschien ihm als der größte Zweck seines

Lebens. Und Anita, die dies wußte, that alles, was in ihren Kräften ſtand, um dem Kranken nichts von ſeinem letzten und höchſten Glauben zu nehmen. Sie ließ ſich ſogar dazu herbei, den alten Mann zu pflegen und ihren Widerwillen vor dem Häßlichen der Krankenpflege zu überwinden. Sie legte in ihr Benehmen zu ihm die ganze Herzlichkeit, die ihr zu Gebote ſtand, und bemühte ſich, jeden ſeiner Wünſche zu erfüllen und ihm durch tauſende von kleinen Aufmerkſamkeiten Freude zu bereiten. Sie gefiel ſich zuletzt in dieſer Rolle, die ihr die Langeweile des Wartens vertrieb und ihrem Geiſte neue Nahrung des Nachdenkens gab, und gerade dadurch wurden die letzten Tage des Direktors wirklich Tage des Friedens und der ſtillen Glücklichkeit. —

* * *

Am Nachmittage nach dem Tode des Direktors hatte Anita ihre ganze, ſelbſtbewußte Ruhe wiedergewonnen. Das Gefühl der Unbehaglichkeit war von ihr gewichen. Sie hatte alle Anordnungen getroffen, die Todesnachricht ſelbſt abgefaßt und die Weiſungen betreffs der Aufbahrung und des Begräbniſſes erteilt, das am dritten Tage ſtattfinden ſollte.

Gegen Mittag war der Arzt gekommen, mit dem ſie eine lange Unterredung gehabt hatte. Doktor Felſing war ein alter Freund des Direktors, und Anita erfuhr erſt jetzt, daß ihr Gatte ihn zum Vollſtrecker ſeines Teſtamentes und zum Vormund für ſeinen Sohn Hugo erwählt hatte. Das hatte ihr zu denken gegeben, und mit Zittern dachte ſie an das Teſtament. Wie, wenn der Verſtorbene ſein Vermögen dem einzigen Kinde hinterlaſſen hätte? Wie, wenn ſie wieder in die Armut zurückgeſtoßen würde, aus der ſie der Direktor zu ſich emporgehoben hatte? Dann wären all die tauſend Entbehrungen, die ſie ſich auferlegt hatte, umſonſt geweſen, — nutzlos vergeudet, wie ihre ſchönſten Jugendjahre.

Aber bald kam wieder das Gefühl der Sorgloſigkeit über ſie, und lächelnd dachte ſie, er könne ſie nicht zurückgeſetzt haben. Er war ja ſtets ſtolz auf ſie geweſen, ſtolz auf ihre Schönheit und auf ihre kluge, weltgewandte Art. So hatte er ſie auch geliebt, wie man ein koſtbares Spielzeug liebt. Und ein koſtbares Spielzeug war ſie für ihn geweſen. Mit den teuerſten Kleidern, mit den wertvollſten Schmuckgegenſtänden hatte er ſie überſchüttet, keinen ihrer oft bizarren Wünſche hatte er unerfüllt gelaſſen. Er konnte ſie nicht um des Jungen willen vergeſſen haben, mit dem er kaum je zuſammen geweſen war.

Und sie dachte an Hugo und die erste Zeit ihrer Ehe. Kurz nachdem der Direktor geheiratet hatte, hatte er seinen Sohn, das Kind einer Jugendgeliebten, aus dem Hause gegeben und bald darauf in einem Kloster zur Erziehung untergebracht. Stillschweigend hatte er das gethan, denn er mochte wohl gefühlt haben, daß dem jungen Weibe der halberwachsene Knabe im Hause eine Last gewesen wäre, trotzdem damals Anita, deren Jugend eine sehr gedrückte gewesen war, es nicht gewagt hätte, irgend ein Wort über dieses Kind oder das Vorleben ihres Gatten zu verlieren.

Und so war es auch geblieben. In den zwölf Jahren ihrer Ehe war Hugo nicht mehr in das Haus gekommen. Nur zur Zeit der Ferien war der Direktor auf einige Wochen in jenen Gebirgsort gereist, um seinen Sohn zu besuchen. Das war in seinem Leben angestrengtester Arbeit die einzige Erholung gewesen.

Anita erinnerte sich noch des kleinen Knaben mit gelbblondem Haar und den blauen, treuherzigen Augen. Aber damals schon war ihr sein Anblick widerwärtig gewesen, und sie hatte es vermieden, sich mit ihm zu beschäftigen. Sie hatte in dem Kinde einen Eindringling gesehen, etwas Fremdes, das nicht zu ihr gehöre. Sie wußte noch, wie er oft still in einer Ecke gestanden und die schlanke, junge Frau mit scheuen, großen, verwunderten Blicken angestarrt hatte. Heute überlegte sie, ob er noch immer so scheu und unbehülflich sein werde, und sie fand es sehr lästig und unbequem, daß sie diesen jungen Menschen nun in ihrem Hause aufnehmen müsse, und wäre es auch nur für einige Tage. Am lästigsten aber fand sie es, daß Hugo ihr Stiefsohn sei und daß sie ihn als solchen neben sich hergehen lassen müsse. Noch mehr als sie den Toten haßte, haßte sie in Gedanken den Lebenden, in dem sie ein Hindernis für ihr Leben und für alle ihre Rechte sah. Am liebsten hätte sie es gehabt, wenn Hugo gar nicht gekommen wäre, und sie durfte gar nicht daran denken, ohne in Wut zu geraten. Aber Doktor Felsing hatte sofort in das Kloster telegraphiert, und es war möglich, daß Hugo noch an diesem Abend in der Heimat eintraf.

— Der Bastard! — murmelte sie manchmal vor sich hin, wenn sie sich in Gedanken wieder bei all diesen unerquicklichen Betrachtungen ertappte.

Aber am Nachmittag hatte Anita wieder ihre ganze, gute Laune gewonnen, die sie freilich hinter einer feierlichen und bekümmerten Miene verbarg. Nun fand sie es ganz selbstverständlich, daß der alte Mann gestorben war, und wenn sie einen Wunsch hatte, so war es der, daß

alle die Trauerzeremonien, all der Zwang und all die Ungewißheit über ihr nächstes Schicksal schon vorbei wären.

Mit diesem Gedanken fuhr sie in die Stadt, um ihre Trauertoilette zu kaufen. Sie überlegte genau, welchen Stoff sie nehmen werde, und wie der Aufputz der Taille sein müsse, und freute sich darüber. Lange blieb sie in dem großen Modengeschäft, und als sie heimkehrte, war es fast dunkel geworden. Während sie in die weichen Polster zurückgelehnt saß, fiel ihr ein, daß nun die Herrlichkeit mit der Equipage ein Ende haben werde, denn diese war Eigentum des Fabrikanten und dem Direktor nur zum Gebrauche überlassen. Schade! dachte sie und ärgerte sich.

Vor dem kleinen, villenartigen Hause des Direktors traf Anita mehrere Männer, die mit Gerüsten, Leitern und schwarzen Teppichen aus und ein gingen. Da beschlich sie wieder das unbehagliche Gefühl. — Jetzt wird er aufgebahrt! — dachte sie und eilte rasch, ohne aufzusehen und die Grüße der Leute zu erwidern, durch den langen, schmalen Flur und über die Treppe hinauf nach dem oberen Stockwerk, in dem sich ihr Zimmer befand.

Oben im Korridor kam ihr Frau Bode mit der Lampe entgegen. — Ein trauriger Tag, das! — sagte Frau Bode, um nur etwas zu sagen. — Wie sie da unten hämmern! — Aber Anita gab keine Antwort. Sobald sie Frau Bode verlassen hatte, schloß sie die Thür ihres Zimmers ab und legte sich auf die Ottomane. Sie dachte, wie ärgerlich es sei, daß der große Empfangssalon, in dem der Direktor aufgebahrt wurde, gerade unter ihrem Zimmer liege. Sie hörte, wie die Männer unten mit schweren Schritten auf und nieder gingen, wie die Möbel gerückt und Nägel in die Wände geschlagen wurden. Von Zeit zu Zeit hörte sie unverständliche Rufe, dann hörte sie einen schweren, dumpfen Fall und wieder die rauhen Stimmen der Männer. Vielleicht ist eine Leiter gestürzt, dachte sie. Da klopfte Frau Bode wieder an der Thür.

Anita öffnete.

— Was giebt es denn? — fragte sie verdrossen.

— Ach, ist das ein Unglückstag, — jammerte Frau Bode. — Jetzt ist der junge Tapezierer von der Leiter gefallen. Sie haben ihn in das Zimmer des Herrn getragen und gleich nach dem Doktor geschickt. Er giebt keinen Laut von sich. —

— Mein Gott, mein Gott! — sagte Anita leise, — wird das kein Ende nehmen? — Und nach einer Weile fügte sie hinzu: — Sehen

Sie doch nach, Frau Bode, daß es an nichts fehlt, wenn man etwas brauchen ſollte. —

Frau Bode blieb noch ſtehen. Sie ſchien zu erwarten, daß Anita hinunterkommen werde. Aber die junge Frau ging mit raſchen, nervöſen Schritten auf und nieder. Dann entfernte ſich Frau Bode.

Anita trat zum Fenſter. Alles erſchien ihr widerlich und unangenehm. Es empörte ſie, daß es nun noch einen Unglücksfall im Hauſe gebe, und daß ein fremder Menſch verletzt im Zimmer ihres verſtorbenen Mannes liege. Sie dachte, daß er vielleicht dort ſterben könne, und nahm ſich vor, gleich nach dem Begräbnis dieſes Haus zu verlaſſen.

Anita ſtarrte in die Nacht hinaus. Schräg vor den Fenſtern des Hauſes, nur durch die Straße und den Flur getrennt, lag die Fabrik inmitten eines hellen Dunſtkreiſes. Gleich ſchwarzen Armen ragten die Schlote empor, und durch die Stille der Nacht drang das dumpfe Hämmern und Toſen herüber. Unten war es ſtill geworden. Die Männer mußten ſich entfernt haben. Bald aber fuhr der Wagen des Arztes vor. Anita horchte auf die Schritte und hörte die Stimme der Frau Bode. Dann wieder das Raſſeln des Wagens und wieder Stille. Anita empfand Hunger. Sie hatte ſeit morgens nichts gegeſſen. Während ſie ſich auszurechnen bemühte, wieviel der Direktor wohl an Vermögen hinterlaſſen haben könne, ging ſie in die Küche hinab.

Frau Bode erzählte ihr gleich, daß Doktor Felſing den verwundeten Arbeiter im Wagen nach ſeiner Wohnung geſchafft habe. Anita atmete erleichtert auf. Sie fragte gar nicht mehr, ob jener ſchwer verletzt ſei: ihre größte Beſorgnis war geweſen, daß ſie ihn hätte über Nacht in ihrem Hauſe laſſen müſſen. Was dann mit ihm geſchehen, kümmerte ſie nicht.

Nun verlangte ſie etwas zu eſſen, und Frau Bode brachte ihr kalten Braten vom Mittag. Sie fragte, ob der junge Herr zum Nachtmahl ſchon da ſein werde, aber Anita achtete nicht darauf. Sie aß den Braten gleich mit den Händen und brach ſich große Stücke Brot dazu ab und rechnete wieder nach, wie groß das Vermögen ihres Mannes ſein könne. Er war ſtets ſehr ſparſam geweſen, überlegte ſie, — ja, faſt geizig, und ſie vermutete, daß er auch an der Börſe ſpekuliert habe. Sich ſelbſt hatte er in der ganzen Zeit ſeiner Ehe ſo gut wie nichts gegönnt. Mit einem tiefen Gefühl der Befriedigung dachte Anita darüber nach. Und während ihr Frau Bode berichtete, daß nun alles in Ordnung, und auch das Zimmer für den jungen Herrn in Bereitſchaft

sei, kam Anita zu der Überzeugung, daß der Direktor zum mindesten ein Vermögen von einer Viertelmillion hinterlassen haben müsse.

Die Köchin, eine dicke, rotaufgeblasene Person, und ein junges Mädchen, Frau Bodes Nichte, machten sich in der Küche zu schaffen und beobachteten Anita neugierig. Sie wunderten sich über die gelangweilte Gleichgültigkeit der jungen Witwe, die ein Stück Braten nach dem anderen verschlang, und noch mehr darüber, daß sie sich so gar nicht den Anschein gab, als ob sie erregt oder traurig sei.

Anita war in Gedanken dabei angelangt, daß sie den Rest des Herbstes und den Winter in einem Bade im Süden zuzubringen beschloß. Welches Bad sie aber wählen solle, darüber war sie noch nicht einig. Aber schon das Bewußtsein, von hier fortzukommen, bereitete ihr die größte Freude. Sie malte sich das Leben in der neu gewonnenen Freiheit aus und schrak heftig zusammen, als mit langgedehntem, schrillem Klang die Hausglocke ertönte.

— Das wird der Herr Doktor mit dem jungen Herrn sein, — meinte Frau Bode. — Er wollte ihn gleich mit dem Wagen von der Bahn abholen. —

Anitas Freude an allen ihren schönen Projekten war dadurch zerstört. Wütend verließ sie die Küche, um in ihr Zimmer zurückzukehren. Sie kaute noch immer an einem Stück Braten. Im Flur draußen unterschied sie deutlich die Stimme des Doktor Felsing und sie konnte eine Bewegung des Zornes nicht unterdrücken. Ehe sie noch ihr Zimmer erreicht, kam Frau Bode und meldete, daß die Herren im kleinen Salon unten warten.

Anita legte rasch einen dunklen Shawl um ihre Schultern und ging hinab. In dem schwacherleuchteten, kleinen Zimmer standen Doktor Felsing und Hugo. Anita warf einen flüchtigen, neugierigen Blick auf ihn: sie sah eine hoch aufgeschossene, schlanke Gestalt mit blondem Haar und blassem, ausdrucksvollem Gesicht.

Die Begrüßung war stumm. Anita vermochte es nicht, irgend ein freundliches Wort des Empfanges zu sagen. Schweigend reichte sie ihrem Stiefsohn die Hand und bedeutete ihm durch eine schroffe Bewegung, daß er Platz nehmen möge. Doktor Felsing aber sagte sogleich in seiner offenen, doch behutsamen Art:

— Ich hoffe, Frau Direktor, daß Sie meinem Mündel bis auf weiteres Gastfreundschaft in Ihrem Hause gewähren werden. —

Er schien es absichtlich zu vermeiden, Hugo ihren Sohn zu nennen. — Anita nickte und bemühte sich, etwas wie Zuvorkommenheit in ihre

Mienen zu legen. Aber es gelang ihr nicht. Ihr dunkles, unstätes Auge verriet sie und das gereizte Zittern ihrer Hände.

Der Doktor sprach einige Worte über die Krankheit des Direktors und seine letzten Tage. Anita fürchtete schon, daß er auch den Unfall des jungen Arbeiters berühren werde. Aber Doktor Felsing erhob sich und nahm Abschied, indem er erklärte, daß er noch einen Schwerkranken besuchen müsse. Dabei sah er Anita fragend an, als erwarte er, daß sie sich nach dem Verwundeten erkundigen werde. Aber Anita dachte gar nicht daran. Sie war froh darüber, daß nun die peinliche Situation ein Ende habe, und begleitete den Doktor bis zur Thüre, wo sie sich in erheuchelt herzlicher Weise von ihm verabschiedete.

Und nun war sie mit Hugo allein.

Langsam und schweigend ging sie im Zimmer umher und betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Sie hatte sich ihn ganz anders vorgestellt —: häßlich und verkümmert, wie so oft die Zöglinge eines geistlichen Institutes sind. Nun ärgerte sie sich, daß das nicht der Fall war.

Lange Zeit schwiegen beide. Anita wollte um keinen Preis ein Gespräch aufkommen lassen. Sie war müde und gähnte. Auch fühlte sie sich beirrt, als sie merkte, daß Hugo sie aufmerksam betrachtete. Eine eigentümliche Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, seit Doktor Felsing fort war. Sie fühlte sich befangen und gedrückt, wie noch nie in ihrem Leben. Endlich schämte sie sich ihres Schweigens und sah ein, daß diese Situation auf die Dauer nicht zu ertragen sei. Sie nahm Hugo gegenüber auf einem Fauteuil Platz und begann mit halblauter Stimme:

— Du hast Deinen Vater nicht oft gesehen. —

Hugo sah sie erstaunt an.

— Nein, — erwiderte er. — Einmal im Jahr nur und nur auf kurze Zeit. —

Anita fiel seine weiche, klangvolle Stimme auf. Diese Stimme erinnerte sie an die ihres Gatten aus der ersten Zeit ihrer Ehe, wenn er zärtlich zu ihr gesprochen hatte. Nach kurzer Pause aber fügte Hugo beinahe rauh hinzu:

— Das war sein Wille, und vielleicht war es auch besser so. —

Aus diesen jäh hervorgestoßenen Worten empfand Anita deutlich den Vorwurf heraus und sie fühlte, wie sie rot wurde. Fröstelnd hüllte sie sich in ihr Tuch und begann nach einer Weile noch trockener, noch kälter:

— War das Leben im Kloster nicht traurig und freudlos? —

Aber gleich darauf ärgerte sie sich über diese Frage. Denn Hugos

Augen ruhten wieder groß und forſchend auf ihr, während er langſam und jedes Wort betonend erwiderte:

— Ich habe leider nie etwas anderes kennen gelernt und mußte alſo mit dieſem Leben zufrieden ſein. —

Anita war beſtürzt über den ſeltſamen Ton ſeiner Stimme und ſah ihm voll ins Geſicht. Nun begegneten ſich zum erſtenmal ihre Augen. Ihre Blicke ſenkten ſich tief ineinander und es lag wie tiefe, ablehnende Feindſeligkeit in dieſen Blicken. Anita konnte ſich keine Rechenſchaft über das ſeltſame Gefühl geben, das ſie bei Hugos Worten empfand. Sie erſchienen ihr wie eine ſchwere, nach langen Jahren zum erſtenmal ausgeſprochene Anklage. Und noch immer ruhten ſeine Augen unbeweglich und groß auf ihr, ſo daß ſie den Blick ſenken mußte. In dieſer peinlichen Lage, die ſie niederdrückte und demütigte, fiel ihr ein, daß es doch Hugos Wunſch ſein müſſe, ſeinen toten Vater zu ſehen. Das war eine Erlöſung für ſie. Raſch ſtand ſie auf und ſagte:

— Wir wollen hinübergehen. Er iſt ſchon aufgebahrt. —

Hugo nickte und erhob ſich. Nun erſt merkte ſie, daß er einen groben, grauen Hausanzug trug. Er mußte ſofort nach Empfang der Nachricht abgereiſt ſein.

— Dein Gepäck iſt wohl noch im Kloſter? — fragte Anita und ſchritt zur Thür.

Eilig ging ſie den Gang entlang und wartete vor der Thür zum Totengemach, um Hugo zuerſt eintreten zu laſſen. Er öffnete die Thür und blickte einen Augenblick betroffen in den ſchwarzausgeſtatteten, hellerleuchteten Raum.

Auch Anita war erſtaunt. Sie hatte ſich das alles anders vorgeſtellt.

An der Rückwand des Gemaches ſtand der Sarg auf hohem, durch ſchwarze Teppiche verkleidetem Geſtell. Zu beiden Seiten auf Stufen brannten zwölf Kerzen in großen, ſilbernen Leuchtern. Und glänzend, wächſern bleich leuchtete das lange, verzerrte Geſicht des Toten aus dieſer ſeltſamen und düſteren Umgebung.

Hugo trat näher und betrachtete ſeinen toten Vater. Anita blieb an der Thüre ſtehen. Sie muſterte das Zimmer, das ſie in dieſer Ausſtattung nicht wiedererkannte.

Von den Wänden fielen in ſchweren Falten die ſchwarzen Teppiche herab. Hinter dem Sarg in weitem Bogen ſtanden Palmen und andere Gewächſe, deren dunkles Grün matt und traurig von dem ſchwarzen Hintergrund abtönte. Zu Füßen des Sarges ſtand ein Betſtuhl und darauf ein ſilbernes Kruzifix mit ſchwarzem Flor. Auch zwei Kränze

lagen dort, deren einer mit weißer Schleife wohl von dem Doktor Felsing sein mochte. Anita erschien das Ganze unheimlich und widernatürlich. Am liebsten wäre sie fortgegangen, wenn sie nicht die bange und trostlose Stimmung unwillkürlich gebannt hätte. So blieb sie ungeduldig an der Thür stehen und beobachtete Hugo, der ganz in den Anblick des Toten versunken schien. Und jetzt erst in dem zitternden Licht der Kerzen konnte sie seine Züge deutlich betrachten. Nichts an ihm erinnerte sie an den Toten. Sein Gesicht war hell und offen, und sein Blick hatte etwas seltsam Entschlossenes. Seine Gestalt war etwas vornübergebeugt und verriet das Frühreife der Entwicklung. Als Anita sich entschlossen hatte, Hugo zu betrachten, hingen ihre Augen wie an einer rätselhaften Erscheinung an ihm. Es war ihr, als sähe sie eine Gestalt, die sie schon lange, lange gekannt hatte, und es packte sie ein seltsamer, vordem nie gefühlter Schauer, für den sie keine Erklärung hatte. Ein heftiger, nervöser Schmerz raubte ihr für einen Augenblick fast die Besinnung, und, der Ohnmacht nahe, mußte sie sich rasch an den Thürpfosten anklammern, um nicht niederzustürzen.

Als sie die Augen wieder öffnete, erschien ihr die ganze Umgebung verändert. In dem ruckartigen, stechenden Schmerz fühlte sie, daß eine wundersame Umwandlung in ihr vor sich gehe, und vor ihren Augen glühte und funkelte es: der ganze Raum war in Licht gebadet. Hugo stand noch immer in der gleichen, halb ernsten, halb gedankenverlorenen Haltung vor dem Sarge. Müde zum Umsinken und mit unsicherem, tastendem Blick suchte sie nach seiner Gestalt. Sie konnte nicht begreifen, wozu er so lange dort stehe. Was konnte *ihm* so sehr an dem Toten liegen, den er im Leben fast nicht gekannt hatte? Und plötzlich erschrak sie: lautlos war Hugo an dem Sarge in die Knie gesunken und an dem heftigen Beben des ganzen Körpers merkte sie, daß er weine. Ob diese Thränen dem toten Vater galten oder seiner eigenen, trüben und freudeleeren Jugend, — sie wußte es nicht. Aber ein tiefes Mitleid kam über sie, und sie schämte sich ihrer Kälte und Herzlosigkeit, und ihr ganzes bisheriges Leben erschien ihr in diesem Augenblick wie eine endlose, große Schuld.

Leise trat sie näher und legte ihre Hand auf Hugos Schulter.

— Komm', wir wollen gehen! — sagte sie mit halblauter, gepreßter Stimme.

Hugo erhob sich. Sie vermied es, ihn anzusehen, und schweigend kehrten sie in den Salon zurück. Der Bann, der Anita bisher festgehalten hatte, wich nun von ihr, und sie mußte darüber lächeln. Es war

nichts, als ein Ohnmachtgefühl, dachte sie, und daran waren die vielen Lichter schuld und die seltsame, dumpfe Luft dort drüben.

Frau Bode kam und meldete, daß das Nachtmahl bereitet sei. Mit freundlicher Stimme, über die Anita selbst erstaunt war, lud sie Hugo ein, ihr zu folgen.

* * *

Während des Nachtmahls wurde fast kein Wort gewechselt. Hugo schien tief in Gedanken versunken und warf ab und zu einen verstohlenen Blick auf Anita, den sie wohl fühlte, aber nicht beachten wollte. Aber das Schweigen zwischen ihnen hatte etwas Unruhiges, und vielleicht hätte es nur eines Wortes bedurft, um den auf ihren Seelen lastenden Druck zu heben.

Frau Bode kam und ging mit leisen Schritten und wunderte sich über die Stille. Sie meinte, daß die zwei sich doch so vieles zu sagen haben müßten, aber auch während sie den Tisch abräumte, blieb es still. Dann entfernte sie sich, ärgerlich darüber, daß sie so gar nichts erfahren hatte. Sie war eine neugierige und geschwätzige Person, und diese Eigenschaften waren es, die sie dem verstorbenen Direktor wertvoll gemacht hatten. Es schien ihr aber, als ob sie jetzt nach seinem Tode bald überflüssig in diesem Hause werden sollte: das kalte und beinahe hochmütige Benehmen Anitas bestärkte sie noch in dieser Befürchtung.

— Auch eine von denen, die die Freiheit kaum mehr erwarten konnten! — dachte sie gehässig und ging in die Küche hinab.

Als Hugo sein Glas Wein geleert hatte, schenkte ihm Anita noch einmal ein, und dabei bemerkte er, daß er im Kloster niemals Wein erhalten habe. Anita benutzte diese Gelegenheit und fragte ihn um das Leben im Kloster aus. Es war ihr eine willkommene Ablenkung.

Hugo erzählte mit kurzen Worten, einfach und schlicht. Er erzählte von seiner Jugend, von den Sitten im Kloster, dem Leben der Geistlichen und von den seltsamen Stimmungen. Über seiner ganzen Darstellung lag das Wesen einer tief betrachtenden Natur, die auch aus den kleinsten Ereignissen das Tiefe und Schöne herauszulösen wußte. Anita merkte, daß seine anfängliche Scheu nicht eine Folge der Unbehülflichkeit sei, sondern der Gedrücktheit seiner bisherigen Lage und der damit verbundenen Verschlossenheit. Und je länger Hugo sprach, desto aufmerksamer und lebhafter wurde sie selbst. Manches, was er sagte, erinnerte sie an ihre eigene Jugend, und mit flüchtigen Worten warf sie

ein Bild jener Jahre des Hungers und Elends dazwischen, wie sie es in ihrer Erinnerung aufbewahrt hatte. Sie that es mit dem ihr eigentümlichen Freimut und ohne sich ihrer niedrigen Abkunft zu schämen. Zumeist beschränkte sie sich aber darauf, Hugo zuzuhorchen. Tief in ihren weiten Lehnstuhl aus Rohrgeflecht zurückgelehnt, beobachtete sie mit neugieriger Aufmerksamkeit seine ganze Art, zu sprechen, seine Haltung und seine Gebärden. Sie konnte jetzt gar nicht begreifen, wie es eine Zeit gegeben hatte, in der sie nur mit Haß und Widerwillen an ihn gedacht hatte. Alles an ihm berührte sie jetzt vertraulich und altbekannt.

Auch Hugo war zuletzt lebhafter geworden und aus seiner ersten Reserve herausgetreten, wozu das meiste das gänzlich veränderte, herzliche Benehmen Anitas zu ihm beigetragen hatte. Er schien zu begreifen, daß er sie zu Anfang falsch beurteilt habe, und daß sein Mißtrauen gegen sie grundlos sei. So nahm es Anita auf und freute sich darüber.

Einmal, als es nicht zu umgehen war, mußte Hugo sie direkt ansprechen und er sagte „Sie“ zu ihr. Anita brach in ein stilles, belustigtes Lachen aus und bat ihn, die steifen Zeremonien im Verkehr mit ihr abzulegen. Er müsse „Du“ zu ihr sagen, trotzdem sie eigentlich nicht verwandt miteinander seien. Dabei sah sie ihn seltsam und ein wenig verlegen an. Gleich darauf aber lachte sie und stieß an sein Glas und sagte:

— Auf gute Freundschaft! —

Hugo trank dies, sein drittes Glas, auf einen Zug aus. Der Wein übte seine Wirkung auf ihn, denn er wurde zusehends schläfrig. Anita sah, wie er mit dem Schlafe kämpfe und schon halb im Traume spreche. Bald darauf war er völlig eingeschlafen.

Anita betrachtete ihn eine Weile und wagte nicht, sich zu bewegen, um ihn nicht zu wecken. Dann erhob sie sich und stellte sich hart an ihn, aber Hugo fühlte es nicht. Nun beugte sie sich langsam nieder und küßte ihn zuerst auf die Stirne, dann auf den Mund. Sie gab sich keine Rechenschaft über das, was sie dabei bewege; aber eine namenlose Sehnsucht empfand sie, den Schlafenden in ihre Arme zu schließen und an sich zu pressen. Aber sie hatte Angst. Vorsichtig lauschte sie, ob draußen ein Geräusch zu vernehmen sei, aber das Haus lag still, wie ausgestorben. Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie ihren Vorsatz ausführen, aber dann kehrte ihr die Besinnung zurück. Sie trat zur Thür und klingelte. Frau Bode erschien mit einem Leuchter in der Hand.

Lächelnd ſagte Anita zu ihr:

— Sehen Sie, unſer Gaſt iſt eingeſchlafen. Wecken Sie ihn, Frau Bode, und geleiten Sie ihn in ſein Zimmer. —

Dann ging ſie, ohne ſich noch einmal umzuwenden, in ihr Schlafzimmer. (Schluß folgt.)

Der Katholizismus und die neue Dichtung.

Von Ernſt Gyſtrow.
(Leipzig.)

(Schluß.)

In der That: die moderne deterministiſche Weltauffaſſung mußte die ſtrenge poetiſche Arbeitsteilung zwiſchen Epik und Drama aufheben; die Differenzierung erfuhr eine, wenn auch nicht vollkommene Integration. Roman und Drama geſtalten den Kampf zwiſchen Innenwelt und Umwelt und bis auf dieſen Tag den Sieg der letzteren. Denn bis auf dieſen Tag iſt die neue Dichtung tragiſch; ihre Tragik beſteht eben im Zuſammenbruch des Ich vor dem Milieu. So ſehr die tragiſche Kunſt ein Erbteil des Idealismus ſcheint, während der Realiſt gern das Paktieren, das Sicheinordnen als Ausgang ſucht: unter der Wucht der ſozialen Notwendigkeit ward ſelbſt die Dichtung eines Vollrealiſten, wie Fontane es war, zur Darſtellung des unterliegenden Ichs, als ſie in „Effi Briest“ ſich ganz der modernen Ideenwelt hingab. Roman und Drama erfuhren eine Ablenkung aus ihren früheren Bahnen im Sinne einer bedeutenden Näherung; es iſt natürlich, daß die dramatiſche Dichtung dabei ſtärker im epiſchen Sinne verſchoben wurde, als die erzählende. Die Umwertung des Willensaktes zur Begebenheit forderte es ſo. In den „Webern“ ſcheint jeder tiefergehende Unterſchied zwiſchen epiſch und dramatiſch bis einzig auf die äußere Form aufgelöſt; dennoch wird er auch fernerhin ſeine Geltung haben. Der Roman wird das ſtrenge Wirken der Umwelt, ihren Sieg übers Ich zum Vorwurf nehmen; das Drama wird ſich in der Rebellion der Innenwelt, ihr Unter-

liegen vor der Umwelt, vertiefen. Ob dereinſt auch in ihr Überwinden — davon ſoll ſpäter noch die Rede ſein. Für beide Aufgaben, die alſo nur verſchiedene Betonungen einer der zwei ringenden Mächte ſind, erweiſen ſich die althergebrachten Formen als geeignet; nur, daß wiederum die dramatiſche bedeutſamer Verfeinerungen bedurfte und ihrer in nie erträumtem Maße durch Ibſens Genius auch teilhaftig ward.

Die ganze Hülfloſigkeit der reformkatholiſchen Äſthetik ſtöhnte ja aus Veremundus' Definition, das Drama ſei fürs Auge, der Roman fürs Ohr berechnet. Man braucht kein großer Dialektiker zu ſein, um auf Wunſch auch das Umgekehrte zu beweiſen. Nachher fällt unſerm Kunſtrichter ſchnell noch ein, daß die epiſche Dichtung über Vergangenes zu berichten, die dramatiſche Werdendes darzuſtellen habe. Das iſt wieder eine reine formale Arbeitsteilung; eine materielle kennt Veremundus gar nicht. Wahrhaftig, materiell vollzieht er die Integration der Kunſtformen viel radikaler als die Moderne ſelbſt — nur leider nach der entgegengeſetzten Richtung, im Sinne einer energiſchen Transfuſion dramatiſchen Blutes in den Organismus des epiſchen Kunſtwerkes. Mit großer Wucht und Einheitlichkeit vollzogenen Entwickelungs*thatſachen* konſtruierte Entwickelungs*forderungen* gegenüberzuſtellen, iſt eine fatale Sache. Es ſtreift ſtark ans Komiſche, wenn uns jemand verſichern will, alle von uns als Kunſtwerke genoſſenen Romane ſeien gar keine, weil ſie mit ſeinen ſubjektiven Forderungen divergierten; es erinnert an Hegel, der ja auch die Geſchichte nicht ſo darſtellte, wie ſie ſich abgeſpielt hatte, ſondern wie ſie ſich nach ſeiner Dialektik — hätte abſpielen müſſen.

Nicht nur über die differential-diagnoſtiſchen, ſondern auch über die allgemeinſten materiellen Inhalte der Dichtung ſchweigt Veremundus ſich leider gründlich aus. Indes iſt es nicht ſchwer, ſeine Anſchauung aus dem verwäſſerten Wortſchwall von Forderungen, den er uns vorſetzt, abzudeſtillieren. *Schuld* iſt bei ihm ganz im alten Sinne aufgefaßt als *Verſtoß der Leidenſchaft gegen das Sittengeſetz*. Vergleichen wir damit einmal, was Wilhelm Henſchel „verſchuldet" hat. Das Gelübde, das er der ſterbenden Frau ablegt, iſt zweifellos auch nach katholiſchem Urteil eine ſittliche That. Dieſes Gelübde bricht er; die Verhältniſſe nötigen ihn dazu. Nicht die Leidenſchaft für Hanne — ach, du lieber Gott! Der ſchwerfällige, treuherzige Mann denkt an ſolche Dinge nicht. *Carl Jentſch* hat in ſeinem viel zu wenig geleſenen Prachtbuche „Wandlungen" einmal geſagt, warum der ſchleſiſche Bauer heiratet: weil die Wirtſchaft eine Bäuerin erfordert. Im Klein-

bürgertum steht es nicht anders; die Neigungsehe ist nirgends so selten und auch so wenig verstanden, wie in diesen Schichten. Jede Klasse hat ihre Moral und hat ihre allereigenste in den Fragen des Familienlebens. Das Gattinnenideal steht nicht auf einem Blatt mit der Liebe: es ist Geld beim Bourgeois, Ebenbürtigkeit beim Aristokraten, Protektion beim Beamten, robuste häusliche Arbeitskraft beim Bauer und Kleinbürger. Im Gegensatz zum Arzt, Künstler, Gelehrten sind alle jene Stände an ihr Milieu gebunden. Am schlimmsten vielleicht der Kleinbürger, der ganz und gar Funktion seines ökonomischen Betriebes ist. In solchen Schichten bleibt keine Zeit, an Ideale zu denken, und fehlt auch der Gesichtskreis. Die besten dieser Leute sind ehrlich, gutmütig, fleißig; zu ihnen gehört Henschel. Wenn sie sich über etwas schämen, so ist's über eine unordentliche Wirtschaft. Da haben wir's: die Innenwelt ist reproduzierte Umwelt. Der Wunsch einer Sterbenden bäumt sich dagegen auf — es hilft nichts; die Umwelt siegt, denn was an der Innenwelt eingewurzelt ist, kämpft mit ihr zusammen. Ganz andere Klassen mit einer ganz anderen Bildung setzen sich leichter und eher über sittliche Forderungen als über die Tradition hinweg; Henschel müßte ein Heros sein, wenn er anders handelte. Er ist kein Heros; im Kleinbürgertum, das ängstlich sich an sein bißchen Scholle klammert, giebt es keine Heroen. Wer da den Heros spielen wollte, würde liederlich und leichtsinnig und ungeraten heißen. So sieht Henschels Schuld aus! Und nun die Sühne. Die „Strafe" erreicht ihn, wird Veremundus sagen. Warum erreicht sie ihn? Weil er ist, wie er eben ist: treuherzig, arglos, zufrieden. Weil er eben zu den — Guten seiner Klasse gehört. Nicht an sich schon darum, weil er Hanne heiratet! Nähme er das sinnliche Weib aus lüsterner Begierde, so könnte man ja den alten Vergeltungsbegriff konstruieren; aber darum nimmt er sie eben nicht. Seine arglose Gutmütigkeit ist es gerade, die Hannes Wut und Verachtung schürt. Als dann alles ans Licht kommt, bricht er zusammen. Leute seiner Klasse sind Fatalisten; sie glauben an strenge Vergeltung und suchen selber für ihre Heimsuchungen die Schuld. Henschel *findet* sie im Bruch des Versprechens. Er *findet* sie darin, das ist sein subjektives Schuldbewußtsein; seine objektive Schuld, die allein der ästhetischen Diskussion unterliegt, ist es nicht. Seine objektive Schuld ist der Umstand, daß er innerhalb seiner beschränkten, unfreien Klasse, wo es nicht so sehr Gute und Schlechte, als vielmehr Gutmütige und Geriebene, Schwache und Brutale giebt, zu den Gutmütigen und damit zu den Schwachen gehörte. Daß er zu ihnen gehörte, beweist noch

ſein Ausgang. Er überläßt ſich dem Schuldgefühle, läßt ſich davon apathiſch bis zum Irrſinn martern. Die Unzurechnungsfähigkeit macht ihn zur „Sühne“ frei.

Stärker und tiefer hat kein Künſtler die moderne Erkenntnis von der ſozial geſeſſelten Perſönlichkeit, von dem zum Vorgang umgewerteten Willen erfaßt und geſtaltet. Und nun die Forderungen unſeres Reform-Äſthetikers daneben gehalten! Wie klammert er ſich an die Theſen Emil Mauerhofs feſt, den er mit Vorliebe zitiert. „Die unſittlichſte That der Leidenſchaft kann, tragiſch gewendet, nie anders als entſagungsvoll in reinſter Sittlichkeit abſchließen.“ Aus dieſem Satze fegt die moderne Lebensanſicht 5 Worte hinaus: unſittliche — That — Leidenſchaft — entſagungsvoll — rein. Nicht, daß dieſe Dinge nicht mehr exiſtierten; nur, daß ſie andere Inhalte haben als früher. Inhalte, die auch die „ſeeliſche Befreiung“ in Veremundus' Sinne uns verſagen. Mit der alten Katharſis iſt es vorüber, nicht nur für heute und morgen, ſondern ein für allemal. Ich ſage nicht, daß unſere Erkenntnis fertig iſt; aber ſoweit wir ſie in ihrer determiniſtiſchen Eigenart haben, kann ſie nicht mehr umgeſtoßen, nur noch erweitert, vertieft, geklärt werden. Und was heißt in ihrem Rahmen dann noch „ſeeliſche Befreiung“? Schlaikjer hat es einmal definiert als „die mit Schmerz empfundene und mit Ergebenheit getragene Einſicht vom Walten einer unabänderlichen Notwendigkeit“. Das trifft das Rechte, nur die Worte „mit Schmerz empfundene“ würde ich noch ſtreichen. Für die Übergangsmenſchen, die aus der Illuſion der Willensfreiheit in die determiniſtiſche Wahrheit herübergeriſſen worden ſind, mag es gelten. Aber ich denke, wir gehen heute ſchon einer Zeit entgegen, die das Walten einer Notwendigkeit nicht mehr ſchmerzlich empfinden wird; im nächſten Abſchnitte ſoll von dieſen Symptomen näher die Rede ſein.

Wie alle Welt- und Lebensanſchauung iſt auch ihr künſtleriſcher Reflex etwas Relatives. Wenn man von einer ewigen und abſoluten Kunſt ſpricht, ſo denkt man auch an Idealzuſtände, in denen es keine Beſchränktheit, alſo auch kein Fortbildungsbedürfnis der Weltanſchauung und keine Beengung der Lebensintereſſen durch Klaſſengliederung mehr giebt. Jedes Zeitalter hat ſeine Kunſt gehabt und wird ſie wohl immer haben. Das Genießen der Vergangenheitskunſt iſt ein Privilegium der äſthetiſchen Feinſchmecker, die dank ihrer Bildung in der Stimmung jener Zeit ſich zurechtzufinden vermögen; den Maſſen iſt es verſagt, und alle Wirkung weitzurückliegender Schöpfungen auf ſie beſteht in der fort-

reißenden Kraft der Leidenschaft oder im Zauber einer mächtigen Diktion; alle Leiter von Volksbühnen wissen sehr wohl, weshalb Shakespeare und Schiller auch heute noch die wirksamsten Dichter sind. Die Leidenschaft hat ja auch der Determinismus nicht abgeschafft, sondern nur der Notwendigkeit eingeordnet, und einer so eminenten Gestaltung der Leidenschaften, wie bei Shakespeare, wird kein affektfähiger Mensch auch unserer Zeit sich entziehen können; solcher Gestaltung waren aber immer nur Künstler fähig, die ganz aus der Welt- und Lebensanschauung ihres Zeitalters herausschöpften. Über allen Dichtungen des Briten — der übrigens in einzelnen einen fast grauenvollen Determinismus walten läßt — schwebt der Hauch der höfisch-romantischen Sphäre seiner Zeit und Heimat, und Schillers Menschen sind alle mehr oder minder Rationalisten. Fragen wir uns aber, welche Kunstwerke beider Genies uns heute am nächsten stehen, welche unsere Seele noch am reichsten zur Mitbewegung zwingen, so ergeben sich ohne weiteres jene, in denen die Einflüsse der Umwelt vorgeahnt sind: Macbeth, Hamlet, Kabale und Liebe, Wallenstein. Freilich verstärkt ihre Wirkung zum Teil das Hineinragen eines überwältigenden Fatalismus, der durch das lastende Grauen, das er über uns breitet, uns immer zur Ergebung nötigen wird — ausgenommen vielleicht Leute wie Nicolai oder David Strauß; der auch das — nun, meinetwegen: Ewige der antiken Kunst ausmacht. Alle Versuche, die Vergangenheit völlig objektiv darzustellen, gingen von Stümpern aus; oder wo echte Künstler sich dazu verleiten ließen, blieben sie tief unter ihrem sonstigen Können: Klopstocks „Bardiete", Goethes „Achilleïs", Schillers „Braut von Messina" zeugen laut genug dafür. Darum kann aber auch unsere Zeit keinen Künstler mehr hervorbringen, der den freien, sich selbst bestimmenden Willen in den Mittelpunkt einer Dichtung stellt. Das Wesen des Genius ist nichts Formales, sondern Materielles: in ihm gewinnt die Welt- und Lebensanschauung Klarheit, der die Durchschnittsschicht um dieselbe Zeit erst halbbewußt, gefühlsmäßig zustrebt. Das Genie spricht die halbwachen Bedürfnisse der Mitwelt klar aus. Wer heute Schillers „Demetrius" vollenden wollte, würde damit nur beweisen, daß er kein Künstler ist, wenn er auch Laube an Virtuosität tausendfach überträfe. Darstellung der Leidenschaft und glänzende Sprache allein reichen darum heute nicht mehr aus — das ist theoretisch sicher und nur allzusehr durch die Praxis erwiesen. Was dabei herauskommt, ist bestenfalls ein „Johannes", es kann aber auch schlimmer, es kann ein — „Kaiser Heinrich" werden. Und was vom Drama, das gilt noch viel mehr und

viel gewiſſer vom Roman. Die geleſene Leidenſchaft und die geleſene Diktion ſind an ſich ſchwächer als die geſehene und gehörte; dazu kommt noch, daß von Goethe an die großen deutſchen Romane faſt alle determiniſtiſch ſind. Wie verblaßten Spielhagen und Heyſe, als Sudermann und Fontane auf den Plan traten! Von Dahn und Ebers, von Wolff und Jenſen wird man nach ein paar Jahren ſelbſt in den Kreiſen nichts mehr hören wollen, die aus Mangel an wirklichen epiſchen Künſtlern ſich lange genug mit ſolcher Koſt begnügen mußten. Selbſt die Familienblätter und Tageszeitungen müſſen vom alten Verwickelungs- und Löſungsroman langſam abgehen, Zola und Kretzer hören auf, a priori unmöglich zu ſein. Spielhagen iſt immer noch der glänzende Erzähler — trotzdem wird jedes neue Werk von ihm kühler empfangen als das vorhergehende, und „Sturmflut“, dieſer formal und techniſch unerreichte Roman, läßt heute eine große Leere in uns zurück. Gerade die epiſche Proſadichtung, die Veremundus im dramatiſchen Sinne reformiert ſehen möchte, iſt mit unwiderſtehlicher Gewalt — denn über deutſche Familienblätter ſiegen, das bedeutet etwas! — die Darſtellung des ſozial beſtimmten Menſchen geworden, und die armen dilettantiſchen Feuilletonſchreiber ſogar müſſen daran glauben und mit ſaurer Mühe in der Innenwelt ein bißchen reproduzierte Umwelt unterbringen.

Der Katholizismus aber kann die Schwenkung nicht mitmachen. Es iſt das trotz aller Kritik der Mißſtände tief Katholiſche an Veremundus, daß er ſo unerbittlich die Geſtaltung der „Begebenheit“ als unkünſtleriſch bekämpft. Das kirchliche Menſchenideal iſt das abſolute. Raſſe, Sphäre, Zeitpunkt haben nach ihm vielleicht auf äußerliche Gepflogenheiten und Sitten, nicht aber auf die ſittliche Wertung der Menſchen, auf ihre moraliſchen Normen ein Recht der Beeinfluſſung. Das wirtſchaftliche und kulturelle Gepräge eines Zeitalters iſt ja weiter nichts als eine Form des Weltlichen, Irdiſchen, Fleiſchlichen, das die Bibel mit den Worten: des Fleiſches Luſt, der Augen Luſt und hoffärtiges Leben — umſpannt. Je unberührter die Seele hindurchgeht, deſto beſſer. Pflicht, Verantwortung, Schuld, Buße ſind Beziehungen der Seele zu dem überweltlichen Gott oder ſeiner weltlichen Vertreterin, der Kirche; nicht aber Beziehungen zu der ſozialen Umwelt; abſolut iſt ihr Inhalt, nicht relativ. Keine jeſuitiſche Dialektik kann es wegbeweiſen, daß das höchſte irdiſche Ideal für den Katholiken eben doch die Askeſe iſt, weil ſein Ziel im Jenſeits, in der Befreiung von der Umwelt liegt. Die Sinnlichkeit des römiſchen Kults iſt etwas ganz

Äußerliches, entsprossen aus dem Machtverlangen der Kirche, in dessen Dienst alle wirksamen Mittel eingestellt werden.

In der Zeitungspolemik gegen Veremundus wurden oft ganz belanglose Momente gegen die Möglichkeit einer katholischen Dichtung geltend gemacht. Unter anderem das Bußsakrament: weil es die Reinigung von der Schuld mit äußerlichen Verpflichtungen (Beichte und gute Werke) verknüpfe. Das ist wenig stichhaltig. Die Kirche setzt bei der Buße innere Aufrichtigkeit voraus; der innere Vorgang steht im Mittelpunkte, und jene Verordnungen haben mehr die Bedeutung einer Kontrolle. Gewiß verflacht und veräußerlicht sich die Buße sehr leicht; aber die Beyschlagbündler, die darum sich so erhaben über Rom wähnen, kann man mit gutem Recht fragen, wieviele Protestanten wohl das Wieder-Einswerden mit Gott, den paulinischen Rechtfertigungsglauben, jemals in sich erlebt haben? Daß überdies die Dichtung bei jeder Reinigung von Schuld den ganzen äußeren Apparat des Bußsakramentes jedesmal darstelle — eine solche Forderung hat noch kein katholischer Kunstrichter je erhoben, und ich würde mich hüten, den Gedanken daran einem ernsten, wenn auch fanatischen Manne, wie Herrn Kreiten S. J., auch nur entfernt zuzutrauen.

Wer in der katholischen Lehre seine Befriedigung findet, für den ist natürlich auch eine katholische Dichtung möglich; ja, er darf heute schon in Hansjakob und Emil Marriot Autoren für sich in Anspruch nehmen, die an Feinheit der Menschenbeobachtung und Kraft der Komposition hoch über sehr vielen Soldschreibern stehen, die im freigeistelnd-evangelischen Hause das litterarische Bedürfnis decken. Nur in dem Augenblick, wo die Katholiken meinen, ihre katholische Dichtung könne den Wettbewerb mit den aus dem Geiste der modernen Zeit heraus geschaffenen Kunstwerken wagen, könne litterarische Parität erringen, müssen wir die Illusion zerstören; denn das Recht auf den Irrtum, das man sonst jedem Menschen von Herzen gönnen mag, hat ein Ende, sowie es über den geschlossenen Kreis des Irrtums hinausgreifen will. Der Katholizismus mißt das individuelle und soziale Leben mit Normen, die objektive Absolutheit besitzen. Das ist es, was ihn zur unbedingten litterarischen Inferiorität verurteilt.

Nicht etwa, weil die Dichtung von nun an über die relativen Werte nicht mehr hinausgehen könne. Der Darwinismus und der Marxismus haben die alten, absoluten Normen zerstört; mehr noch, sie begründeten ein für allemal die Unmöglichkeit objektiv absoluter Ideale; d. h. solcher Ideale, die über allen Wandel der Zeiten und

Schauplätze hin unantastbar feststehen. Was zunächst an die Stelle trat, war der Relativismus mit seiner rein kausalen Weltbetrachtung. Für ihn zeugen gewaltig die Kunstwerke der Zola, Ibsen, Hauptmann. Aber der psychische Selbsterhaltungstrieb, der Glaube an uns selber, erträgt den Relativismus nicht; er drängt uns von der Kausalität weiter zur Teleologie, und das Weshalb? wird wieder übertönt von dem Wozu? Ein neues Sehnen nach absoluten Maßstäben erwacht, aber es fordert nur noch subjektive Absolutheit; d. h. der einzelne liest im naturalen und sozialen Wandel ein Bleibendes, Ewiges, das ihm Zufriedenheit, Ruhe, Kraft verleiht; er schafft sich eine unmittelbare Beziehung zum Absoluten. Der Grundgedanke des Protestantismus, den Luther einst zur Seite warf, Schleiermacher erneuern wollte, kehrt wieder. Die neue Weltanschauung schließt die alte Religion aus; aber kraft ihrer Eigenart führt sie selber zu einer neuen Religion hin. Der naturale und soziale Determinismus werden verklärt zum religiösen; denn auch der Weg zu einer neuen Sittlichkeit, zu neuen Inhalten für die verödeten Worte Zweck, Pflicht, Schuld, Reinheit führt übers Ewige, Religiöse: das Allgemein-Menschliche, das im Relativismus vernichtet war, kann nur aus dem Göttlichen neugeboren werden. Die Malerei ist von den Künsten die erste, in der dieses Sehnen sich äußert. Erst schüchtern, tastend, dann fast ungestüm folgt die Dichtung. Nach der bequemen Formel der Etikettenkleber, die nie aussterben, wird der Naturalismus überwunden durch die Neuromantik.

Aus dem Musikleben in Frankfurt a. Main.

Der Erstgeborene der Muse Jung-Siegfried Wagners: „Der Bärenhäuter", hat nun auch kürzlich seinen Einzug durch die Pforten unseres Opernhauses gehalten. Man vermochte seiner Spur mit lebhaftem Interesse und wirklichem Wohlgefallen zu folgen. Die Berichte über die musikalische, zumal die schöpferische Begabung Siegfried Wagners wurden s. Z. mit einigem Mißtrauen aufgenommen, denn man argwöhnte, es solle dem Sohne die künstlerische Erbschaft seines Vaters gleichsam aufgezwungen werden. Die erste größere Hervorbringung des jungen Wagner hat indes dieses Mißtrauen als ein total ungerechtfertigtes erkennen lassen und gezeigt, daß er, wiewohl er das Pech hat, der Sohn eines so be-

rühmten Vaters zu sein, dennoch das Zeug in sich trägt, sich eine Bedeutung in der Kunstwelt aus eigener Kraft zu erwerben. Lugt auch aus manchen Stellen des Textes wie der Musik Meister Richard recht unverkennbar hervor, so steht der Sohn doch in diesem Werke im großen und ganzen auf eigenen Füßen. Es mag ein solches zeitweiliges Verfallen in die Manier des Vaters vielleicht ganz unwillkürlich und unbewußt geschehen sein.

Der dem deutschen Märchenschatz entnommene Stoff ist von dem jungen Dichterkomponisten zu einem recht wirksamen, nur im ganzen etwas nüchternen Operntexte gestaltet. Er bietet reiche Gelegenheit zu abwechselnder musikalischer Gestaltung, und Siegfried Wagner hat auch diese seine zweite und Hauptaufgabe in höchst zutreffender und ansprechender Weise gelöst. In ungezwungenem melodischen Fluß ziehen die Tongemälde an unserem Ohre vorüber, und wenn nicht einige, wohl mit Leichtigkeit zu beseitigende Längen vorhanden wären, man würde kaum ein Erlahmen des Interesses empfinden.

In wohlthuendem Gegensatz zu so manchen trockenen, mühsam erquälten Partituren, nimmt die Musik des „Bärenhäuter" einen frischen, natürlichen Verlauf und erweist sich von angenehmer und anregender Einwirkung auf den Zuhörer. Tragen die Weisen auch nicht immer den Stempel der Originalität, so sind sie doch charakteristisch erfunden und illustrieren nach des Vaters Vorbild in der Art von Leitmotiven die verschiedenen Phasen der Handlung, wie sich denn überhaupt das musikalische Gewand den Situationen und Stimmungen dramatisch lebensvoll und harmonisch anschmiegt. Eine weise Mäßigung hat der Komponist in der Behandlung und besonders der Instrumentierung des fesselnd gestalteten Orchesterparts bekundet, welcher, durchsichtig und nicht überladen, den singenden Personen meist gestattet, sich Gehör zu verschaffen. Hat Siegfried Wagner, wie so mancher seiner Zeitgenossen, in diesem Erstlingswerke nicht sein Bestes hergegeben, und gelingt es ihm, sich zu einer absoluten Selbständigkeit und einem klar ausgesprochenen, einheitlichen Stil herauszuringen, so werden wir von ihm zweifellos noch Bedeutendes zu gewärtigen haben. Am eindruckreichsten erweist sich der zweite Akt, und auch der dritte birgt Teile von hervorragender Schönheit, nimmt jedoch in seinem späteren Verlaufe mitunter etwas konventionell opernhaften Charakter an. Zumal sind es die lyrischen Szenen, für welche Siegfried Wagner einschmeichelnde und warme Töne zu finden weiß. So, wenn Hans der dahingeschiedenen Mutter gedenkt, im Gebet Luisens und im Zwiegesang der Liebenden. Von süßem Wohllaute und innigem Ausdruck ist u. a. das Vorspiel zum dritten Akt.

Aufführung und Inszenierung des neuen Werkes an unserer Bühne verdienen bestes Lob; unter den Darstellern zeichnete sich in erster Linie Frl. Schacko als Luise zumal durch trefflichen Gesang aus; neben ihr wirkten die Herren Richter (Hans) und Dr. Pröll (Petrus) mit gutem Gelingen.

Unsere Oper stand überhaupt in der jüngsten Zeit stark unter dem Zeichen der Bayreuther Meisterfamilie. So hatten wir auch eine Aufführung des ganzen Nibelungenringes und zwar in durchaus unverkürzter Form, das will viel bedeuten, zunächst für die Mitwirkenden, aber auch für das Publikum. Die Riesenaufgabe wurde unter Dr. Rottenbergs Leitung in sehr rühmlicher Weise gelöst. Unsere einheimischen Kräfte, von denen Frau Greeff-Andriessen (Brünhilde), Frau Jäger (Sieglinde) und die Herren v. Bandrowski (Siegmund), Dr. Pröll (Wotan) und Hauck (Mime) lobend hervorgehoben zu werden verdienen, fanden

dabei durch die Herren Gerhäuser aus Karlsruhe und Kaufung aus Köln Unterstützung. Ersterer zeichnete sich als Loge im Rheingold und Siegfried in der Götterdämmerung recht vorteilhaft aus, während des letzteren Durchführung der Titelpartie im Siegfried, abgesehen von der günstigen äußeren Erscheinung, nicht so recht befriedigen konnte, wozu übrigens eine sehr deutlich hervortretende stimmliche Indisposition wesentlich beitrug.

Ob die Beseitigung aller Striche der Wirkung der Trilogie in der That zum Vorteil gereicht? Ich glaube nicht. Die allzugroße Ausdehnung der einzelnen Abende führt den Hörer hart an die Grenze menschlicher Aufnahmefähigkeit, abgesehen davon, daß die übermäßige Breite mancher Szenen (meist sind es auch noch die minder fesselnden) den Eindruck der nachfolgenden und oft gerade der schönsten, erheblich abschwächt. Hoffentlich hat man es hier nur mit einem einmaligen, immerhin interessanten Experiment zu thun.

Was mir aber stets den Genuß der Wagnerschen, freilich auch mancher anderen Oper, sehr verbittert und sie der Hauptsache nach fast ganz unwirksam erscheinen läßt, das ist das Überfluten der Orchesterwogen, die in ihrem mächtigen Ansturm das singende Völklein auf der Bühne vollständig begraben und es zu einer pantomimisierenden Schar herabdrücken. In dem musikalischen Drama jedoch, und sei der Orchesteranteil noch so wunderbar gestaltet, muß der Sänger immer das Wort führen. Es ist geradezu unbegreiflich, daß der genialen Anregung, die Richard Wagner in dieser Richtung gegeben, noch nirgends Folge geleistet wurde. Rücksichtlich des Kompositionsstils hat man sich ihn doch allenthalben zum Muster genommen; seine technischen Fingerzeige indes, die dazu dienen sollen, das geschaffene Kunstwerk in einer den idealen Anforderungen entsprechenden Weise zur Vorführung zu bringen, sind in ihren wesentlichen Punkten unbeachtet geblieben. Wer einmal in Bayreuth gewesen, der konnte sich von der musikalisch vorteilhaften und illusionsfördernden Wirkung des bedeckten Orchesters überzeugen. Weit schöner und klarer kommt das alles zu Gehör und, was die Hauptsache ist, wohlthuend gedämpft, den Sänger niemals übertönend. Ob ein Bayreuther Bühnenhaus, das unter ganz eigenartigen Verhältnissen und mit Verzicht auf alle äußerlichen, unkünstlerischen Nebenzwecke ausschließlich dem reinen Dienste einer ernsten Kunst gewidmet ist, in unseren größeren Städten mit ihrem Zerstreuungs- und Amüsementsbedürfnis möglich sein würde, scheint mehr als fraglich; daß es aber andererseits der heutigen Technik nicht gelingen sollte, hier einen vermittelnden Ausweg zu finden, — ist kaum denkbar — wenigstens zunächst hinsichtlich des — sogar wörtlich genommen — „schrelenden" Übelstandes des offenen Orchesters. Das Publikum ist freilich sowohl an den unästhetischen Anblick des taktstockschwingenden Kapellmeisters, wie der sich in den mannichfachsten Bewegungen abarbeitenden Orchestermusiker leider schon so gewöhnt, wie daran, von dem auf der Bühne Gesungenen so gut wie nichts zu vernehmen, daher gegen diese Dinge abgestumpft. Darum, und auch aus noch so manch anderen, mit den heutigen Theaterverhältnissen zusammenhängenden Ursachen ist denn auch das Illusionsbedürfnis des Publikums kein allzugroßes; und eben deshalb muß die Frage ernstlich in Erwägung gezogen werden, inwieweit es sich bei den vorhandenen und neu entstehenden Opernhäusern ermöglichen lassen könnte, das Orchester unsichtbar und weniger stark hörbar zu machen, um hierdurch einerseits die Illusion der szenischen Darstellung, andererseits das Verständnis des gesungenen Wortes zu fördern. Ein immerhin lobenswerter, wenngleich sehr primitiver Ver-

ſuch, den man zur Annäherung an dieſes Ziel in unſerem Opernhauſe vor einiger Zeit gemacht, mußte, als durchaus unzureichend, alsbald wieder aufgegeben werden. Man wende nicht ein, daß ein verdecktes Orcheſter nur bei Wagner-Opern geeignet und daher für Theater, welche ſich nicht auf dieſe beſchränken, unpraktiſch ſei; ich behaupte, daß es für alle Opern am Platze wäre, ganz beſonders ſogar bei den ſogen. Spiel- oder Konverſationsopern, bei denen nur allzu häufig die Hauptwirkung in den Pointen des geſungenen Dialoges liegt. Es muß alſo die Aufgabe aller derer bleiben, die ſich berufen fühlen, in Kunſtangelegenheiten ein Wort mitzureden, ihr Ceterum censeo in dieſer Richtung fortwährend zu wiederholen, bis es an den maßgebenden Stellen Gehör gefunden. Wilhelm J. Mayer.

Münchener Sezeſſion 1899.

Die Sezeſſion wurde am 3. Juni eröffnet. Die Ausſtellungsleitung hat, indem ſie den Malern, graphiſchen und plaſtiſchen Künſtlern das Erdgeſchoß überließ und die kunſtgewerbliche Abteilung in das obere Stockwerk verlegte, eine Einteilung geſchaffen, die ein behaglicheres Genießen beider Teile ermöglicht.

Einige Tage nach der Eröffnung der Ausſtellung durchlief eine Nachricht die Blätter, daß ein Bild von Slevogt, das unbeanſtandet die Jury paſſiert hatte, wieder entfernt worden ſei. Spielte ſich damit der Staat oder vielmehr das Kultusminiſterium als Kunſtpolizei auf, ſo nützten die guten Freunde des Malers den Fall zu einer tüchtigen Reklame aus. Eine gewiſſe Neigung für das Reklamehafte liegt nun einmal in unſerem Ausſtellungsweſen, und die gerade Beliebtgewordenen ziehen jene Vorteile daraus, die zumeiſt eine gewiſſe künſtleriſche Oberflächlichkeit zur Folge haben. Dafür hat die Sezeſſion ſo gut ihre Beiſpiele, wie jede andere Ausſtellung. Hinſichtlich der Ausſtattung einzelner Säle hat man ſich heuer eines mehr harmoniſchen Zuſammengehens mit den Bildern befleißigt und damit den Weg beſchritten, auf dem allein wirklich vornehme und von künſtleriſchem Geiſte beherrſchte Ausſtellungen geſchaffen werden können. In einem ſolchen geſchmackvoll mit purpurner Tapete ausgeſtatteten Saal iſt die Elite der Sezeſſion zu einem reſpektablen Geſamtbilde vereinigt.

Wir werden hier ſofort durch ein maleriſch effektvolles Kunſtwerk angezogen: in ſchimmernder Stahlrüſtung ſteht ein Ritter da, der kampfbereit mit dem Schwert in geballter Fauſt vor einem alten, hölzernen Chriſtusbilde ſteht. Das Bild hat ein Motto „alea est jacta“ und iſt als Ulerich von Hutten bezeichnet. Ohne vorerſt auf ſeinen Inhalt einzugehen, erſcheint es in ſeiner maleriſchen Wirkung ſtark beabſichtigt, es wirkt, als wäre es bei künſtlicher Beleuchtung gemalt. Erſichtlich iſt auch ſeine innere Entwicklung keine organiſche. Der Maler hat ſich offenbar den hiſtoriſchen Stoff nicht zurecht gelegt, aus dem er ſein Bild geſchnitten hat. Denn die Vorſtellung, die wir uns aus der Geſchichte von dem Bilde

des genialen Mannes machen, ist immer so geartet, daß sie sich mit dieser Auffassung nicht verträgt. Doch abgesehen davon, wenn der Maler auch nur, nach Keyßners idealen Erklärungen, das Ideal der Reformationszeit, den „christlichen Ritter", neugestalten wollte, so muß auch diese Lösung als wenig gelungen bezeichnet werden. Dieses Ideal eines christlichen Ritters wirkt durchaus abstoßend in seiner Zusammenstellung mit dem Kruzifixus. Den Vergleich mit Dürers Kupferstich Ritter, Tod und Teufel vermag ein solches Bild nicht auszuhalten. Um wieviel feiner und künstlerisch empfundener erscheint hier ein ähnlicher Vorwurf verkörpert! Man wird sich beim Anblick dieses Bildes eines Ausspruches von Winkelmann erinnern: „Der Pinsel, den der Künstler führt, soll auch in Verstand getunkt sein!" ... Herterichs Bild hat uns nicht mehr zu denken hinterlassen, als es dem Auge gezeigt hat.

Ein Bild, auf dem nächst diesem das Auge des Beschauers vornehmlich ruht, das durch die Art seiner malerischen Darstellung unser Interesse und Gefühl erweckt, und wobei uns auch der Name des Malers anzieht, ist Stucks „Sisyphus". Wer des Malers kräftiges Darstellungstalent, mit dem er das Wirkliche und Thatsächliche auf uns einwirken läßt, kennt, muß erstaunt sein, wenn er von diesen Vorzügen hier so wenig finden kann. Nur wie eine Illustration zu einem gewaltigen, dichterischen Bilde erscheint sein Werk. Der gigantische Leib taucht im fahlen Dämmerschein aus dem dunklen Grunde der von Gluten umlohten Landschaft auf und erweckt so die Stimmung, in der wir den rastlos sich Mühenden sehen wollen; sein Leib, die Muskeln und Sehnen arbeiten aber an dieser Vorstellung nicht mit, steigern nicht das Gefühl zu grandioser, plastischer Größe, es fehlt die Wucht des Moments. In ganz anderer Weise und mit viel sichererm Ausdrucke spricht des Malers Kunst sich in einem kleineren Bilde aus. Da ist Sprühen der Farbe auf dunklem, gesättigtem Grunde, eine unbezwingliche Heiterkeit und Frische. Aus dem tiefen Wald heraus, an lichten Birkenstämmen vorbei, wo allerhand buntes Gevögel und Getier sich zeigen, trabt ein schäkerndes Zentaurenpaar. Kerngesund, bäurisch, trotz ihrer mythologischen Bildung!

Von Herterich zu Stuck, von Stuck zu Uhde und Kalkreuth, das ist ein scheinbar sprunghaft zurückgelegter Weg, auf dem die Zwischenstationen fehlen. Und doch kann man sie alle in einem Atem nennen, beseelt sie doch alle nur ein Streben: die Kunst, aus dem Eigenen zu schöpfen. Das ist es auch, was uns Uhde wert macht, was auch seine Gegner anerkennen müssen, die sich an der Form, in die er den Gehalt seines Fühlens gießt, stoßen. Man hat sich jetzt an seine Erscheinung gewöhnt und ist seiner Kunst gerechter geworden. Besitzt sie auch nicht jenen unversiegbaren Zauber, die Wärme Rembrandts, die nach Jahrhunderten noch ausstrahlend unser Empfinden und Teilnahme erweckt, so ist doch Uhde der Empfindung nach als ein Ausläufer jenes mächtigen Mannes zu betrachten. Er war einer der ersten, der an unsere menschlichen Empfindungen anknüpfte; mit starkem Ich begabt, ist er ein Pfadfinder geworden. In der heurigen Ausstellung hat er ein Bild, das er „Anbetung" nennt. In den dämmerigen Stall sind die drei morgenländischen Könige eingetreten, um das Kind anzubeten und ihm ihre Geschenke darzubringen. Leute, die gerade auf dem Wege oder in der Nachbarschaft waren, haben sich neugierig angeschlossen. Wie er diesen Stoff durchempfindet, darin erinnert er ungemein an den großen Holländer, jedoch wie er ihn malerisch anders, ich möchte sagen nüchterner behandelt, wie sein Helldunkel weniger satt und durchleuchtet erscheint, — darin ist

er ein anderer — gehört er unserer Zeit an. Räumlich aus dem Verbande dieser Gruppe ausgeschlossen, innerlich aber zugehörig ist ein Bild, das uns am Eingange wie mit einem vollen sezessionistischen Akkord begrüßt: Kalkreuths „Fahrt ins Leben". Da ist ungesucht Wahrheit mit Größe vorgetragen. So wie die Silhouette dieser Gruppe, der Alten, die mit dem Säugling in der Wiege einherzieht, einfach und groß im Bilde aufragt, so steht diese Kunst in ihrer Zeit. Wird man da nicht aufs neue in der alten Anschauung bekräftigt, daß einer großen und bedeutenden Kunst keinerlei nationale Grenzen gezogen werden können? Auch diese in ihrem Ursprunge echt deutsch erscheinende Kunst ruht auf den Schultern des — Franzosen Millet. Es ist noch ein Bildchen in der Ausstellung, das hierzu eine Erklärung liefern könnte, wie auch bei einem Volke, in dessen Kunst sich ein starker dekorativer Zug bemerkbar macht, Künstler leben, die in schlichter Weise einer Vertiefung fähig und dem deutschen Gefühle verwandt sind. Das Bildchen würde auch besser in eine stille Stube, als in so große, laute Räume passen. In einer altmodischen Stube, im schwarzen Kleid und einer Altweiberhaube mit giftig-grünen Blumen auf dunklem Florgrund, auf dem schlicht gescheitelten, braunroten Haar, sitzt im Lehnstuhl eine alte Frau. Die eine der knöchernen Hände umspannt die silberne Schnupftabaksdose und die andere ruht im Schoße. Das alte, welke Antlitz erzählt viel, viel vom Leben, und diese immer noch hellen Augen schauen mild verklärt mit der Ruhe des Alters vor sich hin. Das Bild ist von so echter, ehrlicher Empfindung, mutet so heimlich an, daß wir uns nicht immer so geberden sollten, als hätten wir allein das Gemüt gepachtet. Ganz unten am Bildrande steht, — Albert Aublet Maisonherbes 1878.

Von dieser Porträtkunst, die dem historischen Bilde nahesteht, also ein Stück großer Kunst ausmacht, vermögen wir in der heurigen Ausstellung ähnliches nur vereinzelt noch zu finden. Den vielgerühmten Bildern von Zorn, die den Maler Liebermann und dessen Gattin darstellen, kann man solche Eigenschaften nicht zugestehen; sie überraschen durch eine große malerische Bravour und Tüchtigkeit, ihre Wirkung ist aber vornehmlich dekorativ. Eine vornehme malerische Wirkung erzielt mit den einfachsten Mitteln Sauter in seinem Porträt Uhdes. Den Lorbeer hingegen muß man Seroffs weiblichem Porträt zuerkennen. Unter allen reicht keines an seine malerisch feine Wirkung heran. Schon im Vorjahre überraschte er durch ein großes Reiterbildnis, das im malerischen Vortrage nicht seinesgleichen hatte. An wirklich intimer Anschauung und Vertiefung, an unmittelbarem Erfassen und Darstellen des Lebens ist das heurige Bild jenem noch überlegen. Als wäre die ganze anmutige Weiblichkeit der Dargestellten mit in das Bildnis hineingemalt worden, so frisch leuchtet das lebendige Gesicht aus dem tiefen, satten Grunde heraus. Wie ist ein schnell vorübergehuschtes Aufleuchten des Lichtes in dem Gefunkel auf Schmuck und Seide festgehalten und dem malerischen Gesamtbilde dadurch erhöhter Reiz verliehen worden! In solcher Nachbarschaft haben Sambergers Bildnisse einen schweren Stand.

Damit können wir die Folge bedeutender Einzelschöpfungen schließen und uns den unter einem Sammelnamen vereinigten Werken zuwenden. In der Landschaft ist Kroyer, Ribarz, Keller-Reutlingen, und das in seiner Stimmung außerordentlich feine Bild Hubert von Heydens, „Enten", das ich mit hier einschließen möchte, vertreten. In der graphischen Abteilung hat Otto Greiner unbestritten die Führung. Es sind tüchtige, ernste Studien, in denen er seine Eigenart

durchzudrücken sucht. Vorderhand sieht es noch aus, als stünde er unter dem Einflusse eines Gewaltigeren. Die plastische Abteilung mit ihren sehr fühlbaren, großen Lücken, die wohl durch die Beschickung auswärtiger, großer Ausstellungen entstanden sein mögen, weist, außer Hildebrands klassischem Porträt Pettenkofers, — klassisch in der Art seiner Auffassung, — und einem liebevoll durchgebildeten Leuchterfigürchen von Erwin Kurz, keinerlei Werke auf, die der deutschen Plastik der Gegenwart zu größerem Ruhme gereichen könnten. Das Ausland ist durch die feinempfundene Broncegruppe „Mutter und Kind" von Paolo Troubetzkoi, Mailand, vertreten.

Das Kunstgewerbe, wie es sich im Obergeschoß in den modernen Zimmern repräsentiert, kann, wenn es sich harmonischer und abgeklärter mit unserem Geschmacke vermählt hat, auch der Kunst zu weiterem Verständnisse verhelfen, indem es zwischen Kunst und Leben zur Brücke wird. Die Schöpfer dieser Räume sind Maler und Architekten, die im Verein mit kunstgewerblich tüchtigen Kräften die Einrichtung ausgearbeitet haben. Das Schreibzimmer mit den Eichenmöbeln und Lederbezügen stammt aus den Werkstätten Van der Veldes in Brüssel. Alles ist hier einfach und praktisch brauchbar konstruiert. Ein Wohnraum, der uns freundlich aufnimmt und das Gefühl erweckt, als würde man in Wolle gebettet, ist von Maler Erler und Architekt Mayr geschaffen worden. Zwei andere, ein Barraum in Wasser-Eichenholz und ein Eßzimmer in Mahagoniholz-Ausstattung mit extravaganten, modernen Wandbezügen haben Bruno Paul und Pankok mit Hülfe der vereinigten Werkstätten hergestellt. Eine Würdigung des Details bleibt dem Geschmacke des einzelnen Beschauers vorbehalten, eine wohnlichere Stimmung kann erst durch Angewöhnung erreicht werden. Alexander Heilmeyer.

Kritik.

Eine Goethe-Umfrage.

Dr. Josef Ettlinger, der Herausgeber des trefflichen „Litter. Echo" (Berlin, F. Fontane & Co.) hat den hübschen Einfall gehabt, einer Reihe erster deutscher Künstler, Dichter ꝛc. folgende Fragen vorzulegen:

1) Welches von Goethes Werken hat am stärksten auf Sie gewirkt und steht heute am höchsten?
2) Haben Sie von Goethe einen für Ihre innere Entwicklung und Ihre Weltanschauung bestimmenden Einfluß erfahren und ließe sich dieser näher präzisieren?

Von den Antworten seien hier einige wiedergegeben, die das Verhältnis der jungen Dichtergeneration zu Goethe beleuchten:

Seitdem ich das erste Goethesche Gedicht gelesen habe (es wird in der Echtermeyerschen Sammlung deutscher Gedichte für die Schule gewesen sein), hat es für mich keine Zeit gegeben, in der ich Goethe nicht bewundert, verehrt, geliebt hätte. Mir war es anfangs

immer ein neuer Goethe, den ich bewunderte, verehrte, liebte. Zuerst war es der Lyriker, dann kam gleich der Meister des Faust, dann war es der junge Goethe — aber manchmal war ich damals so frech, die Nase über den „Geheimrat" zu rümpfen; immer indessen unter ehrerbietigsten Andachtsbezeugungen für den „jungen Gott, den jungen Gaethe". Als ich dann selber zu dichten begann, ermangelte ich nicht, ein „Gebet" an ihn zu richten, obwohl es damals von uns Jüngeren hieß, wir erachteten es für unsere Bestimmung, mit diesem Götzen aufzuräumen. „Du Gatt der Jugend" nannte ich ihn da und also apostrophierte ich ihn:

O Goethe, Hort in meinem Herzen Du,
Du Held und Heros, Deutscher und Hellene,
Heiland, der mir das Heidentum beschert,
Die große Religion des Dionys,
Die Rosenreligion, die tanzend beten lehrt.

Und dennoch war mir, wie ich heute weiß, der ganze Goethe damals noch nicht aufgegangen. Es war noch immer nur der „junge Gaethe". Heute ist es gerade die Ganzheit dieses Unvergleichlichen, vor der ich staunend stehe, dieses einzige Phänomen, daß dieser eine ebenso herrlich und vorbildlich war als Jüngling wie als Mann und als Greis — in seinem Leben wie in seiner Kunst. Ich kann daher jetzt nicht mehr sagen, daß irgend eines seiner Werke mit besonderer Stärke auf mich wirkte vor den übrigen. Mir ist Gaethe nicht mehr ein Mann, der das und das und das gemacht hat, sondern sein ganzes Lebenswerk steht vor mir wie ein großes Kunstwerk: unendlich Vieles, Verschiedenes so harmonisch in eins gefügt, daß ich nicht irgend etwas einzeln für sich herausgreifen oder gar absondern möchte. Und darin besteht auch der Einfluß, den ich von ihm auf meine Entwickelung verspüre. Hat man einmal die Manumentalität einer solchen Ganzheit angeschaut, so kann man, meine ich, gar nicht anders, als mit allen Kräften nach ähnlicher Harmanie zu streben. Und es ist das sonderbar Große an dieser Erscheinung, daß sie nicht entmutigt.

Das kommt vielleicht daher, weil sie so umfassend ist, daß jeder, zumal jeder Künstler, etwas Verwandtes in ihr findet.

Daß ich Goethes Werke immer mehr und immer klarer als den Erzschatz deutscher Sprachkunst erkenne, — ich scheue mich fast, es auszusprechen, denn es ist Selbstlob. Jedenfalls glaube ich, daß der, dem diese Erkenntnis nicht wird, kein sehr nahes Verhältnis zur deutschen Sprachkunst hat.

Schloß Englar (Tirol).

Otto Julius Bierbaum.

* *

I. In erster Linie Faust, erster sowohl wie zweiter Teil. Für die Krone von Goethes Lyrik halte ich „Selige Sehnsucht" im Westöstlichen Divan. Vom ganzen Rest der Dichtungen stelle ich am höchsten die „Wahlverwandtschaften" als den Roman, mit dem eine neue Weltanschauung von ungeheurer Tragweite einsetzte, und in der Kunst recht eigentlich das neunzehnte Jahrhundert begann.

II. Goethe ist, so lange ich eine einheitliche Geistesentwickelung in mir kenne, mein Lehrer, Berater, Freund gewesen, der jeden Tag bei mir war in einer Weise, wie ich es von keinem Vater, Lehrer, Rater, Freund sonst im Leben erfahren habe. Wenn ich alles zusammenrechne, was mir von außen zugekommen ist, so steht neben dem unmittelbaren Naturgenuß nach der menschlichen Seite hinüber Goethe obenan. Er hat eine doppelte Rolle dabei gespielt. In unruhigen Jahren, die aus dem Konventionellen ins Eigene strebten, hat er mich trotzig, prometheisch, selbstbewußt gemacht. Als das verschäumen durfte, weil die erwachende Persönlichkeit keine groben Mittel mehr nötig hatte, wurde

er mir auf einmal umgekehrt ein stiller Helfer und Tröster im Innerlichsten, da, wo Angelus Silesius singt: „Gott ist eine ewige Stille". Gerade in diesem proteischen, wie er viele Entwickelungsstufen eines Menschen überragt und umfaßt, erscheint mir das ganz Große Goethes.

Friedrichshagen.

Wilhelm Bölsche.

* *

I. Faust, 1. Teil. Und, was Zauber der Sprache anbetrifft, Tasso.

II. Das Wort: Übers Niederträchtige u. s. w. ist nicht ohne Einfluß auf meine Entwickelung geblieben. Ich habe es stets als den gewaltigsten Ansporn gedeutet, der dem einzelnen werden kann, damit er nicht erlahme im Kampfe gegen Schuld, Elend, Ausbeutung der Schwachen, gegen Kastengeist, Gewissenszwang und Unterdrückung. Ja, damit er nicht erlahme, ob auch der Kampf thörichter und aussichtsloser erschiene, als jener des Don Quixote gegen die Windmühlenflügel.

Haseldorf.

Emil Schönaich-Carolath.

* *

I. Gedichte, Faust, Meister. — Er selbst als sein höchstes Werk in Erscheinung und Leben.

II. Nächst der Natur und meinen Erfahrungen fühle ich, wie meine Bildung, im rein-menschlichen Sinne des Wortes, durch Goethe stark beeinflußt wird. Um das Verhältnis nicht unangemessen auszudrücken, will ich nur sagen, daß ich in dem Maße meines fortschreitenden Weltbegreifens und Lebensbetrachtens das wachsende Glück empfinde, aus dem berauschten Liebhaber des Herrlichen nach und nach sein verstehend Liebender zu werden. Ich bin mir eigentlich, seit er zuerst seine Wirkung auf mich ausüben konnte, von Goethe stets außerordentlich umgeben vorgekommen, und nicht zum wenigsten dann, wenn ich mich am weitesten von ihm, das heißt von seiner majestätisch freien Lebenssphäre zu entfernen drohte. Dann verzehrte ich mich fast in Sehnsucht nach ihm und erlitt Goethe in grausamer Verzagtheit. Wenn mir nun die Kraft der gesunden Organe gestattet, vom oft gekreuzigten Schwärmer auszuheilen und klar und aufrichtig mein eigenstes Leben zu leben, schauend und schaffend in meinem Kreise, so muß sich gewiß mit jedem Jahre mein innerer Verkehr mit Goethe reicher und befriedigender gestalten.

Was mir Goethesche Verse schon gewesen sind, das kann ich beinahe nur mit den höchsten Entzückungen der Liebeswonne vergleichen — Machtjubel des Weltalls! — Möge mich fortan auch der Hauch des Weisen mit seinen liebenden Kräften dauernd segnen!

Zürich-Küßnacht.

Karl Henckell.

* *

Über dem Namen Goethe liegt heute eine schwere Schicht Litteraturgeschichte. Die muß man vergessen, wenn man über Goethe sprechen will. Den toten Goethe benutzt man, um die lebendigen Dichter totzuschlagen. Das muß man vergessen, wenn man über Goethe urteilen will.

Ein halbes Menschenalter lang brauche ich nicht mehr sehnsüchtig aus einem öden Schulzimmer in die blaue Welt hinauszugucken, und noch immer wirkt der grauenhafte Eindruck nach, den die geist- und poesielose Beschäftigung mit den deutschen Klassikern damals in mir hervorgerufen hat. So kommt es, daß mir Schillers „Lied von der Glocke" nur komisch erscheint, Goethes „Hermann und Dorothea" zum Sterben langweilig, seine „Iphigenie" ledern und leblos. Nur die klassischen Werke sprechen noch heute mit unerhörter Gewalt auf mich ein, die ich in der Zeit vom 9. bis

15. Jahre gelesen, so „Götz", so „Werther", so „Faust I". Und diese Eindrücke haben sich durch Nachlektüre und Nachprüfung nur vertieft. Der Lyriker Goethe, von dem das deutsche Volk kaum eine Handvoll Gedichte aufgenommen hat, steht mir in zwei bis drei Dutzend Gedichten sehr hoch, aber ich kenne Dichter, die sie fast ebensogut schreiben; sogar lebende. Und Goethes „Faust" ist bei all seiner Tiefe nicht ein so genial-ursprünglicher Wurf, wie sein „Götz". Der „Götz" ist mir die Essenz des Goetheschen Genies.

Von Goethes Werken hat keines auf meine dichterische Entwickelung eingewirkt, so weit ein Dichter selbst darüber zu urteilen vermag. Aber die Erkenntnis von der wunderbaren Entwickelung der Persönlichkeit Goethes hat mir Stunden tiefster Weihe verschafft. Der Goethe, für den das bißchen Dichtung mit seinen schöngeschwungenen Versen und polierten Gefühlen die Welt war, giebt mir innerlich nicht viel: es ist Litteratur-Seele, die man zur Not selber hat; der große Wolfgang jedoch, der unter dem Bogen seines Lebens die ganze Welt zur Dichtung seiner Seele erhebt ... ist ein Teil der Weltseele, ein Hauch Gottes.

Hier beuge ich das Haupt, hier bete ich an.

Berlin.

Ludwig Jacobowski.

* *

In meiner Jugend hat mir, außer Goethes Lyrik, der Götz von Berlichingen und überhaupt Goethes Straßburger Zeit im ganzen Rahmen der Herderschen Bestrebungen und der Sturm- und Drangperiode eine entscheidende Anregung gegeben. Dazu kam dann noch Faust, I. Teil, der mir, sprachlich wie der gesamten Stimmung nach, als ein Gipfelpunkt aller neueren Poesie erscheint. Mehr aber noch als für diese rein künstlerischen Einflüsse glaube ich jetzt schon, und im Laufe meiner Entwickelung immer mehr, dem Altmeister in Fragen der Weltanschauung und Weltbetrachtung dankbar sein zu müssen. Dieses Unendliche der Horizonte, die um den reiferen Goethe sind, dies vornehm-würdige Offenlassen neuer Möglichkeiten, diese Ehrfurcht vor dem Unerforschten und Unerforschlichen — und doch dabei und dadurch erst diese mild-ernste Freude an einem sonnig verklärten Heute: — ich glaube, daß erst nach den Wirren dieses vielfach so erregten und vielfach so verflachten Jahrhunderts der Technik, der Politik, der spezialistischen Wissenschaften und der sozialen Frage Goethes große und tiefe Harmonie volle Wirkung thun wird.

Berlin. Fritz Lienhard.

* *

I. Werther. Seine Jugendgedichte. Götz. Tasso. Dichtung und Wahrheit. Gespräche mit Eckermann.

II. Bis zu meiner Todesstunde wird Goethes Einfluß auf mich währen.

Altona.

Detlev von Liliencron.

* *

Der „Faust", „Wahrheit und Dichtung" und „Wilhelm Meister" sind diejenigen von Goethes Werken, von denen ich stets die stärkste Wirkung erfuhr, und die mir demzufolge von allem, was Goethe geschaffen, am höchsten stehen. Von jeher sind sie eine Art von neuer und moderner Bibel für mich gewesen, der ich in Zeiten schwerer innerer und äußerer Konflikte und Krisen stets neues Gleichgewicht, Trost und seelische Ausheilung verdankte. Denn weit über sich als Künstler und Dichter scheint mir Goethe als sittliche, und, im neuen monistischen Sinne, religiöse Persönlichkeit zu stehen. Über den Zustand der modernen, hamletisch-problematischen Natur hinaus, bietet er seit dem individualistischen Sturm und Drang des

Renaiſſance-Zeitalters zum erſtenmal das klarſte und fertigſte Bild des poſitiven Menſchen und Charakters, der zur endlichen Verſöhnung und Harmonie von Geiſt und Natur hindrängt. Als ſolcher iſt gerade Goethe von je für mich erzieheriſch, auf- und ausbauend geweſen. Außer ihm höchſtens etwa noch Darwin.

Magdeburg.

Johannes Schlaf.

Kunſtlehre.

Arthur Moeller-Bruck: Die moderne Litteratur in Gruppen- und Einzeldarſtellungen. Band IV: Die deutſche Nuance. Berlin u. Leipzig, Schuſter & Loeffler. 174 S.

Die „deutſche Nuance" — in der modernen naturaliſtiſchen Novellen- und Bühnenſtück-Kunſt nämlich — iſt von der Gruppe Holz, Schlaf, Hauptmann u. Co. aufgebracht worden. Die „deutſche Nuance" iſt jedoch nur eine Berliner Nuance. So lange nicht Berlin allein das ganze ſchöpferiſche Deutſchland darſtellt, wird man nicht ohne einige Aufſchneiderei ſchlankweg von deutſcher Nuance reden können. Beſſeres oder Neueres über die Leute um Holz, ihre Methode und Arbeit, als ſeither ſchon überall herumgeredet und geſchrieben wurde, vermochte Moeller-Bruck auch nicht aufzubringen. Nur daß er ſeine ſogenannten Unterſuchungen und Überblicke mißbräuchlicherweiſe mit Nietzſcheſchen Schlagworten und Formeln noch ungenießbarer macht und mit Banalitäten würzt, die als Nuance ins fürchterlichſte Aſchgraue gehen. Man höre: „Dieſes Kunſtbedürfnis, das im weiteſten Sinne dem religiöſen vielleicht ſehr verwandt iſt, wird ſich auch an dem Naturalismus erweiſen. Das Schaffen iſt noch immer dasſelbe geweſen, hat noch denſelben Geſetzen gehorcht. Zu allen Zeiten. Bei allen Völkern. Mag ſich in ſeinem Wandel auch das ſinnlich-formliche oder das geiſtig-inhaltliche Element bisweilen zum Extrem ſteigern — der ewige Kreislauf des Schaffens wird nie aufhören." Und ſo weiter. Mit ſolchem trivialen Wiſchiwaſchi füllt der Verfaſſer ganze Seiten, ganze Bogen. Was für ein großer moderner Kunſtdenker und Kunſthiſtoriker iſt doch der ſelige Nikolai geweſen! Und bisweilen hat man den trügeriſchen Eindruck, als könnte Moeller-Bruck — — — Aber wir ſind ſchon beim IV. Band — — M. G. Conrad.

Dekorative Kunſt.

H. E. Berlepſch-Valendas: Dekorative Anregungen. 33 Blatt Entwürfe zu Bucheinbänden. Leipzig, Meißner & Buch.

Der ausgezeichnete, arbeitsfrohe Münchener Künſtler und Schriftſteller Hans Eduard von Berlepſch iſt nicht nur einer unſerer vielſeitigſten Phantaſiemenſchen, ſondern auch die energiſchſte Führernatur in der modernen Bewegung. Namentlich auf dem Gebiete der dekorativen Kunſt hat er in Deutſchland wenige ſeinesgleichen. Mit dem vorliegenden Werke zeigt er ſich auf der Höhe ſeines reifen, entſchloſſenen Könnens, ein Charakterkopf voll beherrſchender Züge, ein Meiſter, der mit Bewußtſein ſeine eigenen Wege geht, nachdem er die Periode taſtender Verſuche längſt überwunden. Hans Eduard von Berlepſch ſucht ſeine dekorativen Formen nicht in Kupferſtichkabinetten, nicht in den Vorlegeblättern der Muſeen, nicht bei den Modegrößen des Auslandes, ſondern in der Natur. Seine Blätter, die uns hier in techniſch vollendeter, chromolithographiſcher Wiedergabe geboten werden, ſind freie Schöpfungen ohne irgendwelche andere Anlehnung, als an die Formen

der Natur, eigenartig erfaßt und mit seltenem Verständnis für praktische Nutzbarmachung künstlerisch ausgearbeitet. Wenn das vorliegende Werk zunächst nur für die Zwecke des dekorativen Bucheinbandes direkte Muster zu bieten scheint, so enthält es zugleich eine Fülle wertvollster Anregungen für die Maler und Zeichner, für alle Arten von Kunstgewerben und Industrien, ja, selbst Architekten werden es mit Nutzen studieren. Für Kunst- und Gewerbeschulen wird es sich als unentbehrliches Lehrmittel ausweisen. Es ist ein Markstein in der Geschichte unserer Befreiung von ödem Nachahmungsgeist, von Schulmeisterei und Auslandsaffentum.

M. G. Conrad.

Deutsche Litteratur im Ausland.

* Die „Revue bibliogr. univ." (Juli) registriert den Inhalt der Hefte der „Gesellschaft". Dabei leistet sie sich ein drolliges Übersetzerstückchen. Den Essay-Titel („Weiteres aus der Holz-Zunft"), von Kurt Holm übersetzt sie mit: La douane forestière, was wohl soviel wie Forst-Zollamt bedeutet.

* In der italienischen Zeitschrift „Marzocco" bespricht A. Foà G. Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" mit größter Achtung. Er nennt das Stück einen „Triumph der Kunst der Lebenswahrheit, vielleicht das Hauptwerk des Verfassers". Den Grund dafür, daß es uns doch nicht ganz befriedigt, sieht er in dem „Gefühl der Trostlosigkeit und der Auflehnung, mit dem wir in eine Weltordnung blicken, die für solche Naturen, wie Fuhrmann Henschel, keinen Platz hat". „Wird man denn niemals," fragt Foà, „unter so vielen Unterliegenden auf der Bühne einen Sieger im Geiste erscheinen sehen, der um so stärker ist, je größer sich die Niederlage seiner Wünsche und Hoffnungen gestaltet?"

* Im „Przeglad polski" bespricht J. Flach in anerkennender Weise alle Werke Clara Viebigs. -t.

Französische Litteratur.

Louis Lumet, „Contre ce Temps". Bibliothèque de l'Association, 17, rue Guénégand, Paris, — 140 Seiten.

Das Buch ist an Umfang nicht groß, aber an Inhalt viel zu gewaltig, als daß es mit ein paar Sätzen abgethan werden könnte. Möchte jeder es lesen und daraus die Stimme des Gewissens hören, die auch in dem Ehrlichen zu oft einschläft. Aus diesen Seiten Lumets tönte sie mir so ehern entgegen wie das Läuten der „Versunkenen Glocke", so mächtig, so schaurig, so furchtbar ernst und dringend. — In der Vorrede erklärt Lumet übrigens ganz deutlich, daß er nicht für Kritiker schreibt, sondern für die Geister, die er liebt ... Welche das sind, wird jedem leicht erklärlich, wenn er z. B. die erschütternde Weihnachtsbetrachtung liest, die tausendmal mehr verdient hätte, auch in deutscher Sprache veröffentlicht zu werden, als alle die ungezählten, süßlichen Christfesterzählungen, die an der Jahreswende die Presse überfluten. —

Charles Max, „Devant la Vie". Bibliothèque artistique et littéraire, 31, rue Bonaparte, Paris, — 156 Seiten.

Das unstreitig Bedeutendste an diesem ganzen Buche ist das Vorwort von Louis Lumet, das zugleich eine treffende Studie über die Gruppe der neuesten französischen Litteratur darstellt, der Max angehört: Die jungen Männer, die ehrliches Wollen und selbstloser Thatendrang zusammenführt, haben keine Zeit mehr, Reime zu feilen und mit Wörtern zu spielen. So lange die Mehrzahl der Menschheit in körperlicher und geistiger

Knechtschaft noch schmachtet, gilt es zu kämpfen, gilt es unentwegt zu ringen, dem Licht, den Höhen, der Sonne zu, die doch für alle so strahlend scheint. Gleichgültig sind ihnen Beifall und Ehrungen, die egoistischen Freuden, die Modekunst. Allem, was Menschenleid heißt, haben sie ihr Leben gewidmet, und jeder nach seiner Art sucht ihm Linderung zu verschaffen. — „Devant la Vie" ist kaum als Buch, nicht als Kunstwerk aufzufassen, sondern als Herzensschrei eines Ehrlichen, als Frage eines Suchenden, als erster Versuch eines Wollenden, vor dem das Leben mit seinen erschütternden Fragen sich aufthut. —

Jean Heimweh, „La Guerre et la Frontière du Rhin. La Solution". Armand Cohn et Cie., Paris. — 111 Seiten.

Jean Heimweh, „La Parole soit à L'Alsace-Lorraine." Armand Cohn et Cie., — 60 Seiten.

Die Welt spricht von der Abrüstungskonferenz. Die französischen Zeitungen feiern die 100jährigen Gedenktage der freiwilligen Vereinigung von Mülhausen i. Elsaß mit Frankreich. In einem deutschen Blatte lese ich, daß die Germanisierung der Reichslande die besten Fortschritte macht, da durch Auswanderungen der Eingeborenen und Einwanderungen aus Altdeutschland deutsche Sprache und Art große Übermacht gewinnt! — Jean Heimweh vertritt den Standpunkt, daß Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern gehört, und daß nur Elsaß-Lothringer über ihr Land zu reden haben. — Nicht die Vollblutfranzosen und nicht die Altdeutschen wissen, wie es den Elsaß-Lothringern zu Mute ist, sondern nur die Eingeborenen des unglücklichen Grenzdistriktes selbst. Ich weiß ganz gut, ich begreife vollständig, daß die Politik dieses Autors „völlig aussichtslos" ist. Doch thäte man gut, die dringenden Mahnungen von Jean Heimweh zu beachten, die dahin gehen, daß man mit den Elsaß-Lothringern fühlt und sich in ihre Lage versetzt. — — — In späteren Zeiten, in denen man selbstverständlich finden wird, daß auch die kleineren Gemeinwesen ihre Berechtigung haben, in denen an Stelle der Staatenkolosse andere Gebilde getreten sein werden, da werden vielleicht Leute wie Heimweh zu ihrem Rechte kommen. — Das wichtigste Buch dieses Verfassers, das man eigentlich gelesen haben muß, um die vorliegende Broschüre zu verstehen, ist: „La Question d'Alsace." —

Camille Lemonnier, „L'Ile Vierge". E. Dentu, Paris. — 386 S.

Von den zahlreichen Werken dieses Schriftstellers waren mir bis jetzt nur kürzere Erzählungen in die Hände gekommen; alle sprechen unbefriedigte Sehnsucht aus, über allen lag wie ein dunkler Schleier das Gedenken an die trüben, schweren Stunden des Menschen, aus allen strömte warmes Mitgefühl für die, denen das Leben nachtet. Vorliegendes Buch ist der erste Teil eines geplanten umfangreichen Werkes: „La Légende de Vie", und erst das vollendete Ganze wird richtig zu schätzen sein. „L'Ile Vierge" ist der erste Band, es sollen folgen: II. „Le Libérateur", III. „L'Aube des Dieux". Mit diesem einen Bande weiß ich nichts Rechtes anzufangen. L'Ile Vierge ist also eine Insel, die sich ein Starker erschaffen hat. Es war nicht in arkadischen Zeiten, nein, mitten vom Leben, das ringsum voll Streit und Unrecht flutet, hat sich ein einzelner zurückgezogen. Seine Lebensarbeit ist das Neuerschaffen eines patriarchalischen Zustandes gewesen. Gesegnet sind nun seine Fluren, in denen friedliche Tiere grasen; glücklich und befriedigt sind all' die Arbeiter der Erde, seine Helfer; gesund und schön wachsen seine Kinder in paradiesischer Unschuld heran, — er ist ein König, ruhig und groß, — den Tod

kennt die Insel nicht. In diesen Frieden brechen aber schrille Mißklänge herein. Der König der Insel hat in der nächsten Stadt noch einen unglücklichen Bruder, auch ist der Strom, der die Insel umschlingt, nicht breit genug, als daß nicht Schmerzen- und Sehnsuchtslaute von drüben herübertönten. Besonderen Widerhall erwecken diese in dem Herzen des erwachsenden Patriarchensohnes, der, unbestimmbaren Ahnungen folgend, schließlich heraus in das Leben reitet, zu handeln, zu helfen. — Offenbar will Lemonnier zeigen, daß in unserer entarteten, verlogenen Zeit die Rückkehr zur Natur im Rousseauschen Sinne das einzig Richtige ist, daß aber doch immer noch das neu erwachsende Geschlecht weiter hinausstrebt. Viel zu lang erscheint mir in diesem Bande des Sohnes dunkles Ringen und geheimes Sehnen ausgesponnen. Doch ist das Buch jedenfalls eine beachtenswerte That gegen die Unmasse seichter Unterhaltungslektüre, die alle Tage angepriesen wird. —

Suzanne Braeutigam-Romane.

Kunstpolizei.

Die im Verlage von Schuster & Löffler erschienene satirische Persiflage: „Die Barrisons" von dem jungen Wiener Schriftsteller Anton Lindner ist jetzt, als die dritte Auflage vorbereitet wurde, von der Berliner Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden. Der Verlag bestätigt auf Anfrage die Nachricht mit folgenden Auslassungen: „Wir haben es der Liebenswürdigkeit eines anonymen Denunzianten zu verdanken, daß d'Aubecq-Lindners „Barrisons", das seit 2½ Jahren im Buchhandel existiert und ein durchaus ernsthaftes zeit- und kunstsatirisches Werk ist, nicht nur in unserem Bureau beschlagnahmt worden ist, sondern daß auch die Polizei in wunderbar organisierter Weise durch Bestellungen bei den Buchhandlungen aus diesen wegzuholen suchte, was eventuell noch bei den Sortimentern auf Lager sich befand. „Die Barrisons" sind es aber nicht allein, die der Beschlagnahme zum Opfer fielen, auch Dehmels seit acht Jahren bekanntes Werk „Aber die Liebe" (zweite Auflage) und Paul Remers „Unter fremder Sonne", ein harmlos heiteres Reisewerk über Südamerika, wurde von den Polizeibeamten in Gewahrsam gebracht. Sogenannte sittliche Bedenken sind der Grund zu dieser Maßregelung. Einer der mit der Voruntersuchung betrauten Herren sagte uns, er würde heute Goethes „Gott und die Bajadere" ebenfalls mit Beschlag belegen, wenn das Buch innerhalb der letzten Jahre erschienen wäre!"

Büchertisch.

Aly, Eduard, Wolkenkuckucksheimer Dekamerone. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 294 S.

Arnmann, J. J., Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. 2 Bde. Prag, J. G. Calve (Joseph Koch). 8°. 187 u. 168 S. à M. 2,40.

Bahr, Hermann, Theater, 1892—98. Berlin, S. Fischer. 8°. 509 S.

Bruinier, Dr. J. W., Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Leipzig, B. G. Teubner. 8°. 156 S. Geb. M. 1,15.

Bunzendahl, Ernst Viktor, Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen. Berlin, Herm. Feyl & Co. 8°. 158 S.

Eckhorst, B., Hermannswacht. Ge-

danken über religiöse, nationale und persönliche Einheit deutschen Geistes. Heft II. u. III./IV. Leipzig, W. Friedrich. 8°. 55 u. 103 S.

Gutberlet, Heinrich, Bunte Saat. Gedichte. Dresden-A., Oscar Damm. 8°. 96 S.

Haendcke, Berthold, Max Klinger als Künstler. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 64 S. M. 1,—.

Hermann, Prof. G. „Genesis". Das Gesetz der Zeugung. Bd. III. Bacchanalien u. Eleusinien. Leipzig, Arwed Strauch. 8°. 144 S. M. 2,50.

Hofmannsthal, Hugo von, Die Frau im Fenster. — Die Hochzeit der Sobeide. — Der Abenteurer und die Sängerin. (Theater in Versen.) Berlin, S. Fischer. 8°. 260 S.

Ixerott, Marie, Delila. Dramat. Geb. in 5 Aufz. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 64 S.

Königsbrun-Schaup, Gedichte. Dresden, E. Pierson. 8°. 141 S. M. 2,—.

Kullberg, Emil, Verstreute Blätter a. d. Zeitbuch der Welt. Novellen. Jena, H. Costenoble. 8°. 235 S.

Lesehradu, Em. Sl. Z., Krotysamoty. (Gedichte.) Prag, Em. Stirina. 8°. 40 S.

Derselbe, Stéphana Maliarméa. (M. Porträt v. Vollotton.) (Übersetzungen.)

Lincke, Oskar, Iphi, das Malermodell. Eine Künstlergeschichte. Leipzig, W. Friedrich. 8°.

Lorenz, Felix und E. B. Bunzendahl. 4 dramat. Handlungen. Berlin, Herm. Feyl & Co. 8°. 147 S.

Löwenthal, Leo, Samuel Reisefertigs Memoiren. Berlin, S. Cronbach. 8°. 173 S.

Marfels, Carl, Die Not der Gewerbetreibenden und d. Bodenreform. 16.—18. Tausend. Berlin, J. Harrwitz Nfl. 8°. 48 S. M. 0,50.

Meißner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch III: Franz Stuck. Berlin, Schuster & Löffler. 8°. 117 S. Geb. M. 3,—.

Muth, Carl (Beremundus), Die litter. Aufgaben der deutschen Katholiken. Mainz, Fr. Kirchheim. 8°. 164 S. M. 1,50.

Ranfen, Peter, Die Feuerprobe. Kleine Erzählungen. Berlin, S. Fischer, 8°. 158 S. M. 2,—.

Ompteda, Georg Freih., Philister über Dir! Roman. Berlin, F. Fontane & Co. 8°. 327 S.

Schumacher, Fritz, Im Kampfe um die Kunst. Beiträge zu architektonischen Zeitfragen. Straßburg, Heitz & Mündel. 8°. 144 S. M. 2,—.

Severus, Dr. Heinrich, Prostitution und Staatsgewalt. Dresden, Conrad Weiske (Gg. Schmidt). 8°. 55 S. M. 1,40.

Stockton, Frank R., Zum Nordpol und Erdkern. E. Erzähl. a. d. 20. Jahrh. Aus dem Amerikan. v. Marie Walter. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8°. 243 S.

Strümpell, Ludwig, Die Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. 3. Aufl. Her. v. Dr. Alfred Spitzner. Leipzig, E. Ungleich. 8°. 556 S. M. 8,—.

* Psst...! Images par Forain et Caran d'Ache. I ère Année 1898—4°. 1899. Librairie Plon.

* Jesus, ein Mensch, nicht Gottes Sohn. Ein Fehdebrief wider u. s. w. Zürich, Verlag von Cäsar Schmidt. 8°. 60 S. M. 0,80.

* Götzendienst. Wiener Gesellschaftsbild. Wien, Karl Konegen. 8°. 391 S. M. 4,—. (2 fl 40.)

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 141.
Verlag und Druck der „Gesellschaft" von J. C. C. Bruns in Minden i. Westf.

John Henry Mackay

Band III. * 1899. * Heft 6.

Haeckel und seine Gegner.

Von Rudolf Steiner.
(Berlin.)

III.

(Schluß.)

Eine absonderliche Stellung der monistischen Weltanschauung gegenüber nimmt der berühmte Pathologe Rudolf Virchow ein. Nachdem Haeckel auf der fünfzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte seinen Vortrag über „die heutige Entwickelungstheorie im Verhältnisse zur Gesamtwissenschaft" gehalten, in dem er geistvoll die Bedeutung der monistischen Weltanschauung für unsere geistige Kultur und auch für das Unterrichtswesen dargelegt hatte, trat vier Tage später Virchow in derselben Versammlung als sein Gegner mit der Rede auf: „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate." Zunächst schien es, als ob Virchow den Monismus nur von der Schule verbannt wissen wollte, weil, nach seiner Ansicht, die neue Lehre nur eine Hypothese sei und nicht eine durch sichere Beweise belegte Thatsache darstelle. Merkwürdig erscheint es allerdings, wenn ein moderner Naturforscher die Entwickelungslehre angeblich aus Mangel an unumstößlichen Beweisen aus dem Unterrichte verbannen will und zugleich

dem Dogma der Kirche das Wort redet. Sagt doch Virchow (auf S. 29 der genannten Rede): „Jeder Versuch, unsere Probleme zu Lehrsätzen umzubilden, unsere Vermutungen als die Grundlagen des Unterrichts einzuführen, der Versuch insbesondere, die Kirche einfach zu depossedieren und ihr Dogma ohne weiteres durch eine Descendenz-Religion zu ersetzen, ja, meine Herren, dieser Versuch muß scheitern, und er wird in seinem Scheitern zugleich die höchsten Gefahren für die Stellung der Wissenschaft überhaupt mit sich führen!" Man muß da doch die jedem vernünftigen Denken gegenüber bedeutungslose Frage aufwerfen: Giebt es denn für die kirchlichen Dogmen sicherere Beweise als für die „Descendenz-Religion"? Aus der ganzen Art, wie Virchow damals gesprochen hat, ergiebt sich aber, daß es sich ihm weniger um die Abwendung der Gefahren, die der Monismus dem Unterricht bringen könnte, handelt, als vielmehr um seine prinzipielle Gegnerschaft zu dieser Weltanschauung überhaupt. Das hat er durch sein ganzes seitheriges Verhalten bewiesen. Er hat jede ihm passend erscheinende Gelegenheit ergriffen, um die natürliche Entwickelungsgeschichte zu bekämpfen und seinen Lieblingssatz zu wiederholen: „Es ist ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt." Beim fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfest der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft", am 24. August 1894, kleidete er sogar diesen Satz in die wenig geschmackvollen Worte: „Auf dem Wege der Spekulation ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte ebensogut zu einer Elefantentheorie oder einer Schaftheorie kommen können." Dieser Ausspruch hat natürlich gegenüber den Ergebnissen der vergleichenden Zoologie nicht den geringsten Sinn. „Kein Zoologe — bemerkt Haeckel — wird es für möglich halten, daß der Mensch vom Elefanten oder vom Schafe abstammen könne. Denn gerade diese beiden Säugetiere gehören zu den spezialisiertesten Zweigen der Huftiere, einer Ordnung der Säugetiere, die mit derjenigen der Affen oder Primaten in gar keinem direkten Zusammenhange steht (ausgenommen die gemeinsame Abstammung von einer ursprünglichen Stammesform der ganzen Klasse)." — So schwer es dem verdienstvollen Naturforscher gegenüber wird: man kann derlei Aussprüche nur als leere Redensarten bezeichnen. Virchow befolgt bei seiner Bekämpfung der Descendenztheorie eine ganz eigentümliche Taktik. Er fordert unumstößliche Beweise für diese Theorie. Sobald aber die Naturwissenschaft irgend etwas findet, was die Kette der Beweise um ein neues Glied zu bereichern in der Lage ist, dann sucht er dessen Beweiskraft in jeder Weise zu entkräften. Die

Descendenztheorie sieht in den berühmten Schädeln von Neanderthal, von Spy u. s. w. vereinzelte paläontologische Überreste von ausgestorbenen niederen Menschen-Rassen, welche zwischen dem affenartigen Vorfahren des Menschen (Pithecanthropus) und den niederen Menschen-Rassen der Gegenwart ein Übergangsglied bilden. Virchow erklärt diese Schädel für abnorme, krankhafte Bildungen, für pathologische Produkte. Er bildete sogar diese Behauptung dahin aus, daß alle Abweichungen von den einmal feststehenden organischen Urformen solche pathologische Gebilde seien. Wenn wir also durch künstliche Züchtung aus wildem Obst Tafelobst hervorbringen, so haben wir nur ein krankes Naturobjekt erzeugt. Man kann den Virchowschen, aller Entwickelungstheorie feindlichen Satz: „Der Plan der Organisation ist innerhalb der Spezies unveränderlich, Art läßt nicht von Art", nicht bequemer beweisen, als wenn man das, was vor unseren Augen zeigt, wie Art von Art läßt, nicht als gesundes, naturgemäßes Entwicklungsprodukt, sondern als *krankes* Gebilde erklärt. Ganz entsprechend diesem Verhalten Virchows zur Abstammungslehre waren auch seine Behauptungen über die Knochenreste des Menschenaffen (Pithecanthropus erectus), die *Eugen Dubois* 1894 in Java gefunden hat. Allerdings waren diese Überreste, ein Schädeldach, ein Oberschenkel und einige Zähne, unvollständig. Über sie entspann sich auf dem Zoologen-Kongreß in Leyden eine Debatte, die höchst interessant war. Von zwölf Zoologen waren drei der Ansicht, daß die Reste von einem Affen, drei, daß sie von einem Menschen stammen, sechs vertraten die Meinung, daß man es mit einer ausgestorbenen *Übergangsform* zwischen Mensch und Affe zu thun habe. *Dubois* hat in einleuchtender Weise das Verhältnis dieses Mittelgliedes zwischen Mensch und Affe einerseits zu den niederen Rassen des Menschengeschlechts, andererseits zu den bekannten Menschenaffen dargelegt. Virchow erklärte, daß der Schädel und der Oberschenkel nicht zusammengehören, sondern, daß der erstere von einem Affen, der letztere von einem Menschen herrühre. Diese Behauptung wurde von sachkundigen Paläontologen widerlegt, die auf Grund des gewissenhaften Fundberichtes sich dahin aussprachen, daß nicht der geringste Zweifel bestehen könne über die Herkunft der Knochenreste von einem und demselben Individuum. Daß der Oberschenkel nur von einem Menschen herrühren könne, suchte Virchow durch eine Knochenwucherung an demselben zu beweisen, die von einer nur durch sorgsame menschliche Pflege zur Heilung gebrachten Krankheit herrühren müsse. Dagegen zeigte der Paläontologe Marsh, daß ähnliche Knochenauswüchse auch bei wilden

Affen vorkommen. Eine dritte Behauptung Virchows, daß die tiefe Einschnürung zwischen dem Oberrand der Augenhöhlen und dem niederen Schädeldach des Pithecanthropus für dessen Affennatur spreche, konnte der Paläontologe Nehring damit zurückweisen, daß sich dieselbe Bildung an einem Menschenschädel von Santos in Brasilien findet.

Virchows Kampf gegen die Entwickelungslehre erscheint in der That rätselhaft, wenn man bedenkt, daß dieser Forscher im Beginne seiner wissenschaftlichen Laufbahn, *vor* der Veröffentlichung von Darwins „Entstehung der Arten", die Lehre von den mechanischen Grundlagen aller Lebensthätigkeit vertrat. In Würzburg, wo Virchow von 1848—56 lehrte, saß Haeckel „andachtsvoll zu seinen Füßen und vernahm zuerst von ihm mit Enthusiasmus jene klare und einfache Lehre". Die durch Darwin geschaffene Umwandlungslehre, die ein umfassendes Erklärungsprinzip für diese Lehre liefert, bekämpft aber Virchow. Wenn er gegenüber den Thatsachen der Versteinerungskunde, der vergleichenden Anatomie und Physiologie fortwährend betont, daß die „sicheren Beweise" fehlen, so kann demgegenüber nur geltend gemacht werden, daß zur Anerkennung der Entwickelungslehre allerdings die Kenntnis der Thatsachen nicht ausreicht, sondern daß dazu — wie Haeckel sagt — auch „ein *philosophisches Verständnis*" derselben gehört. Es „entsteht nur durch die innigste Wechselwirkung und gegenseitige Durchdringung von Philosophie und Erfahrung das unerschütterliche Gebäude der wahren, monistischen Wissenschaft" (Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte, 34. Vortrag). Gefährlicher als all die Schäden, die eine „Descendenz-Religion" in unreifen Köpfen anrichten kann, ist jedenfalls Virchows seit Jahrzehnten unter dem Beifall der theologischen und anderer Reaktionäre geführter Kampf gegen die Abstammungslehre. Eine sachliche Auseinandersetzung mit Virchow wird dadurch erschwert, daß er im Grunde bei der bloßen Verneinung stehen bleibt und sachliche Einwände gegen die Entwickelungslehre im allgemeinen nicht vorbringt.

Andere naturwissenschaftliche Gegner Haeckels machen es uns leichter, über sie zur Klarheit zu gelangen, weil sie die Gründe für ihre Gegnerschaft angeben und wir daher die Fehler in ihren Folgerungen einsehen können. Zu ihnen sind *Wilhelm His* und *Alexander Goette* zu zählen.

His trat im Jahre 1868 mit seinen „Untersuchungen über die erste Anlage des Wirbeltierleibes" auf. Sein Kampf richtet sich vor allen Dingen gegen die Lehre, daß die Formentwickelung eines höheren

Organismus vom ersten Keim bis zum ausgebildeten Zustande ihre Erklärung durch die Stammesentwickelung finde. Nicht dadurch sollen wir diese Entwickelung erklären, daß wir sie als Resultat der durch Vererbung und Anpassung vermittelten Entwickelung der Generationen hinstellen, von denen der Einzelorganismus abstammt, sondern wir sollen, ohne Rücksicht auf vergleichende Anatomie und Stammesgeschichte, in dem Einzelorganismus selbst die mechanischen Ursachen seines Werdens suchen. His geht davon aus, daß der als gleichartige Fläche gedachte Keim an verschiedenen Stellen ungleich wächst, und behauptet, daß infolge dieses ungleichen Wachstums im Laufe der Entwickelung der komplizierte Bau des Organismus hervorgehe. Er sagt: man nehme eine einfache Platte und stelle sich vor, daß sie an verschiedenen Stellen einen verschiedenen Antrieb zur Vergrößerung besitze. Dann wird man aus rein mathematischen und mechanischen Gesetzen den Zustand entwickeln können, in dem sich das Gebilde nach einiger Zeit befinden muß. Seine aufeinanderfolgenden Formen werden genau den Entwickelungsstadien entsprechen, die der Einzelorganismus vom Keim bis zum vollkommenen Zustande durchläuft. So brauchen wir also nicht über die Betrachtung des Einzelorganismus hinauszugehen, um seine Entwickelung zu begreifen, sondern wir können diese aus dem mechanischen Wachstumsgesetz selbst ableiten. „Alle Formung, bestehe sie in Blätterspaltung, in Faltenbildung oder in vollständiger Abgliederung, geht als eine Folge aus jenem Grundgesetz hervor." Die beiden Gliedmaßenpaare bringt das Wachstumsgesetz auf folgende Weise zu stande: „Ihr Anlage wird, den vier Ecken eines Briefes ähnlich, durch die Kreuzung von vier, den Körper umgrenzenden Falten bestimmt." His weist die Zuhülfenahme der Stammesgeschichte mit der Begründung ab: „Hat die Entwickelungsgeschichte für eine gegebene Form die Aufgabe physiologischer Ableitung durchgreifend erfüllt, dann darf sie mit Recht von sich sagen, daß sie diese Form als Einzelform erklärt habe." (Vergl. His: Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung.) In Wirklichkeit ist aber mit einer solchen Erklärung gar nichts gethan. Denn es fragt sich doch: warum wirken an verschiedenen Stellen des Keimes verschiedene Wachstumskräfte. Sie werden von His einfach als vorhanden angenommen. Die Erklärung kann nur darin gesehen werden, daß die Wachstumsverhältnisse der einzelnen Teile des Keimes von den Ahnentieren durch Vererbung übertragen sind, daß somit der Einzelorganismus die aufeinanderfolgenden Stufen seiner Entwickelung durchläuft, weil die Veränderungen, die seine Vorfahren in

großen Zeiträumen erfahren haben, als Ursache seines individuellen Werdens nachwirken.

Zu welchen Konsequenzen die Anschauung von His führt, zeigt sich am besten an seiner „Höhlenlappen-Theorie". Durch sie sollen die sogenannten „rudimentären Organe" des Organismus erklärt werden. Es sind dies Teile, die am Organismus vorhanden sind, ohne daß sie für das Leben desselben irgendwelche Bedeutung haben. So hat der Mensch am inneren Winkel seines Auges eine Hautfalte, die für die Verrichtungen seines Sehorgans ohne jeden Zweck ist. Er hat auch die Muskeln, welche denen entsprechen, durch die gewisse Tiere ihre Ohren willkürlich bewegen können. Dennoch können die meisten Menschen ihre Ohren nicht bewegen. Manche Tiere besitzen Augen, die von einer Haut bedeckt sind, also nicht zum Sehen dienen können. His erklärt diese Organe als solche, denen „bis jetzt keine physiologische Rolle sich hat zuteilen lassen, den Abfällen vergleichbar, welche beim Zuschneiden eines Kleides auch bei der sparsamsten Verwendung des Stoffes sich nicht vermeiden lassen". Die Entwickelungstheorie giebt für sie die einzig mögliche Erklärung. Sie sind von den Voreltern ererbt. Bei diesen hatten sie ihren guten Zweck. Tiere, die heute unter der Erde leben und nicht sehende Augen haben, stammen von solchen Ahnen ab, die im Lichte lebten und Augen brauchten. Im Laufe vieler Generationen haben sich die Lebensverhältnisse eines solchen organischen Stammes geändert. Die Lebewesen haben sich den neuen Verhältnissen angepaßt, in denen ihnen die Sehorgane entbehrlich sind. Aber diese sind als Erbstücke aus einer früheren Entwickelungsstufe geblieben; nur sind sie im Laufe der Zeit verkümmert, weil sie nicht gebraucht wurden. Diese rudimentären Organe sind eines der stärksten Beweismittel für die natürliche Entwickelungstheorie. Wenn beim Aufbau einer organischen Form irgendwelche zwecksetzende Absichten geherrscht hätten: woher kämen diese unzweckmäßigen Teile? Es giebt für sie keine andere mögliche Erklärung, als daß sie im Laufe vieler Generationen allmählich außer Gebrauch gekommen sind.

Auch Alexander Goette ist der Ansicht, daß man die Entwickelungsstadien des Einzelorganismus nicht auf dem Umwege durch die Stammesgeschichte zu erklären brauche. Er leitet die Gestaltung des Organismus von einem „Formgesetze" ab, das zu den physischen und chemischen Prozessen des Stoffes hinzutreten muß, um das Lebewesen zu bilden. Er suchte diesen Standpunkt ausführlich in seiner „Entwickelungsgeschichte der Unke" (1875) zu vertreten. „Das Wesen der Entwickelung besteht in der vollständigen, aber allmählichen Einführung

eines neuen von außen bedingten Momentes, eben des Formgesetzes, in die Existenz gewisser Naturkörper." Da das Formgesetz von außen zu den mechanischen und physikalischen Eigenschaften des Stoffes hinzutreten und nicht sich aus diesen Eigenschaften entwickeln soll, so kann es nichts anders als eine stofffreie Idee sein, und wir haben in ihm nichts gegeben, was sich im wesentlichen von den Schöpfungsgedanken unterscheidet, die nach der dualistischen Weltanschauung den organischen Formen zu Grunde liegen. Es soll ein außer der organisierten Materie existierendes und deren Entwickelung verursachendes Motiv sein. Das heißt, es bedient sich der stofflichen Gesetze ebenso als Handlanger, wie die Idee Eduard von Hartmanns. Goette muß dieses „Formgesetz" herbeirufen, weil er der Meinung ist, daß „die individuelle Entwickelungsgeschichte der Organismen" allein deren gesamte Gestaltung begründet und erklärt. Wer leugnet, daß die wahren Ursachen der Entwickelung des Einzelwesens ein historisches Ergebnis der Vorfahrenentwickelung sind, der wird notwendig zu solchen, außer dem Stoffe liegenden, ideellen Ursachen greifen müssen.

Ein gewichtiges Zeugnis gegen solche Versuche, ideelle Gestaltungskräfte in die individuelle Entwickelungsgeschichte einzuführen, bieten die Leistungen solcher Naturforscher, welche die Gestaltungen höherer Lebewesen wirklich unter der Voraussetzung erklärt haben, daß diese Gestaltungen die erbliche Wiederholung von zahllosen stammesgeschichtlichen Veränderungen sind, die sich während langer Zeiträume abgespielt haben. Ein schlagendes Beispiel in dieser Hinsicht ist die schon von Goethe und Oken vorgeahnte, aber erst von Carl Gegenbaur auf Grund der Descendenztheorie in das rechte Licht gerückte „Wirbeltheorie der Schädelknochen". Er führte den Nachweis, daß der Schädel der höheren Wirbeltiere und auch des Menschen durch allmähliche Umbildung eines Urschädels entstanden ist, dessen Form noch heute die Urfische oder Selachier in ihrer Kopfbildung bewahren. Gestützt auf solche Ergebnisse bemerkt daher Gegenbaur mit Recht: „An der vergleichenden Anatomie wird die Descendenztheorie zugleich einen Prüfstein finden. Bisher besteht keine vergleichend-anatomische Erfahrung, die ihr widerspräche; vielmehr führen uns alle daraufhin. So wird jene Theorie das von der Wissenschaft zurückempfangen, was sie ihrer Methode gegeben hat: Klarheit und Sicherheit." (Vergl. die Einleitung zu Gegenbaurs: „Vergleichende Anatomie".) Die Descendenztheorie hat die Wissenschaft darauf hingewiesen, die wirklichen Ursachen der individuellen Entwickelung des Einzelorganismus bei dessen Vorfahren zu suchen;

und die Naturwissenschaft ersetzt auf diesem Wege alle ideellen Entwickelungsgesetze, die von irgendwo außerhalb an den organischen Stoff herantreten sollen, durch die thatsächlichen Vorgänge der Stammesgeschichte, die im Einzelwesen als Gestaltungskräfte fortwirken.

Immer mehr nähert sich unter dem Einfluß der Descendenztheorie die Naturwissenschaft dem großen Ziele, das einer der größten Naturforscher des Jahrhunderts, Karl Ernst von Baer, mit den Worten vorgezeichnet hat: „Ein Grundgedanke ist es, der durch alle Formen und Stufen der tierischen Entwickelung geht und alle einzelnen Verhältnisse beherrscht. Derselbe Grundgedanke ist es, der im Weltraum die verteilten Massen der Sphären sammelte und diese zu Sonnensystemen verband; derselbe, der den verwitterten Staub an der Oberfläche des Planeten in lebendige Formen hervorwachsen ließ. Dieser Gedanke ist aber nichts, als das Leben selbst, und die Worte und Silben, in welchen er sich ausspricht, sind die verschiedenen Formen des Lebendigen." Ein anderer Ausspruch Baers giebt dieselbe Vorstellung in anderer Form: „Noch manchem wird ein Preis zu teil werden. Die Palme aber wird der Glückliche erringen, dem es vorbehalten ist, die bildenden Kräfte des tierischen Körpers auf die allgemeinen Kräfte und Lebensverrichtungen des Weltganzen zurückzuführen."

Es sind dieselben allgemeinen Naturkräfte, die den auf einer schiefen Ebene befindlichen Stein hinabrollen, und die auch durch die Entwickelung aus einer organischen Form die andere entstehen lassen. Die Eigenschaften, die sich eine Form durch Generationen hindurch auf dem Wege der Anpassung erwirbt, die vererbt sie auf ihre Nachkommen. Was ein Lebewesen gegenwärtig von innen heraus, aus seiner Keimesanlage entfaltet, das hat sich bei seinen Ahnen äußerlich im mechanischen Kampf mit den übrigen Naturkräften entwickelt. Um diese Ansicht festzuhalten, dazu ist allerdings notwendig, daß man annimmt, die in diesem äußeren Kampfe erworbenen Gestaltungen können sich wirklich vererben. Deshalb wird durch die namentlich von August Weißmann verfochtene Meinung, daß sich erworbene Eigenschaften nicht vererben, die ganze Entwickelungslehre in Frage gestellt. Er ist der Ansicht, daß keine äußere Veränderung, die sich mit einem Organismus vollzogen hat, auf die Nachkommen übertragen werden kann, sondern daß sich nur dasjenige vererbt, was durch eine ursprüngliche Anlage des Keimes vorausbestimmt war. In den Keimen der Organismen sollen unzählige Entwickelungsmöglichkeiten liegen. Demnach können sich die organischen Formen im Laufe ihrer Fortpflanzung verändern.

Eine neue Form entsteht, wenn in der Nachkommenschaft andere Entwickelungsmöglichkeiten zur Entfaltung kommen, als bei den Vorfahren. Von den auf diese Weise immer neu entstehenden Formen werden sich diejenigen erhalten, die den Kampf ums Dasein am besten bestehen können. Formen, die diesem Kampfe nicht gewachsen sind, werden untergehen. Wenn sich aus einer Entwickelungsmöglichkeit eine Form bildet, die im Konkurrenzstreit besonders tüchtig ist, so wird diese Form sich fortpflanzen; wenn das nicht der Fall ist, muß sie untergehen. Man sieht, hier werden die äußerlich auf den Organismus wirkenden Ursachen ganz ausgeschaltet. Die Gründe, warum sich die Formen verändern, liegen im Keime. Und der Kampf ums Dasein wählt von den aus den verschiedensten Keimanlagen hervorgehenden Gestalten diejenigen aus, die am tauglichsten sind. Die Eigenschaft eines Organismus führt uns nicht hinauf zu einer Veränderung, die mit seinem Vorfahren vor sich gegangen ist, als zu deren Ursache, sondern zu einer Anlage im Keime dieses Vorfahren. Da also von außen nichts an dem Aufbau der organischen Formen bewirkt werden kann, so müssen im Keime der Urform, von der ein Stamm seine Entwickelung begonnen hat, schon die Anlagen für die folgenden Generationen liegen. Wir stehen wieder vor einer Einschachtelungslehre. Weißmann denkt sich den fortschreitenden Prozeß, durch den die Keime die Entwickelung besorgen, als einen stofflichen Vorgang. Wenn ein Organismus entsteht, so wird von der Keimmasse, aus der er sich entwickelt, ein Teil lediglich dazu verwendet, einen neuen Keim behufs weiterer Fortpflanzung zu bilden. In der Keimmasse eines Nachkommen ist also ein Teil derjenigen der Eltern, in der Keimmasse der Eltern ein Teil derjenigen der Großeltern und so fort bis hinauf zu der Urform. Durch alle sich auseinander entwickelnden Organismen erhält sich also eine ursprünglich vorhandene Keimsubstanz. Dies ist Weißmanns Theorie von der Kontinuität und Unsterblichkeit des Keimplasmas. Er glaubt sich zu dieser Anschauung gedrängt, weil ihm zahlreiche Thatsachen der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften zu widersprechen scheinen. Als eine besonders bemerkenswerte führt er das Vorhandensein der zur Fortpflanzung unfähigen Arbeiter bei den staatenbildenden Insekten, den Bienen, Ameisen und Termiten an. Diese Arbeiter entwickeln sich nicht aus besonderen Eiern, sondern aus denselben, aus denen auch die fruchtbaren Individuen ihren Ursprung nehmen. Werden weibliche Larven dieser Tiere sehr reichlich und nahrhaft gefüttert, so legen sie Eier, aus denen Königinnen oder Männchen hervorgehen. Ist die Fütterung weniger

ausgiebig, so bilden sich unfruchtbare Arbeiter. Es liegt nun nahe, die Ursache der Unfruchtbarkeit einfach in der minderwertigen Ernährung zu suchen. Diese Ansicht vertritt u. a. Herbert Spencer, der englische Denker, der auf der Grundlage der natürlichen Entwickelungsgeschichte eine philosophische Weltanschauung aufgebaut hat. Weißmann hält diese Ansicht nicht für richtig. Denn bei der Arbeitsbiene bleiben die Fortpflanzungsorgane nicht etwa nur in ihrer Entwickelung zurück, sondern sie werden rudimentär; sie haben einen großen Teil der für die Fortpflanzung notwendigen Teile nicht. Nun könne man aber bei anderen Insekten nachweisen, daß schlechte Ernährung durchaus keine solche Organverkümmerung nach sich zieht. Die Fliegen sind den Bienen verwandte Insekten. Nun hat Weißmann die von einem Weibchen der Schmeißfliege gelegten Eier in zwei Partieen getrennt aufgezogen, und die eine reichlich, die andere spärlich gefüttert. Die letzteren wuchsen langsam und blieben auffallend klein. Aber sie pflanzten sich fort. Daraus geht hervor, daß bei den Fliegen schlechte Ernährung nicht das Unfruchtbarwerden bewirkt. Dann kann aber auch bei dem Urinsekt, der gemeinsamen Stammform, die man im Sinne der Entwickelungslehre für die verwandten Arten der Bienen und Fliegen annehmen muß, die Eigentümlichkeit noch nicht bestanden haben, durch schwache Ernährung unfruchtbar zu werden. Sondern es muß diese Unfruchtbarkeit eine erworbene Eigenschaft der Biene sein. Zugleich kann aber auch von einer Vererbung dieser Eigenschaft nicht die Rede sein, denn die Arbeiterinnen, die sie erworben haben, pflanzen sich nicht fort, können also auch nichts vererben. Es muß also im Bieneukeim selbst die Ursache dafür gesucht werden, daß sich einmal Königinnen, das andere Mal Arbeiter entwickeln. Der äußere Einfluß der schwachen Fütterung kann nichts bewirken, weil er sich nicht vererbt. Er kann nur als Reiz wirken, der die vorgebildete Keimanlage zur Entfaltung bringt. Durch Verallgemeinerung dieser und ähnlicher Ergebnisse kommt Weißmann zu dem Schluß: „Die äußere Einwirkung ist niemals die wirkliche Ursache der Verschiedenheit, sondern sie spielt nur die Rolle des Reizes, der darüber entscheidet, welche der vorhandenen Anlagen zur Entwickelung gelangen soll. Die wirkliche Ursache aber liegt immer in vorgebildeten Veränderungen des Körpers selbst, und diese — da sie stets zweckmäßige sind — können in ihrer Entstehung nur auf Selektionsprozesse bezogen werden", auf die Auswahl der Tüchtigsten im Kampf ums Dasein. Der Kampf ums Dasein (die Selektion) „allein ist das leitende und führende Prinzip bei der Entwickelung der Organismen-

welt" (Äußere Einflüsse der Entwickelungsreize S. 49 f.). Derselben Ansicht wie Weißmann von der Nichtvererbung erworbener Eigenschaften und der Allmacht der Selektion huldigen auch die englischen Forscher Françis Galton und Alfred Russell Wallace.

Die Thatsachen, welche diese Forscher vorbringen, bedürfen gewiß der Aufklärung. Sie können eine solche aber nicht in der von Weißmann angegebenen Richtung erfahren, wenn man nicht die ganze monistische Entwickelungslehre preisgeben will. Zu einem solchen Schritte können aber am wenigsten die Einwände gegen die Vererbung erworbener Eigenschaften zwingen. Denn man braucht nur die Entwickelung der Instinkte bei den höheren Tieren zu betrachten, um sich davon zu überzeugen, daß eine solche Vererbung stattfindet. Blicken wir z. B. auf die Entwickelung unserer Haustiere. Manche von ihnen haben sich infolge des Zusammenlebens mit den Menschen geistige Fähigkeiten angeeignet, von denen bei ihren wilden Vorfahren nicht die Rede sein kann. Diese Fähigkeiten können doch gewiß nicht aus einer inneren Anlage stammen. Denn der menschliche Einfluß, die Erziehung tritt als ein völlig Äußeres an diese Tiere heran. Wie sollte eine innere Anlage gerade einer bestimmten willkürlichen Einwirkung des Menschen entgegenkommen? Und dennoch wird die Dressur zum Instinkt, und dieser vererbt sich auf die Nachkommen. Ein solches Beispiel ist unwiderleglich. Von seiner Art können unzählige gefunden werden. Die Thatsache der Vererbung von erworbenen Eigenschaften besteht also; und es ist zu hoffen, daß weitere Forschungen die ihr scheinbar widersprechenden Erfahrungen Weißmanns und seiner Anhänger mit dem Monismus in Einklang bringen werden.

Weißmann ist im Grunde doch nur auf dem halben Wege zum Dualismus stehen geblieben. Seine inneren Entwickelungs-Ursachen haben nur einen Sinn, wenn sie als ideelle gefaßt werden. Denn wären sie stoffliche Vorgänge im Keimplasma, so wäre nicht einzusehen, warum diese stofflichen Vorgänge und nicht die des äußeren Geschehens im Prozeß der Vererbung fortwirken sollten. Konsequenter als Weißmann ist ein anderer Naturforscher der Gegenwart, nämlich J. Reinke, der mit seinem vor kurzem erschienenen Buch: „Die Welt als That; Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage" den Sprung ins dualistische Lager ohne Rückhalt gemacht hat. Er erklärt, daß aus den physischen und chemischen Kräften der organischen Substanzen niemals sich ein Lebewesen aufbauen könne. „Das Leben besteht nicht in chemischen Eigenschaften einer Verbindung oder

einer Mehrzahl von Verbindungen. Wie aus den Eigenschaften von Messing und Glas sich noch nicht die Möglichkeit der Entstehung des Mikroskops ergiebt, so wenig folgt aus den Eigenschaften der Eiweißstoffe, Kohlenhydrate, Fette, des Lecithins, Cholesterins u. s. w. die Möglichkeit der Entstehung der Zelle." (S. 178 des genannten Werkes.) Es müssen neben den stofflichen Kräften noch geistige oder Kräfte zweiter Hand vorhanden sein, welche den ersteren ihre Richtung geben, ihr Zusammenwirken so regeln, daß sich der Organismus ergiebt. Diese Kräfte zweiter Hand nennt Reinke Dominanten. „In der Verbindung der Dominanten mit den Energieen — den Leistungen der physikalischen und chemischen Kräfte — enthüllt sich uns eine Durchgeistigung der Natur; in dieser Auffassung gipfelt mein naturwissenschaftliches Glaubensbekenntnis." (S. 455.) Es ist nun nur folgerichtig, daß Reinke auch eine allgemeine Weltvernunft annimmt, welche ursprünglich die nur chemischen und physikalischen Kräfte in den Zusammenhang gebracht hat, in dem sie in den organischen Wesen thätig sind.

Dem Vorwurf, daß durch eine solche von außen auf die stofflichen Kräfte wirkende Vernunft die im Reich des Unorganischen geltende Gesetzmäßigkeit für die organische Welt außer Kraft gesetzt wird, sucht Reinke dadurch zu entgehen, daß er sagt: die allgemeine Weltvernunft ebenso wie die Dominanten bedienen sich der mechanischen Kräfte; sie verwirklichen ihre Schöpfungen nur mit Hülfe dieser Kräfte. Das Verhalten der Weltvernunft stimmt mit dem eines Mechanikers überein, der auch die Naturkräfte arbeiten läßt, nachdem er ihnen die Richtung angewiesen hat. Mit diesem Ausspruche wird aber wieder im Sinne Eduard von Hartmanns die Art der Gesetzmäßigkeit, die sich in den mechanischen Thatsachen ausspricht, zum Handlanger einer höheren, geistigen erklärt.

Goettes Formgesetz, Weißmanns innere Entwickelungsursachen, Reinkes Dominanten sind eben im Grunde doch nichts anderes, als Abkömmlinge der Gedanken des planmäßig bauenden Weltschöpfers. Sobald man die klare und einfache Erklärungsweise der monistischen Weltansicht verläßt, verfällt man unbedingt mehr oder weniger in mystisch-religiöse Vorstellungen, und von solchen gilt Haeckels Satz, daß es „dann besser ist, die mysteriöse Schöpfung der einzelnen Arten anzunehmen". (Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen, S. 30.)

Neben denjenigen Gegnern des Monismus, welche der Ansicht sind, daß die Betrachtung der Welterscheinungen zu geistigen Wesen-

heiten hinführe, die unabhängig von den stofflichen Erscheinungen sind, giebt es noch andere, die das Gebiet einer über der natürlichen schwebenden übernatürlichen Weltordnung dadurch retten wollen, daß sie dem menschlichen Erkenntnisvermögen überhaupt die Fähigkeit absprechen, die letzten Gründe des Weltgeschehens zu begreifen. Die Vorstellungen dieser Gegner haben ihren beredtesten Anwalt in Du Bois-Reymond gefunden. Seine auf der fünfundvierzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (1872) gehaltene, berühmte „Ignorabimus-Rede" ist der Ausdruck ihres Glaubensbekenntnisses. Du Bois-Reymond bezeichnet in dieser Rede als das höchste Ziel des Naturforschers die Erklärung aller Weltvorgänge, also auch des menschlichen Denkens und Empfindens, durch mechanische Prozesse. Gelingt es uns dereinst, zu sagen, wie die Teile unseres Gehirnes liegen und sich bewegen, wenn wir einen bestimmten Gedanken oder eine Empfindung haben, so ist das Ziel der Naturerklärung erreicht. Weiter können wir nicht kommen. Damit haben wir aber nach Du Bois-Reymonds Ansicht nicht begriffen, worin das Wesen unseres Geistes besteht. „Es scheint zwar bei oberflächlicher Betrachtung, als könnten durch die Kenntnis der materiellen Vorgänge im Gehirn gewisse geistige Vorgänge und Anlagen uns verständlich werden. Ich rechne dahin das Gedächtnis, den Fluß und die Association der Vorstellungen, die Folgen der Übung, die spezifischen Talente u. dgl. m. Das geringste Nachdenken lehrt, daß dies Täuschung ist. Nur über gewisse innere Bedingungen des Geisteslebens, welche mit den äußeren durch die Sinneseindrücke etwa gleichbedeutend sind, würden wir unterrichtet sein, nicht über das Zustandekommen des Geisteslebens durch diese Bedingungen. — Welche denkbare Verbindung besteht zwischen bestimmten Bewegungen bestimmter Atome in meinem Gehirn einerseits, andererseits den für mich ursprünglichen, nicht weiter definierbaren, nicht wegzuleugnenden Thatsachen: ‚Ich fühle Schmerz, fühle Lust; ich schmecke Süßes, rieche Rosenduft, höre Orgelton, sehe Rot', und der ebenso unmittelbar daraus fließenden Gewißheit: ‚Also bin ich!'? Es ist eben durchaus und für immer unbegreiflich, daß es einer Anzahl von Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-, Sauerstoff- u. s. w. Atomen nicht sollte gleichgültig sein, wie sie liegen und sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden." Wer aber heißt Du Bois-Reymond erst aus der Materie den Geist auszutreiben, um nachher konstatieren zu können, daß er nicht in ihr ist! Die einfache Anziehung und Abstoßung des kleinsten Stoffteilchens ist Kraft, also

eine von dem Stoff ausgehende geiſtige Urſache. Aus den einfachſten Kräften ſehen wir in einer Stufenfolge von Entwickelungen ſich den komplizierten Menſchengeiſt aufbauen. Wir begreifen ihn aus dieſem ſeinem Werden. „Das Problem von der Entſtehung und dem Weſen des Bewußtſeins iſt nur ein ſpezieller Fall von dem generellen Hauptproblem: vom Zuſammenhang von Materie und Kraft.“ (Haeckel, Freie Wiſſenſchaft und freie Lehre, S. 80.) Die Frage iſt eben gar nicht: wie entſteht der Geiſt aus der geiſtloſen Materie? ſondern: wie entwickelt ſich der kompliziertere Geiſt aus den einfachſten geiſtigen Leiſtungen des Stoffes: aus der Anziehung und Abſtoßung? In der Vorrede, die Du Bois-Reymond zu dem Abdruck ſeiner „Ignorabimus-Rede“ geſchrieben hat, empfiehlt er denjenigen, die nicht zufrieden ſind mit ſeiner Erklärung von der Unerkennbarkeit der tiefſten Gründe des Seins, daß ſie es doch mit den Glaubensvorſtellungen der übernatürlichen Weltanſchauung verſuchen mögen. „Mögen ſie es doch mit dem einzigen anderen Ausweg verſuchen, dem des Supranaturalismus. Nur, daß, wo Supranaturalismus anfängt, Wiſſenſchaft aufhört.“ Aber ein ſolches Bekenntnis, wie das Du Bois-Reymonds, wird immer dem Supranaturalismus Thür und Thor öffnen. Denn, wo man dem menſchlichen Geiſte ſein Wiſſen begrenzt, wird er ſeinen Glauben an Nicht-mehr-Wißbares beginnen laſſen.

Es giebt nur eine Rettung aus dem Glauben an eine übernatürliche Weltordnung; und das iſt die moniſtiſche Erkenntnis, daß alle Erklärungsgründe für die Welterſcheinungen auch innerhalb des Gebietes dieſer Erſcheinungen liegen. Dieſe Erkenntnis kann nur eine Philoſophie liefern, die im innigſten Einklange mit der modernen Entwickelungslehre ſteht.

John Henry Mackay und die moderne Lyrik.

Von Max Meſſer.
(Wien.)

Die moderne Lyrik verdient, wie jede andere Kunſt unſerer Zeit, die genaue Würdigung und Durchforſchung von ſeiten jener Denker, deren Streben und Arbeit in dem Namen „Zeitpſychologie“ am beſten

ausgedrückt wird. Der Zeitpsychologe will die geistigen Strömungen der Zeit in ihrer Tiefe erschauen und nicht nur die Erscheinungswellen ihrer Oberfläche betrachten, er will ihre Kulturtendenz selbst, die sich freilich erst in der kommenden Zeit ganz offenbaren kann, entdecken, die Richtung und Herkunft ihrer bewegenden Kräfte und Ursachen verfolgen — weniger in der Absicht zu werten und als „Prophet" oder „Erlöser" marktschreierisch die Bedürfnisse der eigenen Individualität der Welt als allgemeines Ziel zu octroyieren, aber um so mehr mit der wissenschaftlichen Besonnenheit und Objektivität und mit dem ordnenden und einteilenden Geist des Naturforschers. Der Zeitpsychologe will gleichsam den geistigen Leib der Zeit sezieren und damit den freien Köpfen und Augen die Möglichkeit zu eigenem Urteil geben.

In dieser Absicht und mit dieser Methode wollen wir nun die moderne Lyrik betrachten. Vier Reiche oder Gattungen nimmt man in ihnen deutlich wahr. Das erste Reich ist das uninteressanteste, unbedeutende, aber kulturgeschichtlich selbstverständliche Reich der traditionellen Lyrik. In jedem Jahre erscheinen Dutzende von Gedichtbänden, fein säuberlich in Goldschnitt gebunden, dem Familientische wärmstens empfohlen, verfaßt von Mitarbeitern der Gartenlaube und ähnlicher Zeitschriften. Dieses Versgeklimper und Reimgeschwätze entspricht dem Hausgebrauch des rückständigen Teiles der bourgeoisen Welt. Von den großen klassischen oder romantischen Lyrikern sind diese Gedichte nicht einmal in der Form beeinflußt. Der Inhalt ist platteste Plattheit. Weder ein echtes, noch ein neues, noch ein bedeutendes Gefühl, noch irgendwelche das Alltäglichste übertreffende Gedanken füllen diese tausende Seiten, die noch immer alljährlich mit dieser Lyrik bedruckt werden und für Kinder und Jungfräulein mit Vorliebe zum Weihnachts- oder Geburtstagstisch gekauft werden.

Das zweite Reich — und hier beginnt erst die echte Lyrik, die Lyrik als Kunst — ist das Reich der Epigonenlyrik. Hier sind wirklich — litterarhistorisch und entwickelungsgeschichtlich — deutlich die Wurzeln sichtbar, an denen diese Lyrik mit der Kunst der Klassiker und Romantiker zusammenhängt. Ihre bedeutendsten Träger sind Heyse, Lingg, Martin Greif, Fitger, Ferdinand v. Saar, H. Lorm. Da aber die Ideale und die Triebkräfte dieser Vergangenheit — so hohe und verehrungswürdige sie gewiß auch gewesen sind — in unseren Tagen des modernen Lebens naturgemäß verblaßt sind, indem sie neuen Idealen, neuen Triebkräften weichen mußten, so haben auch die Gedichte dieser Epigonenkünstler für die heutige Zeit wenig Wert. Ihr

Talent und ihre reine Abſicht wird ja von allen geſchätzt, aber wirklich mitfühlende Leſer und Verteidiger finden ſie eigentlich nur mehr an den Litterarhiſtorikern von Beruf, die eben noch in der alten, großen Kunſt leben und weben, für die neue Kunſt kein Verſtändnis finden können und daher wahren und tiefen Genuß nur bei dieſen Nachklängen an die geliebte Vergangenheit empfinden. Auch hier verzichten wir auf ein Eingehen in alle Details und wollen lieber von jenen zwei Reichen wahrhaft moderner Lyrik berichten, welche das Neue, das Zeitgemäße und teilweiſe ſchon das auf die Zukunft Hindeutende — neu in der Form, neu im Inhalt — umfaßt.

Das eine dieſer Reiche moderner Lyrik wird von jenen Künſtlern gebildet, welche mit ihren Gedichten ein treues Bild der Zeit geben, alle die Zeit erfüllenden Triebe und ihr Selbſt — gleichſam als ein Schifflein, das in dem brandenden Strom der Zeit ſegelt — darin darſtellen. Dieſe Künſtler nehmen das Leben mit ſeiner überwältigenden Fülle auf, an allem ihre Seele entzündend und alles wieder mit ihrer Seele durchwärmend und erhöhend. Sie ſtehen dem Leben nicht wie einem Fremden, Furchtbaren, Geheimnisvollen gegenüber, dem man nur ängſtlich und vorſichtig begegnen darf — ſie atmen das Leben dürſtend in vollen Zügen, ſie ſchwimmen, fliegen, ſchweben in ihm, als in ihrem eigentlichen Element.

Den Künſtlern des zweiten Reiches der modernen Lyrik iſt die Extenſion von ihrer Seele als Mittelpunkt aus über das All des Lebens verſagt. Das Wenige, welches dieſe Künſtler aufnehmen, wird zu einer unerhörten Feinheit verarbeitet, und das koſtbare, ſo mühſam gewonnene Produkt ihrer Kunſt wird einſam, wie die Perle in der Muſchel, verwahrt, in einer jedem Trubel der Welt feſtverſchloſſenen Hülle. Die Gruppe geht von Platen als Begründer und Conrad Ferdinand Meyer als Vollender aus. C. F. Meyer iſt ihr Vollender, da ſeine Kunſt — obzwar ariſtokratiſch, herb und von der unſichtbaren Dornenhecke einſamen Lebens und einſamen Schaffens umſchloſſen — doch noch vom Leben empfangen und dem Volke zugänglich iſt, da in ihr Form und Seele ſich das Gleichgewicht halten. In Stefan George und Hugo von Hofmannsthal hat dieſe Art der Kunſt eine ſchwindelnde Höhe erreicht. In ihnen ſind alle Eigenarten und Manieren dieſer Kunſt ſo bis auf das letzte aufgezüchtet, daß ſie ſich — beim nächſten Schritte — ſchon ſelbſt lächerlich und unmöglich machen würde, ihr Sinn zu Unſinn, ihre Kunſt zu Aberwitz und ihre Schönheit zur Verzerrung ſich verwandeln würde. Es iſt das Weſen dieſer — nicht

unrichtig — dekadent genannten Lyrik, daß ihrer Träger und ihrer Produkte nicht viele sind. Abnorm organisierte Naturen sind die Voraussetzung, und das Abnorme kann nie oder nur vorübergehend in der Menge des Normalen auftreten. So sind auch die Leser und die Versteher dieser Lyrik selten — und meist selbst schon abnorm veranlagte Menschen. Kleine Heftchen sind die ganze Auslese eines solchen Künstlerlebens. C. von Levetzow sagte unlängst bei einer Recension Stefan Georges so schön und richtig: „Künstler wie George reißen die Menschen nicht zu neuen Gedankenhöhen, neuen Erlösungen und Werten. Er ist wie ein prächtiger Wanderstern, der an unserer Welt leuchtend vorbeifliegt. Wir sehen ihn kommen und aufflammen, wir sehen ihn verglühen und weiterziehen. Wir blicken von unserem Werke auf und schauen ein farbig flammendes Zeichen, wie aus anderen Sphären. Aber es zieht weiter und läßt uns nichts zurück. . . .“ Artistenlyrik könnte man diese Kunst des Stefan George und seiner Schüler nennen. Sie ist von Gourmands der Seele und der Natur geschaffen für gleiche Gourmands als Leser. Aber der Menschheit zu Nutze, ihre Entwicklung fördernd, die Zeit beeinflussend, sie wiederspiegelnd, von ihr geschaffen und immer neugeboren sind nur die Künstler des vierten und größten Reiches der Lyrik: der Lebenslyrik. Von Goethe und Heine aus begann die moderne Blüte dieser Kunst. Ihre Träger sind: Liliencron, Dehmel, Falke, O. J. Bierbaum, Heinrich und Julius Hart, Holz, John Henry Mackay, Hartleben und eine wackere Schar von den „Jüngsten“: Jacobowski, Busse, Hugo Salus, J. J. David, Bodman. Eine der interessantesten und fruchtbarsten Individualitäten unter diesen Lyrikern ist John Henry Mackay. Nun sind seine „Gesammelten Gedichte“*) erschienen, ein Band von 630 Seiten! Und doch berichten sie nur von dem ersten Lebensabschnitt des Dichters, von seiner Jugend, denn unter diesem Titel vereinigt er die in mehreren Bänden bisher erschienenen Gedichte („Kinder des Hochlands“ 1885, „Dichtungen“ 1882—1886, „Im Thüringer Wald“ 1885, „Arma parata fero“ 1886, „Helene“ 1886—1888, „Fortgang“ 1886—1888, „Sturm“ 1887—1888, „Das starke Jahr“ 1888—1890) zu einem Ganzen. — Wir wählen gerade die Dichtungen dieses Künstlers, um an ihnen die Art der Lebenslyrik zu zeigen, weil sich bei Mackay wie bei keinem anderen eine starke, fast vehemente, innere Entwickelung zeigt. Als Jüngling mit der Epi-

*) Verlag von Carl Henckell & Co. Zürich, 1899.

goneulyrik beginnend, ſteigt Mackay im raſchen Gange zu den Höhen jener Kunſt auf, welche die Offenbarung individuellſten Seins mit der Schilderung des modernen Lebens vereinigt oder mit anderen Worten: welche eben dieſes moderne Leben mit der Optik der eigenen Seele betrachtet und wiedergiebt. Freilich ſind auch in Mackays Erſtlingswerken ſchon echtere Töne, ſattere Farben und tiefere Empfindung, als in den meiſten Werken der Epigoneulyriker, zu merken, denn hier webt und dichtet einer noch in alten Gleiſen, dem es beſtimmt war, ſeine eigenen und neuen Wege zu finden und der ſchon damals die Wurzeln zu dieſem Wachstum in ſich trug. „Kinder des Hochlands“, eine epiſche Dichtung, und „Dichtungen“ (1882—1886) heißen dieſe erſten Werke Mackays. Wir wollen uns hier nicht mit der eingehenden Schilderung des noch allzu Jugendlichen und in Traditionen Befangenen aufhalten, ſondern nur die eben ſchon hier deutlich ſichtbaren Anſätze zur höheren Entwickelung zeigen. Schon das Motto ſeiner erſten Sammlung läßt Mackays künftige Richtung ahnen. „Lyrika ſind Tagebücher in aphoriſtiſcher Form, Hieroglyphen für unendliche Begriffe“ (Karl Bleibtreu). Alſo nicht: das Gedicht als Selbſtzweck, ſondern als Erinnerungszeichen von Erlebtem, vom Wandel und Werden der Seele, von Freuden und Enttäuſchungen, Kämpfen und Siegen, als ein edleres, durch die Seele des Künſtlers verklärtes Spiegelbild des Lebens: des Welten-Lebens, des Menſchen-Lebens, des Ich-Lebens. Aus dem Gedichtfragment „Das Leben“ und dem Cyklus „Moderne Jugend“ ſteigt zum erſtenmal Mackays Haß gegen den verlogenen Optimismus der „Gläubigen“ auf. Indem dieſe ſeine Erkenntnis von der Unwahrheit und Heuchelei aller ſogenannten „moraliſchen“ und „religiöſen“ Lebensbetrachtung ſich immer mehr vertieft und hunderte Gefühle des Schmerzes, des Abſcheus, der Angſt, des Haſſes, aber endlich auch der Hoffnung, der dunkel geahnten Erlöſung auslöſt, bereitet ſich allmählich der Boden vor, auf dem Mackay die Lehre Stirners von dem Recht des Individuums empfangen konnte, und von dieſem neu eroberten Terrain aus ſein eigenes Ich als etwas Feſtes, Bleibendes, in ſich Ruhendes vor allem Lügentrubel der Welt wie in eine friedliche Oaſe retten konnte.

So ſchön Mackays Jugendgedichte über die ewigen Themen der Lyrik: über Natur, Liebe, über alle Sehnſüchte eines künſtleriſchen Herzens ſind — wie ſehr ſie auch beweiſen, daß hier eine empfängliche, tiefe, reiche und redliche Natur aus innerſtem Herzen ſpricht, jubelt und klagt, fleht und zweifelt, ſtaunt und verachtet — wichtig und bedeutſam

wird Mackays Lyrik erst, als das Werk Max Stirners in sein Leben einschlug und es von Grund auf revolutionierte, so aus dem Jüngling den Mann Mackay schaffend. Das war eine wahrhaft große und geniale That, daß Mackay zuerst den ungeheuren Wert jenes unverstandenen und noch heute lange nicht genug gewürdigten Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ entdeckte und von diesem Tage an als der begeisterte Apostel dieses Werkes auftrat. Stirner gab dem Dichter die Einheit seiner selbst, die er noch nicht gewonnen oder — aus unbewußter Kindheit in das Leben tretend, wieder verloren hatte. Da entbrennt seine Seele in jubelnden Weisen wiedergefundener Freiheit und Eigenheit. Dies ist Mackays „Sturm“, jenes Buch mit dem revolutionierenden Rhythmus einer geistigen Erlösung, wie sie eben außer Friedrich Nietzsche kein anderer den heutigen, in tausend Lügen und Krankheiten verkommenden Menschen geben kann, als Max Stirner. „Sturm“! wahrlich ein Buch, das eine Fackel ist, die über den Finsternissen des Irrsinns, des Aberglaubens und der Verlogenheit geschwungen wurde. Mit Recht rief Mackay zu Beginn des „Sturmes“:

„So wirf, meine Fackel, zum erstenmal
Nun dein Licht in die Nacht unserer Tage!
Meine Hand ist stark! Leuchte, loh' auf!
Flamme! Zum Himmel schlage!!

Du streust deine Funken auf eine Welt,
Und kein Mund vermag dich zu nennen ...
Wo die Kleinheit sich spreizt und die Größe verkommt,
Dort sollst, meine Fackel, du brennen!

Wo die Schuld sich freut, wo der Wahn sich dehnt,
Wo die Lüge regiert, wo das Unrecht nistet,
Wo Pflicht pharisäisch das Leben zermalmt,
Wo Härte als Tugend und Recht sich brüstet,

Dort wirf, meine Fackel, dein zündendes Licht
In die Herzen, sie schauernd zu schütteln!
Doch auf Stirnen des Grames wirf wärmendes Licht,
Sie auf aus dem Zweifel zu rütteln!

Ja! — so lange die Hand, die dich faßte und hält,
So lange die Hand nicht vermodert,
So lange sollen die Lügenden seh'n,
Wie dein Licht ihre Lüge durchlodert!“

Und nun giebt Mackay in einer Reihe ebenso origineller wie begeisterungsentstammter und begeisterungschaffender Gedichte die

Lehre von der Freiheit und Einzigkeit des Individuums, von ſeiner „Schrankenloſigkeit“, „Heimatloſigkeit“, „Unabhängigkeit“ im Thun und Denken, Fühlen und Sein. Er erhebt das verſchmähte Wort „Egoismus“ und das gefürchtete, weil unverſtandene, mit Entartungen verwechſelte Wort „Anarchie“ auf den Schild. Mackay ſtellt keine neuen „Ideale“ auf, keinen neuen Glauben an etwas Abſolutes, ſondern eben dieſen Glauben zerſtört er und zeigt, wie Max Stirner es gethan hat, den Menſchen als das, was er in Wirklichkeit iſt, — was er iſt, frei von den Lügen phraſenhafter Ideale und der angeheuchelten Moral. Er will dem Menſchen wieder Mut und Berechtigung geben, endlich nichts anderes zu ſein und ſein zu wollen, als er ja in Wirklichkeit iſt. So wie, wenn ein glühender Meteor in eine Waſſerflut fällt, dieſe aufbrandet und in gewaltige Wogen ziſcht und brandet — ſind die Gedichte des „Sturms“, aufbrauſend unter einer neuen, glühenden Wahrheit. Dem „Sturm“ folgt der letzte Teil der „Geſammelten Gedichte“: Das ſtarke Jahr. Die erſten Stürme der Freude, ja, des namenloſen Glückes, ſich ſelbſt gefunden zu haben, indem er Stirner und ſeine Lehre fand, ſind verrauſcht und ein reifer Friede kehrt in die Seele des Dichters ein. Das Ende ſeiner Jugendzweifel und -ſtürme bezeichnet dieſes tiefe Buch und den Beginn der Mannhaftigkeit, der Zweifelloſigkeit, der vollkommenen Individualität. „Das ſtarke Jahr“, das reifſte und wertvollſte lyriſche Buch Mackays, iſt der Übergang zu einer neuen Epoche ſeines Lebens und Schaffens: der Männlichkeit. Mackays Weltanſchauung: der Individualismus, der theoretiſche Anarchismus, iſt darin geklärt und gefeſtet. Sie verſchmolz ſich mit den Tiefen ſeines Weſens und breitete ſich über alle Fluren ſeiner reichen und immer noch wachſenden Reichtums fähigen Natur.

Mit dem „ſtarken Jahr“ ſchließt der 600 Seiten umfaſſende Band der Jugend-Lyrik John Henry Mackays und zeigt uns hinter ihm eine menſchliche Natur, welche ſich aus den Abgründen und Sümpfen, aus den Lügennetzen, in denen der größte Teil der heutigen Menſchheit noch ſchmachtet, gerettet hat auf die einzig freie Höhe des Betrachtens und Genießens. Eine Perſönlichkeit iſt der Schöpfer dieſes Buches, eine reiche, vornehme und freie Perſönlichkeit, die durch alle Bewegungen der Zeit einſt leidend und verſtört gewandert iſt, ohne Reinheit, Geradheit und Mut je zu verlieren, und immer offen und redlich von allen Kämpfen und Leiden in Liedern und Gedichten berichtete, nun aber die ihr eingeborene und notwendige innere Ein-

heit und Freiheit, Befreiung von allen Wahnideen verkommener oder unreifer Gehirne, erſtritten hat. Möge es dem Dichter vergönnt ſein, ebenſo ſchön und wahr von der Lebensepoche vollſter Männlichkeit zu ſingen und zu ſagen! Es wird die Verſteher echter Kunſt — welche nichts iſt, als die wahrhafte Wiederſpiegelung des Lebens der Gegenwart und ſeiner notwendigen Zukunftsentwickelung in der Künſtlerſeele — erquicken und ſtärken. Dann werden — wie der Dichter es in dem Vorwort zu dieſem Buche ſeiner Jugend ſtolz vorausſagt — aus den Hunderten, die ihn jetzt lieben, einſt Tauſende geworden ſein.

Deutſche Lyrik.

Sturmnacht.

Der Gott erſchrak in ſeiner Einſamkeit.
Er ſah tief unten in der grauen Zeit
Den Herbſttag geh'n. Der war ſo greiſenhaft,
Als reichte nicht zum Abendrande weit
Der matte Pfeil vom Bogen ſeiner Kraft.
Oft ſtand er ſtill und ſtarrte nach den Hügeln
Und endlich ſank er matt ins arme Gras;
Und wie der giere Geier auf das Aas,
So fiel auf ihn mit ſchweren, ſchwarzen Flügeln,
Die naſſe Nacht, die ſeine Seele fraß.

Die ſchwarze Nacht ſaß auf dem toten Tag,
Und Gott erſchrak:
Sein Blick ging lange in dem Dunkel irr
Und als er trat aus Wolken und Gewirr,
Fand er die Ferne nicht, nicht Flut noch Feld:
Die ſchwarze Nacht fraß an der ganzen Welt.

Da ahnte Gott, der ſchauernd niederblickte,
Wie unter dieſem ſchweren Schwingenſchlag
Die weite Welt erſtarrte und erſtickte
So wie ein Tag.
Und plötzlich wußte er: er liebte ſie;
Doch reglos ſchattend blieb das Nachtgefieder,
Als von dem Rand der leeren Himmel nieder
Sein Wille ſchrie. . . .

Aber der Gott wird größer im Grimme;
Wenn er einmal ſein einſames Leid
In die erwachenden Weiten ſchreit,
Iſt der Sturm ſeine Stimme.
Und dann reißt ſein wehendes Wort
Von den Monden die Wolken fort:
Und ſo ſah er im Schimmer thronen
Lauter ähnliche Ewigkeiten,
Sah die Sterne der Stille wohnen
Und die Welten im Wandel ſchreiten.

Und ſein Bangen fand alles geborgen
In dem leiſe liebkoſenden Licht, —
Aber über dem Geſtern und Morgen
Schwieg die Nacht und ſie rührte ſich nicht.

Und da war der Gott wie ein Kind,
Und er wurde vor Weinen blind,
Und durch den wimmernden Wind
Griff er mit hülfloſen Händen:
Ob ſie im Äther die Ufer fänden,
Welche die Spitzen der Thürme ſind.
Sein Weinen verwaiſte und rief:
„Iſt denn die Welt ſo tief, ſo tief,
Daß der Gott, der Sommer und Sonnen ſann,

Der in alle Gedanken tauchte,
Den Rauch, der um ihre Gipfel rauchte —
Ihren Atem — nicht einmal erreichen kann?
Iſt dort kein Garten, der Blüten weht,
Kein lauſchendes Leid, kein waches Gebet,
Keine Stille, die mich verſteht?"

Auf Erden war nur ein winziges Licht,
Das in dem ſammtenen Dunkel dicht
An der Wiege des Kindes wachte
Und an ſein ärmliches Daſein dachte,
Als die Stimme des Sturmes klang.
Da wurde dem Funken ſo heimwehbang,
Daß er aus blinkendem Becher ſachte
Wie der Quell aus dem Felſen ſprang
Und, die Falten des Vorhangs entlang,
Wünſchend nach allen Wänden griff,
Bis ſich berſtend die Balken bogen, —
Und auf hohen, lodernden Wogen
Trieb die Wiege, das ſchlummernde Schiff.

Da regt ſich die Welt. Von den Hängen hebt
Scheu ſich die Nacht vor dem ſiegenden Scheine.
Es lächelt der Gott; er weiß nur das eine:
Sie lebt!

Berlin. Rainer Maria Rilke.

Auf der Treppe.

Spute dich, Liebchen! — Die Thüre klappte;
Grete kehrt heim aus der Schänke. —
Gott, wenn die uns hier oben ertappte,
Dieſes Gegaff und Gezänkei —

Spute dich, Liebchen! — Bald ſind wir geborgen;
Nur noch zwei niedere Stiegen,
Und wir lachen der kleinlichen Sorgen,
Wenn wir uns erſt in den Armen liegen.

Spute dich, Liebchen! — Ich will's ja büßen.
— Wenn du die Knice dir rotgelaufen,
Will ich ſie pflegen mit meinen Küſſen,
— Morgen dir eine Kaleſche kaufen.

München. Alfred Georg Hartmann.

Morella.

Von Edgar Allan Poe.

Ein Gefühl tiefer, doch ganz eigentümlicher Zuneigung verband mich mit meiner Freundin Morella. Als ich sie vor vielen Jahren zufällig kennen lernte, entbrannte meine Seele in einer Glut, die ich bis dahin noch nicht gekannt; — doch war es nicht das Feuer des Eros, und bitter wurde mein Geist von der wachsenden Überzeugung gequält, daß es mir nie möglich sein würde, die sonderbare Bedeutsamkeit meiner Gefühle zu erkennen, oder ihre unbestimmte Heftigkeit in geordnete Bahnen zu lenken. Doch fanden wir einander, und das Schicksal vereinigte uns vor dem Altar. Nie sprach ich von Leidenschaft, noch dachte ich an Liebe. Sie jedoch floh jede Gesellschaft, schloß sich an mich allein an und machte mich glücklich. Es ist ein Glück, sich zu verwundern; es ist ein Glück, zu träumen.

Morellas Gelehrsamkeit war außerordentlich, ihre Talente waren ungewöhnlich, ihre Geisteskräfte gigantisch. Ich empfand dies und wurde in mancher Hinsicht ihr Schüler. Ich bemerkte bald, daß sie — vielleicht wurde es durch ihre Erziehung, die sie in Preßburg erhalten, veranlaßt — mit Vorliebe jene mystischen Schriften vor mir ausbreitete, die man allgemein als den bloßen Schaum der frühen deutschen Litteratur betrachtet. Sie waren, aus Gründen, die ich nicht kannte, ihr beständiges und liebstes Studium, und daß sie im Lauf der Zeit auch das meine wurden, muß ich dem einfachen, aber sehr wirksamen Einfluß der Gewohnheit und des Beispiels zuschreiben.

Mit all dem hatte, wenn ich mich nicht irre, mein Verstand wenig zu thun. Meine Überzeugungen waren in keiner Weise auf das Ideale gegründet, und weder in meinen Handlungen noch in meinen Gedanken war — ich müßte mich denn selbst nicht mehr kennen — ein Schatten von dem Mystizismus meiner Lektüre zu entdecken. Vollständig davon überzeugt, überließ ich mich blindlings der Führung meiner Frau und betrat mit ruhigem Herzen das Labyrinth ihrer Studien. Und dann — als ich mich in jene unheilvollen Seiten versenkte und fühlte, wie sich ein Verderben bringender Geist in mir entzündete, pflegte Morella ihre kalte Hand auf die meine zu legen und aus der Asche einer toten Philosophie

ein paar düstere, sonderbare Worte aufzustöbern, deren seltsamer Sinn sich meinem Gedächtnis einbraunte. Und dann verträumte ich lange Stunden an ihrer Seite und lauschte auf die Musik ihrer Stimme, bis mir endlich Schrecken aus ihr wiedertönte; — es fiel ein Schatten auf meine Seele, ich wurde bleich und schauerte im Innern bei diesen unirdischen Tönen. Und so erstarb die Freude bald im Entsetzen, das Schönste wandelte sich zum Gräßlichen, wie das Thal Hinnom zur Gehenna wurde.

Es ist unnötig, den genauen Charakter der Probleme zu enthüllen, die aus den Büchern, von denen ich sprach, hervorwuchsen und lange Zeit den einzigen Gesprächsstoff zwischen mir und Morella bildeten. Die Erfahrenen in der Wissenschaft, die man theologische Moral nennen könnte, werden sie leicht begreifen, und die Ungelehrten würden im besten Falle nur sehr wenig davon verstehen. Der seltsame Pantheismus Fichtes, die gemäßigte Lehre der Pythagoräer von der Wiedergeburt, und vor allem Schellings Doktrinen über die Identität, waren die Punkte im Gespräch, die den größten Reiz auf die phantasiereiche Morella ausübten. Diese sogenannte persönliche Identität definiert Locke, glaube ich, als in der ununterbrochenen Dauer eines vernunftbegabten Wesens bestehend. Und da wir unter Person ein denkendes, vernunftbegabtes Wesen verstehen, und da jedes Denken von einem Bewußtsein begleitet ist, so ist es dies, — das Bewußtsein, — was uns von den übrigen denkenden Wesen unterscheidet und uns unsere persönliche Identität verleiht. Doch das principium individuationis, der Begriff dieser Identität, die mit dem Tode auf immer verloren geht, oder *nicht* verloren geht, war für mich jederzeit ein Problem von tiefstem Interesse; und zwar ebenso sehr wegen der eventuellen aufregenden und verwirrenden Konsequenzen, als wegen der besonderen erregten Art und Weise, mit der Morella es behandelte.

Doch war jetzt die Zeit gekommen, in der mich das Geheimnis der Natur meiner Frau wie ein undurchdringlicher Zauber quälte. Ich konnte den Druck ihrer bleichen Finger, den tiefen Klang ihrer musikalischen Stimme, den Glanz ihrer melancholischen Augen nicht mehr ertragen. Sie wußte das alles, doch machte sie mir nie einen Vorwurf, sie schien meine Schwäche oder meine Thorheit zu bemerken und nannte es lächelnd Schicksal. Sie schien auch um die mir unbekannte Ursache der langsamen Entfremdung meinerseits zu wissen, doch gab sie mir niemals eine Erklärung oder machte eine Anspielung auf die Natur dieser Ursache. Aber sie war nur ein Weib und welkte nun von Tag

zu Tag dahin. Nach einiger Zeit erſchienen und blieben zwei purpurne Flecken auf ihren Wangen, und die blauen Adern traten auf der weiten Stirn hervor. Mein ganzes Weſen ſchmolz manchmal in Mitleid, aber einen Augenblick ſpäter traf mich ein Blick aus ihren bedeutſamen Augen, und meine Seele wurde krank und von Schwindel ergriffen, wie jemand, der in einen finſteren, unergründlichen Abgrund blickt.

Muß ich geſtehen, daß ich oft mit heftigem, verzehrendem Verlangen den Augenblick von Morellas Tode herbeiſehnte? Ich that es; doch ihr Geiſt klammerte ſich noch manchen Tag, manche Woche, manchen läſtigen Monat an ſeine ſtaubgeborene Hülle, bis meine gequälten Nerven den Sieg über meine Vernunft davontrugen. Ich wurde wütend über die Verzögerung und verfluchte die Tage, die Stunden und die Minuten, die ſich im gleichen Maße zu verlängern ſchienen, in dem ihr edles Leben ſich neigte, wie die Schatten in der Todesſtunde des Tages.

Aber eines Herbſtabends, als alle Winde am Firmamente ſchliefen, rief mich Morella an ihr Lager. Ein trüber Nebel lag über der ganzen Erde und ein warmes Glühen über den Waſſern, und ein Regenbogen ſchien vom Himmel mitten in das reiche Oktoberlaub des Waldes gefallen.

„Dies iſt der Tag der Tage," ſagte ſie zu mir, als ich näher kam, „der ſchönſte Tag zum Leben oder zum Sterben. Es iſt ein ſchöner Tag für die Söhne der Erde und des Lebens — ach, ein ſchönerer Tag für die Töchter des Himmels und des Todes."

Ich küßte ſie auf die Stirn, und ſie fuhr fort:

„Ich ſterbe, doch werde ich leben."

„Morella!"

„Nie ſind die Tage geweſen, an denen Du mich lieben konnteſt, — doch die Du im Leben verabſcheuteſt, wirſt Du im Tode anbeten."

„Morella."

„Ich wiederhole es, — ich ſterbe. Doch in mir iſt ein Unterpfand der Neigung — ach, welch' geringer —, die Du mir entgegenbrachteſt. Und wenn mein Geiſt mich verläßt, wird das Kind leben, Dein Kind und meines, Morellas! Aber Deine Tage werden Tage des Kummers ſein — des Kummers, der von dauerndſtem Eindruck iſt, wie die Cypreſſe der langlebigſte der Bäume. Die Stunden Deines Glückes ſind vorüber, und die Freude erblüht nicht zweimal im Leben, wie die Roſen von Paeſtum zweimal im Jahre. Die Myrte und die Rebe wirſt Du nicht kennen, ſondern Dein Leichentuch mit Dir über die Erde tragen, gleich den Muſelmännern Mekkas."

„Morella," ſchrie ich auf, „Morella, wie weißt Du das?" Doch

sie barg ihr Gesicht in die Kissen, ein leichtes Zittern lief über ihre Glieder, sie starb, und nie mehr hörte ich ihre Stimme.

Wie sie es vorhergesagt hatte, blieb ihr Kind, das sie sterbend geboren und das erst atmete, als die Mutter zu atmen aufgehört — blieb ihre Tochter am Leben. Sie nahm sonderbar an Gestalt und Wissen zu und wurde das vollkommene Ebenbild der Abgeschiedenen. Ich liebte sie mit heißerer Liebe, als ich je zu einem Menschen empfunden hatte.

Doch bald verdunkelte sich der Himmel dieser reinen Zuneigung, und Melancholie, Schreck und Kummer zogen wie Wolken über ihn hin. Ich sagte schon, das Kind nahm seltsam an Gestalt und Weisheit zu. Seltsam in der That war ihr schnelles körperliches Wachstum, und schrecklich, ja, schrecklich waren die Gedanken, die sich tobend auf mich stürzten, wenn ich die Entwickelung ihres geistigen Seins betrachtete. Hätte es auch anders sein können, da ich täglich in den Gedanken des Kindes die ausgereifte Kraft und die Anschauungen des Weibes entdeckte, wenn die Lehren der Erfahrung von den Lippen der Kindheit träuften? wenn ich stündlich die Weisheit und die Leidenschaften der Reife aus diesen dunklen, nachdenklichen Augen schimmern sah? Als dies alles meinen erschrockenen Sinnen offenbar wurde, als ich es meiner Seele nicht länger verbergen konnte, ist es da zu verwundern, daß ein Argwohn schrecklicher, quälender Art in mein Hirn kroch, und daß meine Gedanken sich entsetzt der seltsamen Erzählungen und scharfsinnigen Theorien der verstorbenen Morella erinnerten? Ich entriß das Wesen, das mir das Schicksal zu lieben gebot, der Neugier der Welt und wachte in der strengen Abgeschlossenheit meines Heims mit tödlicher Angst über alles, was den Gegenstand meiner Liebe betraf.

Und wie die Jahre flohen, und ich Tag für Tag ihr heiliges, mildes, beredtes Antlitz betrachtete, und ihre reifenden Formen beobachtete, entdeckte ich immer neue Ähnlichkeiten zwischen dem Kinde und der Mutter, der Melancholischen und der Toten. Und stündlich verdichteten sich die Schatten dieser Ähnlichkeit, wurden tiefer, bestimmter, beängstigender. Daß ihr Lächeln an das Lächeln der Mutter gemahnte, konnte ich ertragen, doch schauderte ich vor einer so vollkommenen Ähnlichkeit; daß ihre Augen denen Morellas glichen, nahm ich hin; doch oft blickten sie in die Tiefen meiner Seele mit Morellas eigenem, durchdringendem, verwirrendem Ausdruck. Und in dem Umriß der hohen Stirn, in den seidenen Locken ihres Haares, in den bleichen Fingern, die sich in ihm vergruben, in dem ernsten, musikalischen Tonfall ihrer Stimme und vor allem, ja, vor allem in den Wortwendungen und Aus-

drücken der Toten auf den Lippen der Geliebten und Lebenden fand ich Nahrung für meine verzehrenden Gedanken und mein Entsetzen, — für den Wurm, der nicht sterben wollte.

So vergingen die ersten zehn Jahre ihres Lebens und noch wandelte meine Tochter namenlos über die Erde. „Mein Kind", „mein Liebling" waren die Namen, die meine väterliche Zuneigung ihr verlieh, und das plötzliche Ende ihrer Tage machte jeden anderen unnötig. Morellas Name war mit ihr gestorben. Der Tochter hatte ich nie von der Mutter gesprochen, — es war mir unmöglich gewesen. Sie hatte auch während ihres kurzen Lebens keine Eindrücke von der äußeren Welt bekommen, ausgenommen die wenigen, die ihr unsere gänzliche Zurückgezogenheit verschaffen konnte. Doch nach und nach glaubte mein nervöser, erregter Geist, in der Taufe vielleicht eine Befreiung von den Schrecken meines Schicksals zu finden. Am Taufbecken zögerte ich, einen Namen anzugeben. Eine Menge Bezeichnungen voll Weisheit und Schönheit, Namen aus alter und neuer Zeit, aus meinem Heimatland und aus der Fremde drängten sich auf meine Lippen, Benennungen für Liebliches, Glückliches, Gutes.

Was stachelte mich denn an, das Andenken an die begrabene Tote wieder wachzurufen? Welcher Dämon zwang mich, jenen Namen zu flüstern, bei dessen bloßer Erinnerung mein Blut in Strömen aus den Schläfen in das Herz schoß? Welcher böse Geist sprach aus den Abgründen meiner Seele, als ich in dem dunklen Gewölbe und im Schweigen der Nacht in das Ohr des heiligen Mannes die Silben flüsterte — Morella? Welches dämonische Wesen krampfte die Züge meines Kindes zusammen, übergoß sie mit Todesfarbe, als sie bei dem kaum vernehmbaren Namen erzitternd ihre verglasenden Augen vom Boden zum Himmel erhob und auf die schwarzen Steinplatten unseres Familiengrabes auf die Kniee sinkend mir antwortete: „— Hier bin ich"?

Klar, kalt, mit ruhiger Deutlichkeit fielen diese einfachen Worte in mein Ohr und drangen von da, wie geschmolzenes Blei, zischend in mein Gehirn. Jahre, Jahre können vergehen, die Erinnerung an diesen Augenblick niemals! Ach! Die Blumen und die Weinrebe waren mir nicht unbekannt, doch der Schierling und die Cypresse überschatteten mich Tag und Nacht. Ich verlor jedes Bewußtsein für Zeit und Ort, und die Sterne meines Schicksals verblichen am Himmel, die Erde wurde finster, und ihre Gestalten wanderten wie Schatten an mir vorüber, und unter allen sah ich nur — Morella. Die Winde des Him-

niels flüsterten nur einen Ton in mein Ohr, und die Wellen des Meeres murmelten unaufhörlich — Morella. Doch sie starb; und mit meinen eigenen Händen trug ich sie zum Grabe und lachte ein langes, bitteres Lachen, als ich in dem Grabe, in das ich die zweite bettete, keine Spuren entdeckte von der ersten — Morella.

Verdeutscht von Hedda Moeller-Bruck.

Die Frau Direktor.

Novelle von Gustav Macasy.

(Wien-Mödling.)

(Schluß.)

Anita lag fast die halbe Nacht im Bette, ohne Ruhe zu finden. Zuerst quälte sie die Einsamkeit und Stille im Hause und das Gefühl, in der Nähe eines Toten zu sein. Denn plötzlich bildete sie sich ein, daß der Direktor vielleicht gar nicht tot sei, und ihre erregte Phantasie malte sich alle möglichen Geschichten von Scheintod und Starrkrampf aus. Sie hatte Angst vor irgend einem ungeheuerlichen Ereignis, vor etwas Gräßlichem, das ihr vielleicht bevorstände. Und dazwischen sah sie wieder Hugos große, glänzende Augen, die durch die Nacht hindurch ruhig und unerschütterlich auf ihr ruhten. Ihre Wangen glühten, und ihr Kopf braunte; sie fühlte das Hämmern des Blutes an ihren Schläfen, und die unerträgliche Hitze raubte ihr fast die Besinnung. Vergeblich drückte sie die Augen zu und zog die Decke bis über den Kopf empor, während sie sich zwang, etwas Gleichgültiges zu denken. Dann wurde es noch schlimmer: sie glaubte Geräusche zu hören, die gar nicht da waren, Stimmen und wirre Rufe zu vernehmen und eilige Schritte, wie von flüchtenden und verfolgenden Menschen. Und wieder sah sie Hugos blasses, ernstes Gesicht und seinen traurigen Blick und daneben das widerlich grinsende und verzerrte Totenantlitz des Direktors. Und von Sekunde zu Sekunde steigerte sich die Angst in ihr, die Angst vor

etwas Ungewiſſem, das ſich wie eine dunkle, taſtende Hand nach ihr ausſtreckte.

Und in dieſer Angſt fürchtete ſie, wahnſinnig zu werden. Sie fühlte klar, daß ihr Zuſtand ein unnatürlicher ſei, und wußte ihn nicht anders zu erklären, als daß ſie darin den Anfang des Wahnſinns ſah. — Mein Gott! Mein Gott! Nur das nicht! — dachte ſie, an allen Gliedern zitternd. Und plötzlich, während es um ſie herum wie von tauſend Stimmen rauſchte und wogte, fiel ihr der Zuſtand vom Abend ein und daß ſie Hugo geküßt hatte. Das vermehrte ihre tödliche Angſt, denn nun meinte ſie in allen dieſen Anzeichen klar den Beginn des Wahnſinns zu ſehen. Sie hatte früher niemals an ſolchen widernatürlichen Anfällen gelitten, und auch die Furcht war ihr bisher unbekannt geweſen.

Und immer näher ſcholl das Rauſchen der Stimmen an ihr Ohr, als ſei das Haus ein einziger, großer Raum, angefüllt mit Tauſenden von Menſchen, die umherirren und um Hülfe rufen. Da ertrug ſie es nicht länger. Sie richtete ſich auf und taſtete nach den Zündhölzchen, um Licht zu machen. Als die Kerze aufflackerte, und der erſte, matte Strahl die Gegenſtände im Zimmer erkennen ließ, war das häßliche Gefühl von ihr gewichen. Nun ſah ſie, daß alles nichts weiter als Angſt geweſen ſei, und ſie mußte über den Gedanken, daß ſie je wahnſinnig werden könne, lächeln. — Dort unten war es die ſchlechte Luft — dachte ſie — und hier die Dunkelheit. Und ſie fand, daß es eine ekelhafte Sitte ſei, Tote drei Tage im Hauſe behalten zu müſſen. Was habe der Tote davon, daß die Lebenden um ihn durch ſeine Anweſenheit leiden müſſen? Dieſe Gedanken brachten eine behagliche Ruhe in ihr Inneres, und nun freute es ſie, wach zu ſein und ſtill liegen zu können. Sie ſtreckte ſich aus und kreuzte die Arme unter dem Kopf und ſtarrte auf die weiße Roſette in der Mitte der Zimmerdecke.

Und dabei dachte ſie. Sie dachte zuerſt an Hugo und daran, daß ſie ihn geküßt hatte. Was ihr in ihren Angſtvorſtellungen als etwas Wahnſinniges erſchienen war, kam ihr nun ſehr ſelbſtverſtändlich vor. Warum ſollte ſie ihn nicht lieben? dachte ſie. So gut wie jeden anderen. Hatte ſie ſich doch vorgenommen, ihre Freiheit zu genießen, und nun malte ſie ſich aus, daß Hugo ihr Geliebter ſein werde. Das wollte ſie, das mußte ſo geſchehen. Sie ſah ſich mit ihm irgendwo im Süden auf ſonnigen Wegen gehen, und eine tiefe, ſtille Seligkeit zog in ihre Seele. Ja, ſie wollte mit ihm nach dem Süden reiſen — dorthin, wo ſie beide niemand kennen würde. Und dort würden ſie glücklich ſein.

Dann aber fiel ihr ein, daß Hugo von all diesen ihren Gedanken keine Ahnung habe, und was er wohl dazu sagen und ob er sie lieben werde. Lächelnd dachte sie daran, wie schön sie sei und daß ihr kein Mann widerstehen könne, vor den sie, bittend um seine Liebe, hintreten würde. Und sie wollte Hugo bitten und freute sich auf den Augenblick, wo dies geschehen werde. Nicht er sollte den Anfang machen, sondern sie selbst wollte es. Sie zweifelte gar nicht daran, daß ihr dies leicht sein werde. Ein Wort, ein Blick mußten genügen, um ihn in ihren Armen zu sehen. Und dieses erste Glück wollte sie mit vollem Bewußtsein genießen. Es sollte nichts Unklares und Unwillkürliches sein, sondern herbeigeführt durch ihren Willen und ihre Überlegung. Und sie dachte schon an den Tag, wo dieses alles geschehen werde, — wenn erst der alte Mann begraben sei, und nicht hier, nicht in diesem Hause. Keine Erinnerung an all das Häßliche der letzten Jahre sollte ihr das schöne Glück trüben.

Anita freute sich ihres klaren, klugen Denkens und darüber, daß er schlafend in ihrer Nähe weile und nicht ahne, wie sie an seinem Schicksal baue und forme. Er sollte es als ein fertiges Geschenk von ihr empfangen.

Unter all diesen Gedanken war es so still und friedlich in ihr geworden, wie seit langen Jahren nicht mehr. Sie dachte nicht an den Schlaf und ließ die Kerze brennen. Plötzlich vernahm sie ein fernes Geräusch und lauschte mit angestrengten Sinnen. Sie wußte klar und deutlich, was es war: Hugo mußte erwacht sein und hatte gehustet. Und die tiefe Stille der Nacht trug den Schall zu ihr. Wenn noch ein Rest von Furcht in ihr gewesen, war er nun verschwunden, und sie fühlte sich nicht mehr einsam in dem weiten Trauerhause.

Nun mußte Hugo wach sein, überlegte sie, — und vielleicht dachte er jetzt an sie. Er mußte doch gesehen haben, daß sie schön und begehrenswert sei — und er mußte sie doch begehren, wenn nicht die Scheu wäre, die ihn noch verhinderte, diesen Gedanken durchzudenken. Auch fiel ihr ein, daß Hugo, der im Kloster aufgewachsen war, vielleicht noch nie ein Weib berührt habe. Mit zitternder Seligkeit dachte sie daran, und je länger es ihre Vorstellungen beschäftigte, desto mehr wurde es ihr zur Gewißheit. Sie überlegte alles, was er am Abend erzählt hatte, und hielt gleichsam Kontrolle über sein bisheriges Leben. Und sie sah, daß ihm jede Gelegenheit gefehlt haben mußte, mit Mädchen oder Frauen zu verkehren. Und so kam sie zu dem Schluß, daß sie die erste sein und daß sie ihn verführen werde.

Mitten in diesen Gedanken aber, die ihre ganze Seele erfüllten

und ihren sinnentrunkenen Leib vor Sehnsucht und Freude erbeben machten, fiel ihr wieder die baumelnde Hand des Direktors ein. Sie ärgerte sich jetzt, daß sie das gethan hatte. War der Anblick nicht häßlich genug gewesen? Es war ihr nun unbegreiflich, wie sie ihr Schönheitsempfinden nicht daran gehindert hatte. Sie fragte sich nun vergeblich, wie sie dazu gekommen und was sie sich dabei gedacht hatte. Aber die Erinnerung daran flößte ihr Grauen und Ekel ein.

Die Kerze brannte immer tiefer herab, und Anita merkte es nicht. Allmählich war ihr Denken in einen trüben Halbschlummer hinübergeglitten. Sie sah noch die Gegenstände des Zimmers, aber zu der bewußten Überlegung waren visionäre Traumgestalten gekommen. Endlich ergriff das Feuer das Papier, in das die Kerze gewickelt war, und verzehrte es in raschen, hochaufflackernden Flammen; dann gloste es in der Öffnung des Leuchters weiter und erfüllte das Zimmer mit dickem, übelriechendem Qualme, der sich in langsamen, trägen Windungen zur Decke zog.

* * *

Während Hugo, von Frau Bode geweckt, in sein Zimmer ging, hatte er alle Mühe, sich der vorhergegangenen Ereignisse zu erinnern. Auch wunderte er sich, Anita nicht mehr zu sehen. Auf seine Frage erwiderte Frau Bode:

— Die Frau Mama ist schon schlafen gegangen. —

Sie betonte das Wort in so gehässiger Weise, daß es Hugo auffiel. Und er hatte das Empfinden, als ob er hier im Hause als Auswurf betrachtet werde, als ein Mensch, den seine Geburt tiefer stelle, als andere. Rasch schloß er sein Zimmer, um allein zu sein. Die wenigen Worte der alten Frau hatten ihn völlig wach gemacht.

All die neuen Eindrücke und die ungewohnte Umgebung, der Tod des Vaters, den er kaum gekannt hatte, — alles dies bewirkte, daß sich Hugo höchst unglücklich und unbehaglich fühlte. Sein Leben bisher war nicht viel mehr als ein Vegetieren gewesen: diese bis in die kleinsten Lebensgewohnheiten durchgeführte Pünktlichkeit, dieses Nach-der-Uhr-leben war ihm in das Blut übergegangen. Seit er sich erinnern konnte, hatte er weder Freunde noch Verwandte besessen. Sein Vater, den er nur einmal im Jahre gesehen hatte, war ihm wie eine Gottheit erschienen, die nur von Zeit zu Zeit forschend und richtend zu ihm gekommen war. Das Bewußtsein, daß es sein Vater sei, hatte ihm über das peinliche Gefühl von Furcht und Unterthänigkeit nicht hinweg-

geholfen, das er jedesmal empfand, wenn die ihm fürchterlichste Zeit heranrückte, die Zeit der Sommerferien. Er hatte für diesen alten Mann, der einmal im Jahre kam, um ihn täglich zu Spaziergängen aus dem Kloster zu holen und über seine bisher errungenen Fähigkeiten in allen Gebieten des Wissens auszufragen, niemals auch nur das schwächste Gefühl der Liebe besessen. Auch die Nachricht, daß jener gestorben sei, und er zum Begräbnis kommen solle, hatte ihn nicht tiefer erregt: wohl aber der Gedanke, daß damit vielleicht eine Veränderung seines Lebens verbunden sein werde. Er haßte das Leben im Kloster, das er sattsam kennen gelernt hatte in seiner tödlichen Langeweile, in seinem Zwang, in der den Geistern junger Menschen aufgedrungenen Heuchelei und Verlogenheit. So war ihm der Tod seines Vaters mehr ein Ereignis der Freude, als er ihm ein Ereignis des Schmerzes hätte sein können.

Von Anita, seiner Stiefmutter, hatte Hugo fast nichts gewußt. Sein Vater hatte ihm jährlich ihre Grüße gebracht. Es war eine stets gleiche Formel von ihm gewesen, die er gleich beim Empfange sprach:

— Deine Mutter läßt Dich grüßen. —

Sonst hätte er vielleicht gar nicht gewußt, daß er eine Stiefmutter besitze. Und doch hatte er in seiner Einsamkeit oft an sie gedacht. Es war der einzige Gedanke an ein Weib gewesen, den er bisher gehegt hatte. Er hatte sich in stillen Stunden oftmals ihr Bildnis vorzuspiegeln gesucht und es war in seiner Phantasie mit all dem Zauber mütterlicher Anmut ausgestattet. Und als er heute Anita zum erstenmal gesehen hatte, war er beinahe erschrocken darüber, daß keiner der Züge seines Gedankenbildnisses zutraf. Er konnte es gar nicht fassen, daß dieses schöne, junge, fast mädchenhafte Weib die Gattin seines Vaters gewesen war. Jetzt, während er im Bette wach lag, dachte er darüber nach, und es erschien ihm sinnlos, daß sein alter, gebrechlicher Vater eine so junge Gattin besessen habe.

Sein erstes Gefühl für Anita war das der Ehrfurcht gewesen. Ihre stolze Art, ihre weichen, ruhigen Bewegungen hatten ihm gefallen. Aber dann hatte er gemerkt, daß sie ihn hasse. Nicht ihre Worte, sondern ihre tiefen, lauernden Blicke hatten ihn davon überzeugt. Und mehr als je hatte er in diesen ersten Momenten seiner Wiederkehr ins Vaterhaus gefühlt, daß er verlassen sei. Doch waren die Ereignisse zu rasch für seine langsame, schwerfällige Seele aufeinander gefolgt, als daß er alles klar überblicken konnte. In plötzlicher Folge sah er, wie Anita gegen ihn anders wurde, und als er nach dem Nachtmahl neben

ihr saß und ihr erzählte, da war es ruhiger in ihm geworden und er hatte das unwillkürliche Gefühl, in Anita eine Freundin erworben zu haben, eine weiche, freie Seele, die ihn mit seiner Art und seinem ganzen Wesen vielleicht verstehen könne.

Und da war es zum erstenmal in seinem einförmigen, trüben Dasein wie lauter Jubel in ihm aufgestiegen.

Was dann weiter geschehen, davon hatte Hugo keine Erinnerung mehr. Ob er noch lange gesprochen, wann ihn Anita verlassen hatte, er wußte nichts mehr davon. Er schämte sich dieser Schwäche und meinte, daß ihn Anita ausgelacht haben müsse. Und plötzlich schrak er zusammen: er dachte, daß Anita vielleicht böse über ihn gewesen sei. Lange hatte er das gedrückte Empfinden und drehte und wendete die Möglichkeit hin und her. Wie sollte er ihr dann morgen entgegentreten? — dachte er. So überlegte er lange und trotzdem er müde und wie zerschlagen an allen Gliedern war, konnte auch er keine Ruhe finden.

Am meisten aber blieben seine Gedanken an Anita selbst, an dem Bild von ihr hängen, das er in der kurzen Zeit gewonnen hatte. Während er mit offenen Augen in die Dunkelheit hinausstarrte, sah er mit seinem inneren Gesicht stets ihre weiche Gestalt vor sich, die zarten, makellosen Linien ihrer Wangen, ihre tiefen, dunklen Augen, die so seltsam glänzend und groß auf ihm geruht hatten, so daß er sich seiner ganzen Schlichtheit und Unansehnlichkeit geschämt hatte; ihre ruhigen, zierlichen, ja, fast kindlichen Bewegungen — so erschien ihm Anita wie ein glänzendes, freudiges Schicksal, wie ein Geschenk von außen her, und er hatte die Empfindung, als ob er vor ihr niederknieen und um einen freundlichen Blick, ein herzliches Wort bitten müßte. Daß sein Vater durch so lange Zeit an der Seite dieses herrlichen Weibes gelebt habe, kam ihm wie eine Lächerlichkeit vor. Er erinnerte sich des wachsbleichen, widerlich verzogenen Gesichtes des toten Mannes und der leuchtenden, von Leben und Anmut strahlenden Züge Anitas.

Und da war es ihm plötzlich klar, wo er Anitas Antlitz schon gesehen hatte: in der Klosterkirche, in der sich über einem Nebenaltar in dunkler Nische eine Kopie der Madonna Murillos befand. Oft hatte Hugo dort gestanden und hatte die helle Pracht dieses Bildes angestaunt und hatte nicht einsehen wollen, daß dieses schwärmerische, jubilierende Weib derselbe stumpfe und nüchterne Gegenstand religiöser Verehrung sein solle, wie die stümperhaften, langweiligen Madonnengesichter, deren es zahlreiche in der katholischen Wallfahrtskirche gab. — Und die schwache Ähnlichkeit mit dieser Madonna fand Hugo in Anita wieder.

Er verglich in Gedanken, so genau er es vermochte. Der durchgeistigte und verzückte Zug fehlte ihr gänzlich. Aber das weiche Lächeln um den Mund war dasselbe. Auch in der Form und der Haltung der Hände und in den schräg nach oben strebenden Linien des Kopfes glaubte er die Ähnlichkeit zu sehen. Und ihn freute diese Entdeckung, in die er sich lange Zeit hineinversenkte.

Aber immer wieder kehrten seine Überlegungen dahin zurück, daß sein Vater das schöne, junge Weib geliebt haben solle. Wie ein Verbrechen an der Natur erschien es ihm, und alles in ihm sträubte sich gegen diesen Gedanken. Er malte sich alle möglichen Bilder der Vergangenheit aus, die ihn anwiderten, von denen er sich aber nicht befreien konnte. Und dabei stellte er sich seinen Vater nicht als liebenden Mann vor, sondern in der Gestalt, die ihm allein im Bewußtsein war: als pedantischen, schwächlichen Greis, als einen hülflosen, kranken, der Pflege bedürftigen Menschen, den man wohl achten und bemitleiden kann, von dem man aber nicht glauben will, daß er im stande ist, ein Weib mit seiner großen Liebe zu beglücken.

So lag Hugo lange wach. Die schwere Müdigkeit, die ihn am Abend überwältigt hatte, war ganz von ihm gewichen; aber auch das häßliche Gefühl, daß er hier ein Fremder sei. Das Zimmer, in dem er lag, und die ganze Umgebung war ihm nun vertraut geworden und erschien ihm als etwas zu ihm Gehöriges, das er lange entbehrt und im Kloster nie gefunden, nach dem er sich aber stets gesehnt hatte.

Und als ihn zuletzt der Schlaf übermannte, da kehrten alle die freundlichen und beschwichtigenden Gedanken in seinen wirren, dunklen Träumen wieder.

* * *

Am andern Morgen erwachte Anita mit einem quälenden, stechenden Kopfschmerz und mit bleierner Müdigkeit in allen Gliedern. Sie hatte das Gefühl wie nach toll durchlebten Nächten, nach denen auch die erste Ruhe keine Erholung bringt. Sie stand noch ganz unter dem Eindruck der Gedanken des vorher vergangenen Abends und der wirren, häßlichen Träume, die darauf gefolgt waren. Mit trüben Augen starrte sie in das fahle Morgenlicht und konnte sich lange nicht auf den Zusammenhang all der Ereignisse des letzten Tages besinnen. Als dann ihr Gedächtnis langsam zu sammeln anfing, gab es ein unschönes Bild.

Mühsam und mürrisch stand sie auf und suchte sich die Kleidungsstücke zusammen. Sonst hatte sie nach Frau Bode geklingelt, die ihr

helfen mußte, aber heute hatte sie das Bedürfnis, allein zu sein. In diesen Augenblicken erschien ihr ihr ganzes Dasein als ein trostlose Öde, als eine Reihe drückender, freudeloser Erlebnisse, und auch der Gedanke an den Tod des Direktors nahm das schwere, hoffnungsarme Gefühl nicht von ihrer Seele.

Dann erinnerte sie sich alles dessen, was sie in der Nacht über Hugo gedacht hatte. Doch was vor wenigen Stunden und ganz im Bann jener Stimmung wie ein lockendes, lachendes Zukunftsbild für sie war, hatte jetzt, in der nüchternen Trostlosigkeit des Herbstmorgens, allen freundlichen Schimmer verloren und stand vor ihr wie eine trockene, abscheuerregende Wirklichkeit.

Aber dieser verbitternde und belastende Zustand währte nicht lange. Während Anita vor dem Spiegel, fröstelnd in ein weites Tuch gehüllt, ihr braunes, langes Haar kämmte, kehrte in ihre Seele wieder die Ruhe des verflossenen Tages und das unerschütterliche Gefühl, daß nun zum erstenmal in ihrem Leben ihre Zeit gekommen sei, die Zeit ihrer Selbstbestimmung und der freien Handlungen. Denn bisher war sie gleichsam eine Marionette des Schicksals und der wechselnden Lebenszufälle gewesen. Nun stand es klar vor ihr, daß sie frei geworden sei und daß sie nun daran denken könne, an ihrem Leben und ihrem Glücke selbst zu formen. Aber sie dachte diesen Gedanken in einer ganz anderen Gestalt aus. Wieder und immer wieder dachte sie an Hugo und daß das, was sie sich gestern vorgenommen hatte, nun doch geschehen müsse. Und sie dachte: Ich habe Zeit, Jahre liegen jetzt vor mir und ich will mich nicht überhasten.

Eine Stunde später ging Anita hinab in den kleinen Salon, wo das Frühstück sein sollte. Sie wollte Hugo überraschen, denn sie glaubte, daß er noch schlafen werde. Als sie aber eintrat, erschrak sie, — Hugo saß in einem Fauteuil und hielt ein Album auf den Knieen, in dem er blätterte. Als er sie sah, erhob er sich rasch und ging ihr entgegen.

— Guten Morgen! — sagte er leise und blieb verlegen stehen.

In diesem Augenblick aber fand Anita mitten aus der ernsten Stimmung, die sie festgehalten hatte, ihre gute Laune wieder. Ohne lange zu überlegen, was sie spräche, fing sie an, Hugo wegen seiner Schläfrigkeit vom Abend zu verspotten und einige erdichtete und unsinnige Worte zu wiederholen, die er gesagt habe. Hugo schämte sich, und sie freute sich wie ein Kind über seine wachsende Verlegenheit.

Dann lachte Anita und sagte:

— Wenn Du das alle Abende so machen wirst, wirst Du kein

guter Gesellschafter sein, und wir werden uns tüchtig langweilen zu zweit. —

Hugo wagte es nicht, Anita anzusehen und bemerkte auch den heißen, glühenden Blick nicht, der jäh zu ihm herüberloderte. Er stammelte eine unverständliche Entschuldigung.

Aber Anita hörte ihn gar nicht an. Sie verließ ihn, um in der Küche nachzusehen. In tiefer Unruhe blieb Hugo zurück. Eine unerklärliche Bangigkeit hatte ihn beschlichen, seit Anita eingetreten war. Er schämte sich und hatte das Gefühl, daß sie mit ihrem Spotte recht habe, und wäre am liebsten davongelaufen, um nur keine Minute mehr neben ihr sein zu müssen.

Bald kehrte Anita mit Frau Bode zurück und half ihr, den kleinen Mitteltisch zum Frühstück zu decken. Sie sprach mit ihr über die Haushaltung und beachtete Hugo nicht, der kein Auge von ihr wenden konnte. Er verfolgte ihre Art, zu gehen, er musterte ihr lose anliegendes Morgenkleid, das ihre weichen, vollen Formen verriet, und er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf schoß, als er entdeckte, daß sie kein Mieder anhaben könne.

Dann entfernte sich Frau Bode, und Anita, die den Kaffee in die Schalen goß, lud Hugo ein, sich ihr gegenüberzusetzen. Er that es und sah stumm auf die weißen Schalen mit den blauen Figuren und Ornamenten nieder. Plötzlich stellte Anita die Kanne nieder und sagte:

— Du siehst mich ja heute gar nicht an? —

Hugo blickte auf und wurde purpurrot.

Aber Anita hielt seinen Blicken lächelnd stand und fügte leichthin dazu:

— Wenn man ein gutes Gewissen hat, —

Dann bot sie ihm Gebäck an, und sie tranken schweigend ihren Kaffee. Bei dem kleinen Tischchen war es erklärlich, daß Anita, die Hugo gegenübersaß, mit ihren Knieen seine Kniee berührte, als sie sich niedersetzte. Hugo wagte es nicht, sich zu bewegen, und er dachte nicht an sein Frühstück, oder daran, irgend etwas zu sprechen. Hastig trank er den Kaffee und dachte nur an Anitas Kniee und an die zarte Wärme, die er zu sich herüberströmen fühlte.

Dies und Anitas Blicke, die er unablässig auf sich heften wußte, störten ihn und mehrten seine Verlegenheit.

Dann war Anita fertig und schob ihre Tasse langsam zurück. Und während sie beide Arme auf den Tisch legte und sich nach vorne beugte, sagte sie rasch und ohne Zusammenhang:

— Hör' einmal, — dort in Deinem entsetzlichen Kloster hat man wohl selten hübsche Mädchen oder Frauen zu sehen bekommen? —

Hugo schüttelte den Kopf und lächelte über diese Frage, die ihm so sonderbar vorkam. Und er fing an zu erzählen: es hätte nur eine einzige Frau in dem Kloster gegeben, die alte Köchin. Sie sei eine scheinheilige und boshafte Person gewesen, und als kleine Knaben hätten sie manchen albernen, ausgelassenen Scherz mit ihr getrieben. Dann später aber sei ihnen das zu langweilig gewesen. Da hätten sie sich des Sonntags, wenn die Bauernmädchen aus den benachbarten Dörfern zur Messe gekommen seien, vor die Kirchenthür gestellt und sie geneckt. Das sei aber alles gewesen.

— Und niemals etwas anderes? — fragte Anita.

Hugo verneinte es stumm. Das Gespräch war ihm sehr unbehaglich, während es Anita zu belustigen schien. Denn nach einer Weile sagte sie:

— Komm, wir wollen uns dort hinüber setzen; dort läßt es sich so hübsch plaudern. —

Sie erhoben sich und nahmen auf dem Sofa Platz. Anita setzte sich Hugo zur Rechten und rückte ihm ganz nahe. Er wußte gar nicht, wie er sich benehmen und wie er sitzen solle. Die tiefe Unruhe in ihm steigerte sich, aber Anita ließ ihm gar keine Zeit, nachzudenken.

— In so einem Kloster hätte — sagte sie — hätte ich es nicht acht Tage ausgehalten. Ich wäre davongelaufen, — irgendwohin. Ich wäre in die Welt hinausgelaufen, fort, immer fort, und hätte mich meiner Freiheit gefreut. —

— Aber wenn man niemanden hat, zu dem man sich flüchten kann? — meinte Hugo.

— O, — erwiderte sie und lachte — besser gar niemanden. Man kommt schon fort. Man findet überall Menschen — kurz und gut, — feige bist Du gewesen, ganz elend feige, und hast Angst gehabt vor dem Verhungern und hast Dich nichts zu thun getraut. —

Sie sagte das mit rücksichtsloser Bosheit, und Hugo war empört. Heftig erwiderte er und sah sie mit bösen Augen an:

— Das ist nicht wahr! Ich bin niemals feige gewesen. —

Anita lachte leise und höhnisch.

In diesem Augenblick haßte er sie. Das höhnische Lachen brachte ihn außer sich. Jäh und erregt fuhr er fort:

— Du kennst mich gar nicht! Du hast Dich nie um mich gekümmert. —

Da wurde Anita ernst. Sie fühlte die Anklage schwer und bitter. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und erwiderte langsam:

— Das ist wahr — Du brauchst es mir nicht erst vorzuwerfen. Ich dachte nie an Dich, ich hatte keine Ursache dazu. Sieh, — jetzt erst fühle ich, daß das ein Unrecht war. —

Das hatte Hugo nicht erwartet, und es ärgerte ihn, daß ihm ohne seinen Willen dieser Vorwurf entschlüpft war. Er wollte es gut machen und wußte doch nicht wie. Bestürzt sah er zu Boden. Anita aber sagte:

— So habe ich es auch nicht gemeint, das mit der Feigheit, Hugo. Es war ein Scherz, — Du. —

Und ehe er wußte, wie es geschah, schlang Anita beide Arme um ihn und zog ihn zu sich und küßte ihn.

— Du, Du, — stammelte sie. —

— Anita! — sagte Hugo leise und scheu.

Aber sie ließ ihn nicht zu Wort kommen.

— Mein kleiner, blonder Liebling! — flüsterte sie. — Hast Du denn gestern gar nicht gesehen, wie lieb ich Dich habe. Du, — weißt Du: als Du schliefst, küßte ich Dich zweimal — ach! Sag' mir, sag' mir, daß Du mich liebst! —

Hugo vermochte es nicht, ein Wort zu erwidern. Anitas glühender Atem legte sich wie ein schwerer, betäubender Duft um seine Stirne und raubte ihm die Besinnung. Er schloß die Augen und, tief zu Anita niedergebeugt, umschlang er sie und preßte ihren weichen, schmiegsamen Leib heiß und innig an sich. Es war ihm, als ob er aufschreien müßte vor Jubel und lachender Seligkeit und er fand nur ein Wort für sein tiefes, auflohendes Glück, das er Anita zehnmal, zwanzigmal ins Ohr flüsterte:

— Madonna! Madonna! —

Doch plötzlich stieß ihn Anita weit weg und lehnte sich in das Sofa zurück. Sie hatte Schritte im Korridor vernommen, und gleich darauf trat Frau Bode ein.

— Die Kannen wegräumen, Frau Bode! — sagte Anita trocken und gleichgültig. Dann wurde es still. Frau Bode klapperte mit Tellern und Tassen, und Hugo sah zu, ohne zu wissen, was er eigentlich sehe. Unter dem Tisch, dessen Decke weit herabreichte, hatte Anita seine rechte Hand erfaßt und zog sie zu sich hinüber. Hugo zitterte am ganzen Körper. Flugartig kreisten tausende von Gedanken in seinem Kopfe, und die seltsamsten Empfindungen von jäher Angst bis zur tiefsten, schrankenlosesten Sinnlichkeit durchschauerten ihn.

Als Frau Bode kaum die Thür hinter sich geschlossen hatte, umfaßte Hugo das junge Weib wieder, und, seiner Sinne nicht mehr mächtig, drückte er sie in die weichen Kissen nieder. Willenlos ergab sich Anita.

* * *

Zwei Stunden später saß Hugo allein in seinem Zimmer. Anita war durch häusliche Besorgungen und Besuche, die sie empfangen mußte, abgehalten. Und Hugo war froh, daß er sich hatte in die Einsamkeit flüchten können.

Er stand noch völlig unter dem schweren Drucke der letzten Erlebnisse, die wie ein Alp auf seiner Seele lasteten. Für ihn, dessen Leben bisher ein monotones, inhaltloses Dahingleiten gewesen war, und ein ablösendes, stupides Warten auf das, was etwa an ihn herantreten werde, — für ihn waren die Ereignisse zu jäh mit ihrer vollsten Wucht eingestürmt, als daß seine Seele im stande gewesen wäre, sich zu rüsten und darauf vorzubereiten. Alles in ihm tobte und suchte nach einem Ventil für die überströmenden Empfindungen. Er fühlte sich aufgerüttelt bis in die tiefsten Abgründe seiner Natur und hatte das scheue Gefühl, als ob er vor sich selbst flüchten müßte.

Aber über all das Wogen und Drängen der Seele hob sich in ihm eine tiefe Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. In geistiger Armut und Entbehrung war er aufgewachsen; er hatte nie eine wilde Leidenschaft, nie eine hohe Seligkeit kennen gelernt. Seine Tage waren sich gleich gewesen, und seine Natur hatte sich an die Einförmigkeit und ewige trostlose Monotonie gewöhnt gehabt. Darum erschien ihm das schroffe und plötzliche Glück der Liebe, das ihn jäh und unerwartet überfallen hatte, beinahe wie ein Schmerz. Als Glück konnte er es weder empfinden noch werten. Aber das Schmerzliche der Ungewohntheit, die lastende, fremde Atmosphäre fühlte er, in die er mit einem Male hineingeraten war.

Dessen, was er gethan hatte, war er sich vollkommen bewußt, wenn er auch die Tragweite einer That noch nicht zu erkennen vermochte, da es für ihn noch nie eine That gegeben hatte. Und diese seine erste nahm er als eine Schuld, die er ohne Überlegung begangen hatte. Denn die Liebe in jedweder Form war ihm noch immer als eine Schuld dargestellt worden, als ein Übergriff der Eigenmächtigkeit und etwa als ein Stück Tierheit, das der Menschennatur nicht mehr würdig sei. Und wenn auch sein früh gereifter Geist sich stets gegen solche Auffassungen

gewehrt hatte, so lag ihm die Furcht und ein Teil der Verachtung, die man ihm gegen die Liebe eingeimpft hatte, noch im Blute, zu tief, als daß das erste erschütternde Ereignis ihn hätte davon erlösen können. Und gerade diese unfreie, anerzogene Empfindung in ihm war es, die ein helles, lachendes Glück, das ohne Bedenken jede Schranke der Überlegung zertrümmerte, nicht aufkommen ließ.

Zu diesen quälenden und wühlenden Überlegungen, die ihm sein moralisches Bewußtsein aufnötigte, kam noch ein physischer Schmerz: bleierne Müdigkeit und ein seltsamer Kopfschmerz, wie er ihn noch nie gehabt hatte. Er war müde zum Umsinken, während doch alle seine Sinne wach waren. Und er empfand ein nervöses Zittern, das in den Fingern anfing und sich über die ganze Haut erstreckte. Er warf seinen Rock ab, um sich Luft zu machen. Aber es war ein trüber, naßkalter Tag, und bald begann ihn in dem ungeheizten Zimmer zu frieren. Und auch die innere Unruhe ließ ihn nirgends lange verweilen. Bald setzte er sich an das Fenster und starrte in den grauen Herbsthimmel hinaus, bald ging er in tiefer Ratlosigkeit umher und suchte in der Bewegung das Gleichgewicht seines Innern wiederzufinden. Aber die Unruhe hatte so überhand in ihm genommen, daß er zuletzt gar nicht mehr das Bedürfnis nach Ruhe hatte.

Und dann blieb sein Geist an jener Szene im Salon haften und er suchte sie in allen Einzelheiten wieder durchzufühlen. Aber trotz Schuldbewußtsein und triebhafter Sinnlichkeit vermehrte dies die häßliche Stimmung in ihm. Er fühlte, daß das Unrecht, dessen er sich jüngst allein angeklagt hatte, auch auf Seite Anitas sei. Sie hatte die Situation herbeigeführt, sie war es, die sich ihm in die Arme geworfen hatte. Was für ihn noch außer aller Erfahrung lag, das mußte sie mit ihrem langen Erkennen vorausgesehen und berechnet haben. Und plötzlich erschien sie ihm wie eine Dirne, und er konnte nicht ohne Ekel an sie denken. Alles an ihrem Wesen und ihrer Handlungsweise fand er nun unschön, ja, roh und gemein. Seine durch Jahre genährte und ausgebildete Vorstellung von der Weiblichkeit empörte sich gegen diese Roheit der Mittel und der Ausführung. Er konnte es kaum fassen, daß sie sich ihm so wehrlos hingegeben hatte, sie, die ihn nicht kannte, zum erstenmal gesehen hatte. Und immer wieder erinnerte er sich, wie sie ihm gestanden, daß sie ihn am Abend vorher geküßt hatte. Dies Berechnete ihrer ganzen Handlungsweise, dieses blinde Lossteuern auf seine eigene Unerfahrenheit und Ahnungslosigkeit empörte ihn. Und mit bitterem Lächeln dachte er daran, daß er sie zuerst Madonna ge-

nannt hatte, und es trieb ihm die Zornesröte in die Wangen, wenn er überlegte, wie sie ihn dafür ausgelacht haben mochte. — Pfui, die Dirne! — sagte er immer wieder, wenn seine Gedanken bei ihr weilten.

Und doch war es ihm bewußt, wie er, der Einsame, Verlassene, sich nach Liebe gesehnt, wie sein Leib und seine Seele nach Liebe geschrieen hatten. Und nun war sie ihm in dieser Gestalt zum erstenmal erschienen und er überdachte plötzlich mit erbarmungsloser Klarheit seiner Phantasie die ganze Situation, in der er sich befand: der tote Vater im Hause, er selbst ein Fremdling hier und seines Vaters Gattin über Nacht seine Geliebte. Es war ihm mit einem Male zu Mute, als könne er all das Rohe und Unsinnige, das für ihn in dieser Betrachtung lag, nicht länger ertragen. Alles in ihm drängte nach einem Entschlusse, und er sah ein, daß er irgend etwas thun müsse, um dieser verzweiflungsvollen Lage ein Ende zu machen. Und da war es ihm, als ob er nach dem Geschehenen nicht länger leben könne: der erste Trost in seinem unerträglichen Schmerze. — Er überlegte, was sollte er noch? Sein Leben schien ihm jeden ernsten Zukunftssinn verloren zu haben, und er fand es würdelos, nach dem, was er gethan hatte, noch länger dieses schmähliche Leben mit sich zu schleppen.

Aber der Gedanke, sich zu töten, brachte endlich Ruhe in seine fürchterliche Aufregung. Er fing an, die Thatsachen der letzten Stunden nicht mehr unter der Beleuchtung des ersten, peinigenden Eindruckes zu sehen, sondern sich nach den tiefen Gründen des Geschehenen zu fragen. Und da sah er zwei Menschen, die das Leben bisher zur Entsagung verurteilt hatte. Er sah sich selbst, wie er oft in den dunklen, düstertraurigen Gängen des Klosters umhergegangen war mit hungriger, durstender Seele, mit zitternden, lechzenden Sinnen — und er sah Anita, die junge, schöne, mit ihrer vollen, blühenden Anmut, die darbend an der Seite des häßlichen, alten Mannes ihre reichsten Jahre vertrauert hatte.

Und plötzlich war ihm das, was er bisher noch immer als Schuld empfunden hatte, ein großes, unabweisbares Geschick. Seine Seele hatte am meisten unter dem sklavischen Druck der Furcht vor dem Neuen, Unbekannten gelitten. Nun aber sah er ein Menschenschicksal heraufbeschworen durch den Trieb der eigenen Leidenschaft, und es kehrte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, ein großer Stolz in seine Seele ein: der Stolz, in der Mitte einer schicksalsschweren That zu stehen, der Stolz, etwas gethan zu haben, das ihm nicht von dem Willen anderer, ihn lenkender Menschen aufgedrungen worden war, sondern

von der Natur und dem Schicksal selbst, und das er nun auch allein verantworten mußte. Er sah ein, daß er bisher noch nie eine That vollbracht, daß sein Leben nicht mehr als ein trübes, unbewußtes Vegetieren, ein Getrieben-Werden gewesen war. Und da war, lange ehe er es noch geahnt, mit einem Schlage für ihn die Zeit des Handelns gekommen.

Aber doch erbitterte ihn immer wieder der Gedanke an Anita. Was für ihn ein Ereignis war: für sie konnte es, so meinte er, nichts gewesen sein als eine blinde Lust des Augenblickes. Denn er hatte keine Ahnung davon, daß Anita schon die Nacht vorher mit aller Tiefe und Glut ihrer raschen, entschlossenen Natur mehr von all der Zukunft beider durchdacht und durchfühlt hatte, als er mit seinen langsamen, des realen Lebens noch ungewohnten Gefühlen erfassen und in sich aufnehmen konnte.

* * *

Unter den Besuchern, die Anita am Vormittag zu empfangen hatte, war auch Doktor Felsing. Seinem scharfen Auge war es nicht entgangen, wie unfreundlich sich die junge Witwe gegen Hugo benommen hatte, und er war eigentlich gekommen, mit ihr über die weiteren Schritte betreffs Hugos zu sprechen. Um so erstaunter war er, als Anita selbst das Gespräch auf Hugo brachte. Sie erkundigte sich nach seinen Studien und ob er dann die Universität besuchen werde. Und sie kam mit dem Doktor dahin überein, daß Hugo einstweilen bei ihr bleiben und nicht mehr in das Kloster zurückkehren solle. Im Sommer aber könne er die Maturitätsprüfung ablegen. Der Doktor war mit ihr einverstanden. Er sah nun ein, daß er Anita Unrecht gethan hatte und daß sie besser sei, als er von ihr gedacht. Es freute ihn, der an seinem verstorbenen Freunde und dessen Sohn mit großer Liebe hing, daß sein Mündel nun endlich ein Heim haben solle. Herzlich drückte er Anita die Hand und dankte ihr für ihr freundliches Entgegenkommen. Beinahe verlegen wies Anita dies zurück, indem sie erklärte, daß sie einfach ihre Pflicht erfülle. Sie war die ganze Zeit über zerstreut und dachte stets an Hugo und an den seltsamen Morgen.

Sie atmete auf, als sie endlich allein war.

Die wenigen Stunden hatten Anitas Wesen ganz verändert. In ihrer Seele hatte sich ein neues Reich eröffnet, das Reich der Liebe. All das, was sie bis jetzt nur in ihren Träumen gesehen und in einer fernen Zukunft geglaubt hatte, stand nun als schroffe Wirklichkeit vor ihr.

Sie hatte aber auch gesehen, wie wenig es in ihrer Hand gelegen, ein Geschick herbeizuführen. Eine seltsame Demut vor diesem lenkenden Geschicke kam über sie. Ihr Stolz wäre es gewesen, wenn sie aus freien Trieben hätte handeln können: aber sie sah, daß schon am ersten Tage die Natur in ihr stärker gewesen war, als ihr berechnender Wille.

Nun aber klammerte sich auch ihre ganze Seele an Hugo; denn zum erstenmal hatte sie einen Mann gefunden, den sie lieben mußte. Alles in ihr, die tausend wechselnden Stimmungen, sprachen von ihrer Liebe, die ihr wie eine große Notwendigkeit und auch als das erste wahrhaft große Glück erschien. Und sie hatte sich ja nach dem Glücke gesehnt. Zwölf Jahre hatte sie darauf gewartet, hatte es in ihren Gedanken genährt und mit allen Farben ihrer Phantasie gekleidet. Und nun war es wie ein Sturm zu ihr gekommen, dem sie zujubeln mußte. Denn tief in ihr lag die scheue Empfindung, daß ihre Zeit nicht mehr lange dauern könnte, und daß sie die schönsten Jahre ihres Lebens hinter sich habe, vertrauert in der Ehe mit dem alten, ungeliebten Manne. Sie war sich dessen bewußt, daß sie zu altern beginne, und sie hatte Angst vor dem Augenblicke, wo sie sich gestehen müßte, daß sie wirklich alt geworden und keine Anrechte mehr auf das Glück der Liebe habe. Und in der kurzen Spanne Zeit, die noch vor ihr lag, mußte sie sich für ein ganzes Leben der stummen Trauer und Entsagung entschädigen. Tausend Hoffnungen, auf die sie schon verzichtet, tausend Wünsche, die sie schon zu Grabe getragen, stiegen nun mit einem Male wieder in ihr hoch und füllten ihre Seele mit jubelnder Freude. Sie wollte nun glücklich sein, wenigstens einmal in ihrem Leben, und hätte sie sich ihr Glück mit dem frühen Tode erkaufen müssen. Sie sah, wie wertlos bisher ihr Leben gewesen war: nun aber wollte sie all das Wertvolle, das in ihr lag, all das Schöne, das tief in ihren Vorstellungen verborgen war, in ihr neu erwachendes Leben hineinlegen. — — —

So träumte Anita ihr Glück und mit banger, jauchzender Seligkeit betrat sie zu Mittag Hugos Zimmer.

Hugo stand am Fenster. Als er Anita sah, waren alle die trüben, gährenden Gedanken in ihm verschwunden. Wie wenn die Sonne aufginge, war es plötzlich in seiner Seele. Er eilte auf Anita zu und küßte sie. In dem schwarzen, enge anliegenden Kleide, das sie nun trug, erschien sie ihm schöner denn je. Und in ihren blassen Zügen lag etwas Mildes, das er früher nicht gesehen hatte. Der höhnische Zug war verschwunden: alles das, was ihn noch an ihr gestört, fand er nun nicht mehr. Und

plötzlich schämte er sich all der Vorwürfe, die er kurz zuvor Anita in Gedanken gemacht.

— Mein Liebling! — sagte Anita leise und sah ihm tief in die Augen. Und dann setzten sie sich zum Fenster, und Anita setzte sich auf seine Kniee und erzählte ihm von den Leuten, die zu ihr gekommen waren, und von Doktor Felsing. Sie teilte ihm alles mit, was sie mit dem Doktor abgemacht hatte. Und sie begann Pläne für die Zukunft zu machen, wie sie sich alles denke, und wie es mit ihnen beiden werden solle. Aber sie sprach nicht von sich, sondern nur von ihm: wie er etwas Großes werden solle, und daß das ihr höchstes Glück sein werde. Dann schloß sie:

— Ich aber will stets um Dich sein, Du! Ich will für Dich wie eine Mutter sein, und will doch stets Deine Geliebte bleiben. —

Hugo lauschte und sprach gar nichts. Sein Herz war voll, und es schien ihm, als müßte er schweigen. Er freute sich über den weichen Klang ihrer Stimme, und er betrachtete sie immer wieder und freute sich des seidenweichen, braunen Haares und des weißen, blendendweißen, schlanken Halses und er dachte nur immer wieder: daß sie nun ihm gehöre, ihm allein. Dieses große Glück, sich zum erstenmal geliebt zu wissen, legte sich wie ein lindernder Hauch auf seine von tausend Zweifeln geängstigte Seele. Er gab sich ganz dem wohlthuenden, friedvollen Bewußtsein hin, daß er nun eine Menschenseele gefunden habe, die mit ihm und für ihn fühle. Und wenn er behutsam ihre blasse, zarte Hand streichelte, so dachte er: Mein! und als er ihre tiefen, dunklen Augen so voll Sehnsucht und Zärtlichkeit auf sich ruhen sah, dachte er: Mein!

Dann erzählte Anita von ihrem Leben; einfache, flüchtige Ereignisse erzählte sie in schlichten Worten. Es war ihr wohlthuend, einmal sprechen zu können ohne jeden Rückhalt und zu wissen, daß man sie in Liebe anhöre. Und es lag ihr auch daran, Hugos Vertrauen zu gewinnen, sein tiefes Vertrauen, das im stande war, auch mit den schlechten Seiten ihres Wesens zu rechnen. Und doch lag keine Berechnung in dem, was sie sagte. Sie fühlte nur das Bedürfnis, es zu sagen.

Ihm aber war alles an ihr neu. Denn noch nie hatte sich eine Seele vor ihm aufgethan, zum wenigsten eine Frauenseele. Jedes Wort und jeder Blick, der es begleitete, war ihm eine Studie. Und langsam, von Schritt zu Schritt tastend, gewöhnte er seine ernste, verschlossene Natur daran, in eine fremde Natur einzudringen und mit ihr den gemeinsamen Weg zu gehen. Und jeder Schritt begleitete seine Sehnsucht

nach all dem Neuen und Schönen, und niemals in seinem Leben hatte er, der Einsame, so innig und andachtsvoll den Worten eines Menschen gelauscht, als in diesen ersten Weihestunden der Liebe.

* * *

Der Mittag verlief schweigend und einförmig. Wenn auch Hugo und Anita des Toten mit keinem Worte Erwähnung thaten, so hatten sie doch oft an ihn gedacht; und es war ihnen, als schwebe er noch gleich einem dunklen, störenden Schatten um sie und erfülle alle Räume des Hauses. Besonders Anita hatte immer wieder das Gefühl, als ließe der tote Mann im Hause kein volles Glück in ihr aufkommen. Es war ihr, als ginge er herum wie zu jenen Zeiten, da er sie auf Schritt und Tritt beobachtet hatte, leise und lauernd, und wenn sie daran dachte, daß er ja doch tot sei, so dachte sie an sein höhnisches Lächeln, als sei dies eine Vorahnung der kommenden Geschicke gewesen. Immer hatte sie die Vorstellung, als liege er still dort drüben und sähe doch alles, was im Hause geschehe. Es war ein Druck auf ihrer Seele, von dem sie sich nicht frei machen konnte. Und das verdarb ihr die tiefe und innige Freude, in die sie sich am Vormittag versenkt hatte. Immer wieder traten diese nächsten und stärksten Gefühle vor der Überlegung zurück: — Der tote Mann ist noch im Hause. — — —

Am Nachmittag fuhren sie zusammen in die Stadt. Anita hatte noch viele Einkäufe zu besorgen, und Hugo brauchte einen schwarzen Anzug, da er in seinem Hauskleide der Trauerzeremonie nicht beiwohnen konnte. Sie fuhren von Geschäft zu Geschäft, und diese Besorgungen nahmen ihre Gedanken in Anspruch und lenkten sie von dem Bohrenden und Quälenden ihrer eigenen Lage ab. Sie wußten, daß sie in diesen ersten Tagen doch keine Ruhe finden könnten, und daß es vergeblich sei, nach irgend einer Rettung vor dem eigenen Denken und Fühlen von innen heraus zu suchen.

Während sie durch die belebten Straßen fuhren, mitten durch einen Schwarm hastender, drängender Menschen, sagte Anita plötzlich:

— Wie die jagen und treiben! Und wir wollen uns dann in die Einsamkeit flüchten. Du und ich allein. Und dort wollen wir alles vergessen, was vordem war. —

Und als Hugo den schwarzen Anzug anprobiert hatte, den sie in einem großen Geschäfte kauften, da sagte Anita, die ihn lächelnd betrachtete, halblaut zu ihm:

— Die dunkle Farbe steht Dir gut! — Und scheu umherblickend, ob man sie belauschen könne, fügte sie flüsternd hinzu:

— Wie schön Du bist! — Hugo mußte lächeln. Er dachte daran, daß er noch kein inniges Wort zu ihr gesagt hatte, während sie jede Gelegenheit dazu benutzte. Verstohlen sah er sie an und schämte sich der Armut seiner Sprache.

Erst spät am Nachmittag kehrten sie zurück. Je näher sie dem Wohnhause kamen, desto trüber wurden ihre Gedanken. — — —

Noch trüber und trauriger wurde der Abend für sie. In dieser leisen, gepreßten Stimmung fand ihre Liebe keine Worte. Und von gleichgültigen Dingen zu sprechen, wäre ihnen wie eine Entweihung gewesen. Stunde um Stunde verrann langsam, träge und schläfrig, — kaum, daß sie ein Wort wechselten. Ihre Seelen waren so tief in sich selbst eingekehrt, daß sie nicht wagten, die müde, scheue Stille, die wie ein Trauerflor über ihnen hing, durch laute, plumpe Worte zu verscheuchen. Und was hatten sie sich auch zu sagen? Von den geschehenen Dingen wollten sie nicht sprechen, und was die Zukunft barg, das wagten sie kaum zu ahnen. Denn das hoffnungsfreudige, selbstsichere Erwarten dieser Zukunft, das sie noch vor wenigen Stunden so stark und selig gemacht hatte, war einer bangen, zitternden Unruhe gewichen. Die ganze Atmosphäre im Hause strömte diese schwere, müde Totenstimmung aus, in der alles Leben langsam abstirbt, in der die Seelen bange und traurig werden. Ohne daß sie sich darüber verständigten, hatten sie beide das Empfinden, als ob ihnen etwas Schmerzliches, Düsteres drohe. Und sie glaubten, daß das, was doch nur in ihrem Innern lag, von außen kommen müsse.

Einmal unterbrach Anita die Stille und sagte:

— Auch Du denkst an ihn. Mich läßt er nicht los, und ich sehe ihn immer vor mir. Denkst auch Du an ihn? —

Hugo nickte. Er hatte an seinen Vater gedacht und an die jährlichen Zusammenkünfte mit ihm im Sommer. Denn diese allein verknüpften sein Denken mit dem Leben des alten Mannes.

Nach einer Weile fuhr Anita fort:

— Mir ist, als ob er noch lebe. Mir ist, als müßte er dort drüben aufstehen und an unsere Thür pochen. —

Sie war bleich, als sie das sagte, und Hugo sah, daß sie zittere, wie von tiefen, inneren Schauern. Und ihre großen, dunklen Augen waren starr auf die Thür gerichtet, als erwarte sie jeden Augenblick von dort her ein gräßliches Ereignis. Auch Hugo wurde es immer unbe-

haglicher zu Mute, trotzdem ihm Anitas Vorstellung unsinnig und kindisch vorkam.

— Hast Du Angst? — fragte er sie.

Anita neigte sich zu ihm, als wollte sie Schutz suchen.

Ihre Hände waren kalt, und ein Beben lief durch alle ihre Glieder. Mit stockender Stimme sagte sie:

— Ich weiß nicht, was das ist. Ich bin nie furchtsam gewesen — nie im Leben. Es ist auch jetzt nicht die Furcht. Mir ist so kalt und bange. Ich weiß nicht, wie es kam, — aber mir ahnt etwas Entsetzliches. —

Hugo küßte sie und versuchte, sie zu beschwichtigen. Aber Anitas Bangigkeit kam auch über ihn. Er hatte dasselbe Gefühl, das ihn im Kloster oft beschlichen hatte, wenn er sich des Nachts allein in einem der weiten, hallenden Gänge gewußt hatte: das hohle Gefühl der Kälte und Einsamkeit und die tote, alles warme, pulsierende Leben vernichtende Leere. Und auch er empfand es nicht als Furcht, sondern als böse, unheilvolle Ahnung. Es war ihm, als müßte in diesem Hause des Unheils etwas geschehen.

Aber nach einer Weile sagte Anita wieder lächelnd:

— Es liegt in uns, — das Entsetzliche; nicht da außen. Wir sind kindisch mit unseren Befürchtungen. Das, was wir heute gethan, trägt die Schuld an unseren häßlichen Gefühlen. O, — ich wußte das vorher. Ich wollte es ja nicht, jetzt nicht! —

Und sie umschlang Hugo und flüsterte mit heißer, jäher Stimme:

— Wie ein versengender Glutwind kam es über mich. O Du! Verlaß mich nicht, nur Du nicht! — — — —

Endlich brachte Frau Bode das Nachtmahl. Aber beide berührten die Speisen kaum.

Hugo hatte ein brennendes Gefühl in der Kehle, das ihm den Atem benahm. Er konnte keinen Bissen hinunterwürgen; es war ihm, als schnüre ihm jemand den Hals zu. Und in seinen Gliedern zitterte wieder die Unruhe, die schon am Vormittag sein Inneres verzehrt hatte. Manchmal stieg es ruckartig in ihm auf, so daß er glaubte, emporspringen und sich flüchten zu müssen, oder irgend etwas zu thun, was es auch sei. Die Ruhe seines vergangenen Lebens, die er oft verflucht hatte, erschien ihm jetzt wie eine Erlösung: diese tiefe Ruhe der Bedürfnislosigkeit und Verinnerlichung. Denn das unerträgliche, unbefriedigte Warten auf etwas Kommendes, diese Hast der Seele, dieses Jagen und Toben der Gedanken und Gefühle — alles, alles dies

machte ihn krank und zweifelnd, mißtrauisch gegen sich selbst und seine Kraft und gegen die Außenwelt. — Bald verspürte er fröstelnde Kälte, die ihm das Blut erstarren machte, bald kroch ihm versengende Glut, die ihm den Angstschweiß auf die Stirne trieb, zum Gehirn hinauf. Und das Ekelgefühl kam immer wieder in seine Kehle. Er konnte die halberkalteten Speisen nicht ansehen, ohne Brechreiz zu empfinden, und atmete erleichtert auf, als Frau Bode Schüsseln und Teller mit den Speiseresten hinaustrug.

Und gegen diese grauenhaften Empfindungen in seinem Innern gab es keine Hülfe von außen, keinen Menschen, dessen tröstende Worte ihm Linderung bringen konnten; denn auch Anita — das wußte er — litt gleich ihm. Ihr Antlitz war leichenfahl, und ihre schmalen, zusammengepreßten Lippen zuckten wie von heftigem, innerem Schmerze. Wenn sich zufällig ihre Augen begegneten, so senkten sie den Blick, denn er verriet mit wilder, sehnsüchtiger Offenheit ihr großes, gemeinsames Leid.

Manchmal sah Anita in ihrer Verzweiflung nach der Wanduhr, ob es denn noch immer nicht Zeit zum Schlafengehen sei. Aber die Zeit schien still zu stehen. Immer träger und gedehnter schleppten sich die Minuten dahin. Und dann wieder schauerte sie zusammen, wenn sie an die kommende Nacht dachte, und das Herz stand ihr fast still, wenn sie überlegte, daß die Qualen der vergangenen Nacht erneut und verschärft wiederkehren sollten.

Plötzlich sprang Hugo auf und sagte keuchend:

— Das ist unerträglich. Komm, wir wollen hinübergehen! —

Anita erschrak. Es packte sie das Grausen davor, den Toten noch einmal ansehen zu müssen. Aber zugleich glaubte sie, gerade darin eine Erlösung zu sehen. Vielleicht brachte der ungewohnte Anblick eine Veränderung ihrer Seelenlage hervor.

Langsam, Seite an Seite, gingen sie den Korridor entlang. Hugo öffnete die Thür, prallte aber zurück. Ein dunkler Raum gähnte ihnen entgegen, aus dem eine dicke, ekelhafte Luft herausquoll. Aber schon kam Frau Bode mit einer Kerze herbei und entschuldigte sich, daß sie die Lichter schon ausgelöscht. Sie hätte nicht gedacht, daß die Herrschaften noch einmal herüberkommen würden. Hugo und Anita wären am liebsten umgekehrt. Aber Frau Bode trat rasch ein. Sie stellte die Kerze auf den Betschemel und sagte mit weinerlicher, gezierter Stimme:

— Noch ganz unverändert ist er, noch ganz unverändert. Als ob Blut und Leben noch in ihm wäre. Ach, Gott, der gute, selige Herr! —

Und sie trocknete sich mit der Schürze die Augen. Dann kam sie heraus und blieb an der Thür stehen, als müßte sie warten, bis Hugo und Anita eingetreten seien. Sie thaten es zögernd, denn sie konnten nicht mehr zurück. Das dunkle Gemach, das nur von einer einzigen flackernden Kerze erleuchtet war, sah gespenstig aus. An der Rückwand hob sich groß der Schatten des Kruzifixes ab und schwebte in weitem Bogen von rechts nach links und hob und senkte sich. Am meisten war das Gesicht des Toten und das helle Polster, auf dem es ruhte, beleuchtet. Und über das Gesicht huschten die ruhlosen Schatten.

Anita hielt sich dicht an Hugo. Namenloses Grauen hatte sie überfallen, und die dicke, von Kerzenqualm, welkenden Blumen und den üblen Dünsten der Leiche getränkte Luft benahm ihr fast den Atem. Hugo trat zur rechten Seite des Sarges bis nahe an das Haupt des Toten, das er forschend betrachtete. Kein Zug davon war mehr zu erkennen. Die geschlossenen Augen waren hoch aufgeschwollen und von blauschwarzen Rändern umgeben. Auch die Lippen waren schwarz und wulstig. An der Stirne waren die dunklen Streifen der Adern sichtbar, und seltsam stach davon das häßliche Gelb der Wangen und des Halses ab. Und immer klangen Hugo die Worte der Frau Bode in den Ohren: — Als ob noch Blut und Leben in ihm wären. — Und mechanisch kamen die Begriffe Blut und Leben immer von neuem in sein Bewußtsein zurück. Dann aber beschäftigte eine Szene aus seiner Klosterzeit seine Gedanken. Einer seiner Lehrer, ein Geistlicher, hatte sich in seiner Zelle getötet und war in der Kirche aufgebahrt worden. Damals war von nichts anderem gesprochen worden, und obwohl man sich alle Mühe gegeben hatte, die Wahrheit zu verbergen, war das Gerücht von dem Selbstmord doch zu den Schülern gedrungen. Das war der erste Tote gewesen, den Hugo gesehen hatte; der Anblick stand unauslöschlich in seiner Erinnerung. Und nun verglich er diesen Toten mit jenem: dieselben Anzeichen der Verwesung, derselbe starre Ausdruck in den Zügen.

Anita hatte es lange nicht gewagt, die Augen auf die Leiche zu richten. Aber es zwang sie förmlich, zuletzt doch hinzublicken. Und sie erschrak — nicht über die entsetzliche Veränderung, die ein einziger Tag an diesen Zügen bewirkt hatte, sondern darüber, daß sie denken mußte: zwölf Jahre hatte sie neben diesem Menschen gelebt, zwölf Jahre neben einer Gestalt, die nun so aussehe. Und alles, was sie in diesen zwölf Jahren mit ihm erlebt hatte, stand mit einem Ruck vor ihr: tausende von Ereignissen, die sie mit ihm in Berührung gebracht hatten, tausende seiner Blicke und Worte und seiner Liebkosungen. Und

ihr ganzer Körper bäumte sich vor unüberwindlichem Ekel und Abscheu. Es war ihr nicht anders, als hätte sie zwölf Jahre an der Seite eines Aases gelebt, ein Aas geküßt, am gleichen Tische mit einem Aas gegessen — da überwältigte sie das Grauen. Alles um sie her fing zu tanzen an, und lautlos stürzte sie zu Boden.

Hugo, durch den dumpfen Fall aus seinen Träumereien aufgeschreckt, eilte hin und hob sie auf. In seiner Angst schrie er um Hülfe. Frau Bode kam eilig herbei und sie trugen die Bewußtlose in den kleinen Salon hinüber.

— Ach, mein Gott, ach, mein Gott — jammerte Frau Bode fortwährend — es ist auch keine Kleinigkeit für die arme, junge Frau. Es ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. So mit einem Male ist er ihr weggestorben. Das ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. —

Anita erwachte bald darauf aus ihrer Ohnmacht. Ihr Blick fiel auf Hugo, der vor ihr stand und sie besorgt und zärtlich betrachtete. Sie faßte seine Hand und drückte sie lächelnd an ihre Lippen.

— Es ist schon wieder vorbei! — sagte sie mühsam und mit tonloser Stimme. — Ich hätte nicht hineingehen sollen. —

Hugo bat sie, zu Bett zu gehen. Nun war es ja spät geworden. Anita erhob sich und ging, noch ein wenig taumelnd, zur Thür. Dann besann sie sich, daß sie Hugo doch „Gute Nacht" sagen müsse, und wandte sich um. Sie reichte ihm die Hand. Und wieder senkten sich ihre Blicke ineinander, als wollten sie in ihren Seelen lesen. Hugo schien noch ein Wort von ihr zu erwarten und Anita verstand ihn. Beide wußten sie, daß sie diese fürchterliche kommende Nacht nicht getrennt voneinander würden ertragen können.

Während Frau Bode mit klappernden Schritten den Korridor herauf kam, um Wasser zu bringen, flüsterte Anita rasch:

— Bleib wach! —

Dann schloß sie die Thür hinter sich.

Wenige Minuten später suchte auch Hugo, von Frau Bode geleitet, sein Schlafzimmer auf. Frau Bode versuchte es vergeblich, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen über Anita und den Toten; und mehrmals wiederholte sie mit überzeugungsvollem Ernste, daß es wahrhaftig keine Kleinigkeit sei, so mit einem Male den Gatten zu verlieren, — aber Hugo hörte gar nicht darauf. Er sagte schroff gute Nacht und drängte sie beinahe zur Thür hinaus.

* * *

Der Nachmittag, an dem das Begräbnis des Direktors stattfinden sollte, war herangekommen. Es war ein kalter, klarer Herbsttag, und die Sonne, die sich schon zum Westen neigte, hüllte die ganze Gegend in purpurnes Licht.

Anita stand am Fenster in ihrem Zimmer und starrte in die klare, flimmernde Luft hinaus. Aber der helle, glänzende Sonnenschein brachte in das Dunkel ihrer Seele keinen Strahl. Ein dumpfer Druck lag in ihr, eine lastende Schwüle, die allmählich jedes starke und heftige Gefühl mit ihrem Gifthauch erstickte. Sie fragte sich nicht mehr, was das sei; sie war apathisch geworden gegen alles, was in ihr vorging. Stumm starrte sie zum Fenster hinaus und sah die Männer durch das Fabrikportal aus- und eingehen. Sie hörte die schwerbeladenen Wagen unten vorüberrasseln, aber es kam ihr alles wie im Traume vor.

Und immer wieder dachte sie an die letzte Nacht und was sie zusammen gelitten hatten. Und mitten in ihren Seelenqualen hatten sie, wie nach einer Betäubung, nach ihrer wilden, verzehrenden Liebe gegriffen. Bald waren es die Angstgefühle, aus denen sie sich durch immer neue, wahnsinnige Liebkosungen zu retten suchten, bald war die Liebe selbst in ihnen zur Angst geworden und sie wollten voreinander fliehen. Aber ein Bann hielt ihre Glieder fest. Bebend hielten sie sich umschlungen und lauschten in die Nacht hinaus, und Stunde um Stunde verrann, ohne daß sie eine Linderung empfanden, und ein kurzer Schlaf sie der entsetzlichen Gegenwart entrückte. So war der Morgen gekommen. Und auch er brachte keine Veränderung in ihrem Zustand. Müde, totenblaß und mit scheuer, kaum verborgener Angst schlichen sie durch die Zimmer. Sie sprachen nichts mehr zueinander, denn jedes Wort fiel wie ein Brand in ihre Seelen und verstärkte ihre Qual. Stumm gingen sie aneinander vorbei, scheu, als hätten sie Angst voreinander; und doch zitterten sie, wenn sie sich nahe kamen, und es war, als ob sie sich aufeinander stürzen und sich umstricken müßten zu einer letzten, tödlichen Umarmung. Und nach der unendlich langen, grauenhaften Nacht wollte auch dieser Vormittag kein Ende nehmen. Dieses langsame Hinschleichen der Zeit machte sie verzweifelt. Endlich war es zwei Uhr geworden. Unten im Hause kamen und gingen die Menschen: Bekannte des Direktors und viele der Arbeiter, die den Toten noch einmal hatten sehen wollen. Frau Bode hatte sie alle empfangen müssen, denn Anita wollte keinen Menschen zu Gesicht bekommen. Und Hugo, dem alle diese Leute fremd waren, war nicht zu bewegen gewesen, hinabzugehen. Er saß allein in seinem Zimmer. — — — —

Bald nach zwei Uhr betrat Hugo Anitas Zimmer. Leise öffnete er die Thür.

Anita erschrak, als sie sich umwandte und ihn betrachtete. Über Nacht hatte sich Hugo entsetzlich verändert. Sein früher jugendliches Gesicht war alt und verfallen geworden; seine Augen lagen tief in den Höhlen und hatten einen schreckhaften, verzweifelten Ausdruck. Sein schlanker, hoher Körper war weit vornübergebeugt und gab ihm ein greisenhaftes Aussehen.

— Mir ist, als ob ich ersticken müßte! — sagte er leise und mit heiserer Stimme. Und nach einer Weile fügte er hinzu:

— Frau Bode meinte, es wäre nun Zeit, daß wir noch einmal zu dem Toten hinuntergehen. Sie wolle dann die Lichter löschen, denn um drei Uhr kämen die Männer, die den Sarg verlöten. —

— Gut, gehen wir! — sagte Anita still.

Hugo aber erwiderte hastig:

— Um keinen Preis betrete ich dieses Unglückszimmer wieder. Ich habe die Pein satt. —

Anita sah ihn an. Dann begann sie langsam:

— Das können wir nicht. Schon der Leute wegen. Wir müssen Rücksicht auf die Leute nehmen. Glaubst Du, daß wir nicht ohnehin genug beobachtet werden? Und das alte Weib ist geschwätzig. —

Und sie näherte sich ihm und sagte mit bitterem Lächeln, während sie ihn forschend betrachtete:

— Hast Du davor Angst? Der Tote ist es wahrhaftig nicht, den wir zu fürchten brauchen. Das sind wir selbst. —

Und zur Thüre schreitend sagte sie kurz und entschieden:

— Komm! — Nun ist ja doch bald alles vorbei. —

Mechanisch folgte ihr Hugo. Vor ihr hatte er keinen Willen mehr. Es war ihm, als hätte sie ihm seine Seele und seine Kraft gestohlen. Und langsam stieg in ihm ein unbezähmbarer, unüberwindlicher Haß auf, der sich mit jedem Schritt, den er hinter ihr einherging, verstärkte und plötzlich von seiner ganzen Seele Besitz nahm. Er haßte sie, das fühlte er jetzt, und er sah, daß er sie immer gehaßt und daß nur die wilde, über ihn gekommene Sinnlichkeit ihm ein anderes Gefühl für sie einflüstern wollte. In wenigen Augenblicken hatte sich seine Natur gegen dieses Weib entschieden. — —

Stumm betraten sie das Totengemach, in dem noch alles unverändert war. Nur zahllose Kränze lagen um den Sarg und auf dem Boden.

Aber der Anblick der düsteren Wände und der verwesenden Leiche, selbst der häßliche, unnatürliche Geruch im Zimmer hatten alles Grausige für sie verloren.

Sie waren beide froh, daß sie niemanden mehr hier fanden. Die Menge der Neugierigen hatte sich entfernt, und tiefe Stille herrschte ringsumher.

Hugo schloß die Thür hinter sich, denn er hatte aus der Küche Frau Bodes spionierendes Gesicht bemerkt.

Seite an Seite traten sie zu dem Katafalk. Stumm standen sie eine Weile, bald den Toten, bald die Einrichtung des Zimmers betrachtend. Dann sagte Anita halblaut, während sie ihren Arm in Hugos Arm legen wollte:

— Pfui, wie das alles häßlich ist! —

Hugo wandte sich mit einer Gebärde des Abscheus von ihr und stieß ihren Arm zurück.

Jetzt erst merkte Anita den seltsamen Ausdruck seines Gesichtes, der sie erbeben machte. Sie sah den tiefen Haß, der darauf geschrieben stand. Aber sie hatte in den wenigen Tagen gelernt, alles zu begreifen, und sie verstand diesen plötzlichen Haß und wappnete sich dagegen. In diesem Augenblicke hatte sie die Empfindung, als müsse sie Hugo erwürgen, und ihre Finger krümmten sich wie im Krampfe zusammen.

Hugo war, gleichsam um ihr auszuweichen, einen Schritt näher an den Sarg getreten, aber Anita folgte ihm nach.

Und plötzlich sagte sie mit rauher, vor Hohn und Schmerz zugleich zitternder Stimme, während sie zum zweitenmal seinen Arm zu fassen suchte:

— Küsse mich! —

Mit einem Ruck, wie vor der Berührung eines ekelhaften Tieres, wandte sich Hugo um und starrte sie mit entsetztem Blick an. Er sah Anitas schönes, blasses Antlitz von widerlichem Grinsen verzerrt. Ihre Augen glühten unheimlich und bohrten sich in die seinen. Keuchend hob und senkte sich ihre Brust, und ihre Finger hatten sich in seinen Arm festgekrallt.

Da packte Hugo die Wut. Alles in ihm sträubte sich gegen sie.

— Laß mich los! — sagte er mit halberstickter Stimme.

Aber Anita schlug ein leises, schneidendes Gelächter an. Sie ließ ihn nicht los, sondern beugte sich noch weiter vor, so daß er hart an den Rand des Sarges zurückweichen mußte.

Und keuchend sagte sie:

— Du sollst mich küssen. Vor dem da sollst Du mich küssen. Er soll es sehen, daß wir uns lieben. Hörst Du, er soll es sehen!

Und fast schreiend wiederholte sie:

— Küsse mich! Mach mich nicht rasend. — —

Hugo war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er schloß die Augen und suchte Anita von sich wegzudrängen. Aber mit wahnsinniger Kraft hielt sie ihn umspannt, so daß er sich nicht bewegen konnte. Und dazu höhnte sie ihn.

— Feigling, Du! — sagte sie, und ihre Augen glühten wie die eines wilden Tieres.

— Laß mich los, Kanaille! — sagte Hugo zitternd und halb bewußtlos. Und mit dem letzten Aufgebot seiner Kraft stieß er sie zurück, so daß sie ihn loslassen mußte.

Aber die Wirkung war furchtbar.

Durch den Rückprall geriet der Sarg ins Schwanken und stürzte mit donnerndem Gepolter von dem Gestell.

Langsam, gleich einem zusammengerollten Teppich kollerte der Tote durch das Zimmer und kam nahe der Wand zu liegen.

Einen Augenblick wurde es totenstill.

Entsetzt starrten beide auf die gräßliche Erscheinung.

Aber die Betäubung währte nur eine Sekunde, da schrie Anita auf.

Hugo hatte mit dem Arm einen Leuchter umgeworfen und Anitas Kleider waren in Brand geraten. Sofort schlugen die Flammen zu ihren Füßen empor.

In wahnsinniger Angst schrie sie:

— Rette mich! — Und sie stürzte hülfesuchend auf Hugo.

Aber auch ihn hatte die Todesangst gepackt. Er hatte überall Flammen vor sich aufzüngeln gesehen. Mit übermenschlicher Kraft stieß er sie zurück, um nicht selbst von dem Feuer ergriffen zu werden, und stürzte heulend zur Thüre.

Anita war von der Wucht des Stoßes umgefallen. Sie raffte sich wieder auf, aber schon war alles um sie in Flammen, die nun auch die herabgerissenen Decken und Teppiche um den Sarg ergriffen und sich mit rasender Geschwindigkeit im ganzen Zimmer ausbreiteten.

In höchster Angst besann sich Anita, daß sie sich über den Boden wälzen müsse, um die Flammen zu ersticken. Sie warf sich nieder und rollte sich über den Boden, bis sie an die Leiche stieß, die sie in ihrer tödlichen Verwirrung für Hugo hielt. Sie klammerte sich an den Leich-

nam, preßte ihn an sich. Dann kreischte sie auf, denn sie sah das aufgedunsene, schwarzblaue Antlitz des Direktors.

Wie von Furien gepeitscht, sprang sie wieder empor. Aber da schlugen die Flammen, die schon fast erstickt waren, in heller Lohe hoch und versengten ihr Gesicht und Hände.

Jetzt packte sie der Wahnsinn. Heulend und lachend tanzte sie eine Weile im Zimmer umher, riß die Kränze vom Boden auf und warf sie in den Brandherd an der Wand und krallte sich die Nägel ins Gesicht. Den Schmerz der Wunden spürte sie nicht mehr. Dann sah sie wieder die Leiche liegen und glaubte nun wirklich, daß es Hugo sei. Sie kniete davor nieder, küßte den Toten auf die Stirne und jauchzte und sang:

— Mein Liebling! Mein blonder Liebling! —

Dann verlor sie das Bewußtsein für immer.

Über der Leiche, deren Kleider nun auch in Brand geraten waren, brach sie zusammen.

An allen Wänden des Zimmers schlugen die Flammen empor.

* * *

Wenige Minuten nach diesem Ereignis war die Feuerwehr der Fabrik zur Stelle, die Hugo und Frau Bode alarmiert hatten. Aber in dem Zimmer des Toten gab es nichts mehr zu retten. Während vor dem Hause der Leichenwagen stand und der Geistliche des Ortes zur Einsegnung angefahren kam, tönten die Hornsignale der Löschmannschaft, und Tausende von Menschen, die dem Begräbnis des Direktors beiwohnen wollten, standen in weiter Entfernung und blickten scheu nach dem Hause hinüber, aus dem dicke Rauchwolken herausquollen und sich im tiefblauen Abendhimmel verloren.

Breslauer Theater.

Nach einem künstlerisch völlig ereignislosen Winter unserer „Vereinigten Theater" eröffneten die Herren Alfred Halm und Max Löwe am 1. Juni ein „Neues Sommer-Theater" mit der ersten öffentlichen Aufführung der „Komödie der Liebe". — Sommertheater sehen im allgemeinen in den Herren Blumenthal und Kadelburg

(ich bitte, dieſe Namen *ſymboliſch* verſtehen zu wollen) die durchaus berufenen Imperatoren der modernen Schaubühne. Und das iſt wohl ungefähr der Tiefpunkt, dem auch die winterlichen Theaterleiter, durch allerlei zärtliche Rückſichten auf die Kaſſenrapporte gelockt, zuzuſtreben raſtlos ſich bemühen. Warum ſollten die Breslauer Theaterleiter ſich den Wünſchen und Sehnſüchten der zahlenden „Kunſtfreunde“ weniger geſchmeidig fügen als ihre Kollegen in allen anderen Zentren der gebenedeieten deutſchen Hochkultur? Mit dem Wagnis einer derartigen Erſtaufführung, mit ſeinem klaren, einfachen, aber feſten Programm bedeutet das „Neue Sommertheater“ deshalb für uns endlich eine Hoffnung; ſeine energiſchen Leiter werden in unſer ſtagnierendes Theaterleben künſtleriſche Bewegung zu bringen haben, wenn ſie halten, was ſie verſprechen.

Die Aufführung dieſer köſtlichen Komödie darf in der That ein Ereignis genannt werden; dieſes Dokument der tauſendfältig ſich verzweigenden Perſönlichkeit Ibſens übt von der Bühne einen unvergleichlichen Zauber aus. Es birgt in nuce alle ſcheinbaren Widerſprüche ſeiner reichen Seele! Der Romantiker, der ſich das lockende Ideal des Lebens und der Liebe in glühenden Träumen zurecht fabuliert, und dicht neben ihm der nüchterne Spießer, dem keine roſenwolkigen Schleier die nackte Wirklichkeit verſchönen. Der Träumer, der mit göttlicher Blindheit durch das Leben geht, greift in quellender Lebensluſt mit kindlich verlangender Hand nach den glänzenden Schätzen, von denen ſeine Träume fabeln. Da klopft ihm der häßlichſte Philiſter ernſt auf die Schulter. Er iſt im Grunde ein guter Kerl, dieſer niedrige Herr Goldſtad; er mag den Träumer nicht gern in das ſichere Verderben rennen ſehen. Es wäre wohl ungemein ſchlimm, wenn Herr Falk eines ſchönen Tages das Ideal unter den tappenden Händen zerrinnen ſähe. Da ſei nämlich der Paſtor Strohmann ein warnendes Exempel. Dieſer fatte Herr, dem die fruchtbare Gattin inzwiſchen dreizehn Kinder geboren hat, rühmte ſich früher auch ſo allerhand romantiſcher Anſichten vom Ideal. Aber dreizehn Kinder, lieber Herr Falk, beeinträchtigen die Frau phantaſtiſcher Träume doch wohl einigermaßen. Oder ſoll etwa dieſe Frau Paſtor die *Erfüllung* bedeuten; dieſe Frau, die dreizehn Geburten ruiniert haben? Gott bewahr mich, Herr Falk! Übrigens hat der Paſtor natürlich bald nach der Hochzeit eingeſehen — glücklicherweiſe, wie es Herrn Goldſtad ſcheint! —, daß Sattwerden und gute Einnahmen auf dieſer Welt noch immer der Weisheit letzter Schluß ſeien. Alſo muß Herr Falk ſchon ſeine Schwanhild fahren laſſen. Was würde wohl aus ſeinem Ideal werden, wenn dieſe jungfräuliche Schwanhild ihm dreizehn Kinder gebären müßte! Im übrigen ſei Herr Falk ein Dichter, wenn er in dieſem Namen die Quellen des Myſteriums rieſeln höre oder die Eddamärchen. Name iſt Name! . . .

Hier haben wir alſo, wundervoll kulminiert, die große, klaffende Tragik der modernen Seele. Bis in die Wolken hinein träumt ſie einen Bau; der Dichter ſucht ſich das Weib, das *eine* Weib, das ihm gehört, und er findet Schwanhild. Um ihre Geſtalt geht ein ſtarker Duft wie aus den Strophen der Edda. Iſt ſie nicht königlich wie eine Walküre? Und dann beginnt der Zweifel zu nagen. Romantik und Wirklichkeit ſtoßen aufeinander. Und der Spötter erwacht, der die eigenen Träume begeifert. . . Wer denkt nicht an dieſe ewigen Gegenſätze in der Dichtung Ibſens? Braud, der mit eiſerner Stirn und höchſtem Mute ſeine ſittliche Forderung der ganzen Welt präſentiert und über den Leichen Sieger bleibt; und dieſe große Geſtalt durch die tragiſch-ſpöttelnde Unraſt ins kleine gezerrt! Gregor

Werle, der dieſe gleiche Forderung in der Taſche trägt und ſie dem allerkleinſten, dem Photographen Ekdal, präſentiert! Oder: Stockmann, der ſich dem Volke entgegenſtellt in dem heiligen Drange nach Wahrheit, und daneben der Rechtsanwalt Steinhoff, der ſich die ſchmale, hungrige Seele vom hohlen Pathos füllen läßt und ohnmächtig in irrer Großmannsſucht hin und herſchwankt. Dieſer tiefe Drang einer tragiſchen Unraſt, dieſer ungeheure Kampf zwiſchen Traum und Wirklichkeit, Dichter und Bourgeois, hat die „Komödie der Liebe" geſchaffen. Man denke ſich dieſes Problem der Furcht vor dem Entromantiſieren von Maeterlinck gedichtet, dann ſieht man klar, was eigentlich bei dieſem Ibſen ſo beklemmend auf die Nerven fällt. Bei Maeterlinck wäre es ein ſchwermütiges Lied geworden, in dem das höchſte ſeeliſche Raffinement der modernen Seele ſich trübe ausweint; bei Ibſen durchſchneidet der widerwärtige Goldſtad mit haarſcharfer Empirie und kühlem Raiſonnement, dieſem Symbol des fiſchblütigen Philoſophen und Philiſters, den gordiſchen Knoten. . . .

Die Aufführung dieſer großen Dichtung war vortrefflich; Herr Halm, als Regiſſeur, gab der Stimmung all ihre nordiſch-ſchwerfällige Grazie und ihren tragiſchen Zauber. Als Darſteller des Falk entfaltete er ſprühendes Temperament; Herr Kleineke, ein Väterſpieler von außerordentlichem Perſönlichkeitsgehalt, ſchuf den typiſchen Strohmann in köſtlich fein gezeichneter Sattheit. Fräulein Mayer endlich, die Darſtellerin der Schwanhild, der ſich das Temperament noch nicht willig herlieh, gab ihrer Aufgabe eine Fülle von dem herben Dufte, der heimlich um dieſe königliche Geſtalt gleitet. . . .

In Jacob Waſſermann, dem noch ungeklärten, aber ſtarken und perſönlichen Dichter der „Juden von Zirndorf", hat uns das „Neue Sommertheater" über Nacht ein echtes Komödientalent entdeckt; ſeine Lügenkomödie „Hockenjos" erlebte hier die erſte Aufführung. — Die neuere deutſche Litteratur hat alle Urſache, ſich über den troſtloſen Mangel an wirklichen Komödien zu beklagen; jedes neue Talent ſoll darum mit heller Freude begrüßt werden. Die kompakte Maſſe der Kritik nennt allerdings in gefährlicher Überſchätzung den „Biberpelz" das Standard-Work der deutſchen Komödienlitteratur; wer einigermaßen kritiſch zu diſtanzieren verſteht, muß den „Biberpelz" gern als friſche Talentprobe anerkennen, darf aber den ſtark beengten Geſichtskreis nicht wegleugnen. Ungefähr das Gleiche wäre von der Waſſermannſchen Komödie zu ſagen, wenn man vergleichende Kritik üben will. Die Welt, die ſich im „Hockenjos" entrollt, iſt nicht weiter gedehnt, als die Welt des armſeligen Herrn Wehrhahn und der Mutter Wolffen. Der „Hockenjos" iſt ſogar um ein gut Teil typiſcher, und es lacht ſich eine Fülle von Dichterſchmerzen in ihm aus, die in ihrer allgemein menſchlichen Verkleidung ihn dem Herzen näher bringen. Hauptmann hat für ſeine Komödie einen gewaltigen Apparat entwickelt; ſie ſtrotzt von einer erdrückenden Fülle echt Hauptmannſcher Milieu- und Kleinkunſt. Waſſermann hat darauf von vornherein verzichtet; dafür hob er ſeine Dichtung in einen Stil hinein, der etwa zwiſchen Wilhelm Buſch und dem Simpliziſſimus zu Th. Th. Heines Zeilen liegen mag und den unleugbaren Stempel des Echtperſönlichen trägt. Hauptmann blieb auch in der Komödie „Naturaliſt" und Waſſermann wurde Karikaturiſt.

Was den „Hockenjos" am wertvollſten macht, iſt der ganz unausſagbare Duft der echten Schmerzen, die er ſich darin vom Herzen lacht. Deshalb giebt ihm die dünne Fabel (einem totgeglaubten Säufer, von dem die Zeitungen ſo lange

lügen, bis man ihn für einen Märtyrer hält, soll ein Denkmal gesetzt werden) nur den willkommenen Anlaß, sich in tausend frischen, ergötzlichen Seitensprüngen auszutoben, ohne jemals aus dem eigengeschaffenen Stil zu fallen. Eine bunte Fülle köstlich, derber Hiebe regnen dabei herum und verfehlen niemals den Rücken, dem sie gewidmet sind. Daß endlich Wassermann der leidigen Bühnenwirkung nicht die geringsten Opfer bringt und besonders die Aktschlüsse zu Kulminationspunkten seiner grotesk-komödienhaften Mischung von Tragik und tiefem Humor wählt, dürfte der neuen Komödie nur von Tantiemen wegen schaden.

Die Aufführung war in eindringlichster Stilhaltung und feiner Abtönung unter der Regie Alfred Halms schlechtweg vorbildlich. Herr Eggeling schuf die typische Karikatur des ehrenwerten Bürgermeisters und Herr Vallentin unter Entfaltung seines frischen, liebenswürdigen Temperamentes das ergötzlichste Urbild des vielversprechend talentierten Redakteurs Bienemann.

Josef Glaser.

Kritik.

Wilhelm v. Scholz.

Wilhelm von Scholz: Hohenklingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten. Titelblatt und Vignetten von Hans Heise. München, Caesar Fritsch. 83 S.

„Wir haben wieder ein eisern Recht, Geisteskönig und Geistesknecht und eiserne Weisen," erklärt der Dichter auf der Stirnseite und nennt seinen Sang von Hohenklingen ein „Lied voll Sturm". Im Widmungsbrief an R. M. Rilke setzt er zum Schluß das Bekenntnis hin: „Die Phantasie ist nicht Notbehelf. Sie ist Kern, Wesen und Quelle unserer Kunst. In ihr ist die Wahrheit unserer Kunst. Ihr opfern wir." Und einige Sätze vorher stellt er die Behauptung auf, daß die großen Meister Dante, Shakespeare, Goethe „sich selbst schufen aus Willen und Phantasie". Das sind Worte. Es ist heute Mode, sich um die Natur, die Wirklichkeit und die Thatsachen der Entwickelung mit großen Worten herumzudrücken, um sich in künstlerischer Eigenherrlichkeit als seinen eigener Schöpfer aufzuspielen. Aus Willen und Phantasie ward ich Künstler! Gut. Aber woher nahmst du deinen Willen und wer nährte deine Phantasie? Und schließlich: wozu dieses Kramen in Worten und Behauptungen, die, soweit sie Richtiges enthalten, gemeinplätzige Selbstverständlichkeiten ausdrücken, und soweit sie Verkehrtes aussagen, ungefährlich und belanglos sind? Ihr seid Künstler, also gebt uns Kunst! Alles übrige ist überflüssig. Wilhelm von Scholz giebt uns Kunst — das genügt uns. Seine ästhetischen Theorieen und Bekenntnisse schenken wir ihm, denn sie sind für die Schätzung und den Genuß seines Kunstwerkes gleichgültig. Das Werk erklärt sich selbst und wirkt aus sich selbst und setzt sich durch, eben weil es lebendige Kunst ist und keiner theo-

reliſierenden Redensarten bedarf. Der Dichter von „Hohenklingen“ giebt uns ein mächtiges Zeitbild in Höhenpunkten. Er geſtaltet in markigem Fresko die Reformationsſturmzeit mit ihren Vor- und Zwiſchenſpielen und Ausklängen — alles ſehr tüchtig im Umriß, wuchtig im Rhythmus, fein und wirkſam in den koloriſtiſchen Stimmungswerten und der begleitenden Muſik der geiſtigen Strömung. Nur eins fehlt: das eigentliche Hohelied, das alles meiſternde Mittel- und Gipfelſtück. Die Linie, die als Verbindung der Höhenpunkte wirkt, ermangelt des Schwungs. Aber die Bilder, einzeln genommen, ſind von tadelloſer Kunſt, reich an innerer Schönheit und eigenartiger Kraft. Vielleicht betont ſich die eigenartige Kraft hie und da etwas allzu aufdringlich in gewaltſamen Wendungen und barocken Geſuchtheiten, die nicht immer als gute Funde naiver Phantaſie ſich glaubhaft machen können. Trotzdem wollen wir, um der herrlichen Vorzüge der Geſamtleiſtung willen, nicht an dieſen Exzeſſen des „Willens“ zur perſönlichen Kunſt mäkeln. Es ſei hiermit ausdrücklich betont, daß es uns unfruchtbare Kritik dünkt, den einzelnen Bildern und Geſtalten der drei Abteilungen des Buches (Die Burgen — Im Kloſter — Stadt und Land) Zenſuren anzuhängen, da ein Lobſprüchlein, dort einen Tadel ſteigen zu laſſen. Die Schätzung wird je nach der Geiſtesart und dem Geſchmack des Leſers individuellen Schwankungen unterliegen. Nur die Überzeugung wollen wir ausſprechen, daß niemand, der ſich mit Ernſt und Liebe in dieſe Dichtung des jugendlichen Künſtlers verſenkt, des Eindruckes bar ſein wird, ſich im Tiefſten und Schönſten mit einem wahrhaft ſtarken, freien und vornehmen Geiſt, mit einer echt deutſchen und mannhaften Natur berührt zu haben, der alles Schwächliche und Falſche, alles dekadente Scheinweſen fremd iſt. Wilhelm von Scholz iſt ein geſundes, ſtolzes Talent.

M. G. Conrad.

Martin Boelitz: Lieder des Lebens. Dresden und Leipzig, E. Pierſons Verlag. 1900.

In M. Boelitz' Lyrik ſingt eine helle Lebensfreude, die mit ſtarken Armen die Liebe und das Glück umfängt und ſich an den Wundern der Natur immer von neuem entzündet. Ihm iſt der Hang eigen, in reinem Schauen und Genießen, in Schönheitstrunkenheit aufzugehen. Ein feiner Stimmungskünſtler, der über den echt lyriſchen Ton verfügt.

Zarte Naturſtimmungen wechſeln mit heißen Liebesliedern, fröhlicher Vagantenſang mit Liedern müder Sehnſucht. Gewiß: Eigenart iſt vorhanden und bedeutendes Talent, aber es zeigt ſich doch noch hie und da von ſtarken Individualitäten, wie Jacobowski und Buſſe, beeinflußt. Beſonders die philoſophiſche Themen behandelnden Gedichte mahnen ſehr an den erſteren. Es iſt aber ſo viel Eigenes, Schönes und Bedeutendes in dem Buch, daß man alles andere gern vergißt und mit vollem Recht die Überzeugung ausſprechen darf, daß die deutſche Lyrik von Boelitz noch Großes zu erwarten hat. — Karl Bienenſtein.

Eſſays.

Franz Servaes, Präludien. Ein Eſſaybuch. Berlin und Leipzig, Schuſter & Loeffler. 1899.

Ach ja, wir Kritiker! Was ſind wir nun eigentlich? Sind wir die gehorſamen Diener der Dichter, oder — horribile dictu — ſind wir ihre Herren? Franz Servaes giebt eine neue, noch viel ſchlimmere Antwort: wir Kritiker ſind die Dichter der Dichter. So ein gewöhnlicher Poet greift hinein ins volle Menſchenleben und holt irgend einen Rohſtoff heraus, den er dann im Feuer ſeiner Kunſt zu einem neuen Ganzen

umschmilzt. Der Kritiker aber ist anspruchsvoller. Er nimmt gleich das feinste Rohmaterial, das er haben kann — den Dichter selbst, mit dem er dann auf die heillosesste Weise umspringt, bis endlich ein neues Gedicht fertig ist, überschrieben „Richard Dehmel“ oder „Paul Scheerbart“. Nun, das hat seine Bedenken. Ich kann mir schon denken, daß mir Servaes einen Lesser Ury, einen Johannes Schlaf vorsetzt, der mit den Originalen auch einiges gemeinsam hat. Dieser Poet gehört eben nicht zu den Naturalisten, welche sklavisch treu die Natur kopieren. Manchmal freilich, wenn es Seelen zu reproduzieren und zu erhellen giebt, dann ist der Poet ganz am Platz. Die starke, aber verworrene Individualität Dehmels hat unsern Dichter-Kritiker zu einem Poem begeistert, das nicht nur entzückt, sondern wundervoll erklärt. Übrigens fehlt es ihm durchaus nicht immer an rein sachlicher Nüchternheit: klar und scharf, trotz aller Anerkennung und selbst Bewunderung, setzt er die Grenzen fest, die dem Talent eines Arno Holz gezogen sind, und auch vor dem großen Adolf Menzel schreckt er nicht zurück. Aber ich weiß nicht, diese rein kritischen und die fast dichterischen Essays tönen sich nicht gegeneinander ab, sondern ergeben einen peinlichen Dualismus, der durch das ganze Buch zieht. Wenn es Servaes gelingen wird, den Knotenpunkt dieser beiden Geistesrichtungen zu erfassen, dann darf man etwas von ihm erwarten. Er besitzt Qualitäten genug, ein König der Kritik zu werden — noch aber ist er es nicht.

S. Lublinski.

Brockhaus' Lexikon und die moderne Dichtung.

Der Laie wie der Geistesarbeiter von heute sind auf eine einzige Wissensquelle angewiesen, aus der sie alle täglich schöpfen müssen, die ihnen die letzten Errungenschaften menschlicher Forschung und menschlicher Arbeit zuführen soll, der sie aber auch in allen Fragen unbedingt vertrauen wollen: auf das Konversationslexikon.

Von den Ausführungen eines Konversationslexikons verlangt man drei Dinge:

Zuerst, daß die Ausführungen von einem Fachmann geschrieben sind, der den Stoff, den er zu behandeln hat, nicht nur oberflächlich kennt, sondern vom Grunde aus bearbeitet hat und durch sein so gebildetes Urteil auch beweist, daß er nunmehr auf diesem Gebiete kein Ignorant mehr sei.

Ferner, daß die Ausführungen sachlich gehalten sind, daß ihr Verfasser keinen einseitigen oder gar persönlich gehässigen Standpunkt behauptet, sondern daß er „sine ira et studio“ auf alle Erscheinungen seines Gebietes eingeht.

Und zuletzt, daß die Ausführungen erschöpfend sind, daß sie das gesamte vorhandene Material, wenn auch in gedrängter Form, dem Fachkundigen, aber noch mehr dem Laien darbieten.

Dazu käme noch, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes auch die Art und den Umfang seiner Behandlung bedingt. Und was sollte einem Lexikon wichtiger sein, als was dem Leben selbst, dem Fortschritt und der Kultur am wichtigsten ist: Wissenschaft und Kunst!

Ich habe nunmehr eines der größten Lexika — Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Auflage, 1894—97 — auf einen einzigen bedeutenden Gegenstand hin geprüft und bin zu der Überzeugung gekommen, daß der Fach- und Gewährsmann für die Litteratur der Gegenwart auch nicht eine der eben erwähnten Forderungen erfüllt, daß er in Bezug auf seinen Gegenstand kein Fach-

mann, sondern ein Ignorant ist, daß seine Ausführungen nicht sachlich, sondern im höchsten Grade subjektiv und gehässig sind, und daß er endlich sein Material weder kennt noch erschöpft.

Mögen folgende kurze Auszüge aus den verschiedensten Artikeln zum Beweise dienen:

Von einem der größten Dramatiker der Gegenwart, dessen Dramen allein eine Litteratur hervorgerufen haben, von Henrik Ibsen werden Behauptungen aufgestellt, die vollständig unrichtig sind und die völlige Urteils- und Kritiklosigkeit des Verfassers darthun. In dem Artikel Ibsen steht wörtlich:

> .... Die Gespenster, worin er den Egoismus des Mannes im Eheleben schildert ....

Ferner:

> Das unfruchtbare Parteigezänk geißelt er in Rosmersholm, worin er zugleich die Freiheit der Liebe verherrlicht.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man eine derartige Inhaltsangabe von Rosmersholm liest. Noch schiefer aber ist das Urteil des Fachmannes in der deutschen Dichtkunst. In dem Artikel Deutsche Litteratur heißt es:

> Die jüngste Generation .... huldigt .... einer scharf naturalistischen Richtung, die doch durch symbolistische Neigungen bei ihren bedeutenden Vertretern allmählich sich von selbst korrigiert.

So widersinnig diese Behauptung ist, so wenig entspricht sie den Thatsachen. Auch der folgende Satz wirft ein schiefes Licht auf die ganze Bewegung:

> Noch haben sich unter unseren Jüngsten nicht viele aus der Periode trüber künstlerischer und sozialer Gährung herausgearbeitet ....

Von den 49 Spalten dieses breit angelegten Artikels ist der letzten Litteraturbewegung genau $^1/_8$ Spalte gewidmet! Es fragt sich nun, was der Verfasser obiger Zeilen unter Naturalismus versteht. In dem betreffenden Artikel sagt er:

> Da jede Kunst von einer mehr symbolischen, allgemeinen Darstellung der Natur in festen Typen ausgeht, so bildet der N. zumeist die letzte Stufe einer Kunstentwicklung ....

Auch dies ist gänzlich falsch. Jede Kunstrichtung (nicht Kunstentwickelung, denn die ist das Ganze!) beginnt mit dem Naturalismus, mit einem neuen Einbringen in die Natur, und endet mit dem Idealismus, mit der Verarbeitung des neugewonnenen Materials unter dem Gesichtspunkt menschlicher Ziele und Ideen. Noch gröber wird die Unwissenheit des Fachmannes, wenn er den Realismus bespricht. Schon die Definition könnte direkt aus dem satirischen Raritätenkasten Wilhelm Buschs entsprungen sein. Sie lautet:

> N. ... eine Bezeichnung, die, als Gegensatz zum Idealismus, an allen Schwankungen, denen die Bedeutung des letzteren Ausdruckes unterliegt, teilnimmt.

Dabei mag sich jeder denken, was er will. Auch der folgende Satz wird ihm nichts klarer machen:

> In der Kunst .... die Dichtung, welche eine höhere Aufgabe als den möglichst genauen Anschluß an die Naturwahrheit nicht gelten läßt.

Man möchte den Fachmann fragen, ob er denn eine höhere Aufgabe für den Künstler kennt, als den „möglichst genauen Anschluß an die Naturwahrheit". Doch dürfte er kaum im stande sein, darauf eine Auskunft zu geben. Aber fragen wir nun, wie der Fachmann die zweite Forderung strengster Sachlichkeit und Objektivität erfüllt! Einige Proben werden genügen. In dem Artikel Strindberg heißt es:

Str. ist ein unruhiger, unzufriedener Geist, voll Talent, aber ohne Fertigkeit und Klarheit. In seinen Werken schildert er das Alltagsleben in fast cynischer Weise... „Das neue Reich", worin er alles verhöhnte, was sonst als heilig galt, ... „Gistas" (Heiroten), ein Buch voll Ehebruchsgeschichten und Gotteslästerung ....

Das klingt, als ob es kein Gelehrter, sondern ein Staatsanwalt geschrieben hätte. Aber es kommt noch besser! Der Artikel „Französische Litterotur" strotzt von Ausfällen auf die Modernen, bei denen sich der Fachmann sogor Ausdrücke erlaubt, die niemols in einen sachlichen Aufsatz hineingehören und die nicht energisch genug abgelehnt werden können in einem Werke, das so beeinflussend auf dos Urteil der weiteren Kreise wirkt. Dort heißt es unter onderem:

... Richepin setzte den Pessimismus und Naturalismus, die ganze Fäulnispoesie Boudelaires, fort und thot groß mit Cynismen und losterhaftem Tiefsinn... Von Baudeloires und Richepins Ausschreitungen ousgehend, brochte dann die Sucht, durch etwas ganz Neues und Unerhörtes die früheren zu überholen, die Schule der „Décadents", „Symbolistes" oder „Déliquescents" auf, die außer dem Wunsche, Aufsehen zu erregen, selber nicht recht wissen, was sie wollen, oder sich recht ungeberdig und onmaßend zeigen.

Gegen den Schluß dieses somosen Artikels wird der Fachmann noch ungeberdiger und anmoßender und verliert völlig den Kopf, wenn er schreibt:

Überzeugt von dem Übergewicht des Schlechten in der Welt, verbunden, die Wohrheit zu sogen, die Wahrheit nur im Sichtdoren erkennend, giebt der Naturalist vor, eine sittliche Pflicht in der Darstellung des Niedrigen und Gemeinen zu erfüllen und scheint nicht zu wissen, wie seine Werke unsauberen Gelüsten fröhnen, seine „urkundlichen" Schilderungen sittlicher und physischer Verkommenheit Keime des Unheils ousstäen.

Was sich der Fachmann bei Besprechungen der einzelnen Persönlichkeiten an folschem Urteil, Gehässigkeit und Ungenouigkeit leistet, konn hier übergongen werden. Nur eines sei zum Schluß erwähnt: doß er ouch bei Besprechungen älterer Künstler, über deren Wert und Wesen die Geschichte längst obgeschlossen hat, nicht onders vorgeht, daß er auch hier nicht Fochmonn sondern Ignoront ist, dessen Urteil bei jedem Worte daneben schlägt, wo es darauf ankäme, in den Geist eines Dichters, in den Geist eines Kunstwerkes einzudringen. Und ouch dafür einige Proben:

In dem Artikel „Petöfi" steht:

... Sein Roman und seine dromotischen Versuche sind entschieden verfehlt.

Demnoch ist Petöfis genialer Roman „Der Strick des Henkers" nach dem Gutachten unseres Litteraturtheboners entschieden verfehlt. Nicht desser geht es einem anderen, ebenso geniolen Roman, E. Th. A. Hoffmanns „Elexieren des Teufels". Diese nennt der „Fachmann" einen wüsten Roman. In dem Artikel „Grobbe" stehen die eigenartigen Sätze:

Als Spiegeldild seines Lebens und Charakters können seine Dromen ongesehen werden, die überaus reich an einzelnen geniolen Zügen .... sind, während ihnen jede künstlerische Architektonik fehlt und seine Sprache sich mit Vorliebe in Cynismen oder überschwänglichen

Hyperbeln ergeht, von denen Zartgefühl und Geschmack zugleich beleidigt werden.

Auch mit Hebbel, mit Heine und vielen anderen ist der „Fachmann“ nicht zufrieden und hängt ihnen bei erster bester Gelegenheit eines an. Doch genug der Proben! Ein Mann, der so denkt, so urteilt und schreibt, gehört nicht als Begleiter der Litteratur in eines der meistgelesenen Werke. Es wäre zu wünschen, daß die Redaktion dieses sonst so vorzüglichen Lexikons bei einer Neu-Auflage den Litteraturbericht den Händen eines Kenners und liebevollen Forschers anvertrauen möge, statt einem Manne, der mit seinem Wissen und Urteil in unsere reiche junge Gegenwart hereinragt wie ein erratischer Block. G. Macafy.

Nordische Scheingrößen.

(Strindberg — Ola Hansson — Laura Marholm.)

Legenden von August Strindberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. Autorisierte Übersetzung von Elsbeth und Emil Schering. 236 S.

Man hat unserer Zeit diese Leute als Grundpfeiler des modernen Geistes und werdender Zukunftskunst aufschwatzen wollen: den Strindberg, den Hansson, die Marholm. Fräulein Marie Herzfeld in Wien hat sich in diesem Sinne seit Jahren die Finger krumm geschrieben. Den Ola Hansson hat sie mit grotesken Beweismitteln und logischen Kleinzaches-Sprüngen weit über Björnson und Ibsen hinausbringen wollen. Eine windige Artistenbande der hypermodernen Théâtre-Variété- und Zirkus-Dichterei wollte den Strindberg als geistige Kapazität ersten Ranges etabliert wissen, als mustergebende, höchste Kunsterscheinung. Die Laura Marholm, Ola Hanssons Gattin, war unermüdlich, sich als vorbildliche Weibsnatur der modernen Welt in Schwung zu bringen — und die biederen Zeitgenossen ließen sich baß verblüffen. Nun sind sie alle drei seit Jahren zu Kreuz gekrochen und brav und alleinseligmachend römisch-katholisch geworden. Kranke Gehirne, schwache Herzen — wer will da noch überragenden Persönlichkeits-Geist sehen? Wer vermag in ihren Schriften noch den Grundriß einer neuen, mächtigen Kunst- und Lebensgestaltung zu erkennen? Oder gar das Leuchten des freiesten Zukunftsgeistes? Das neue Buch „Legenden“ von Strindberg ist das alte Jammerlied des gebrochenen, an sich selbst verzweifelnden Menschen, der wie ein Schilfrohr von jedem Meinungs-Wind hin- und hergetrieben wird. Und diese traurigen Tagebuch-Fragmente und feuilletonistischen Skizzen haben mit „Legenden“ im reinen Kunstsinne absolut nichts zu thun. Sie wären Vorspiegelungen falscher Thatsachen, wären sie nicht pathologische Dokumente. M. G. Conrad.

Vermischtes.

Miniatur-Ausgaben von Goethes Gedichten und Goethes Faust, erster und zweiter Teil. Mit Einleitungen von K. Goedeke. Stuttgart, J. G. Cotta. Preis eleg. geb. je M. 3,—.

Das sind wohl die zierlichsten, in ihrer Schlichtheit vornehmsten Bände, die mir seit langem zu Gesicht gekommen. Hier hat Geheimrat Kröner mal einen Treffer gemacht. Wir alle, die wir eine sog. kritische Ausgabe im Spind haben, lesen diese Ungetüme zu wenig, sondern studieren sie nur. Und das ist meist weniger, als still für sich genießen. Da locken solche Ausgaben, wie die vorliegenden, in ihrer Schönheit förmlich zu sich heran. Ich weiß, daß diese beiden Bändchen nun monatelang nicht von meinem Tische kommen werden. Sonst steckte ich mir auf Reisen einen Band

Volkspoesie, einen Band Liliencron und Caralath ein, jetzt werden sie wieder der alten Exzellenz weichen müssen. Pardon, dem ewig jungen Walsgang! L. J.

Heinrich Seidels Erzählende Schriften. Lieferung 1—6. Stuttgart, J. G. Cotta. à 48 S. M. 0,50.

Seitdem der Liebeskindsche Verlag von der Cottaschen Riesenfirma aufgekauft worden ist, entfaltet dieser eine doppelte Rührigkeit. Dankbar anzuerkennen ist, daß er durch eine Lieferungs-Ausgabe den warmen, feinen Humor Seidels breiteren Schichten zugänglich macht. Wir hätten es freilich lieber gesehen, daß der grandiose Humor W. Raabes so weites Publikum gewinnt, wie der Seidels. Aber der Humor ist ja stets die schwächste Seite deutschen Geisteslebens gewesen, und so sei man froh, daß wenigstens die harmlosere Art Seidels ihre Liebhaber findet. Der norddeutsche Lebrecht Hühnchen macht sich hier also von neuem auf, um sich Freunde zu gewinnen. Man lasse ihn gern und oft herein. -i.

Deutsche Litteratur im Auslande.

In „Blackwoods Magazine" (Juli) hat Laurin Magnus einen vielbeachteten Essay über das deutsche Drama geschrieben. Am schlimmsten geht die Studie mit Wildenbruch um; die Zeit, den Reichsgedanken dramatisch zu verwerten, sei noch nicht gekommen. Am Schlusse beschäftigt sich die Kritik mit Hauptmann und Sudermann.

Im russischen „Westnik Jewropy" (Juni) wird A. Schnitzlers Einakter-cyklus behandelt. Der russische Kritiker meint, der die drei Stücke einende Gedanke „Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug", sei nicht neu. Schon Calderons „Leben ein Traum" walle im Grunde dasselbe zeigen. Schnitzler habe jedoch eine Frage, die seit jeher die Geister und Herzen bewegte, in eigener Art beleuchtet und sei zu einem weisen Gleichgewicht des Geistes gelangt, obwohl sein Ausgangspunkt eine freudlose Wahrheit sei. In diesem beinahe „lebensfreudigen", jedoch beschwichtigten, friedvollen Pessimismus liege die Neuheit und Modernität Schnitzlers. Schnitzler begnüge sich aber nicht mit skeptischer Untersuchung der Wirklichkeit, er sei auch bestrebt, die Rätselhaftigkeit des Lebens zu lösen, und komme zu dem Schlusse, daß die Rätsel unvermeidlich und das Leben ein Spiel ist, zu dem uns der Schlüssel fehle, daß die Ziele dieses Spieles uns unbekannt seien, daß wir daher spielen müssen, ohne uns um Wahrheit oder Lüge zu bekümmern.

Ludwig Jacobowskis „Laki" hat auch das Ausland stark beschäftigt. Das deutschfeindlichste Blatt Dänemarks „Politiken" läßt kein gutes Haar an ihm, indes die Römische „Rivista Pol. e Lett." nach ausführlicher Inhaltsangabe ihn als ein „neues Produkt seines Genies" rühmt. Eine ganze Studie widmet ihm der tschechische Dichter Jiri Karasek im „Nazhledy" (Prag), der das Werk nach eingehender Analyse ein Werk nennt von „wunderbar einheitlicher und kompakter Form". „Es sind lauter stilistische Hautreliefs, streng herausgearbeitete Erhabenheiten." In der „Blaamschen Schaal" berichtet der Kritiker, er habe das Buch lesen müssen wie Knaben thun, hintereinander weg, die Finger in den Ohren bis in die Nacht hinein. In dem tschechischen „Lumir" wird das Werk neben die „Versunkene Glocke" gestellt, indes die tschechische „Moderne Revue" den „unsicheren und schwankenden Aufbau" tadelt, um den Schluß des Buches als „mächtig" hinzustellen. H. T.

Büchertiſch.

Bahr, Hermann, Die ſchöne Frau Leander. Novellen. Berlin, S. Fiſcher; 8°. 143 S. M. 2,—.

Baker, W. A., Visions of Antichrist and his fines. St. Leonhards-on-sea. 8°. 28 S.

Beck, Dr. G., Der Urmensch. Kritische Studie. Basel, Ad. Geering. 8°. 62 S. M. 1,—.

Bierbaum, Otto Julius, Gugeline. Ein Bühnenſpiel in 5 Aufzügen mit Buchſchmuck von E. R. Weiß. Herausgegeben von Alfred Walter Heymel. Berlin, Schuſter & Löffler. 8°. 105 S. Geb. M. 3,—.

Bischoff, Heinrich, Ludwig Tieck als Dramatiker. Bruxelles, société belge de librairio. 8°. 124 S.

Brandstetter, Prof. Dr. Renward, Malaio-Polynes. Forschungen. 2. Reihe 1: Die Geschichte von Djojalankara. Ein makassarischer Roman. Luzern, J. Eisenring. 8°. 64 S. M. 2,—.

Buſchhorn, Carl, Jugendſtürme. Geſammelte Dichtungen. Mit Bildnis. Paderborn, Weſtfalia Verlag. 8°. 144 S. M. 2,—.

Caſtor, Dr., Das ſexuelle Moment im Flagellantismus. Berlin, Dr. R. Wrede. 8°. 29 S.

Chriſtomanos, C., Orphiſche Lieder. 2. Aufl. Zeichnungen von Heinr. Leſler. Wien, Karl Konegen. Schm. 8°.

Dreyer, Max, Hans. Drama in 3 Akten. Leipzig, G. H. Meyer. 8°. 144 S. M. 2,—.

Eckſtein, Ernſt, Die Kloſterſchülerin. Roman aus der Gegenwart. Dresden, C. Reißner. 8°. 206 S.

Evers, Proſ., Deutſche Sprach- und Stilgeſchichte im Abriß. Berlin, Reuther & Reichardt. 8°. 284 S. M. 4,50.

Fieſcher, Karl, Das Balderſpiel. Ein deutſcher Weihgeſang. Wien, Fr. Schalk. 8°. 100 S.

Hauſchner, Auguſte, Lehrgeld. Geſchichte einer Ehe. Berlin, Vita. 8°. 260 S. M. 3,—.

Hetzel, S., Wie der Deutſche ſpricht. Phraſeologie d. volkstümlichen Sprache. Leipzig, F. W. Grunow. 8°. 355 S.

Jentsch, Karl, Rodbertus. Stuttgart, Fr. Frommann (E. Hauff). 8°. 259 S. M. 3,—.

Kaiſenberg, Moritz v. Vom Geſandtſchaftsattaché. Briefe über Japan. Hannover, M. & H. Schaper. 8°. 319 S. M. 5,—.

Kohlhepp, Arthur, Hoch hinaus. Schauſp. in 4 Akt. 4. Aufl. Wien, Selbſtverlag. 8°. 86 S.

Klöpper, Dr. Clemens, Folklore in England und Amerika. Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers & Co.). 8°. 62 S. M. 1,60.

Laforeſt, Dubert de, Der Stellvertreter. Erzählung. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 110 S. M. 2,—.

Larliſch, Rudolf von, Über Zierſchriften im Dienſte der Kunſt. München, J. Albert. 8°. 39 S. M. 1,50.

Lupus, Dr. Alexis, Puschkins Eugen Onegin. Erster Gesang. Leipzig, K. L. Ricker. 8°. 93 S.

Derſelbe, Einige Worte über A. S. Puschkin, seine deutschen Übersetzer und seine deutschen Kritiker. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 35 S.

Derſelbe, Aus A. Puschkins Dichtungen. 2. Aufl. Ebenda. 8°. 16. S.

Mallarmé, Stéphane, Poésies. Frontispice v. F. Rops. Bruxelles, Edmond Deman. 8°. 148 S.

Maupaſſant, Guy de, Monſieur Perant. 3. Aufl. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 95 S. M. 2,—.

Müller, Dr. Joſef, Der Reformkatholizismus. I. Die wiſſenſchaftliche Reform. 2. Aufl. II. Die praktiſchen

Reformen. Zürich, Caeſar Schmidt. 8°. 128 u. 166 S. M. 1,60 u. M. 2,—.

Neresheimer, Eugen, Die Komödie der Liebe. E. Gedicht u. a. München, Auguſt Schupp. 8°. 89 S.

Neuſtätter, Dr. Otto, Das Frauenſtudium im Ausland. München, Auguſt Schupp. 8°. 48 S.

Oeſer, Rudolf, Die Beſteuerung des Kleinhandels. (Flugſchriften der deutſchen Volkspartei II.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 39 S. M. 0,60.

Penzig, Dr. Rudalph, Ernſte Antwarten auf Kinderfragen. 2. Aufl. Berlin, F. Dümmler. 8°. 271 S. M. 2,80.

Pilat, Anna, Warnemünder Geſchichten. Braunſchweig, Rich. Sattler. 8°. 198 S. M. 3,—.

Renk, Antan, Unter zwei Sannen. Nocturna. München, A. Schupp. 8°. 210 S.

Reiſer, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Heft 15. Kempten, J. Köſel. 8°. à M. 1,—.

Saul, Dr. D., Die Verfaſſungsreform in Württemberg. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. (Flugſchriften der deutſchen Volkspartei I.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 8°. 37 S. M. 0,60.

Schweizer, Dr. Victar, Ludalf Wienbarg. Beiträge zu e. jungdeutſchen Aeſthetik. Leipzig, Conſtantin Wild. 8°. 156 S.

Spitzner, Dr. Alfred, Pſychogene Störungen der Schulkinder. Ein Kapitel der pädagogiſchen Pathalagie. Leipzig, E. Ungleich. 8°. 45 S. M. 1,—.

Stave, Ludwig, Der Schreiber. Eine Geſchichte. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 109 S. M. 2,—.

Tucker, Benj. R., Sind Anarchiſten Mörder? Berlin, O. Zack. 8°. 16 S. M. 0,20.

Wengerow, S. A., Grundzüge der Geſchichte der neueſten ruſs. Litteratur. Berlin, J. Räde. 8°. 35 S. M. 1,—.

* Konſonanzen und Diſſonanzen, Gedichte eines ungariſchen Muſikers. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. 120 S. M. 2,50.

* Drei Menſchen. Studie van einer Frau. Dresden, E. Pierſan. 8°. 46 S. M. 1,—.

* Harztagebuch. Eine Harzreiſe mit eigenhänd. Aufzeichnungen und Skizzen. Mit dichteriſchen Beigaben van Frieda Schanz. Ill. van E. Schulz. Leipzig, C. F. Tiefenbach. 8°. Geb. M. 2,—.

Auf die Menſur!

Ich liebe es nicht, mit geſchloſſenem Viſier zu kämpfen, und es iſt wirklich nicht meine Schuld, daß Ernſt Gyſtraw vam Redakteur den Namen des „etwas graben“ Leſers nicht erfahren hat. Darum verſehe ich dieſe Antwart mit meiner vallen Unterſchrift.

Dach bevar die Klingen fliegen, wallen wir die Etikette wahren, wallen wir höflich ſein. Ich gebe alſa zu, der Ausdruck „albern“ war nicht nur etwas, er war ſehr grob, und Gyſtraws ſanft ſo tiefe Studie verdiente eine ſalche Polemik nicht. Ich bitte deswegen um Entſchuldigung, abwahl ich fürchte, daß ihn der Ausdruck „gänzlich unrichtig“ auch nicht befriedigen wird.

Auf die Erörterung des Unterſchiedes zwiſchen mächtiger Perſönlichkeit und Charaktergröße laſſe ich mich hier nicht ein. Gyſtraw iſt im Irrtum, wenn er meint, daß mich der Ausdruck „Charaktergröße“ ſanderlich aufregte. Wer hätte

gedacht, daß ſein Ideal gerade der Säulenheilige wäre! So ein Heiliger, der auf einem Bein ſteht, darin gebe ich ihm recht, hat durchaus nicht das Bedürfnis, ſich durchzuſetzen, und iſt darum, nach Gyſtrows Definition, zwar keine mächtige Perſönlichkeit, wenn auch die vollkommenſte Charaktergröße. Aber auch Ulrich von Hutten, auch Thomas Münzer — haben die wirklich gar nicht das Bedürfnis gehabt, ſich oder zum mindeſten ihre Sache durchzuſetzen? Und iſt es ſo ſicher, daß die Mittel, die ſie gebrauchten, unbedingt reine Mittel waren? Das beſtreite ich ganz entſchieden, ſo hoch mir der Charakter eines Ulrich von Hutten trotz alledem noch ſteht. So weit ein Politiker „Idealiſt" überhaupt ſein kann, iſt Hutten es geweſen — Münzer ſchon viel weniger.

Aber was mich aufregte, in Verwirrung und in Erſtaunen ſetzte, das war der „Realpolitiker", den der ſcharf blickende Hiſtoriker in Luther entdeckt haben will. Ich geſtehe, ich mußte noch einmal leſen, bevor ich mich vergewiſſerte, daß ich nicht träumte. Luther, der von wirklicher Politik *ſo gut wie nichts* verſtand, der ſich auf dieſem Gebiet immer vollkommen *fremd* und *unheimiſch* fühlte, der von ſeinen eigenen Anhängern nur mit ſchwerer Mühe dazu bewogen wurde, dem Schmalkaldiſchen Bündnis die Sanktion zu erteilen, weil ſein theologiſches Gewiſſen ſich dagegen ſträubte, dem Kaiſer, dem grimmigſten Feind ſeiner Lehre, im Kampfe gegenüberzutreten, — Luther ſoll ein Realpolitiker geweſen ſein! Schlimmer kann man die Thatſachen wahrlich nicht mißverſtehen. Leopold Ranke, der Diplomat unter den Hiſtorikern, begleitet dieſes ſeltſame Verhalten Luthers gegenüber dem Schmalkaldiſchen Bündnis mit der halb anerkennenden und halb verdrießlichen Bemerkung: „klug war das nicht, aber groß!" Die Behauptung Gyſtrows, Luther habe das Emporkommen der Fürſtengewalt vorausgeſehen, iſt eben — eine Behauptung. Ich geſtehe, ich habe an Luther nie das geringſte von politiſchem Scharfblick bemerkt, und mir ſcheint, Gyſtrow verwechſelt zwei große hiſtoriſche Emanationen ein und desſelben Zeitgeiſtes, eben der emporkommenden Neuzeit, mit einem *bewußten* und *planmäßigen* Zuſammenarbeiten. Das iſt eben die Pſychologieloſigkeit, die ich ihm in dieſem Punkt zum Vorwurf mache. Ich bedauere ſelbſt, daß ich nur Behauptung gegen Behauptung ſtellen kann — aber eine Geſchichte der Reformation kann ich an dieſer Stelle doch nicht ſchreiben.

Nun aber die Bauern? Und dann die „jeſuitiſche Dialektik", dieſer ganz fatale „Unterthanengehorſam" — wie ſoll man den Reformator davon reinwaſchen? Auch mir, der ich nicht im ſechzehnten, ſondern am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts lebe, ſind dieſe Dinge höchſt fatal, nur daß ich es für Pflicht der geſchichtlichen Sittlichkeit halte, nicht die Bedürfniſſe meines Zeitalters in die Vergangenheit gewaltſam hineinzukonſtruieren. Wie ſich eine ſolche Sittlichkeit doch gleich belohnt, wie man dann gleich alles beſſer verſteht und ſchließlich anerkennen muß, — daß Luther im Recht iſt! Jawohl, dieſe „jeſuitiſche Dialektik" erſcheint als die ganz natürliche Konſequenz ſeiner Gedankenwelt. Luther ſchuf keinen neuen *Inhalt*, ſondern, was damals wichtiger war, ein neues *Formalprinzip* — den Individualismus. Er erhob die Selbſtverantwortlichkeit und Selbſtentſcheidung des Individuums in religiöſen Gewiſſensfragen zum Prinzip. Die „Freiheit des Chriſtmenſchen" kann ich beim beſten Willen nur als den Ausdruck des Glücksgefühls einer von dieſem neuentdeckten Prinzip berauſchten Perſönlichkeit empfinden. Aber, noch einmal, dieſes Prinzip war rein *formaler* Art und beſagte nur, daß ich dieſes oder jenes nicht gerade deshalb thun ſoll, weil es mein

Großvater oder Urgroßvater auch ſchon thaten, ſondern — nun ja, weil Ich eben Ich bin, weil dieſes Thun oder Nichtthun meiner innerſten Überzeugung am meiſten entſpricht. Was ich aber nun thun oder nicht thun ſoll — dieſe Frage hat Luther allgemeingültig nie beantwortet. Aus innerſter Überzeugung kann ich ſo gut getreuer Royaliſt, wie hitzköpfiger Radikaler werden — beides läßt ſich aus der Selbſtverantwortlichkeit des Individuums ganz gut ableiten. Darin kann ich abſolut nicht „jeſuitiſche Dialektik“ finden. Vielleicht wendet mir Gyſtrow ein, daß dann Luther nichts weiter gefunden habe, als ein Formalprinzip. Nein, nichts weiter — aber es war ungeheuer viel. Man hätte ohne dieſes Prinzip aus dem mittelalterlich-feudalen Staat nie hinausgelangen können. Luther dachte freilich nicht an politiſche Konſequenzen. Er wollte ſich einfach mit ſeinem Gewiſſen auseinanderſetzen, und das that er in unerhörten Seelenkämpfen — Realpolitiker ſind ſkrupelloſer! Auf dieſem, ſeinem eigenſten Gebiet hat er eine ganz unbeugſame, eine heldenhafte Charaktergröße bewieſen. Beweis: ſein Vorleben im Kloſter, der Reichstag in Worms. Sobald es aber galt, die neue Form mit Inhalt anzufüllen, machte er Konzeſſionen — weil er davon nichts verſtand, weil dieſe Dinge ihm gleichgültig waren. Thomas Münzer aber und die Bauern mußte Luther bekämpfen, weil dieſe ſein Grundprinzip leugneten und die Geſellſchaft auf mittelalterlich-ſtändiſcher, auf ſozial-hierarchiſcher Baſis aufbauen wollten. Luthers furchtbarſte Schrift gegen die Bauern wurde vor der Schlacht bei Frankenhauſen geſchrieben, als man für Thüringen weit eher einen Sieg der Bauern zu erwarten hatte. Und nach der Schlacht ſchrieb er in den ſchärfſten Ausdrücken gegen die fürſtlichen und adeligen Henker. Alles dieſes war ihm eine furchtbar ernſte Gewiſſensfrage, von Realpolitik keine Spur!

Bismarck hat in ſeinem elementaren Temperament freilich manche Ähnlichkeit mit Luther aufzuweiſen — aber nicht wegen, ſondern trotz ſeiner Realpolitik!

Ulrich von Hutten wollte es machen, wie die Italiener der Renaiſſance. Er wollte einfach ein richtiges Prinzip aus einer fernen Vergangenheit auf eine ganz anders geartete Gegenwart übertragen, bevor es noch im Gemüt der Zeitgenoſſen neugeboren und umgeſchmolzen war. So handelte im beſten Fall ein Charakter und ein großes agitatoriſches Talent — ein wirklicher Staatsmann, aber auch ein grübleriſch dämoniſches Gewiſſensgenie, wie Luther, handelte anders. Es ſtand ja nicht die Frage der Reichsgründung zur Debatte, ſondern die Geburt einer neuen Weltanſchauung.

Wer mein beſcheidenes Wirken verfolgt hat, wird wiſſen, daß ich den Wert der dreißiger oder vierziger Jahre für die deutſche Geiſtesentwickelung nicht unterſchätze — im Gegenteil! Das aber hindert mich nicht, zu erklären, daß die Wortführer jener Tage die Reformation mißverſtanden haben und für dieſes große hiſtoriſche Ereignis nur liberale oder manchmal auch reaktionär-romantiſche Kraftphraſen übrig hatten. Jetzt aber iſt das Reich gegründet, und wir haben keine Veranlaſſung mehr, die Reformation anders als aus ihrer Zeit heraus zu begreifen.

Johannisburg, Oſtpr. S. Lublinski.

Der heutigen Nummer der „Geſellſchaft“ liegt ein Proſpekt von E. Pierſons Verlag (Rich. Lincke) in Dresden bei, worauf wir beſonders aufmerkſam machen.

Verantwortlicher Leiter: Dr. Ludwig Jacobowski in Berlin SW. 48, Wilhelmſtr. 141.
Verlag und Druck der „Geſellſchaft“ von J. C. C. Bruns in Minden i. Weſtf.

3 0000 093 401 747